

BREMISCHES JAHRBUCH

In Verbindung mit der
Historischen Gesellschaft Bremen
herausgegeben vom

STAATSARCHIV BREMEN

BAND 99 · 2020

Selbstverlag des Staatsarchivs Bremen

Das BREMISCHE JAHRBUCH erscheint seit 1863.

REDAKTION:
Konrad Elmshäuser

REDAKTIONSAUSSCHUSS:
Jörn Brinkhus, Brigitta Nimz, Bettina Schleier

Die Redaktion bittet, Zuschriften, Manuskripte und Rezensionsexemplare an das Staatsarchiv Bremen, Am Staatsarchiv 1, 28203 Bremen, zu richten.

Sie finden Band 1 (1863) bis Band 97 (2018) des Bremischen Jahrbuchs vollständig im Internet unter:
<http://brema.suub.uni-bremen.de/periodical/titleinfo/23118>

Anmeldungen zur Mitgliedschaft in der
Historischen Gesellschaft Bremen,
die zum freien Bezug des Jahrbuchs berechtigt, nimmt
die Geschäftsstelle unter derselben Adresse und über
info@historische-bremen.de gerne entgegen.
Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 30,- Euro.

Die Historische Gesellschaft Bremen dankt der Sparkasse Bremen
für die Gewährung großzügiger finanzieller Unterstützung
zum Druck des Bremischen Jahrbuchs.

Satz und Lithografie: taips. Bremen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier von
Geffken & Köllner, Bremen

ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-89-8

Inhalt

Titelbild und Erläuterung

Ein Ablassprivileg von 1437 für den maroden Bremer Dom und die heilige Corona Von <i>Andreas Röpcke</i>	11
---	----

Aufsätze

Frühe Bildhauerkunst in Bremen. Überlegungen zum Stand der Forschung Von <i>Alfred Löhr</i>	17
Ein Pfandleiher, sein Siegel und eine »Judensau« – Antijudaismus im spätmittelalterlichen Bremen Von <i>Konrad Elmshäuser</i>	54
Der Heiligenberg – ein Ringwall birgt Geschichte Von <i>Simone Arnhold</i>	90
Schwieriger Start – Hermann Henrich Meier, die Kapitalmobilisierung für den Norddeutschen Lloyd und die deutsche Finanzbranche um 1850 Von <i>Harald Wixforth</i>	95
»Erst handeln, dann melden«. Deutsche Fischdampfer als Nordsee-Vorpostenboote im Ersten Weltkrieg Von <i>Heiko Herold</i>	119
Die gewaltsame Liquidierung der Bremer Räterepublik. Der 4. Februar 1919 und seine politischen, militärischen und sozialgeschichtlichen Voraussetzungen Von <i>Jörn Brinkhus</i>	149
Von Revolutionären zu Verteidigern der parlamentarischen Republik. Franz Starker, Friedrich Frese und Hans Hackmack in den 1920er Jahren Von <i>Ulrich Schröder</i>	200
Von der großbürgerlichen Villa zum Behördensitz: die Geschichte der Häuser Contrescarpe 22/24 Von <i>Bernhard Springfeld</i>	242

Der Wiederaufbau der Arbeitsgerichtsbarkeit in Bremen nach 1945 Von Werner Kind-Krüger	278
---	-----

Rezensionen und Hinweise

Auffarth, Christoph und van de Kamp, Jan (Hrsg.): Die »andere« Reformation im Alten Reich. Bremen und der Nordwesten Europas (Peter Ulrich)	289
Banditt, Marc: Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung (Thomas Elsmann)	291
Berck, Marga: Le Nuage d'or. Autour d'un cercle littéraire et artistique de l'Allemagne à la Belle Époque (1903–1913) (Thomas Elsmann)	293
Bolte, Günter: Gerhard Rohlf's. Anmerkungen zu einem bewegten Leben (Jürgen Tremper)	295
Brand-Kruth, Dieter: Auf nach Bremen. Den Stadtmusikanten auf der Spur (Konrad Elmshäuser)	296
Burger, Jürgen: Vom Lehrerverein zur Bildungsgewerkschaft 1826–2016. Eine kurze Geschichte der Bremer GEW und ihrer Vorgängerorganisationen (Matthias Loeber)	299
Dachale, Helmut und Momsen, Carsten: Als Opfer zu Tätern wurden. Eine Tragödie aus deutscher Nachkriegszeit (Hans Wrobel)	300
Eckler-von Gleich, Cecilie: Vom Freihafen zur Überseestadt (Jürgen Tremper)	302
Fiedler, Beate-Christine und van den Heuvel, Christine: Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten. Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext zwischen 1648 und 1721 (Hartmut Müller)	303
Focke, Harald: Der Norddeutsche Lloyd 1945 bis 1970 (Christian Ostersehlte)	305
Focke-Museum (Hrsg.): Hans Saebens. Bilder für Bremen. 1930 – 1969 (Jürgen Tremper)	306
Greve, Anna: Koloniales Erbe in Museen. Kritische Weißseins- forschung in der praktischen Museumsarbeit (Jörn Brinkhus)	308
Halle, Uta und Huhn, Ulrike (Hrsg.): Bremen-Gröpelingen, Bromberger Straße 117: Schützenhof – Internierungslager – Polenlager – KZ-Außenlager – Wohn- und Arbeitsort (Eva Determann)	309
Karaschewski, Jörg M.: Die Geschichte der Bremer Flagge (Alfred Löhr)	313

Kruse, Meike: »Bester Schutz gegen die Sozialdemokratie? Gemeinnütziger Wohnungsbau in Lübeck 1861–1918 (Bettina Schleier)	314
Küster, Bernd: Das Barkenhoff-Buch (Ulrich Schröder)	316
Lienkamp, Andreas: Aufstand für das Leben. »Die Bremer Stadtmusikanten« und »Der Hauptmann von Köpenick« – zum 200. Geburtstag des Grimm'schen und zum 90. des Zuckmeyer'schen Märchens (Konrad Elmshäuser)	296
Müller, Hartmut: »Wie sollt ich je vergessen«. KZ-Außenlager Oberheide. Erinnerter Geschichte (Eva Determann)	309
Ritter, Rüdiger: Solidarität mit Schwierigkeiten. Das Bremer Koordinationsbüro der polnischen Gewerkschaft <i>Solidarność</i> und das Engagement Bremens für Polen in den 1980er Jahren (Anna Czech)	318
Schmidt, Eberhard: Wohin in dieser Welt? Der Maler Franz Radziwill (Jörn Brinkhus)	320
Voßmeyer, Lothar: Bremens Aufbruch zur Demokratie 1848/49 (Maria Hermes-Wladarsch)	321
Wixforth, Harald: Vom Stahlkonzern zum Firmenverbund. Die Unternehmen Heinrich Thyssen-Bornemiszas von 1926 bis 1932 (Jörn Brinkhus)	323
Wolbring, Michael: Melchior Goldast und der »Codex Manesse«. Mit besonderer Berücksichtigung seiner »Hypomnemata in aulicorum Poetarum Carmina amatoria« (Thomas Elsmann)	326
Wolf, Johanna: Assurances of Friendship. Transnationale Wege von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie, 1950–1980 (Jörn Brinkhus)	323
Zimmermann, Gunnar B.: Bürgerliche Geschichtswelten im Nationalsozialismus. Der Verein für Hamburgische Geschichte zwischen Beharrung und Selbstmobilisierung (Konrad Elmshäuser)	329
Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen. Bd. 17, 2020	332
Jahrbuch der Männer vom Morgenstern. Bd. 97, 2019	332
Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 105, 2019 ..	332
Zeitschrift für Lübeckische Geschichte. Bd. 99, 2019	333
Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF). Bd. 109, 2019	333
Oldenburger Jahrbuch. Bd. 119, 2019	334

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 91, 2019	334
Hansische Geschichtsblätter – Hanseatic History Review. Bd. 137, 2019	334
Deutsches Schifffahrtsarchiv. Bd. 40, 2019	335
Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde	336
Historische Gesellschaft Bremen Jahresbericht 2019	338
Anschriften der Autoren und Rezensenten	342



Abbildung umseitig:

Heilige Corona aus dem Bremer St.-Petri-Dom, heute Bremer Landesmuseum/
Focke-Museum, um 1410–20. Auf dem Haupt und in der linken Hand als
Attribut die Krone (Corona), der rechte Unterarm fehlend. Eichenholz, in den
Gewandfalten noch Reste der ursprünglichen Bemalung, Höhe 115 cm. Foto:
Joachim Koetzle, Staatsarchiv Bremen

Ein Ablassprivileg von 1437 für den maroden Bremer Dom und die heilige Corona

Von Andreas Röpcke

Die Gewährung von Ablassprivilegien, um Kirchenbaugelder zu requirieren, war im Mittelalter ein verbreitetes Mittel zur Aufbesserung der Kirchenfinanzen.¹ Der ausufernde Ablasshandel der Vorreformationszeit hatte z. B. sehr wesentlich mit den enormen Kosten zu tun, die für den Bau des Petersdomes in Rom aufzubringen waren. Ablasskampagnen in der ganzen katholischen Christenheit wurden dafür durchgeführt. Bei der Reparatur einzelner Kirchen und Kapellen konnten auch spezielle Sonderablässe helfen wie der hier vorgestellte.

Durch die Aufzeichnungen des Dombaumeisters Johann Hemeling (1358–1428) wissen wir, dass es Sammlungen und Ablässe zugunsten der Dombaukasse schon seit 1224 gegeben hat.² 1382 gewährte Erzbischof Albert II. (1360–1395) einen Ablass von 40 Tagen und einer Karene für die, die für die Baukasse spendeten. Er versäumte nicht, auf die Schäden an Dächern und Türmen hinzuweisen; insbesondere der größere und höhere Turm sei bedroht. Außerdem zählte er neun Heilige auf, deren vollständige Körper (*integra corpora*) im Dom verwahrt wurden, darunter neben Cosmas und Damian Victor und Corona,³ um die Attraktivität der Kathedrale als Gnadenort zu unterstreichen.⁴

- 1 Nikolaus Paulus, Geschichte des Ablasses im Mittelalter, Bd. 2, 2. Aufl. Darmstadt 2000, S. 182–184; Sönke Thalmann, Ablaßüberlieferung und Ablaßpraxis im spätmittelalterlichen Bistum Hildesheim (Veröff. der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 254), Hannover 2010, S. 57.
- 2 Johann Hemelings »Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis« von 1415/20, hrsg. v. Lieselotte Klink (Veröff. der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen XXXVII. Quellen und Untersuchungen zur Geschichte Niedersachsens im Mittelalter 10), Hildesheim 1988, verweist auf die Drucke im Bremischen Urkundenbuch, hier BUB I, Nr. 129, 1224 März 18: Wer bei Sammlungen zugunsten der baufälligen Domkirche spendet, soll 20 Tage Ablass erhalten.
- 3 Zur Corona-Verehrung in Bremen, insbesondere zu den Bildwerken der heiligen Corona im Bremer Dom grundlegend Alfred Löhr, Die Heilige Corona und ihre mittelalterlichen Darstellungen in Bremen, in: Bremisches Jahrbuch 66, 1988 (Festschrift für Wilhelm Lührs und Klaus Schwarz), S. 47–58. Corona soll in Syrien oder Ägypten im Jahr 177 den Märtyrertod gestorben sein, indem sie, an zwei niedergebeugte Palmen gefesselt, bei deren Hochschnellen zerrissen wurde, ebd., S. 48, u. Hiltgart Keller, Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten, 7. Aufl. Stuttgart 1968, S. 160.
- 4 BUB IV, Nr. 11. 1382 März 12. Eine Karene war eine 40-tägige Bußzeit, sodass der tatsächliche Ablass 80 Tage umfasste.

Erzbischof Otto II. (1395–1406) schloss sich im Jahre 1396 an: Unter Verweis auf die 13 Heiligen, deren Körper im Dom ruhten (nun erscheinen in der Aufzählung neben Victor und Corona auch die Märtyrer Cancius, Cancianus und Cancianilla⁵), wird denjenigen, die die Sammlungen für den Dombau unterstützen, ein Ablass von 40 Tagen und einer Karene zugesichert. Ältere Ablassprivilegien werden bestätigt, und es wird explizit auf einen 100-Tage-Ablass hingewiesen, den Papst Johannes XXII. (1316–1334) den Unterstützern der Dombaukasse eingeräumt habe.⁶ Schon im Jahr 1400 wurde Erzbischof Otto erneut aktiv: 40 Tage und eine Karene Ablass sollten Spender für die Dombaukasse erhalten, frühere Ablassprivilegien wurden wiederum ausdrücklich bestätigt.⁷ 1415 sahen sich Erzbischof Johann (1406–1420) und das Domkapitel genötigt, sich erneut wegen des durch Stürme und Unwetter ruinösen Zustands des Domes an die Geistlichkeit der Diözese zu wenden und um Hilfe zu bitten.⁸ Spender für die Kirchenbaukasse sollten in die Bruderschaft St. Petri aufgenommen werden und aller Gebete und guten Werke teilhaftig sein, und zwar Personen beiderlei Geschlechts. Bei jährlichen Spenden wurden u. a. ein Begräbnis und eine Totenmesse in Aussicht gestellt, die aktuell Spendenden sollten jeder 40 Tage Ablass erhalten.

Auf 40 Tage hatte das Laterankonzil von 1215 den von Bischöfen zu gewährenden Ablass beschränkt – eine Zahl, die durch den Eintrag in den Liber Extra auch kirchenrechtliche Relevanz erhielt.⁹ Das Hinzufügen einer 40-tägigen Karene wie bei den genannten Ablässen für den Bremer Dom weichte diese Beschränkung eigentlich schon auf. Bei päpstlichen Ablässen ist im Bistum Hildesheim bereits am Ende des 13. Jahrhunderts und dann im 14. Jahrhundert eine Ablasshöhe von einem Jahr und 40 Tagen beobachtet worden,¹⁰ 100 Tage hatte wie erwähnt ja auch schon Papst Johannes XXII. dem Bremer Dom gewährt.

Die Finanzsorgen der Dombaukasse müssen fortbestanden haben, denn das Bremer Domkapitel wandte sich am 26. Juni 1432 mit folgendem Plan an den Papst:¹¹ Man wolle die Gebeine der heiligen Märtyrer Cantius, Cantianus

5 Cantius, Cantianus und Cantianilla waren der Überlieferung nach drei christliche Geschwister, die bei den Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian von Rom nach Aquileja flohen, wo sie aber auch ergriffen und enthauptet wurden; über ihrem Grab wurde eine Kirche errichtet, deren Nachfolgebau als San Canzian in San Canzian d'Isonzo heute noch steht, siehe Joachim Schäfer in: Ökumenisches Heiligenlexikon, https://www.heiligenlexikon.de/BiographienC/Cantius_Cantianus_and_Cantianilla.htm, Aufruf 10.07.2020 u. Keller, Lexikon (wie Anm. 3), S. 347f.

6 BUB IV, Nr. 177.

7 BUB IV, Nr. 265. 1400 o. D.

8 BUB V, Nr. 70. 1415 März 11.

9 Thalmann, Ablaßüberlieferung (wie Anm. 1), S. 46f.

10 Thalmann, Ablaßüberlieferung (wie Anm. 1), S. 52f.

11 Repertorium Germanicum. Verzeichnis der in den päpstlichen Registern und Kameralakten vorkommenden Personen, Kirchen und Orte des Deutschen Reiches, seiner Diözesen und Territorien vom Beginn des Schismas bis zur Reformation, hrsg. v. Deutschen Historischen Institut in Rom, Bd. V, 1/1, Tübingen

und Cantianilla, die in der Wand des Chores bestattet seien, sowie die der Heiligen Corona, die in der gegenüberliegenden Wand des Chores bestattet sei, aus ihren Gräbern erheben und ihnen im Chor bei Cosmas und Damian oder anderswo eine neue Ruhestätte geben. Dieser Festtag der Erhebung der Gebeine sollte mit einem Ablass bedacht werden, ebenso die Festtage der genannten Heiligen. Dies waren in Bremen der 31. Mai für Cantius, Cantianus und Cantianilla und der 14. Mai für Victor und Corona.¹² Der Kult dieser sonst nicht so bekannten Heiligen, deren Reliquien angeblich schon Erzbischof Adaldag (937–988) aus Italien mitgebracht hatte, sollte belebt werden, um spendenfreudige Gläubige in den Bremer Dom zu locken.¹³ Es fehlte der Bremer Supplik nicht der Hinweis darauf, dass umfangreiche Reparaturen am Bauwerk des Domes notwendig seien.¹⁴ Eine weitere Supplik vom selben Datum erbat Ablässe für den Peterstag (Juni 29) und das Kirchweihfest des Domes (September 9).¹⁵

Damit nicht genug. Am 29. August 1437 wurde das Bremer Domkapitel erneut bei Papst Eugen IV. in Bologna vorstellig, um einen besonderen Ablass für die Gläubigen zu erbitten, die für die bauliche Erhaltung des Domes spendeten. Kostspielige Reparaturen waren am Bremer Dom erforderlich, und man hoffte, die Spendenbereitschaft durch solche besonderen Gnaden-

2004, Nr. 872, dort Cautius, Cautianus und Cautianilla geschrieben. Nach Hemeling (wie Anm. 2), S. 137, lag Corona in der Südwand des Chores bestattet, die anderen drei Märtyrer, »de noch nicht vorheven sint«, in der Nordwand. Die Formulierung »noch nicht« beweist, dass sich Hemeling schon mit dem Gedanken einer Elevation beschäftigte, wie sie 1335 mit den Gebeinen von Cosmas und Damian zelebriert worden war. Darauf weist auch Löhr (wie Anm. 3, S. 48) in Bezug auf Corona hin. In den bremischen Quellen herrscht die Schreibung Cancius, Cancianus, Cancianilla vor.

12 Hermann Grotefend, *Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit*, Bd. II, 1, Hannover 1892, S. 20.

13 Für Corona erwähnt schon ein Nachtrag bei Adam von Bremen die Translation durch Adaldag, vgl. *Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches*, Darmstadt 1978, S. 244; die anderen drei werden auch als Mitbringsel Adaldags genannt in der *Historia Archiepiscoporum Bremensium*, hier zitiert nach der Fassung von Rinesberch und Schene in: *Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Bremen (Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert, Bd. 37)*, Bremen 1968, S. 14, hier nicht spezifiziert, sondern als Plural »Cancianorum« aufgeführt. Vgl. auch *Historia archiepiscoporum Bremensium*, in: *Geschichtsquellen des Erzstiftes und der Stadt Bremen*, hrsg. von J. M. Lappenberg, Bremen 1841, S. 9. Es heißt dort: »Hae sunt reliquiae sanctorum, quas Adaldagus de urbe Roma ab Italia reportavit, corpora Quiriaci et Cesarii diaconorum, item Victoris et Coronae, Cancianorum, Felicis et Feliciani, Cosmae et Damiani martirum, quorum festa agi constituit per diocesim suam; ipsas reliquias cum multa devotione distribuit. Maxima tamen pars apud ecclesiam Bremensem remansit.« Der Abschnitt gehört zum ältesten Teil der *Historia* (bis 1307) und erwähnt die Cantianen in Bremen wohl zuerst.

14 *Repertorium Germanicum* (wie Anm. 11), Nr. 872.

15 Ebd.

erweise anzureizen.¹⁶ Die Supplik ist nicht von demütiger Zurückhaltung geprägt, sie wirkt unbescheiden, um nicht zu sagen unverschämt. Der Papst wird um ein Ablassprivileg gebeten, das den Besuchern des Domes, die für die Baukasse spenden, an den gewohnten Festtagen sowie den Festtagen der Heiligen, die im Bremer Dom ruhen (das sind weitere neun Tage¹⁷), jeweils 10 Jahre Ablass zusichert, außerdem 40 Tage an der Oktave eine Woche später. An den sechs Tagen nach Pfingsten sollte es je drei Jahre Ablass geben und jeweils 40 Tage obendrauf. Da machte der Papst nicht mit. Stattgegeben wird der Supplik für lediglich ein Fest, bei dem die Spender dann sieben Jahre Ablass erlangen können. Die umfangreiche Ablasswunschliste kam also nicht zum Zuge. Sieben Jahre bei einem Fest – das war ein Bruchteil dessen, was das Bremer Domkapitel in seiner Supplik erbeten hatte und insofern sicher eine Enttäuschung.

Interessant ist nun, wie das päpstliche Privileg die Entscheidung konkretisierte. Das Fest, an dem der Ablass von sieben Jahren zu erringen war, sollte das der Translation der Gebeine der heiligen Märtyrer Corona sowie Cantius, Cantianus und Cantianilla sein,¹⁸ das Fest also, das in der Supplik von 1432 angekündigt wurde.

Hat der neue Ablass dem Dom geholfen? Die Corona-Verehrung in Bremen zog Pilger an: Das belegen Corona-Pilgerzeichen, die im Wesersand bei der Wichelnburg gefunden wurden und im Focke-Museum verwahrt werden.¹⁹ Aber auch hochwertige Bildwerke aus dem Bremer Dom unterstreichen die dort im Spätmittelalter rege Verehrung der frühchristlichen Märtyrerin. Zu diesen Werken gehört auch die im vorstehenden Titelbild gezeigte Holzskulptur der heiligen Corona. Diese ist wohl um 1410–20, also kurz vor der Zeit, als sich der Bremer Dom um den hier behandelten Ablass bemühte, als Teil eines Figurenzyklus entstanden, der möglicherweise an prominentem Ort, nämlich auf dem Lettner zwischen Chor und Mittelschiff stand.²⁰

Fakt ist aber auch: Der neue Festtag setzte sich in Bremen trotz der Corona-Verehrung nicht durch, er ist in keinem der überlieferten Heiligenkalender des Bremer Domes enthalten.²¹ Wir kennen sein Datum nicht. Man

16 Siehe Anhang 1.

17 Hemeling (wie Anm. 2), nennt S. 64 dreizehn Heilige, deren ganze Körper in Bremen ruhen, von denen einige wie Cosmas und Damian und Victor und Corona jedoch einen gemeinsamen Festtag haben.

18 Siehe Anhang 2.

19 Löhr, Corona (wie Anm. 3), S. 55 Abb. 3. Vgl. hierzu auch Jürgen Wittstock, Der Bremer Pilgerzeichen-Fund, in: Der Jakobus-Kult in »Kunst« und »Literatur« (Jakobus-Studien 9), Tübingen 1998, S. 85–107, und Dieter Bischof, Frohe Botschaft aus der Kloake. Religiöse Funde aus Bremen, in: Religiosität in Mittelalter und Neuzeit, Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 23, 2011, S. 51–62, zu Corona und Bremen S. 56. Zum Pilgerwesen in Norddeutschland vgl. zuletzt Katalog der Ausstellung Pilgerspuren. Orte – Wege – Zeichen, Lüneburg und Stade 2020.

20 Vgl. hierzu Löhr, Corona (wie Anm. 3), S. 50 ff.

21 Grotefend (wie Anm. 12), S. 18–23.

muss sich angesichts dessen sogar die Frage stellen, ob das Domkapitel die angekündigte Translation überhaupt durchgeführt hat? Dass der Papst nur dieses Fest mit einem mehrjährigen Ablass auszeichnete, könnte auch als Indiz dafür interpretiert werden, dass er etwas Druck in dieser Richtung ausüben wollte, denn die Absicht der Elevation der Gebeine war ja schon 1432 erklärt worden. Wenn die Translation unterblieb, war der Effekt der umfangreichen Ablassinitiative des Domkapitels von 1437 vollständig verpufft. Außer Spesen nichts gewesen. Das Papstprivileg wurde im Archiv des Domkapitels jedenfalls nicht gehütet. Es ist weg, der Text ist nur im Vatikanischen Archiv überliefert. Zum Glück hat die bauliche Substanz des Domes trotz dieses Fehlschlags und aller Unkenrufe zuvor durchgehalten – bis heute. Der Dom steht, das Stadtbild prägend – Corona hin oder her.

Anhang 1

1437 August 29 Bologna

Das Bremer Domkapitel bittet den Papst, den Gläubigen, die den Bremer Dom besuchen und für die Behebung der Baumängel spenden, besonderen Ablass zu gewähren, damit sie umso bereitwilliger helfen.

Beatissime pater. Cum in ecclesia Bremensi que inter alias Germanie partium cathedrales etiam metropolitatas ecclesias non mediocriter insignis existit, plurima sanctorum martirum et virginum corpora inibi venerabiliter recondita et multorum aliorum sanctorum reliquie ad consultationem illic confluentis populi preciosissimis ornatibus conserventur ipsaque ecclesia in edificiis et structuris suis reparacione indigeat adeo sumptuosa, ita quod non tantum oportuna ymo necessaria sint fidelium pia suffragia ut igitur ecclesia prefata sedula devocione frequentetur altissimus in sanctis suis inibi frequencius collaudetur dictique fideles pro reparacione premissa manus eo promptius porrigant adiutrices, quo ex hoc ibidem dono celestis gracie uberius conspexerint se preventos. Supplicatur humiliter s(anctitati) v(estre) pro parte devotorum virorum prepositi, decani et capituli dicte ecclesie, quatenus omnibus et singulis ad ipsam ecclesiam confluentibus deumque et sanctos eius inibi venerantibus et pro eadem reparacione pias elemosinas erogantibus in singulis festibus et aliis per canonicam dari solitis ac cuiuslibet sanctorum in illa requiescentium diebus decem annos et totidem quadragenas in octavis vero earumdem^{a)} festivitatum, et sex diebus festum penthecostis immediate sequentes tres annos et totidem quadragenas de iniunctis eis poenitentiis dignemini sine presumptionem temporis numerum relaxare, cum non obstante et clausulis oportunis. Concessum de septem annis pro uno festo. In presencia domini nostri pape C. Ariminen. Datum Bononie quarto Kl. Septembris anno septimo.

Zeitgenössische Abschrift, AS Vatikan, Reg. Suppl. 339, fol. 226v–227r

Erwähnt Repertorium Germanicum (wie Anm. 11), Nr. 872.

^{a)} Vorlage verschrieben: eraumdem

Anhang 2

1437 August 29 Bologna

Papst Eugen IV. gewährt den Besuchern des Bremer Domes, die für die bauliche Erhaltung spenden, einen besonderen Ablass

Eugenius^a etc. universis Christi fidelibus presentes litteras inspecturis salutem etc. Licet de cunctis orbis ecclesiis illarumque stata et conservacione prout ex nobis iniuncti debito pastoralis tenemur officii solícite cogitemus ad venerabilem tamen Bremensem ecclesiam tanto singularius nostre dirigitur consideracionis intuitum quanto pocioris eam in partibus illis venustatis amminiculis clarere cognovimus, ac plurimorum sanctorum reliquiis copiosius esse refertam, dignum perstringentes ut Christi fideles quoslibet ad impartienda de quibus ipsius ecclesie decus et honor peramplius restaurari poterunt suffragia spiritualibus cum muneribus indulgentiis videlicet et peccatorum remissionibus ferventius excitemus.

Cum itaque sicut accepimus in ipsa ecclesia plurima martirum et virginum corpora aliorumque sanctorum reliquie venerabiliter preciosissimis cum ornatibus recondita conserventur, ipsaque in suis structuris et edificiis reparacione non modica indigere noscatur, nos cupientes ut ecclesia ipsa congruis honoribus frequentetur ac in eisdem structuris et edificiis reparetur et conservetur, necnon fideles ipsi libentius eo causa devotionis ad eandem confluant et ad reparacionem et conservacionem huiusmodi manus promptius porrigant adiutrices, quo ex hoc ibidem dono celestis gracie ueberius conspexerint se refertos de omnipotentis dei misericordia et beatorum Petri et Pauli apostolorum eius auctoritate confisi omnibus vere penitentibus et confessis, qui in festo translationis sanctorum Cantii, Cantiani, Cantianille et Corone ecclesiam devote visitaverint annuatim et ad reparacionem et conservacionem huiusmodi manus adiutrices porrexerint septem annos et totidem quadragenas de iniunctis eis penitentiis misericorditer relaxamus, presentibus perpetuis futuris temporibus duraturis. Volumus autem quod si alias visitantibus ecclesiam vel ad reparacionem et conservacionem eiusdem manus adiutrices porrigentibus aut alias inibi pias elemosinas erogantibus seu alias aliqua alia indulgentia imperpetuum vel ad certum tempus nondum elapsum duratura per nos concessa fuerit presentes littere nullius existant roboris vel momenti.

Datum Bononie anno incarnationis dominice millesimo quadringentesimo tricesimo septimo quarto Kl. Septembris anno septimo; Ja. C. Aprutin.²²

Zeitgenössische Abschrift AS Vatikan, Reg. Lat. 355, fol. 233v–234r

^a Erwähnt Repertorium Germanicum (wie Anm. 11), Nr. 872.

22 Jacobus Cerretanis, Bischof von Teramo (Italien), gest. 1443. Er hielt sich schon 1432 an der Kurie auf und wurde oft als Executor mit der Ausführung päpstlicher Entscheidungen beauftragt – auch im nördlichen Deutschland, siehe Repertorium Germanicum (wie Anm. 11).

Frühe Bildhauerkunst in Bremen. Überlegungen zum Stand der Forschung

Von Alfred Löhr

Der Bestand an früher mittelalterlicher Steinskulptur aus dem 12. bis 13. Jahrhundert in Bremen ist verbunden mit vielen offenen Fragen. Ikonographie, Chronologie, ursprüngliche Versetzungsorte und stadthistorischer Kontext stehen gleichermaßen in der Diskussion. Ein durchweg stark angegriffener Erhaltungszustand der in Frage kommenden Skulpturen erschwert ein endgültiges Urteil zusätzlich. Die Wissenschaft in Bremen hat sich immer schon schwer getan mit einer verlässlichen und umfassenden Darstellung der lokalen mittelalterlichen Kunst. Schon in der ja keineswegs schmalen Interessenlandschaft von Johann Focke, dem ersten verdienstvollen Erforscher und Retter bremischer Sachkultur, blieb die kirchliche Kunst ein weitgehend weißer Fleck. Nach dem Zweiten Weltkrieg galt das Interesse mehr der Architekturgeschichte als der Ausstattungskunst kirchlicher Bauten. Die Autoren zum Bremer Dom und zur frühen Steinskulptur haben nicht immer vorausgehende Erkenntnisse wahrgenommen. So mag, da bislang sowohl eine forschungsbasierte Dom-Monographie¹ oder ein Denkmälerinventarwerk als auch eine Übersicht zu den hiesigen Plastiken des Mittelalters fehlen, manche externen Beiträge auch in Bremen kaum bekannt wurden, der folgende Bericht zum Stand des Wissens hilfreich sein. Kritische Anmerkungen, neue Beobachtungen, sich daraus ergebende abweichende Beurteilungen, Hinweise auf offen gebliebene Fragen und die eine oder andere Wertung künstlerischer Qualität dürften dabei erlaubt sein.

Christusrelief in der Westkrypta des Doms

Das älteste steinerne Monument bremischer Bildhauerkunst ist zweifellos, auch wenn die Vorschläge zu seiner Datierung um fast anderthalb Jahrhunderte divergieren, das in der Westkrypta des Bremer Doms montierte²

- 1 Für die Architekturgeschichte ist man weiterhin auf den ein halbes Jahrhundert alten Überblick von Rudolf Stein, *Romanische, gotische und Renaissance-Baukunst in Bremen*, Bremen 1962, S. 23–64, angewiesen, der in Einzelaspekten um wichtige Beobachtungen und Einordnungen ergänzt wurde, zuletzt von Georg Skalecki, *Die Architektur der Bremer Domkirchen des 8. bis 11. Jahrhunderts. Versuch einer bauhistorischen Einordnung*, in: *Denkmalpflege in Bremen* 16, 2019, S. 83–112.
- 2 Bis gegen 1900 war das Relief am Ostgiebel des nördlichen Querhauses angebracht (Ernst Ehrhardt, *Der Bremer Dom*, Inventarmanuskript im Domarchiv, Kap. 19). Dann war es lange in der Ostkrypta, seit 1958 in der Westkrypta. Die

Christus-Relief. Es zeigt den auf einem Löwenthron sitzenden, am Kreuznimbus eindeutig identifizierbaren Gottessohn. Er hält links die geöffneten Seiten der Hl. Schrift empor und in der segnenden Rechten die zwei (!) Schlüssel des Petrusamtes. Diese Kombination von Benediktionsgestus und Schlüsselweisung ist ein seltenes, wenn nicht sogar unikales Motiv. Ihm zu Füßen beugen sich zwei bedeutungsmaßstäblich stark verkleinerte Figuren; die eine, in offensichtlich liturgischer Gewandung, rührt an den Saum des Christuskleides und hält ein Schriftband, von der anderen sind nur noch minimale Gewandreste erhalten.

Erst seit den 1960er Jahren wurde das Relief in der wissenschaftlichen Literatur wahrgenommen. Siegfried Fliedner bildete es erstmals³ ab und behandelte es ausführlicher 1979.⁴ Er lokalisierte es als Tympanonrelief aus dem Bogenfeld eines Westportals, bezeichnete die beiden kleinen Assistenzfiguren als stiftende Erzbischöfe Bezelin (1035–1043) und Adalbert (1043–1072), schloss es stilistisch an die Kölner Bildhauerkunst an und interpretierte den Sinn des Werks als Verbildlichung des Missionsauftrags an die Bremer Kirche. Um eine entsprechende Datierung in die Anfangsjahre (explizit »1047–49«) der Regierungszeit Adalberts zu begründen, bemühte er neben einer irrigen Quelleninterpretation⁵ Vergleiche mit der Bauplastik der Abteikirche Brauweiler, deren zeitliche Einordnung ins 11. Jahrhundert allerdings nach damaligem Forschungsstand⁶ nicht mehr akzeptiert war und als Argument für eine frühe Ansetzung schon 1979 eigentlich kein Gewicht mehr hatte. Gleichwohl wurde diese denkwürdige Frühdatierung ohne Begründungszuwachs in der Folgezeit gerne aufgegriffen.⁷

Gleichzeitig mit, aber wohl unabhängig von Fliedner stellte Rainer Budde das Christusrelief als Tafel 1 an den Anfang seines materialreichen Tafelwerks zur romanischen Skulptur.⁸ Seine zeitliche Ansetzung, ebenfalls in

heutigen Maße sind: H. 120 cm, B. 92 cm. Die Relieftiefe beträgt bis zu 15 cm. Der Block besteht aus zwei großen Bruchstücken, er ist seitlich von Bruchkanten begrenzt.

- 3 Siegfried Fliedner und Werner Kloos, Bremer Kirchen, Bremen 1961, S. 17.
- 4 Siegfried Fliedner, Der frühromanische Dom zu Bremen, in: Der Bremer Dom, Handbuch und Katalog zur Sonderausstellung 1979 im Bremer Landesmuseum/Focke-Museum, S. 36–43.
- 5 Seine Behauptung (ebd., S. 12), bereits 1049 sei von Adalbert die frühromanische Westfront hochgezogen worden, ist eine Fehlinterpretation der Stelle bei Adam von Bremen, 3. Buch, Kap. 2, die sich auf den Ostchor bezieht.
- 6 Reiner Hausherr, Kat. Nr. E 5 in: Ausstellungskatalog Rhein und Maas, Köln 1972, Bd. 1, S. 199. – Auch wenn kürzlich (in: Canossa 1077 – Die Erschütterung der Welt, Ausst.-Kat. Paderborn 2006, Bd. 2, S. 453–455) eine Datierung der rheinischen Reliefs ins späte 11. Jhd. vorgeschlagen wurde, bleibt doch der Abstand zur Monumentalität und plastischen Modellierung des Bremer Christus überdeutlich.
- 7 Johann Christian Bosse und Hans Henry Lamotte, Der Dom zu Bremen, Königstein² 1998, S. 28; Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Bremen und Niedersachsen, 1992, S. 14; J. Chr. Bosse, Der St.-Petri-Dom Bremen, München¹⁰ 2006.
- 8 Rainer Budde, Deutsche Romanische Skulptur 1050–1250, München 1979, Kat. Nr. 1, S. 21. Die von ihm suggerierte Fertigstellung des Westchors und Petrus-

die Mitte des 11. Jahrhunderts, blieb abgesehen von einem vagen Hinweis auf die Baugeschichte des Westchors unbegründet, was bei einer so exponierten Datierung im Rahmen der Geschichte romanischer Bildhauerkunst doch etwas verwundert. Es bleibt also zu prüfen, ob es gerechtfertigt ist, ein Werk mäßiger Qualität aus einer Region mit fehlender Skulpturentradition an den Anfang der Geschichte der deutschen Monumentalplastik zu setzen, ohne dass deutliche stilistische Kriterien oder ein gesicherter baugeschichtlicher Kontext dazu zwingen.

Wolfgang Grape⁹ dagegen ging denn auch bei seiner davon radikal abweichenden Datierung in die 70er bis 80er Jahre des 12. Jahrhunderts argumentierender vor. Er beschrieb die Art der Modellierung, das mangelnde Zusammenspiel

von Körperlichkeit und Faltenpiel und zog auch Vergleiche aus der Buchmalerei heran. Zugleich wurden von ihm archaisierende Züge konstatiert und die Starre der Figur als »rigorose Unnachgiebigkeit« charakterisiert. Obwohl von ihm auch ein Tympanon angenommen wurde, machte Grape keinen Versuch, das Bogenfeld als Ganzes zu rekonstruieren. Seine Deutung der



Abb. 1: Fragment eines Christustympanons. Bremen, St.-Petri-Dom, Westkrypta. Mitte des 12. Jahrhunderts. Foto: Rita Stumper, Stiftung Bremer Dom e. V.

altarweihe um 1050 ist durch nichts gestützt, vgl. Herbert Schwarzwälder, Die Baugeschichte nach historischen Quellen, In: Karl-Heinz Brandt, Ausgrabungen im St.-Petri-Dom, Bremen 1977, S. 155.

9 Wolfgang Grape, Neues zu entdecken. Zur Kunst in und um Bremen. Bremen 1985, S. 8–14. Zuvor hatte schon Volker Plagemann, Bremen und Bremerhaven, München 1979, S. 56, Nr. 8, das Relief beiläufig in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts gesetzt.

beiden Figuren(reste) zu Füßen Christi als Petrus und Paulus dürfte kaum zutreffen.¹⁰ Dennoch ist das vollständige Relief als Übergabe von Symbolen der Herrschaft und Lehre an die Apostelfürsten zu interpretieren, wie es die Schlüssel in der zugleich segnenden Hand Christi und das erhobene Buch erfordern.

Ergänzt zu einem Tympanon hat ein solches Bogenfeld durchaus noch Platz geboten für große, aufrecht stehende Figuren der Apostelfürsten. So hat es Werner Ueffing vorgeschlagen.¹¹ In seiner bauhistorischen Untersuchung zu den frühromanischen Teilen des Doms beleuchtete er, ohne auf die Datierung des Reliefs einzugehen, auch die Frage seines ursprünglichen Standortes. Die Westfassade des frühromanischen Baus verlief etwa zehn Meter östlich der heutigen Fluchtlinie der im 13. Jahrhundert errichteten und 1889 teils neu verkleideten, teils gänzlich neu aufgeführten Turmfront.¹² Man nimmt heute an, dass im Zeitraum zwischen Fertigstellung der Westkrypta (Weihe 1066) und dem Tod Liemars (1101) der ältere Westbau hochgezogen wurde.¹³ Keinerlei Bauanalysen oder Grabungsergebnisse verraten uns, ob und wo sich im Westen Portale (die ein Tympanon enthalten haben könnten) befunden haben. Wegen der Krypta kommen nur Eingänge seitlich davon in Frage. Da Ueffing hier aber Türme rekonstruierte, schlug er das Bogenfeld eines Nordportals als Ort für das Relief vor.¹⁴ Dieses vermutete Portal, das spätestens 1502–22 beim Umbau des Nordseitenschiffs entfernt worden sein müsste, wird uns in anderem Zusammenhang noch begegnen.

Ergebnisse und Kritik. Die Herkunft des Christusreliefs, der ältesten bremischen Großplastik, aus einem Tympanon wurde behauptet, zu welchem Portal es aber gehörte, nicht abschließend geklärt.¹⁵ Eine ikonographische Rekonstruktion wurde angedeutet, jedoch Folgerungen für die Entstehungszeit daraus nicht gezogen. Nur einige Bemerkungen zum skulpturalen Stil argumentierten für eine späte Datierung.

Zunächst ist die bisher unhinterfragt gebliebene Vermutung, dass wir tatsächlich das Fragment eines Tympanons vor uns haben, zu verifizieren. Ein Argument ist die zu einem Stufenportal oder wenigstens einer Portalnische passende erhebliche Relieftiefe. Gewichtiger noch sind ikonographische

10 So Grape, ebd., S. 10, mit dem hier nicht ganz zutreffenden Begriff der »traditio legis«. Diese Verbildlichung der im Neuen Testament nicht erwähnten »Gesetzesübergabe«, des Auftrags zur Verkündigung des Evangeliums, ist ein frühchristliches Bildmotiv, das sich im Verlauf des Hochmittelalters mit dem der »Schlüsselübergabe an Petrus« verbunden hatte.

11 Werner Ueffing, Anmerkungen zur Frage nach der ursprünglichen Gestalt des frühromanischen Doms zu Bremen, in: Brem. Jb. 59, 1981, S. 127.

12 Am übersichtlichsten dargestellt in der Rekonstruktionszeichnung bei Skalecki, Architektur der Bremer Domkirchen (wie Anm. 1), S. 108.

13 Skalecki, ebd., S. 106 f.

14 Ueffing, Gestalt des frühromanischen Doms (wie Anm. 11), S. 127.

15 Für das halbkreisförmige Tympanon ist eine Breite von mindestens 250–270 cm anzunehmen, wenn man die Höhe des heutigen Reliefs als Maß für den Radius nimmt.

Argumente: Wegen der Schlüssel in der Hand Christi ist damit zu rechnen, dass Petrus und Paulus der zentralen Christusgestalt als große seitliche Begleitfiguren zugeordnet waren. Die ikonographische Tradition dieses überaus häufigen Bildtyps an zahlreichen Bogenfeldern über den Portalen von Kirchen, die Petrus geweiht sind, macht die Annahme einer solchen Anordnung geradezu unumgänglich. Die geringe Größe der Nebenfiguren zu Füßen Christi, die demütige Adorantengebärde und das Schriftband für eine aufgemalte Dedikationsformel sprechen eher für Stifterfiguren. Bei ihnen dürfte es sich um bischöfliche Bauherren handeln, denn bei dem verbliebenen Stifter ist noch ganz schwach ein Pallium auf dem liturgischen Gewand zu erkennen. Eine namentliche Benennung ist ohne sichere zeitliche Anhaltspunkte kaum möglich. Auch kann es sich um eine Reverenz an längst verstorbene Amtsvorgänger handeln. Jedenfalls gehören in der Frühzeit Tympana zu den klassischen Orten für die Anbringung von Stifterfiguren.

Diesen bauplastischen Typ »Tympanon« sicher zu bestimmen, ist für die Ermittlung der Entstehungszeit von entscheidender Bedeutung. Ein Blick auf die allgemeine Geschichte des Tympanons zeigt nämlich, dass diese Bildform erst recht spät beginnt, eine Rolle in der romanischen Bauplastik zu spielen. Bis um 1100 kennen wir überhaupt nur vergleichsweise wenige monumentale Reliefs am Außenbau, meist sind sie wie kostbare Spolien in die Wände eingelassen, als flache Reliefs in wenig tiefe Nischen gebettet. Erst das 12. Jahrhundert bringt einen Schub an Monumentalität und plastischen Werten. Den Auftakt bilden berühmte südfranzösische Bildhauerwerke. Um 1115 entstand das älteste bedeutende figürliche Tympanon des Abendlandes an der Porte Miègeville von St. Sernin in Toulouse. An deutschen Tympana »treten figurale Darstellungen erst im zweiten Viertel des 12. Jahrhunderts auf«. ¹⁶ Die Halbfiguren von Petrus und Paulus zwischen dem segnenden Christus am Südportal der Stiftskirche in Gandersheim, gegen Mitte des Jahrhunderts, werden oft als eines der ältesten Beispiele genannt, gefolgt von weiteren, in großer Zahl einsetzenden, dann auch vollfigurigen Beispielen dieses Bildschemas. Viel eher wird auch das Bremer Relief nicht entstanden sein.

Die Frage einer stilgeschichtlichen Einordnung ist aus verschiedenen Gründen problematisch. Selbst in einer Kunstlandschaft wie dem Rheinland, das eine Fülle weit besser erhaltener und qualitätvollerer Skulpturen aufzuweisen hat, ist deren Chronologie unübersichtlich und wird kontrovers diskutiert. ¹⁷ Am altertümlichsten ist das Gesicht Christi stilisiert. Die hervorquellenden Augäpfel, die hohen Wangen, der Strichmund und die klobige Segenshand erinnern von ferne an das frühe Christusrelief (um 1096) im Chorumgang der schon erwähnten Kirche St. Sernin. Doch die Modellierung des Gewandes am Bremer Relief hat nichts mehr von der ornamentalen Stilisierung der Fäلتung, wie wir sie aus der Buchmalerei und auch Plastik des 11. Jahrhunderts

16 Dagobert Frey, Bogenfeld, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 2, 1942, Sp. 996–1010.

17 Reiner Hausherr, Die Skulptur des frühen und hohen Mittelalters an Rhein und Maas, in: Kat. Rhein und Maas (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 399.

kennen, etwa dem wohl tatsächlich um 1050–60 entstandenen Nischenrelief des segnenden Christus am Nordportal von St. Emmeram in Regensburg. Merkwürdig bleibt die Diskrepanz zwischen den weich gewellten Ärmelfalten und den undifferenzierten, vielleicht später überarbeiteten Wulstbahnen zwischen den Knien. Ungewöhnlich einfallslos schließt der geradlinige untere Gewandsaum ab. Im Gegensatz zu den altertümlichen Zügen steht die Plastizität des Figürlichen. Die Knie wölben sich merklich vor, leichte Unterschneidungen geben dem Relief Tiefe und lösen die Körper vom Grund. Auch Grape hat diese Ambivalenz zwischen konservativen und fortschrittlichen Zügen bemerkt, nur muss man sich fragen, ob diesen Eigenschaften wirklich ein gewollt »retrospektives Figurenideal« zugrunde liegt, oder sie nicht vielmehr nur auf einen Mangel an künstlerischer Schulung und bildhauerischem Können zurückgehen. Letzteres muss man doch, auch unter Berücksichtigung des beklagenswert verwitterten Zustandes, als offensichtlich konstatieren. Aus dieser Unzulänglichkeit resultiert eine uneindeutige stilistische Haltung, die eine genaue Datierbarkeit weiter erschwert.

Gleichwohl gibt es Argumente, die den bisher zwischen 1047 und 1190 weit gesteckten Rahmen deutlich fokussieren. Auch wenn baugeschichtliche Gründe zunächst eine Entstehung bald nach 1066 als möglich erscheinen ließen, widerspricht dem doch die allgemeine Entwicklung der europäischen Großplastik. Woher sollte ein Auftraggeber in Bremen die Anregung zu einem Relief in solchem Format bezogen haben? Woher sollten Bildhauer, die ein Hochrelief so plastisch herausmodellieren konnten, gekommen sein? Nein, das 11. Jahrhundert bietet auch stilgeschichtlich gesehen für den Bremer Christus keine plausiblen Voraussetzungen. Wenn man dann noch, wie oben gezeigt, von der Verwendung in einem Tympanon ausgehen muss¹⁸, kann frühestens mit einem Ansatz kurz vor der Mitte des 12. Jahrhunderts gerechnet werden, und das auch nur, wenn man Bremen eine prioritäre Stellung in dessen Entwicklungsgeschichte zugesteht. Am anderen Ende des zu diskutierenden Zeitraums, in der fortgeschrittenen zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wäre die Entstehung aus stilistischen Gründen zunehmend unzeitgemäß. Vor dem Hintergrund einer allorten anschwellenden Produktion von Skulpturen, die jedem Auftraggeber entsprechend gesteigerte Vergleichsmöglichkeiten bot, hätte das Bremer Relief nicht mehr gut bestehen können. Erst recht kann man sich nicht vorstellen, dass der weltläufige Erzbischof Hartwig II.,¹⁹ der sich 1185 ein künstlerisch so fortschrittliches Siegel²⁰ schneiden ließ, noch einen derart rückständigen Steinmetzen beschäftigte.

So wird man, nicht genauer als nötig, eine weitgefasste »Mitte des 12. Jahrhunderts« für die Anfertigung des Bremer Christusreliefs formulieren dürfen.

18 Für einen anderen Ort, etwa Chorschranken, müssten ikonographisch und formal passende Vergleichsbeispiele erst noch gefunden werden.

19 Grape, Neues zu entdecken (wie Anm. 9), S. 17, vermutet in der Tat Hartwig II. als Auftraggeber.

20 Eine Miscelle zu diesem Siegel soll im Bremischen Jahrbuch 2021 erscheinen.

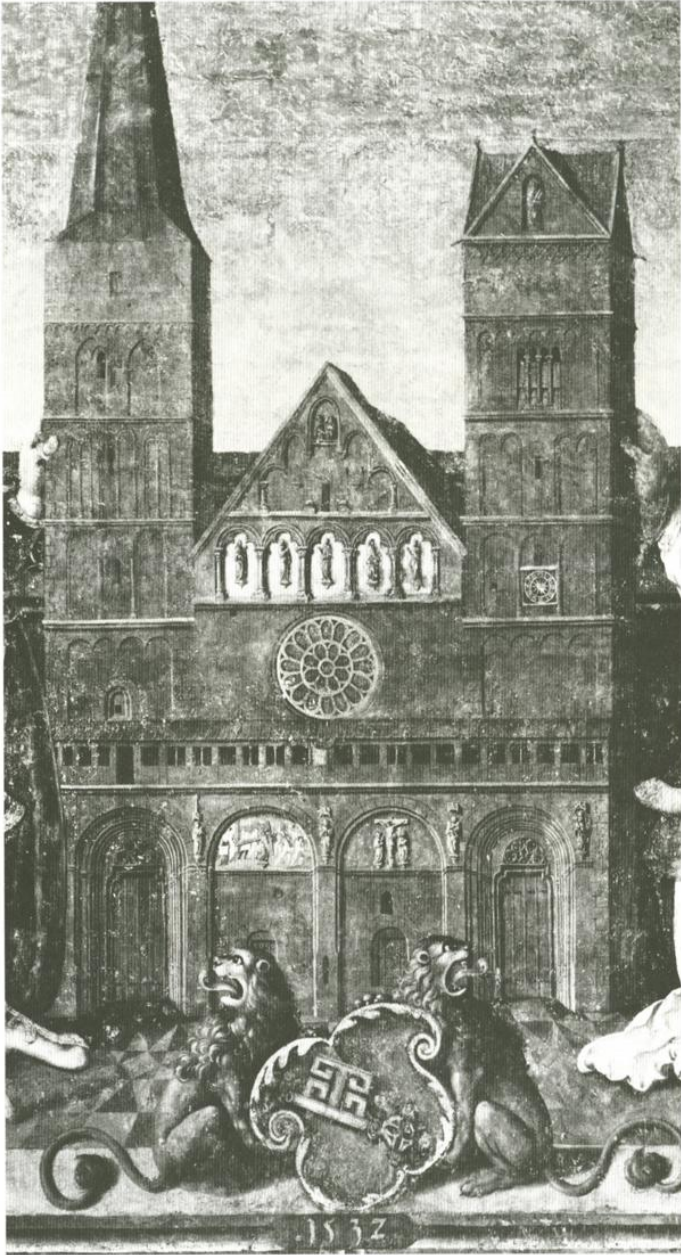


Abb. 2: Westfassade des St.-Petri-Doms. Wandgemälde von 1532 in der Oberen Rathaushalle. Foto: StAB

Zurückzukommen ist noch auf die Frage, wo das Relief seinen ursprünglichen Platz hatte. Angesichts der städtebaulichen Situation kann man sich kaum vorstellen, dass bei Anlage der zum städtischen Markt hin orientierten Westfassade des Doms auf eine repräsentative Portalanlage verzichtet wurde. Die Vorstellung eines Portals am Westquerhaus, wie es die jüngste, von Georg Skalecki²¹ entwickelte Rekonstruktion des frühromanischen Doms ermöglicht, macht die wenig überzeugende Notlösung, das Christusrelief an einem marginalen Nordportal unterbringen zu müssen, überflüssig.

Aus alledem folgt dann auch, dass die ohnedies in unzulässiger Weise simplifizierende, moderne Interpretationsmuster auf die komplexe Realität mittelalterlicher Verhältnisse anwendende Deutung des Reliefs als Denkmal erbischöflicher Gewalt gegen »das erstarkende neue Städtewesen« hinfällig ist.

Fünf Törichte Jungfrauen von der Westfassade des Bremer Doms

Mit ähnlich vielen Unklarheiten waren die Figuren eines frühgotischen Skulpturenensembles belastet, das jahrhundertlang den Giebel der im 13. Jahrhundert errichteten Westfassade des Bremer Doms schmückte. Fünf Statuen aus einem Zyklus der zehn klugen und törichten Jungfrauen und eine Darstellung der von Christus gekrönten Gottesmutter werfen in ihrer seltsamen Unvollständigkeit und ungewöhnlichen Positionierung einige Fragen auf. Die meist nur beiläufige Beachtung, die diesen Figuren bisher sowohl in der Lokalliteratur als auch in der Kunstwissenschaft zuteil wurde, entspricht nicht ihrer in der Region einzigartigen Qualität. Aber zunächst die Fakten: Bereits auf dem Dommodell, an das Kaiser Karl und Bischof Willehad auf dem Wandgemälde von 1532 in der oberen Rathaushalle die Hände halten, ist der bis heute im gleichen Umfang erhaltene Bestand an diesem Ort zu erkennen. Seine beiden Figurengruppen gehören historisch, ikonographisch und stilistisch zusammen. Zwei oder sogar vier leere Blendarkadefelder mit ungenutzten Figurenkonsolen waren schon damals zwischen Jungfrauenreihe und Marienkrönung zu erkennen. Seit 1891/93 sind die Bildwerke außen an der Fassade durch freie Kopien ersetzt.²² Die originalen fünf Jungfrauen wurden 1981 über dem Windfang des Nordportals im Inneren des Doms montiert und so leider einer Betrachtung von Nahem entzogen und aus dem Zusammenhang mit der Marienkrönung gelöst. Sie sind stark angewittert, doch auf besseren als den bislang publizierten Fotos sind die stilistischen und qualitativen Eigenschaften durchaus zu erkennen und zu beurteilen.²³ Bei der in der Ostkrypta aufgestellten Marienkrönung ist dies stark reduziert, sie zeigt kaum noch originale Oberfläche. Die Jungfrauenfiguren sind 144 bis 162 cm hoch, eine genauere Bestimmung des Sandsteinmaterials

21 Skalecki, Architektur der Bremer Domkirchen (wie Anm. 1), S. 108.

22 Hans-Christoph Hoffmann, Die Erhaltung des St.-Petri-Doms zu Bremen im 19. Jahrhundert, Bremen 2007, S. 85.

23 Der freundlichen Hilfe von Frau Rita Stumper im Domarchiv und ihren hervorragenden Fotos verdanke ich die bessere Wahrnehmung der stilistischen Feinheiten an den Jungfrauenfiguren.

liegt nicht vor. Alle weisen grobe Bohrlöcher in Schulterhöhe auf: entweder Zangenlöcher zum Einhängen der scherenförmigen Greifhaken, mit denen Hilfe Werkblöcke und ganze Figuren hochgewunden und versetzt werden konnten, oder wahrscheinlicher, weil durchgebohrt, Öffnungen zum einfachen Durchführen der Seile.

Die den Eintritt in das Reich Gottes illustrierende Parabel (Matth. 25, 1–13) wird im 13. Jahrhundert vor allem im deutschen Sprachraum zu einem sinnfälligen Thema an Kirchenportalen. Es handelt von den zur Hochzeit eingeladenen Jungfrauen, von denen

fünf sich klug mit ausreichend Lampenöl versorgt und die anderen fünf dies törichterweise versäumt hatten und nicht eingelassen wurden. In vielen Fällen wird das Gleichnis mit einer Marienkrönung, der Symbolisierung von Christi Brauttschaft mit seiner Kirche, thematisch verbunden.

Die fünf schlanken Gestalten der Jungfrauen sind bekleidet mit langen Gewändern aus dünnem, schleierartigem Stoff, der in schmal profilierten Faltenbahnen zu Boden fällt und nur seitlich langgezogene Schüsselfalten bildet. In flachem Relief, aber in feinsten Differenzierungen lässt der Bildhauer die eng anliegenden Fältelungen so über die Körperwölbungen verlaufen, dass deren plastische Werte dem Auge deutlich werden. Der kaum ange deutete Kontrapost, das leise Ausschwingen der Körpermitte und die wechselnde Neigung der Köpfe verleiht den Figuren Bewegung und Abwechslung fern aller Dramatik. Ihre freie und gelöste Haltung wird begrenzt von den Vertikalen der offenen Mäntel. An den zwei oder drei besser erhaltenen Jungfrauen ist noch ihr Gesichtsausdruck zu erkennen, auch hier ist jede Erregung zurückgenommen, man glaubt allenfalls eine verhalten resignative, bedauernde Grundstimmung zu erkennen. Ihre individuellen Züge sind erst schwach ausgebildet, die Physiognomien mit ihren nur wenig vertieften Augenhöhlen scheinen noch eher spätromantischen Traditionen näherzustehen als der Faltenstil, dessen Wirklichkeitsnähe, Körperbetonung und Stofflichkeit schon den Gestaltungsabsichten der neuen, gotischen Bildhauerkunst entspricht.



Abb. 3: Marienkrönung. Bremen, St.-Petri-Dom. Um 1225–1230. Foto: Focke-Museum.

Nur drei Beiträge befassen sich eingehender mit diesen Bremer Skulpturen. Bis 1985 hat es gedauert, dass sich als erster Wolfgang Grape ausführlicher mit den fünf Jungfrauen auseinandergesetzt hat.²⁴ Er hob zu Recht die plastische Qualität und Lebendigkeit hervor, beschrieb den Variationsreichtum der Motive und charakterisierte die zart von Draperie eingehüllte Körperlichkeit der schlanken Gestalten. Ein Vergleich mit der Entwicklung vor allem westfälischer Plastik im 13. Jahrhundert führte ihn zu einer Datierung »um 1230«. Die Bremer Figuren wären damit »die ältesten uns bekannten Zeugen eines monumentalen Jungfrauenportals«.²⁵ An den Westgiebel seien sie versetzt worden, als 1502 ein ursprüngliches Portal am ehemaligen Nordseitenschiff, dessen Bauzeit Grape mutig auf »1224 bis 1230« bestimmte,²⁶ für den spätgotischen Neubau abgerissen wurde. Bis dahin hätten dort zusammen mit fünf nicht erhaltenen Statuen die fünf törichten Jungfrauen als Teil eines kompletten Ensembles ein »Brautportal« flankiert, in dessen halbrundem Tympanon sich der Autor das oben besprochene, romanische Christusrelief vorstellt. Die Marienkrönung wurde von Grape nicht einmal erwähnt. Seine Rekonstruktion²⁷ war von der Idee bestimmt, dass Bremen zur Zeit des Erzbischofs Gerhards II. »in zwei Teile zerfallen« sei, »in die bürgerfeindliche Dom-Immunität und in die antierzbischöfliche bürgerliche Marktsiedlung«.²⁸ In der Portalanlage des 13. Jahrhunderts sah er zugleich Drohung und Werbung: in der Wiederverwendung des Christusreliefs, eines vermeintlichen »Weltgerichts«, die Demonstration althergebrachter Machtansprüche und zugleich im neu geschaffenen Jungfrauenzyklus eine Bezeugung weltlicher Modernität, beides adressiert an die sich emanzipierende Kommune. Nicht nur dieser weitgehend spekulativen Interpretation ist einiges entgegenzuhalten. Grapes Frühdatierung dagegen, auch wenn sie auf

24 Voraufgegangen waren: Emil Waldmann, *Die gotischen Skulpturen am Rathaus zu Bremen, Straßburg 1908*, S. 40, Anm. 3: »Ca. 1300, ... Stil weist auf Sachsen, vielleicht Magdeburg... Derselben Schule gehört vielleicht auch der Grabstein des 1304 ermordeten Arndt von Groepelingen an«; G. F. Hartlaub, *Zur gotischen Plastik in Bremen*, in: *Jahrbuch der bremischen Sammlungen*, 1912, 2, S. 2f., verweist auf die Unterschiede zu den Magdeburger Jungfrauen, betont die altertümlich reliefartige Behandlung, sieht einheimische Steinmetzen am Werk, die »wohl eine oberflächliche Schulung außerhalb empfangen«, und datiert in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts; Gert Dettmann, *Bremens Stellung in der Kunstgeschichte*, Bremen 1930, S. 6, vermutete eine Reimser Schulung des Bildhauers; Siegfried Fliedner, *Die alte St. Ansgarii-Kirche zu Bremen*, Bremen 1957, S. 28, Anm. 8, impliziert sogar eine Entstehung deutlich nach 1304: »Der Arndmeister (hat an den Jungfrauen) nicht mehr selbst gearbeitet«.

25 Grape, *Neues zu entdecken* (wie Anm. 9), S. 24.

26 Grape, ebd., S. 17. Mit 1224 bezieht er sich wohl auf den in diesem Jahr gewährten päpstlichen Ablass zugunsten der auffälligen Bremer Domkirche (BremUB Bd. 1, Nr. 129, S. 152), für 1230 gibt es nur das Indiz seiner eigenen Skulpturendatierung. Da liegt die Gefahr eines Zirkelschlusses nahe! Daten für den Abschluss der Arbeiten am Langhaus liegen nicht vor.

27 Grape, ebd., S. 19 mit graphischer Rekonstruktion.

28 Grape, ebd., S. 35.



Abb. 4: Drei törichte Jungfrauen. Bremen, St.-Petri-Dom. Um 1225–1230. Inv.-Nr. 14, 17 und 16. Fotos: Rita Stumper, Stiftung Bremer Dom e.V.

anderen Vergleichsobjekten beruht als die späterer Autoren, dürfte Bestand haben und ebenso, wie weiter unten begründet wird, auch die Zuweisung aller fünf Jungfrauen an die Reihe der Törichten.

Eine ungedruckte Mainzer Magisterarbeit von 2009²⁹ befasst sich monographisch mit dem gleichen Figurenzyklus. Julia Wegener beschrieb die Figuren detailliert und leitete aus der Neigung zweier Öllampen in Verbindung mit Haltung und Mimik einer Figur eine Aufteilung der Gruppe in drei kluge und zwei törichte Jungfrauen ab. Sie bezog die Marienkrönung ein und griff einen älteren Hinweis³⁰ auf die beiden schon 1532 unbesetzten Konsolen auf, in denen aller ikonographischen Wahrscheinlichkeit nach

29 Julia Wegener, *Die klugen und törichten Jungfrauen des Bremer Doms und ihr künstlerisches Umfeld*, Mainz 2009.

30 Victor Kurt Habicht, *Der Niedersächsische Kunstkreis*, Hannover 1930, S. 168, auch hier notorisch ungenau, zählt *Ecclesia* und *Synagoga* unter die *erhaltenen* Skulpturen. Er kann sie aber, da sie schon vor 1532 verloren gingen, sicher nicht gesehen haben, wie Wegener (vorige Anm.), S. 45, unkritisch annimmt. Ferner gehörte möglicherweise der fragmentarisch erhaltene (Christus?)-Kopf

Ecclesia und Synagoga standen oder vorgesehen waren. Wegener ging davon aus, dass der ganze Zyklus schon ursprünglich für den Westfassadengiebel bestimmt war, ohne sich allerdings in eine Diskussion über dessen Baugeschichte einzulassen. Ihr praktisch einziges Datierungsargument für das gesamte Ensemble sind die charakteristischen Pelzstreifen, in der Art eines Revers nach außen umgeschlagene Fortsetzungen des Innenfutters, mit denen die vertikalen Mantelsäume der Jungfrauen bis in Brusthöhe besetzt sind. Ein solches kurzlebige modische Detail für eine Bestimmung der Entstehungszeit heranzuziehen, ist üblich und legitim, wurde hier aber mit falschen oder bestenfalls ungenauen Folgerungen (*»nach 1240«*) benutzt.³¹ Die von ihr angeführten Vergleichsbeispiele schließen eine frühere Datierung nicht aus, zumal weitere, von der Autorin unberücksichtigte Beispiele³² noch bis zu zwei Jahrzehnte älter sind.

2011 waren zwei der Bremer Statuen zu Gast an der Saale in der großen Sonderausstellung über den Naumburger Meister. Aus diesem Anlass befasste sich ein mehrseitiger Katalogbeitrag von Hartmut Krohm³³ vornehmlich mit ihrer stilgeschichtlichen Einordnung. Er datierte die Figuren *»um 1225–30«* und setzte sie zwischen das als stilistisch vergleichbar angesehene Braunschweiger Doppelgrabmal Heinrichs des Löwen, das *»von einer durch die englische Kunst beeinflussten Bildhauerwerkstatt um 1222/26 geschaffen«* worden sei, und die Klugen und Törichten Jungfrauen (*»um 1230/40«*) des Magdeburger Doms. Die Möglichkeit, dass die Bremer Figuren ursprünglich für ein Portal bestimmt gewesen sein könnten, schloss er aus und nahm ebenfalls eine Bestimmung für die Fassade an, vermutete aber eine etwas spätere Entstehung der Giebelarchitektur.³⁴ Auch Krohm erkannte drei kluge und zwei törichte Lampenträgerinnen, jedoch nicht genau die gleichen wie Wegener. Auf den lokalhistorischen Kontext und die Arbeit Grapes mit dessen dort schon begründeter Frühdatierung ging er nicht ein. *»Möglicherweise«* sei der Bremer Zyklus die früheste großfigurige Darstellung des Themas.

aus dem 13. Jahrhundert (Dom-Museum, Inv.-Nr. 369, H. 22 cm) zum gleichen Figurenprogramm, er besteht allerdings aus anderem Sandsteinmaterial (Helen Rosenau, Zur mittelalterlichen Baugeschichte des Bremer Doms, in: Brem. Jb. 33, 1931, S. 32f. und Abb. 18).

- 31 Wegener, ebd., S. 75. Sie versäumt darauf hinzuweisen, dass bereits Hartlaub (wie Anm. 24) dieses Motiv als Datierungsargument nutzte, und er es war, der die von ihr angeführten Vergleichsbeispiele zusammengetragen hatte.
- 32 Beginnend mit dem Nordportal der Kathedrale von Chartres (Willibald Sauerländer, Gotische Skulptur in Frankreich 1140–1270, München 1970, Tafel 29) entstanden die zwischen etwa 1220 und 1280 bildlich überlieferten und hinreichend sicher datierbaren Beispiele für diesen Kragen.
- 33 Hartmut Krohm, Zwei kluge Jungfrauen von der Westfassade des Bremer Doms, in: Der Naumburger Meister. Bildhauer und Architekt im Europa der Kathedralen, Ausstellungskatalog Naumburg 2011, S.222–226 (ohne Bezugnahme auf die Beiträge von Grape und Wegener).
- 34 Für die Architektur orientiert er sich dabei am Langhaustriforium von Nevers (um 1230).

Ergebnisse und Kritik. Der hier nachgezeichnete Forschungsverlauf, eigentlich eher eine Gegenüberstellung von Positionen, die sich nur wenig diskursiv miteinander auseinandersetzen, konnte nur einen Teil der offenen Fragen um das Statuenensemble befriedigend beantworten. Allerdings konsolidiert sich in jüngeren Forschungsmeinungen eine stilkritisch begründete und baugeschichtlich vertretbare Entstehungszeit um 1225-30, während in älteren Publikationen die Einschätzungen sich bis ins frühe 14. Jahrhundert bewegten.³⁵ Größerer Diskussionsbedarf bleibt für Fragen um Ikonographie und ursprünglichen Bestimmungsort.

Die ikonographische Tradition. Seit dem 12. Jahrhundert erscheinen Zyklen der zehn klugen und törichten Jungfrauen an den Portalen der französischen Kathedralen, wo sie ikonographisch meist mit dem Weltgericht verbunden sind, bleiben dort aber ausnahmslos im marginalen Position, wie Türpfosten oder Archivolten. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhundert wird das Motiv in Deutschland aufgegriffen und hier wandern nun die Figuren immer wieder auch an die Gewände vor allem von Marienportalen, die sich meist an den Nordseiten großer Kirchen befinden und häufig als Brautportale bezeichnet werden.³⁶ Üblicherweise werden alle zehn Figuren der Folge dargestellt, wenn diese Zahl jedoch in seltenen Fällen³⁷ variiert wird, dann immer auf eine durch zwei teilbare Anzahl und unter Beibehaltung einer inhaltlich symmetrischen Anordnung.

Das Motiv der Marienkrönung hat nur wenig Vorläufer in der Monumentalplastik. Erstmals um 1170 erscheint in Senlis in einem Tympanon die königliche Maria neben Christus auf der Thronbank. Als Vorgang, bei dem wie in Bremen Christus mit der Krone in der Hand diese seiner Mutter aufs Haupt setzt, wird die Krönung Mariens zum ersten Mal um 1200 in der Abteikirche von Corbie³⁸ und ebenso um 1230 in Straßburg mit dem großartigen Tympanonrelief am Südquerhaus der Kathedrale verbildlicht. Östlich des Rheins scheint es vor dem Bremer Krönungspaar kein erhaltenes monumentales Beispiel der Marienkrönung zu geben.

Stilistisch stimmen Jungfrauen und Marienkrönung in ihren schmalen Gestalten, den eng um die Körper geführten Gewänder und den runden Gesichtformen mit ihren wenig vertieften Augenhöhlen völlig überein.

Maria als mystische Braut Christi und Symbol der Kirche war im Sinne der Allegorie das Ziel der zur Hochzeit geladenen Jungfrauen. Die Bremer Marienkrönung wird also sicher, unabhängig von der Frage des ursprünglichen Standortes, aus stilistischen und ikonographischen Gründen dem Jungfrauenzyklus zugeordnet gewesen sein.³⁹

35 Siehe Anm. 24.

36 Friedrich Zoepfl, Brauttüre, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. 2, 1942, Sp. 1134-1137.

37 Acht am Braunschweiger Dom, sechs im Dom zu Frauenburg, zwölf an der Kathedrale von Auxerre.

38 Sauerländer, Gotische Skulptur (wie Anm. 32), S. 107 mit Abb. 47.

39 Vgl. Osnabrück, St. Marien, Brautportal; Worms, Liebfrauenkirche.

Gehören die Bremer Jungfrauen zu den Klugen oder Törichten? Das übliche Darstellungsschema gibt ihnen becherförmige Öllampen in die erhobene oder in die gesenkte Hand, womit die Leuchten eindeutig als brennend oder erloschen gekennzeichnet werden. Der Bremer Bildhauer wählte eine andere, ikonographisch fast einzigartige Attribuierung: Alle halten ihre Lampen verschieden geneigt in erhobenen Händen, während die zusätzlichen Ölkrüge von allen mit der Öffnung nach unten gehalten werden, also offensichtlich leer sind. Im Bibeltext werden ausdrücklich beide Gefäße unterschieden: *Die Törichten nahmen ihre Lampen, aber kein Öl mit, die klugen aber nahmen Öl mit in ihren Gefäßen, samt ihren Lampen* (Matth. 25, 3–4). Die einzige weitere Darstellung, bei der entsprechend diesem Text sowohl Leuchten als auch bauchige Ölflaschen gezeigt werden, ist der etwa gleichzeitige Viktorschrein im Dom zu Xanten.⁴⁰ Hier halten nur die Törichten sowohl ihre Fackeln als auch die leeren Ölflaschen nach unten. Alles Gegenständliche in der mittelalterlichen Bildersprache ist Bedeutungsträger. Daher muss man annehmen, dass auch in Bremen die demonstrativ ins Bild gesetzten *geleerten* Ölgefäße die Törichten charakterisieren sollten und nicht etwa auch Kluge mit ihren kurz vor Toresschluss noch ein letztes Mal erfolgreich zum Füllen der Lampen benutzten Resten ihrer Vorräte. Die letztere, ziemlich um die Ecke gedachte Vorstellung⁴¹ entspricht überhaupt nicht dem symbolischen und noch wenig narrativen Bildgebrauch der Zeit und der Gattung. Leider bietet die spätere Bildtradition keine weiteren Vergleiche an, weil sie die Vorratsgefäße ganz fortlässt.

Ursprüngliche Aufstellung. Manche Autoren gehen davon aus, dass die Figurengruppe schon von Anfang an für die Fassade geschaffen wurde. Die in der mittelalterlichen Bildkunst höchst ungewöhnliche inhaltliche Asymmetrie, ein Abweichen von der Dichotomie des Bildthemas, die Missachtung des Bibeltextes, die in der unvollständigen Auswahl von *fünf* Figuren (in welcher Zusammenstellung von klugen und törichten auch immer) bei der von 1532 bis 1887 nachweisbaren Anordnung an der Westfassade liegt, widerspricht einer originären, planvollen Verwendung. Auch die auf relative Nahsicht berechnete Feinheit des Reliefs und die in den Proportionen fehlende Untersicht, die für so hoch angebrachte Figuren gern eine leichte Vergrößerung der Köpfe nahelegt, ferner das nicht sehr glückliche Verhältnis von Bildwerk zu Arkade sprechen für eine andere Erstverwendung oder -absicht.

40 Viktorschrein in der Xantener Stiftskirche, vor 1229. Abb. in: [<https://www.bildindex.de/ete?action=queryupdate&desc=Viktorschrein&index=obj-all>]; Regine Körkel-Hinkfoth, Die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen in der bildenden Kunst und im geistlichen Schauspiel. Frankfurt 1994, S. 105 und 502. Die Autorin hat in ihrer Katalognummer zu den Bremer Figuren (S. 244f.) deren Ölgefäße völlig übersehen und kommt so zu einer nicht weiter begründeten Benennung als Kluge.

41 Krohm, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), S. 222.

Hier wäre nun die Baugeschichte der Westfassade zu befragen. Deren Vollendung wird im Bild des ältesten Stadtsiegels (um 1220?, jedenfalls vor 1238) vorweggenommen.⁴² Immerhin macht es glaubhaft, dass die Fassade und damit auch der Westchor damals im Bau waren und es eine konkrete Planung gab, die Fensterrose und Turmhelme einschloss. Im Übrigen belegt das Siegel, wie sehr sich die Bürgerschaft mit dem Dombau identifizierte, auch das eher ein Argument gegen politische-konfrontative Interpretationen. Seit 1934 ist die Westfassade nicht wieder im architekturgeschichtlichen Zusammenhang untersucht worden. Damals



Abb. 5: Zwei tönichte Jungfrauen. Bremen, St.-Petri-Dom. Um 1225–1230. Inv.-Nr. 18 und 15. Fotos: Rita Stumper, Stiftung Bremer Dom e.V.

hat Arno König für die unteren Geschosse des Westbaus die Jahre 1219–24 angegeben, das Giebeldreieck aber, unter Verzicht auf eine Begründung und ohne die Skulpturen zu berücksichtigen, auf das Ende des 13. Jahrhunderts datiert.⁴³ Krohm dagegen führte die Architekturformen des Langhaustriforiums der Kathedrale von Nevers in Zentralfrankreich, gegen 1230, als Vergleich an für die nur »etwas jüngere« Bremer Blendgalerie, der die Jungfrauen eingestellt sind. Der damit zugestandene zeitliche Abstand zwischen Skulptur (um 1225–30) und Architektur (um 1240–50?) wäre schließlich noch ein Argument für die hier vermutete Zweitverwendung. Es könnte

42 Das kommt bei Stiftermodellen häufiger vor, zum Beispiel beim o. g. Grabmal Heinrichs des Löwen im Braunschweiger Dom.

43 Arno König, *Die mittelalterliche Baugeschichte des Bremer Doms*, Bremen 1934, S. 68. – Stein, *Gotische Baukunst* (wie Anm. 1), macht zum Giebel keine Angaben. Auch die Kapitellplastik des Giebels ist bisher nicht untersucht. Wenn diese unter den vorhandenen, bei der Restaurierung ausgebauten Stücken identifiziert werden könnten, wären vielleicht chronologische Hinweise zu erwarten. Man bedauert, wie sehr eine neuere, gründliche Baugeschichte des Doms fehlt.

nämlich Sinn machen, dass die Blendbögen so angeordnet wurden, um einen damals bereits vorhandenen, aber noch nicht versetzten und unvollständig gebliebenen Figurenbestand, der zuvor überhaupt nicht hier aufgestellt werden sollte, unterzubringen. Anders als bei den großen Kathedralbauten östlich der Elbe, man denke an Naumburg, war offensichtlich in Bremen kein »Bildhauer-Baumeister« an der Arbeit. Wäre damals die Bildhauerwerkstatt noch vor Ort gewesen, hätte man auf Vollständigkeit, wenigstens gleichzählige Gegenüberstellung geachtet, denn Platz genug für einen vollständigeren Zyklus war an der Fassade vorhanden. Für den Fall, dass die geplante volle Anzahl der Jungfrauen nicht zur Ausführung gekommen war, konnte es viele Gründe geben: Bauunterbrechung durch Abwanderung oder Auflösung der Bildhauerwerkstatt, Geldmangel, bildprogrammatische oder architektonische Planwechsel.

Aber wahrscheinlich war ja die Jungfrauenreihe überhaupt nicht für den Fassadengiebel vorgesehen, wie Krohm annahm, sondern für ein portalbezogenes Figurenprogramm. Wegen der räumlichen Beengtheit an den beiden vorhandenen spätromanischen Portalgewänden postulierte Grape die Herkunft der Jungfrauen von einem Eingang an der Nordseite des Langhauses. Das ist im Grunde durchaus plausibel, nur überzeugt seine dazu vorgeschlagene Rekonstruktion recht wenig. Sie erfordert wegen der breiten Mäntel der jeweils fünf Figuren entweder ein beispiellos tiefes, ungestuftes Gewände oder eine Fortsetzung der Reihe in Figurennischen auf der Außenwand. Für beides gibt es selbst in Frankreich nur spätere Beispiele.⁴⁴ Vermutlich deshalb hat Krohm eine Bestimmung für ein Figurenportal ausgeschlossen.⁴⁵ Wahrscheinlicher ist aber die Aufstellung in einer Vorhalle, wie es sie als »Paradies« an vielen Kathedralen gegeben hat und in der üblicherweise die im 13. Jahrhundert noch vor der Kirche vom Priester vollzogenen Eheschließungen stattfinden konnten.⁴⁶ Beispiele wären: die Dome in Münster, Paderborn, Magdeburg. Hier können die Figuren an geraden Wänden stehen. Auch die Marienkrönung wäre in einem zugeordneten Portaltympanon am rechten Platze. Zwar ist das Jüngste Gericht häufiger ein Bezugspunkt der Jungfrauenreihe als die Marienkrönung, da aber der romanische Christus nicht den Weltenrichter darstellt, wie Grape schrieb, sondern den Auftraggeber der christlichen Verkündigung, passt er ikonographisch nur wenig zum eschatologisch konnotierten Thema der Jungfrauenparabel. Dass die andernorts gebräuchliche Bezeichnung »Brautportal« für das Bremer Nordportal vor dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht aktenkundig zu sein scheint,⁴⁷

44 Fritz Bellmann, Die Klugen und die Törichten Jungfrauen und der Lettner des Magdeburger Doms, in: Festschrift Harald Keller, 1963, S. 87–109, hier S. 89, zur ähnlichen Problematik in Magdeburg. Die ersten Nischenfiguren an Gewändeportalen erscheinen am Nordquerhaus von Notre-Dame in Paris um 1250.

45 Krohm, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), S. 223.

46 Wie an den Domen in Münster, Paderborn, Magdeburg und anderen. Günther Binding, Brauttür, in: Lexikon des Mittelalters, Band 2, München/Zürich 1983, Sp. 592.

47 Wegener, Jungfrauen (wie Anm. 29), S. 62, teilt einen Hinweis von Hans-Christoph Hoffmann mit, nach dem die Bezeichnung »Brautportal« erst seit der

schließt nicht aus, dass dort bis zum Ende des Mittelalters ein Marienportal bestand oder vorgesehen war und auch nicht, dass es dort eine Vorhalle gab. Leider kennen wir weder vom Nordseitenschiff des 13. Jahrhunderts, noch von seinem Portal oder möglicherweise einer Paradiesvorhalle, die alle spätestens dem Umbau im frühen 16. Jahrhundert weichen mussten, irgendwelche Einzelheiten oder archäologischen Befunde.

Wir wissen auch nicht, ob die Figuren jemals an ihrem ursprünglichen Bestimmungsort aufgestellt waren und wann sie an die Westfassade versetzt wurden. Zwei Zeitfenster kommen dafür vor allem in Frage: der Bau des Giebels an der Westfassade im 13. Jahrhundert oder die Umgestaltung der Westfassade um 1500. Anlass könnte gewesen sein, dass die Marienkrönung und fünf der Jungfrauen bei einem Brand (etwa dem von 1482, den Renner überliefert hat)⁴⁸ oder einem anderen Zwischenfall verschont geblieben waren. Der Platz an der Westfassade dürfte in jedem Fall eher eine Notlösung durch Zweit- oder Ersatzverwendung vorhandener Skulpturen als ein in dieser Form konzipiertes und gewolltes Ergebnis darstellen. Die Umbauten ab 1502 arbeiteten auch sonst mit Rückgriffen auf Vorhandenes: Der Baumeister des Nordseitenschiffs recycelte romanische Kapitelle⁴⁹ und auch am neuen Nordportal wurden romanische Teile wieder eingebaut.⁵⁰ An der Westfassade wurde wahrscheinlich erst jetzt eine Kreuzigungsgruppe der Zeit um 1400 angebracht.⁵¹

Das Nordportal war zum damals wenig bebauten Domshof hin orientiert, also zum Rechtsbereich der Domimmunität, wo das *palatium* des Erzbischof und Kurien der Kanoniker lagen.⁵² Diese Ausrichtung spricht ebenfalls gegen eine allzu neuzeitlich gedachte, von Grape vehement vertretene, vordergründig politische Interpretation im Sinne einer gegen die Bürgerschaft gerichteten Programmatik. Überhaupt ist zu fragen, ob der Erzbischof oder nicht vielmehr das Domkapitel die maßgebliche Bauherrenfunktion einnahmen (vgl. Straßburg, Naumburg u. a.), wenn nicht sogar schon bürgerliche Vertreter, die wenig später mit der Baupflegschaft eine institutionelle Position innehatten⁵³ und vermutlich an der Finanzierung beteiligt waren, selber in Dombauangelegenheiten ihren Einfluss geltend machen konnten.

Als ein anderer ursprünglich geplanter Bestimmungsort kommt nicht nur ein Portal in Frage. Gerade in den nieder- und obersächsischen Kunstland-

Restaurierung am Ende des 19. Jh. auftritt. Daraus schloss sie, dass der Zyklus auch nicht vom Nordportal stammen könne.

48 Johann Renner, *Chronica der Stadt Bremen*, hrsg. durch Lieselotte Klink, Bremen 1995, Teil 1, berichtet auf fol. 435, dass ein Turm brannte und und das ganze Dach, »*de wort bernen sampt dem Dom*«. – Wilhelm von Bippen, *Neue Untersuchungen zur Baugeschichte des Doms*, in: *Brem. Jb.* 14, 1888, S. 199–201.

49 Siegfried Fließner, *Zur Baugeschichte des Nordseitenschiffs des Bremer Doms*, in: *Brem. Jb.* 43, 1951, S. 325.

50 Hermann Alexander Müller, *Der Dom zu Bremen und seine Kunstdenkmale*, Bremen 1861, S. 27.

51 Siehe den letzten Abschnitt.

52 Wilhelm Lührs, *Der Domshof*, Bremen 1979, S. 11.

53 Peter Wiek, *Die bürgerliche Verwaltung der Bremer Domfabrik im Mittelalter*. *Brem. Jb.* 46, 1959, S. 121–133.

schaften vollzieht sich die Entwicklung monumentaler Skulpturen im 13. Jahrhundert nicht wie an den französischen Kathedralen vorrangig am Außenbau, sondern auch im Kircheninneren. So wäre vor allem an den Lettner, jene zwischen Chor und Langhaus errichtete Arkadenarchitektur zur Abtrennung des Laienraums vom Sanktuarium zu denken, die im 13. Jahrhundert oft bilderreich ausgestattet wurde. Ein solcher war sicher im mittelalterlichen Dom vorhanden, denn Johann Hemeling berichtet um 1420 in seinem Diplomatarium, dass er »de beelden umme den lector maken leet«, also Skulpturen für einen bestehenden Lettner in Auftrag gegeben hatte,⁵⁴ was ja bedeutet, dass es an diesem Ensemble Erweiterungs- oder Ergänzungsbedarf gab. Zum Vergleich: Vom zerstörten Lettner im Hamburger Dom des Erzbistums kennen wir die architektonische Gestalt.⁵⁵ Seine Brüstung bestand aus einer gleichförmig durchlaufenden Reihe von Figuren in Nischen unter Wimpergen, ähnlich der späteren Bremer Figurenreihe am sogenannten Westlettner. Nur die Einzelfigur einer Törichten Jungfrau⁵⁶ (um 1250?) hat sich vom umfangreichen Hamburger Lettnerprogramm erhalten. Sie ist stilistisch abhängig vom Magdeburger Jungfrauenzyklus, dessen Herkunft von einem (aufgegebenen?) Lettner umstritten ist.⁵⁷ War auch das unvollständig gebliebene Bremer Programm für den Lettner vorgesehen? Das Marienpatrozinium des Ostchors⁵⁸ würde zur Marienkrönung passen, und auch die hinter den Frauenfiguren ausgebreiteten Mäntel sind wie gemacht für die flachen Rückwände einer Blendbogenreihe.⁵⁹ Gegen eine solche Anbringung vor einer Lettnerbrüstung, wie es sie im Hamburger Dom gegeben hat, spricht allerdings die Höhe der fast lebensgroßen Figuren und die für ein Lettnerprogramm ungewöhnliche Marienkrönung.

Stilistische Einordnung. Die Jahre zwischen 1200 und 1260 sind für die deutsche Bildhauerkunst eine Zeit außergewöhnlicher Neuerungen und überraschender künstlerischer Leistungen. Mit gotischen Gestaltungsprinzipien und Aufgaben lösen sich die Bildhauer endgültig von Gewohnheiten der

- 54 Darunter waren wohl die im Focke-Museum bewahrten Holzfiguren (Kat. Der Bremer Dom, wie Anm. 4, S. 172 f.) – Alfred Löhr, *Die Hl. Corona und ihre mittelalterlichen Darstellungen in Bremen*, Brem. Jb. 66, 1988, S. 52–53.
- 55 Zeichnung von 1804/05, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), Abb. 226.
- 56 Museum für Hamburgische Geschichte, Inv.-Nr. AB 551. Kat. Naumburg (wie Anm. 33), Nr. II.9, S. 226 (»um 1250«); Goldgrund und Himmelslicht, Ausstellungskatalog Hamburger Kunsthalle, 1999, Kat. Nr. 7, S. 136 f. (»um 1300«). – Der Hamburger Lettnerzyklus bestand aus Christus als Weltenrichter, den zehn klugen und törichten Jungfrauen, Ecclesia und Synagoga sowie weiteren Heiligen.
- 57 Bellmann, *Die Klugen und die Törichten Jungfrauen* (wie Anm. 44), S. 87–109. – Heiko Brandl, *Die Skulpturen des 13. Jahrhunderts im Magdeburger Dom*, Halle 2009.
- 58 Auch wenn sich ab 1200 langsam ein Wechsel von Maria zu Petrus vollzieht (W. v. Bippin, Brem. Jb. 14, 1888, S. 169).
- 59 Grape, *Neues zu entdecken* (wie Anm. 9), S. 19, setzte bei seiner Nordportalrekonstruktion denn auch die Statuen teilweise an die Außenwände neben den Portalbögen, eine nicht beispiellose, aber äußerst ungewöhnliche Lösung.

romanischen Zeit. Weder zuvor noch danach entstand in Deutschland Bauplastik in solcher Vielfalt und Bedeutung. Mit wandernden Bauhütten kamen aus Frankreich Bildhauer mit ihren Ideen und stilistischen Prägungen über den Rhein und verbreiteten die an den französischen Kathedralen entwickelten Inhalte und Formen. In welchen Zusammenhängen und stilgeschichtlichen Entwicklungslinien stehen dabei die Bremer Figuren? Ein genauer Blick auf ihre plastischen Eigentümlichkeiten und Qualitäten kann helfen, die bisher gemachten Vergleiche einzuordnen.

Als nächste Verwandte unserer Bremer Plastiken sind ausgemacht worden: Eine Figur im Paradies des Doms zu Münster, die klugen und törichten Jungfrauen im Magdeburger Dom und das Braunschweiger Stiftergrabmal Heinrichs des Löwen.

Der Hinweis auf Westfalen,⁶⁰ obwohl historisch wegen des von dort stammenden Erzbischofs zunächst naheliegend und für die Baugeschichte auch zutreffend, überzeugt für den Skulpturenstil nur bedingt, zumal er sich lediglich auf die Einzelfigur des Hl. Laurentius aus dem Paradies des Doms zu Münster, um 1230–40, beruft. Dessen Stil unterscheidet sich deutlich von den übrigen, schwerer proportionierten an seiner Seite. Der Laurentius ist hier die einzige Figur, die (über Umwege) ihre Anregungen aus Straßburg (Gerichtspfeiler) bezogen und auf höchstem Qualitätsniveau rezipiert hat.⁶¹ Trotz gleicher Stilstufe und zeitlicher Nähe, soweit ist der Hinweis berechtigt, dürfte jedoch ein Werkstattzusammenhang des Laurentius mit unseren Statuen nicht zu eng gesehen werden, dafür ist der stilistische und qualitative Abstand doch zu groß.

Auch Gemeinsamkeiten zwischen dem von Krohm zum Vergleich angeführten, zwischen 1220 und 1240 datierten Grabmal Heinrichs des Löwen⁶² mit seinem erregten Faltenspiel und den Bremer Standfiguren sind nicht ohne Weiteres nachzuvollziehen. Die Unterschiede können nicht allein aus der abweichenden Aufgabenstellung und dem Unterschied zwischen Statuen und Liegefiguren erklärt werden. Zwar gleichen sich auffallend einzelne Motive, wie die brückenartigen Querfalten, und lassen auf verwandte Werkstatteinflüsse schließen. Doch anders als in Bremen entfaltet sich am Grabmal über den Gewandteilen, die den Körper berühren und dessen Formen artikulieren, ein turbulentes und kräftiges stoffliches Eigenleben. Die Köpfe sind schwellend modelliert, im Vergleich dazu sind die zarteren Gesichtszüge

60 Ebd., S. 24–26.

61 Für den Straßburger Gerichtspfeiler sind die Voraussetzungen am Nordquerhaus von Chartres zu suchen. Die Bremer Jungfrauen dürften letztlich über Umwege, die über Westfalen geführt haben können, aber nicht müssen, auch auf diesen Einfluss zurückgehen. Die übrigen Figuren des münsterschen Ensembles sind angeregt von den späteren Reimser Querhausportalen (Willibald Sauerländer, Die kunstgeschichtliche Stellung der Figurenportale des 13. Jahrhunderts in Westfalen, in: Westfalen, 49, 1971, S. 1–76).

62 Krohm, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), S. 224. Ausstellungskatalog Otto IV., Magdeburg 2009, Nr. 182. Jochen Luckhardt und Franz Niehoff (Hrsg.), Heinrich der Löwe und seine Zeit. Herrschaft und Repräsentation der Welfen 1125–1235. Band 1: Katalog, München 1995, S. 190.

der Jungfrauen in flachem Relief von fast graphischer Wirkung eingetragen. Die bremischen Plastiken einbeziehend griff Krohm eine Anregung auf, das Braunschweiger Grabmal und andere welfische Skulpturen in Abhängigkeit vom Stil der weitgehend vernichteten englischen Bauplastik zu sehen. Alle englischen und angevinischen Vergleiche⁶³ zeigen jedoch im Faltenduktus eine Plissierung aus eng parallel geführten Linien und nicht, wie in Bremen die Schichtung sich schräg übereinanderschiebender, flacher Gewandfalten. Eine vergleichbare Zeitstellung könnte damit vielleicht noch argumentativ unterstützt werden, eine Abhängigkeit jedoch wohl kaum. Für die Bremer Skulpturen ist jedenfalls mit dem Hinweis auf das Braunschweiger Grabmal, das sich auch seinerseits geläufigen Einordnungsmustern entzieht und immer noch sehr kontrovers datiert wird, wenig gewonnen. Die naheliegende Suche nach weiteren Vergleichen im Umkreis der welfischen Kunst bleibt zwar nicht ergebnislos, trifft aber auf Denkmäler, die zur Datierung und stilgeschichtlichen Einordnung der Bremer Skulpturen auch nicht viel beitragen können.⁶⁴ Auch historische Argumente fallen aus. Stand Erzbischof Hartwig II. noch in engerer Beziehung zum Welfenhof, so spielen für die Politik Gerhards II. dynastische Verbindungen dorthin und politische Kontakte zu den Nachfolgern Heinrichs des Löwen keine Rolle mehr.

Wiederholt wurde in den Stilfragen um die Bremer Figuren das Verhältnis zu den Magdeburger klugen und törichten Jungfrauen angesprochen. Auch von diesen kennen wir die ursprüngliche Aufstellung vor der Versetzung in die Vorhalle des Nordportals nicht. Ein Gewändeportal und ein Lettner stehen zur Diskussion. Zur Frage der zeitlichen Priorität gab es unterschiedliche Meinungen. Zwar setzte Erwin Panofsky⁶⁵ schon 1924 die Bremer Reihe an den Anfang, die übrige ältere Literatur datierte sie aber sonst einhellig nach den Magdeburgern. Ein Vergleich mag helfen, Unterschiede herauszuarbeiten und daraus ein Zeitverhältnis abzuleiten.

Der Gegensatz des Magdeburger Gestaltens zum oben beschriebenen Stilideal der Bremer Figuren ist deutlich: hier, in Bremen, sparsame Gesten und ein ruhiges Stehen in den Grenzen einer Gebundenheit an den ursprünglichen Figurenblock; die Falten bilden ein flaches, wenn auch subtil modelliertes Relief – dort, in Magdeburg, eine gesteigerte Körperlichkeit und ein voluminöser Gewandstil mit tiefen Faltentälern und Unterschneidungen. Vor allem aber: hier ist der Ausdruck ganz zurückgenommen – dort ist die Mimik

63 Robert Suckale, Zur Bedeutung Englands für die welfische Skulptur um 1200, in: Kat. Heinrich der Löwe (wie Anm. 62), S. 440–451. Den von Suckale und Krohm, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), besprochenen Skulpturen könnte vielleicht noch das Siegel Hartwigs II. (vgl. Anm. 20) angefügt werden.

64 Grape, Neues zu entdecken (wie Anm. 9), S. 22–23, hat auf das Fragment einer thronenden Madonna aus Schöningen im Landesmuseum Braunschweig hingewiesen, für die Jungfrauengesichter wäre noch die Madonna im Museum Nienburg zu nennen, die von Suckale, in Kat. Heinrich der Löwe (wie Anm. 62), Nr. G 117 auf 1200–1210 datiert wird.

65 Erwin Panofsky, *Die deutsche Plastik des 11. bis 13. Jahrhunderts*. München 1924, S. 144.

exzessiv gesteigert als emotionale Bekundung von Glück und Verzweiflung. Alle späteren klugen und törichten Jungfrauen werden hinter diesem Ausdruckswillen nicht mehr zurückstehen. Wie in diesem Sinne eine von Magdeburg unmittelbar abhängige Stilisierung aussieht, ist an der Törichten Jungfrau vom Hamburger Lettner abzulesen.⁶⁶ Es ist also nicht nur ein Werkstattzusammenhang mit Bremen auszuschließen, sondern, was Magdeburg angeht, mit einer ganz anderen, späteren Stilsituation zu rechnen. Dort konnte mit deutlichen Indizien darauf hingewiesen werden, dass es für Magdeburg unmittelbare und konkret benennbare Anregungen aus Reims gibt, aus denen Datierungen zwischen 1230 und 1260 abgeleitet wurden. Die Bremer Figuren haben dagegen mit geringfügig älteren, aber durchaus unterscheidbaren Traditionslinien zu tun.

Die Hinweise von Grape und Krohm auf die Südquerhausplastiken des Straßburger Münsters, Skulpturen in Winchester und im obersächsischen Freiberg geben nur ganz allgemein an, welche Varianten eines zarten, fein modellierenden Faltenstils, einer verhaltenen, aber körperbetonten Beweglichkeit und präziösen Anmut in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts möglich waren und wie intensiv der »europaweite Austausch von Bildkonzepten«⁶⁷ zu denken ist. Ob französische oder englische Stilquellen am Anfang standen und welche Vermittlungswege nach Bremen führten, konnte bislang nicht sicher begründet werden. Jedenfalls ist der Weg frei für eine Datierung um 1225 bis 1230, wenn, wie oben aufgezeigt, die Jungfrauengruppe aus dem unmittelbaren Entstehungszusammenhang mit dem wohl erst etwas später entstandenen Westgiebel gelöst werden kann. Dass mit dem Amtsantritt Gerhards II. (1219) die chaotischen politischen und finanziellen Verhältnisse des Erzstiftes beendet wurden und ein 1224 zugunsten des Dombaus gewährter Ablass die Voraussetzung für eine Wiederaufnahme der Bautätigkeit schuf, kann durch den stilgeschichtlichen Befund an den Skulpturen widerspruchsfrei bestätigt werden.

Zusammenfassung. Es wurde erhärtet, dass aus stilgeschichtlichen Gründen Marienkrönung und Jungfrauenreihe um 1225–30 zu datieren sind.

Für einen tatsächlich errichteten oder nur geplanten primären Aufstellungsort eines vollständigen Figurenzyklus wurden verschiedene, jeweils durchaus denkbare Szenarien aufgezeigt. Von ihnen ist als wahrscheinlichste Lösung die Bestimmung für eine ehemalige, vielleicht auch nur geplante Marienportalvorhalle auf der Nordseite des Langhauses anzunehmen. Der unvollständig gebliebene Figurenzyklus wurde von dort entweder wenige Jahre nach seiner Anfertigung beim Bau des Westfassadengiebels im 13. Jahrhundert oder erst im Zusammenhang mit dem grundlegenden Umbau des Nordseitenschiffs (1502 bis 1522), jedenfalls vor 1532, an die Fassade versetzt. Für deren Baugeschichte kann die Entstehungszeit der Skulpturen daher nicht herangezogen werden.

66 Vgl. Anm. 56.

67 Krohm, Kat. Naumburg (wie Anm. 33), S. 224.

Alle Bremer Jungfrauen gehören auf die Seite der törichten. Sie bilden den ältesten, wenn auch nicht (mehr) vollständigen monumentalen Zyklus dieses Typus in der europäischen Kunstgeschichte. Sie markieren zu einem frühen Zeitpunkt und auf hohem Niveau den Beginn der gotischen Plastik in Bremen. Teil des Figurenprogramms ist die Marienkrönung, auch sie ist das älteste monumentale Beispiel östlich des Rheins.

Das Tympanon von St. Martini

Durch ein oft unverschlossenes Pfortchen zugänglich, aber wenig beachtet, liegt auf der Südseite der Martinikirche, zwischen ihrer Außenwand und der stützenden Ufermauer zur Schlachte hin, ein schmales, kaum 10 m breites Gärtchen. Nur von hier aus ist ein Portal zu betrachten, das im gotischen Bogenfeld ein jüngst gereinigtes Tympanonrelief enthält, das einzige seiner Epoche, das sich noch an einem bremischen Kirchenportal befindet.

Rudolf Stein hat seine Entstehung zur Baugeschichte in Beziehung gesetzt:⁶⁸ Die heutige gotische Hallenkirche hatte als Vorgänger eine Basilika, die sicher bald nach 1229, der Schaffung von vier Pfarrgemeinden in der Stadt, begonnen worden war. Zu einem Portal dieses Baus gehörte das Tympanon. Ab 1376 wurde St. Martini umgebaut und um ein Joch verlängert. In diesem Zusammenhang entstand in den Jahrzehnten um 1400 das Südportal mit seinem reich profilierten Gewände aus teilweise glasierten Formziegeln. Ob das mindestens ein Jahrhundert ältere Relieffeld etwa von einem ursprünglichen Westportal hierher versetzt wurde oder von Anfang an an dieser später umbauten Stelle gesessen hatte, war für Stein aus dem Baubefund nicht ersichtlich.

Dem spitzbogig umrissenen Tympanonfeld ist ein Kleeblattbogen einbeschrieben, der das plastisch stark hervortretende Bild eines Thronenden rahmt. Durch Mitra und Hirtenstab ist er als Bischof gekennzeichnet. Zwei Engel mit Weihrauchkesseln schweben von den Seiten heran. Ihm zu Füßen erheben sich zwei Gestalten aus ihren Gräbern, indem sie deren Deckel anheben. Diese seltsame ikonographische Kombination hat zu Verwirrung geführt. Schon Bippen⁶⁹ und Ehrhardt⁷⁰ sahen hier das Jüngste Gericht. Werner Kloos formulierte dann eine Interpretationsvariante des »Weltgerichts«, die sich hartnäckig in der folgenden Literatur halten sollte:⁷¹ »Das in Deutschland seltene Thema, Christus als »Bischof der Seelen« ist in seinem Bezug zur Martinikirche noch ungeklärt.«⁷² Was hat es mit dem Bischof der Seelen

68 Stein, Gotische Baukunst (wie Anm. 1), S. 152 mit Abb. 130.

69 Wilhelm von Bippen, Denkmale der Geschichte und Kunst, 3. Abt., 2. Teil, Bremen 1876, S. 40, erwähnt noch »Alpha und Omega zu Seiten Gottes«, vermutlich eine Bemalung aus unbekannter Zeit, von der heute keine Spur mehr vorhanden ist.

70 Ernst Ehrhardt, Das Tympanon der Martinikirche in Bremen, in: Brem. Jb. 27, 1919, S. 2 f.

71 Werner Kloos, Die älteren Kunstwerke, in: Wolfgang Wehowsky (Hrsg.), St. Martini zu Bremen, Bremen 1960, S. 84.

72 Irritiert war auch Ingrid Weibezahn, die der Merkwürdigkeit durch eine Umfrage (Christus als Seelenhirt: ungewöhnliche Darstellung an einem Kirchenportal,



Abb. 6: Tympanon, Südportal, St. Martini, Bremen, 2. Hälfte 13. Jahrhundert.
Foto: Alfred Löhr

in: *Das Münster*, Jg. 63, 2010, Heft 2, S. 171) beikommen wollte, aber auch keine Hinweise auf irgendein anderes Vorkommen einer Darstellung solcher Thematik bekam (frdl. Mitteilung Frau Dr. Weibezahn 3. 9. 2019).

auf sich? Quelle dieser Deutung muss eine Stelle im 1. Petrusbrief 2, 25 sein, in dem Christus als *pastor et episcopus* bezeichnet wird. Nun ist zwar der Gute Hirte (*pastor bonus*) seit frühchristlicher Zeit bis hin zur Kunst der Nazarener weit verbreitet, doch eine bildliche Darstellung Christi als Bischof dürfte in der Christlichen Ikonographie nicht nur »selten«, sondern schlicht unbekannt, jedenfalls nicht traditionsbildend gewesen sein. Hingegen ist der Topos vom *Bischof der Seelen* in der neuzeitlichen theologischen Literatur gelegentlich anzutreffen und so muss angenommen werden, dass die entsprechende ikonographische Interpretation durch eine Anregung aus Theologenkreisen inspiriert wurde und nicht aus kunsthistorischer Kenntnis erwuchs. Auch wurde bei dieser Zusammenziehung von Bildwerk und Bibeltext nicht beachtet, dass die pastoralen und die eschatologischen Motive nicht so recht zusammenpassen wollen: der Gute Hirte figuriert nun mal nicht im Jüngsten Gericht.

Was hat also der Bischof mit den Auferstehenden zu tun? Schon ein kurzer Blick in die Heiligenlegenden des Kirchenpatrons hilft weiter. Den Hl. Martin kennen wir vor allem als römischen Offizier, der die Hälfte seines Mantels dem frierenden Bettler zuteilt. Sein späterer Lebensweg führte ihn dann aber im 4. Jahrhundert auf den Bischofsthron von Tours. Zu den Wundern, wegen derer er heiliggesprochen wurde, gehören auch zwei Erweckungen von jüngst Verstorbenen, die in der *Vita Sancti Martini* von Sulpicius Severus im 5. Jahrhundert geschildert werden. Dies bestätigt das eigentlich von vornherein Nächstliegende: Das Tympanon stellt den Hl. Martin dar.⁷³

Warum ist aber das Bildschema so offensichtlich an eine verkürzte Darstellung des Weltgerichts angenähert? Die ikonographischen Muster wandelten sich im Mittelalter nur wenig. Bildinhalte und Strukturen wurden vom Auftraggeber vorgegeben. Wir können nicht davon ausgehen, dass im 13. Jahrhundert in Bremen eine Bilderhandschrift mit Martinslegenden existierte. Erst langsam entstand ja mit dem zunehmenden Heiligenkult auch eine Tradition zugehöriger Bilderzyklen. Die *Legenda aurea* etwa, die zahlreiche Heiligenlegenden verbreitete, ist erst 1282 in Deutschland nachweisbar, illustrierte Handschriften von ihr nochmal sehr viel später. So musste der Bildhauer sich an einem anderen Bildschema orientieren und er übernahm dann wohl das Motiv der Auferstehung zweier Toten aus den verbreiteten Weltgerichtsdarstellungen.⁷⁴

Unser Steinmetz war kein Bildhauer, der Erfahrungen aus weit umher gekommenen Bauhütten mitbrachte. Seine Gestaltungsweise (um nicht von *Stil* zu reden) ist derb und unbeholfen. Trotz der erheblichen Relieftiefe hat er

73 Lediglich H. A. Müller sprach zuvor an entlegener Stelle (*Organ für Christliche Kunst*, 1862) von einer »Apotheose des Hl. Martin«, zitiert nach *Brem. Jb.* 2, 1866, S. 485.

74 Nur eines unter vielen Beispielen ist das Weltgericht am Westportal der Martinskirche in Colmar, auf das Frau Dr. Weibezahn den Verf. freundlich hinwies.

Mühe, dem Kopf oder den Gewändern des Heiligen Plastizität zu geben, die Figur zu runden und ihre flache Reliefhaftigkeit zu überwinden. Freilich verunklären die Verwitterungen und Beschädigungen solche Unzulänglichkeiten, wie sie auch eine genauere zeitliche Bestimmung erschweren. An der üblichen Datierung »zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts« könnte man festhalten; die etwas undeutlich erkennbare, aber charakteristische Haartracht mit »Außenrolle« des Heiligen schließt möglicherweise auch noch die Jahre kurz nach 1300 nicht aus.

Das Grabdenkmal für Arnd von Gröpelingen

Nach all den Unwägbarkeiten in der Geschichte der frühen Steinplastik in Bremen möchte man erleichtert auf ein gut erhaltenes Denkmal eingehen, das mit einem bekannten Namen, einer festen Jahreszahl und einer glaubwürdig scheinenden, in der bremischen Chronistik seit Jahrhunderten überlieferten Erzählung verknüpft ist. Doch zeigt sich auch hier: Bei kritischer Befassung mit diesem Bildwerk tun sich fatale Widersprüche auf, die nicht zweifelsfrei ausgeräumt werden können.

Es geht um das Grabdenkmal für Arnd von Gröpelingen.⁷⁵ Der Zerstörung der Ansgariiikirche glücklich entgangen, ist es heute als Leihgabe der Kirchengemeinde ein Exponat im Focke-Museum. Die Liegefigur ist mit offenen Augen dargestellt, bekleidet mit einem pelzgefütterten Mantel und einem barettartigen Hut. Mit höfischen Gesten greift der Mann an die Tasselschnur und rafft mit der anderen Hand den Mantel. Das Kissen unter seinem Haupt wird von einer kleinen männlichen Halbfigur gestützt. Sie trägt lockiges, über die Ohren lang herabfallendes Haar und ein ärmelloses Gewand. Das Relief ist auf der Rückseite ausgehöhlt, es handelt sich mit Sicherheit um die Deckplatte eines Hochgrabs.

Über die Umstände des Todes (1304) dieses Arnd, eines Bremer Ratsherrn aus einer im Umland begüterten Ministerialenfamilie berichtete bereits um 1382/83 Herbort Schene in der Bremer Chronik von Rienesberch, Schene und Hemeling.⁷⁶ Anekdotisch angereichert schilderte der Chorherr an St. Ansgarii die oft genug und ausführlicher als hier nacherzählte⁷⁷ Geschichte vom Mord an dem angesehenen Ratsherrn: Ein gewalttätiger Haufe sei in Arnds

75 Länge 209 cm, B. 56 cm, H. 31 cm. – Die ältere Literatur zum Grabdenkmal: Karl Friedrich Wilhelm Paniel, Zur Erinnerung an das 600 jährige Jubiläum der St. Ansgariiikirche, Bremen 1843, S. 61; Emil Waldmann, Ein bremisches Grabmal aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, in: Brem. Jb. 28, 1922, S. 6–7; Fliedner, Ansgarii-Kirche (wie Anm. 24), S. 19–30; Ernst Grohne, Rez. dazu, in: Heimat und Volkstum, Jahrbuch für niedersächsische Volkskunde 1957, S. 121 (mit unzutreffenden Stilvergleichen).

76 Die Chroniken der niedersächsischen Städte, Bremer Chronik, Bremen 1968, Rz. 421, S. 112–115. – Zur Autorschaft Schenes vgl. ebd. S. XXXVIII.

77 Am ausführlichsten bei Sabine Presuhn, Tot ist, wer vergessen wird. Totengedenken an der St. Ansgarii-Kirche in Bremen im Spiegel des Nekrologs aus dem 15. Jahrhundert, Hannover 2001, S. 186–192, und Hans G. Trüper, Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe, Stade 2000, S. 539–546, 602–603.

gegenüber der Stadtwaage gelegenes Steinhaus eingedrungen und habe den todkrank darniederliegenden alten Mann mitsamt seinem schützend über ihn gebeugten Diener erstochen. Diese Tat geschah im Zuge krisenhafter Auseinandersetzungen zwischen zwei Parteien der Bremer Oberschicht und war von Willkürakten begleitet.⁷⁸

Johann Renner⁷⁹ übernahm in seiner »Chronica« um 1582/83 die Erzählung und ergänzte sie durch einen Hinweis auf den Grabstein in der Ansgarii-kirche, »wo noch heutigen Tages ein in Stein gehauenes Bildnis an der Wand steht mit dem über ihn gebückten Knecht, von seinen beiden Söhnen zum Gedächtnis dorthin gesetzt«. Eine beigelegte Zeichnung der aufrecht stehenden Grabplatte sichert die Identität mit dem erhaltenen Monument.⁸⁰

1661, vielleicht in Zusammenhang mit einer jetzt erst vorgenommenen Versetzung der Grabplatte an einen Arkadenpfeiler der südlichen Langhauswand, setzte man zum Stein eine Inschrift: »*Monumentum dn. Arnoldi de Gröpelingen viri nobilis et consularis reipublicae bremensis una cum protectore famulo sub agone mortis nefarie confossi A. D. MCCCVII a filiis ejusdem Gotefrido et Arnoldo quondam erectum. Renovatum ab aedilibus divi Ansgarii. A. D. MDCLXI*«. ⁸¹

Soweit, so schlüssig. Die Schwierigkeiten beginnen, wenn das Bildwerk in die Stilgeschichte des beginnenden 14. Jahrhunderts eingeordnet werden soll. Schon Fliedner kam in Erklärungsnot, als er durchaus einleuchtende Vergleiche mit einer vermeintlich 40 Jahre älteren Gruppe westfälischer Skulpturen anstellte, zu denen er den Evangelisten Matthäus von einem Pfeiler der Ostvierung im Dom zu Münster, die Figuren eines Ritters (sog. Hl. Theodor) und des Bischofs Dietrich III. von den Seitenwänden der dortigen Paradiesvorhalle zählte, die seinerzeit noch auf 1261/65 datiert wurden.⁸² Vor allem verglich er die Grabfigur mit dem Apostelfries vom ehemaligen Lettner im Dom zu Minden, der heute an der inneren südlichen Querschiffwand angebracht ist und zwischen »1220/30« und »bald nach 1250« entstand. Die Verwandtschaft mit den westfälischen Werken erschien ihm so »rätselhaft

78 Fliedners Schilderung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes von Arnds Ermordung (»aufkommende demokratische Strömungen«) ging an den tatsächlichen Verhältnissen vorbei. Fliedner, Ansgarii-Kirche (wie Anm. 24, S. 19–30). – Hans G. Trüper (wie vorige Anm.) hat betont, dass es nicht um einen Konflikt zwischen einfachen Bürgerfamilien und standesmäßig davon zu unterscheidenden, höherrangigen »Geschlechtern« ging. Die schließlich aus der Stadt vertriebenen Familien waren – nach Schene – nur reicher und hatten ungezogenere Kinder. Vgl. Herbert Schwarzwälder, Geschichte der freien Hansestadt Bremen, Bd. 1, 1975, S. 63–65.

79 Renner, Chronica (wie Anm. 48), S. 261–262.

80 Trüper, Ritter (wie Anm. 77), Abb. 20. Auch die Ausgabe 1603/04 der Chronik von Dilich bringt auf S. 93 einen Holzschnitt.

81 StAB T.4.a.2.g.1. – Brem. Jb. 6, 1872, S. CIII. Die falsche Jahreszahl geht nicht auf eine ältere Inschrift des Grabmals zurück, sondern auf die Chronik von Schene, vgl. dort (wie Anm. 74), S. 112, Anm. 162.

82 Fliedner, Ansgarii-Kirche (wie Anm. 24), S. 19–30.

unvermittelt«, dass er zu Überlegungen Zuflucht nahm, es müsse an »*biologische Erbphänomene*« gedacht werden, die für die Stilähnlichkeit zwischen den eine Künstlergeneration auseinanderliegenden Skulpturen ursächlich sei.⁸³ Fliedners gewundenem Argumentationsstil mag man nur gequält folgen, aber seinem Stilvergleich muss man in der Sache zustimmen, schon seine Abbildungen beweisen das überzeugend.⁸⁴



Abb. 7: Grabmal, angeblich für Arnd von Gröpelingen. Sandstein, um 1250? Leihgabe der Kirchengemeinde St. Ansgarii an das Focke-Museum, Bremen. Foto: Focke-Museum

Die angesprochenen Großplastiken in Münster nun werden inzwischen unwidersprochen schon in die Jahre um 1230–40 gesetzt.⁸⁵ Die Konsequenzen, die sich daraus für die Entstehungszeit der Bremer Grabmalfigur ergeben, haben Wolfgang Grape⁸⁶ zu der Forderung veranlasst, sie müsse ebenfalls bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet worden sein, dann natürlich noch nicht für Arnd, sondern eine andere Person, einen unbekanntesten geistlichen oder weltlichen Stifter feudaler Herkunft. Mit zahlreichen Hinweisen zur Typen- und Motivgeschichte französischer und deutscher Grabmäler aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts untermauert Grape diese frühe Datierung. Die kleine, das Kopfkissen haltende Figur, die eine Identifizierung mit dem treuen Knecht Arnds der mittelalterlichen Überlieferung nahelegt, wurde

83 Fliedner, ebd., S. 29; Siegfried Fliedner, *Der Meister des ehemaligen Mindener Lettners und sein Stil*. Minden 1957, S. 4–8 und 27; Roland Pieper und Anna-Beatriz Chadour-Sampson, *Stadt Minden II, Altstadt 1 – Der Dombezirk* (Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, Bd. 50), Essen 1998/2000, S. 567–575.

84 Fliedner, *Ansgarii-Kirche* (wie Anm. 24), Abb. 7–15.

85 Sauerländer, *Figurenportale in Westfalen* (wie Anm. 61), S. 1–76.

86 Wolfgang Grape, *Zwei Skulpturen und das frühe Bürgertum in Bremen*, in: *Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte* 32, 1993, S. 50–74.

von Grape zur Stützung seiner Argumentation uminterpretiert. Da Engel zum zeitgenössischen Repertoire der Grabmalikonographie gehörten, sah er auch hier solch ein himmlisches Wesen, das aber überarbeitet sei. Wen das Grabrelief ursprünglich darstellen sollte, musste Grape offen lassen. Der Zerstörung der Bilderstürmer sei das Denkmal dadurch entgangen, dass der Bremer Chronist Johann Renner es durch eine Identifizierung »mit dem angeblich gerechten Wegbereiter einer bürgerlichen Herrschaft« der Zerschlagung entzogen habe. Der Vorgang demonstriere, »dass die Hanseaten ... ein durch und durch feudales Bildwerk für sich restlos umfunktionieren konnten«. ⁸⁷

Ergebnisse und Kritik: Die Widersprüche zwischen der deutlichen chronistischen Überlieferung zu Arnd und seinem Knecht, verbunden mit der dazu passenden, wenn auch ikonographisch ungewöhnlichen Beifigur auf dem Grabmal und andererseits stilkritischen Einwänden, die kaum zu entkräften sind, können nicht ohne Weiteres aufgelöst werden.

Einerseits kann die stilistisch begründete Frühdatierung noch weiter untermauert werden: Am Grabmal ist das gleiche Steinmaterial verwendet worden, wie in den Jahren um 1250 am Mindener Lettner. ⁸⁸ Auch der schon bei den törichten Jungfrauen beobachtete Pelzkragen, der spätestens um 1280 aus der Mode kommt, spricht für eine Entstehung deutlich vor 1300. Andererseits: Der Vorschlag, ausgerechnet Renner habe ein existierendes Grabmal »umbenannt«, um es »zugunsten der Ratsherrschaft« zu instrumentalisieren, vermag nicht so recht zu überzeugen. Warum sollte ein Grabmal von Bilderstürmern bedroht gewesen sein? Diese waren zwar zu Renners Zeiten tatsächlich unterwegs, um Kultbilder zu zerschlagen, aber entweder war noch bekannt, wen die Tumbenfigur darstellte, dann musste der Versuch einer Umbenennung scheitern, oder die Figur mit ihrer ganz unklerikalen, unkatholischen Anmutung war längst in Anonymität versunken, dann bestand keine Bedrohung durch fanatische Ikonoklasten.

Was auch immer die tatsächlichen historischen Hintergründe des Mordes waren, es passt weder zur Persönlichkeit Renners, der nicht gerade ein Interessenvertreter der bürgerlichen Mittelschicht war, ⁸⁹ dass dieser biedere Sekretär des Bremer Domkapitels eine gefälschte Identität der Grabfigur in die Welt setzte, um eine politische Inanspruchnahme zu konstruieren, noch erschließt sich der Sinn einer solchen Intervention im Kontext der Verhältnisse um 1580.

Es bleibt das Verdienst Grapes, mit seiner Frühdatierung den Zusammenhang des Bildwerks mit der geläufigen Geschichtserzählung in Frage gestellt zu haben. Abwegig ist dagegen, eine Umbenennung des Grabbildes vor den Hintergrund eines der politischen Realität in Bremen im 16. Jahrhundert wenig entsprechenden bürgerlich-feudalen Klassengegensatzes zu stellen.

87 Grape, ebd., S. 63.

88 Ein glaukonitführender Kalksandstein »wahrscheinlich aus dem gleichen Steinbruch« von den Baumbergen bei Münster oder den Stemmer Bergen bei Haldem, lt. Fließner, Ansgarii-Kirche (wie Anm. 24), S. 27, Anm. 7.

89 Herbert Schwarzwälder, *Berühmte Bremer*, München 1972, S. 60.

Auch die Vorstellung einer politischen »Denkmalsetzung« entspricht eher heutigem als damaligem Denken.

Es bleiben die Probleme der korrekten Identifizierung des Mannes, an den ursprünglich mit einer figürlichen Tumba erinnert werden sollte. Folgen wir der These einer frühen Entstehung und lassen die Erzählung von Arnd und seinem Knecht einmal beiseite: Wir sehen die Grabfigur eines vornehmen Mannes. Er trägt einen vollen Bart⁹⁰ und lange, auf die Schulter fallende Locken. Seinen Stand können wir nicht sicher erschließen. Er verzichtet auf das für Rittergrabmäler schon fast obligate Schwert. Sein Mantelkragen aus Pelz deutet auf den feudalen, aber auch von Ratsherren erhobenen Anspruch hin, »Gold und Bunt«, also Gold und Pelz zu tragen. Die baretähnliche Kopfbedeckung, bei einem vergleichbaren Monument sogar als »Fürstenhut« bestimmt,⁹¹ markiert deutlicher adeligen Rang. Also haben wir hier wohl eher einen *stadtsässigen Ministerialen*⁹² oder anderen Adligen als einen Bürger vor uns.

Welche Intention hatten solche Grabmäler in der Frühzeit? Die Memoriaforschung in Geschichts- und Kunstwissenschaft der letzten Jahrzehnte hat den Blick darauf gelenkt, dass die Aufstellung von figürlichen Grabmälern in der Frühzeit fast immer in Beziehung zu Gründungs- oder Stiftungsakten steht. Sie dokumentieren den vereinbarten Leistungsaustausch von materieller Stiftung und einer fortwährenden Gegenleistung in Form von Messen und Gebeten. Die Errichtung einer solchen *memoria* konnte dabei lange nach dem Tod des Stifters erfolgt sein.

Als herausragende Gründerpersönlichkeit für die Ansgariiikirche kommt nur Erzbischof Hartwig II. mit seinen umfangreichen Schenkungen (1185/87) infrage. Die Gründungsurkunde legte auch schon den zukünftigen Bauplatz fest. Hartwigs Gebeine sollen 1243 aus dem Dom in die neue Kirche überführt und vor dem Hochaltar beigesetzt worden sein.⁹³ Doch um sein Grabbildnis kann es sich nicht handeln.⁹⁴ Grape brachte vorsichtig den Bruder

90 Das könnte auf hohes Alter des Beigesetzten schließen lassen, denn um 1200 wandelt sich, wie an Grabmälern gut zu verfolgen ist, die Mode hin zur Bartlosigkeit (Paul Post, Hans Wentzel, Bart, Barttracht, in: Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Bd. I (1937), Sp. 1469–1478. Erst im späteren 14. Jahrhundert tritt der Bart wieder häufiger in Erscheinung.

91 Eine ganz ähnliche Kopfbedeckung tragen einige der Landgrafen in der Elisabethkirche Marburg und die Grabfigur in Murbach. Willibald Sauerländer, Das Stifterdenkmal des Grafen Eberhard in der Klosterkirche zu Murbach, in: *Amici amici*. Festschrift Werner Gross, 1968. S. 67, bezeichnet sie, unterstützt von Expertenrat, als »Fürstenhüte«.

92 Zu dieser Kategorie Trüper, Ritter (wie Anm. 77), S. 10.

93 Johann Philipp Cassel, *Historische Nachrichten von der Kollegiatkirche St. Ansgarius*, 2. Stück, Bremen 1775, S. 23; generell zur Gründungsgeschichte: Preuhn, *Tot ist* (wie Anm. 77), S. 17–25.

94 Niedere Geistliche von Adel wurden vielleicht gelegentlich in weltlicher Tracht wiedergegeben, doch ein Erzbischof, vor allem, wenn sein familiärer Ursprungsrang nicht besonders hoch war, wurde nie anders als im geistlichen Ornat dargestellt. Auch berichtet Paniel, *Erinnerung* (wie Anm. 75), S. 61 von einem »*unscheinbaren Grabstein*«.

des Erzbischofs Gerhard II., Hermann von der Lippe, ins Spiel, der 1229 im Kampf gegen die Stedinger gefallen war.⁹⁵ Im Nekrolog der Ansgariikirche kommt er aber nicht vor. Auch über andere Stifter wissen wir zu wenig.⁹⁶

Unsere Kenntnis über das Grabmal beschränkt sich also auf den Entstehungszeitraum (um 1240–60), weiterhin darauf, dass dieser Ansatz mit der Baugeschichte vereinbar ist⁹⁷ und schließlich den wahrscheinlich feudalen Rang des Dargestellten. Das Grabmal blieb ohne künstlerische Nachfolge.⁹⁸

Es bleibt noch zu klären, wie es zu der in der Grabmalsikonographie wohl einmaligen Figuration des Kopfkissenhalters kam, wenn nicht durch die Mordgeschichte von 1304.⁹⁹

Grape gab ganz richtig zu bedenken, dass die Vorstellung, hier habe ein Bediensteter die Stelle von Engeln eingenommen, »*schier unmöglich*« sei. Dem ist noch hinzuzufügen: Durch das erzählerische Motivs eines Knechtes, der das Haupt seines Herrn beschützt, bekäme der Bildsinn einen szenischen Charakter, der Grabmälern, zumal so frühen, gänzlich fremd ist. Grape ging davon aus, dass ursprünglich ein Engel das Kissen hielt. Eine solche Deutung, die eine nachträgliche Abarbeitung der Engelsflügel voraussetzen würde, für die am Objekt keine ausreichenden Spuren nachweisbar sind, vernachlässigt, dass die um 1220 erstmals auftretenden kissenhaltenden Grabengel¹⁰⁰ zu Häupten des Verstorbenen immer paarweise assistieren. Auch die zarten, an einer Wange noch erkennbaren Andeutungen einer Bartbe-

95 Grape, Zwei Skulpturen (wie Anm. 86), S. 62. Hermann, von dem wir nicht wissen, wo er begraben wurde, wäre sicher als Ritter mit Schwert dargestellt worden.

96 Auch die Stiftung des Werner von Riede (Presuhn, Tot ist [wie Anm. 77], Anm. 57) in der Mitte des 13. Jahrhunderts war eher marginal, im Nekrolog wird er nicht genannt. Die umfangreichsten frühen Schenkungen nach Hartwig II. machte 1242 Alardus de Walie. Zu dem von ihm gewünschten Johannes-Altar in der Kirche scheint es aber nicht gekommen zu sein, doch wurde er wohl in St. Ansgarii beigelegt (ebd., S. 105–110).

97 Stein, Gotische Baukunst (wie Anm. 1), S. 130. Zur Baugeschichte auch Flidner, Ansgarii-Kirche (wie Anm. 24), passim und Presuhn (wie vorige Anm.), S. 25–31. Weihedaten liegen nicht vor.

98 Eine nur motivische Nachahmung ist offensichtlich die unerfreulich derbe, von einer späteren Mauerverstärkung kastenartig umrahmte Ritterfigur in der Nordwand des letzten erhaltenen Kreuzgangjochs des Doms. Dieser jetzt aufrecht stehende Rest eines Grabmals, schon von Renner zu Unrecht mit dem 1418 hingerichteten Gerold von Blexen (dazu eine ausführliche Anm. von Ulrich Hucker in: Friedrich Wagenfeld, Bremens Volkssagen, Bremen 2012, S. 298) in Verbindung gebracht und bis in die Gegenwart so kolportiert, entstand ebenfalls bereits im 13. Jahrhundert. So auch Trüper, Ritter (wie Anm. 77), S. 173 und Abb. 7; er weist noch darauf hin, dass die Ministerialen ein Recht zum Begräbnis im Domkreuzgang hatten.

99 Möglicherweise gehört die Geste zum Funeralzeremoniell. Das Epitaph des Jean Fievéz (1425) in den Musées Royaux des Beaux-Arts in Brüssel zeigt eine Begräbnisfeier, bei der das Kissen des Toten von Trauernden gehalten wird (Erwin Panofsky, Grabplastik, Köln 1974, S. 65, Abb. 229).

100 Kurt Bauch, Das mittelalterliche Grabbild, Berlin 1976, S. 66.

haarung auf dem jünglingshaften Gesicht lassen sich mit einem Engel nicht gut vereinbaren. Noch deutlicher schließt das mit seinen deutlichen Schulternähten ledern und alltäglich anmutende Kleidungsstück des »Knechtes« jede Umarbeitung eines Engelskleides aus. Es handelt sich hier vielmehr um ein profanes Kleidungsstück, die »*suckenîe*«. Dieses, ein ärmelloses, oft pelzgefüttertes Obergewand, wurde von Männern und Frauen vor allem der weltlichen Oberschicht zwischen Unterhemd und Mantel getragen.

Nun muss die Beifigur ja kein Knecht sein. Sein schulterlanges Haar, ein deutliches Zeichen sozialer Distinktion, schließt eine solche Zuweisung sogar aus.¹⁰¹ Ein Sohn, Erbe oder Nachfahre, der seinem Vater oder Ahn zum Beispiel in der von diesem mit Stiftungen bedachten Kirche symbolische Reverenz erweist und mit himmelwärts gerichtetem Blick für seine Seele betet, wäre vielleicht ohne bislang beigebrachtes Vergleichsbeispiel, aber immer noch eher denkbar als die Figur eines Dienstboten.

Renner referiert die von Schene erstmals schriftlich aufgezeichnete Geschichte vom treuen Knecht, der sich für den gerechten Herrn opfert. Das klingt schon wie ein literarischer Topos. Wäre es nicht auch denkbar, dass der Zusammenhang von Geschichtserzählung und bildlicher Darstellung *umgekehrt* zu beschreiben ist? Dass sich um die Gestalten eines zu Schenes Zeit bereits rätselhaft erscheinenden Grabmals deutende Narrative rankten, die sich später zu historischen Wahrheiten vom Ablauf einer Mordtat an einer namhaften Person verfestigten? Kann es so gewesen sein, dass der Chorherr an St. Ansgarii, Herbord Schene, acht Jahrzehnte nach 1304 und 140 Jahre nach der Entstehung des Grabmals, die Legende erfand oder eine Geschichte aufschrieb, die der Volksmund inzwischen von der Beifigur erzählte, auch wenn er nicht ausdrücklich auf das Grabbild selbst Bezug nahm? Ist den Männern um Rienesberg, Schene und Hemeling nicht eher eine weitere Geschichtsfälschung zum Ruhme Bremer Bürgersinnes zuzutrauen als dem bloß kolportierenden Renner?

Kann es sein, dass ein älteres, vielleicht aus einer anderen Kirche stammendes Grabdenkmal, dessen Memorialfunktion erloschen war, nach 1304 von den Söhnen Arndts wiederverwendet wurde und um 1382 durch seine ungewöhnliche Beifigur zur Entstehung der Legende vom treuen Knecht Arndts Anlass gab?

Zugegeben, das sind Überlegungen jenseits sicherer Beweisbarkeit, es ist sogar jede für sich von beschränkter Wahrscheinlichkeit. Aber: eine von mehreren und wohl auch noch anderen Möglichkeiten, die aufgezeigten Widersprüche aufzulösen. Noch bleiben alle Erklärungsvarianten Spekulation.

Wir haben anscheinend die Wahl: Auf der einen Seite steht die Annahme einer beispiellos extremen, kunsthistorisch nicht mehr erklärbaren Stilverspätung, die bei einem offensichtlich geschulten und erfahrenen Bildhauer von so hohem handwerklichen Niveau auch in der Provinz unwahrscheinlich ist und zudem die kostümgeschichtliche Ungereimtheit noch bestehen

101 John Block Friedman, *Hair and Social Class*, in: Roberta Milliken (Hrsg.), *A Cultural History of Hair in the Middle Ages*, London 2019, S. 137–151, bes. S. 139.

lässt. Ist angesichts dessen nicht die höhere Wahrscheinlichkeit einer historiographischen Fälschung zu akzeptieren, auch wenn wir die Entstehungsgeschichte des Grabmals nicht kennen? Aus diesem Dilemma eröffnet sich kein Mittelweg.

Man wünscht sich, dass über die hier gegebenen Anstöße hinaus weitere Hinweise und Forschungen verlässlichere Erkenntnisse bringen. Der Bedeutung des »Arnd«-Grabmals wäre das angemessen, ist es doch eines der frühesten im städtisch-bürgerlichen Umfeld Norddeutschlands entstandenen Denkmäler seiner Art, eine Skulptur von hierzulande erstaunlicher künstlerischer Qualität¹⁰² und das besterhaltene Werk bremischer Bildhauerkunst vor 1400.

Steinskulptur der Spätgotik

Nachdem sich aus dem 14. Jahrhundert bis gegen dessen Ende in Bremen keine nennenswerte Steinplastik erhalten hat, stellen die Jahre um 1400 eine kurze Blütezeit auf diesem Feld dar.

Die profane Skulptur um das Rathaus (Propheten, Kurfürsten, Roland),¹⁰³ die sich durch Monumentalität und programmatische Bedeutsamkeit auszeichnet, bedürfte einer eigenen, umfangreich kommentierenden Bearbeitung und wird daher in diesem Bericht beiseite gelassen. Stattdessen sollen hier nur Anmerkungen zu einer kirchlichen Skulptur von außerordentlichem künstlerischen Rang notiert werden und der Beitrag kann mit knappen Hinweisen auf die neueren Forschungsbeiträge zur Skulptur um 1500 schließen.

Statue der Hl. Dorothea aus dem Bremer Dom

Kurz vor 1400 tritt in Bremen eine Skulptur¹⁰⁴ von so überraschender Großartigkeit und überragender Qualität auf, dass man sie ohne Zögern als die schönste mittelalterliche Plastik in Bremen ansprechen kann, selbst wenn man ihre schwerwiegenden Beschädigungen in Rechnung stellt.

Eine Hl. Jungfrau, erkennbar an ihrem offen herabfallenden Haar, wendet sich in markanter Biegung einem neben ihr stehenden Kind entgegen. Ihr

102 Trotz seiner – auch schon für die Mitte des 13. Jahrhunderts – archaisierenden Züge, dem etwas starren Gesichtsausdruck und schlichten Faltenfall ist die Figur handwerklich nicht zu bemängeln: die Haare sind fein gezeichnet und die Körperlichkeit ist sicher erfasst. Um einen Vergleich zu setzen: Es ist z. B. in ganz Westfalen aus dem 13. Jahrhundert kein qualitätvolleres Grabdenkmal erhalten (vgl. Gabriele Böhm, *Mittelalterliche figürliche Grabmäler in Westfalen von den Anfängen bis 1400*, Münster 1993).

103 Neuere Literatur dazu: Stephan Albrecht, *Das Bremer Rathaus im Zeichen städtischer Selbstdarstellung vor dem 30jährigen Krieg*. Marburg 1993. – Rolf Gramatzki, *Das Rathaus in Bremen. Versuch zu seiner Ikonologie*. Bremen 1994.

104 Höhe 141 cm. Material: Goldbeiger böhmischer Plänerkalk. Fassung: Heute überwiegend steinsichtig. Sternchen auf dem Kleid des Knaben, Säume an den Gewändern, Schuhe und Haare der Heiligen in Gold, Inkarnatreste, Obergewand des Stifters in Rot, sonst nur geringe Farbbreste; eine genauere Analyse steht aus.

schlanker, fast schulterloser Körper wird von weich schwingenden, stoffreichen Gewändern drapiert, die in tief eingeschnittenen Bögen große konkave Volumina bilden, daneben in subtiler Reliefierung sich überlagern und in üppige Faltenkaskaden auslaufen. Die Köpfe beider Figuren sind verloren. Unter der Sockelplatte kniet der Stifter. Seine im Gegensatz zur idealisierten Heiligenfigur realistischere Gestalt mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und modisch kurz geschnittenem Haar hinter der hohen Stirn lässt der Vermutung porträtthafter Ähnlichkeit Raum.



Abb. 8: Hl. Dorothea. Kalkstein. Böhmischer Bildhauer um 1390. Leihgabe des St.-Petri-Doms an das Focke-Museum Bremen. Foto: StAB

Seit der Erstpublikation¹⁰⁵ steht außer Frage, dass hier um 1400 ein böhmischer Bildhauer am Werk war, dessen Werkstattumkreis eine Gruppe der sogenannten *Schönen Madonnen* zugeschrieben werden kann. Die Bremer Heiligenfigur wurde 1978 aus der angestammten, aber unangemessenen Umgebung des Bleikellers mit seinen Mumien und toten Tieren befreit, um trotz des fehlenden Kopfes und der verloren geglaubten Beifigur als »*eines der schönsten, bedeutendsten Werke*« in die große Kölner Ausstellung über die Kunst der Parler um 1400 geholt und mit einem prominenten Platz gewürdigt zu werden.¹⁰⁶ Noch fehlte die Beifigur des Knaben. So stritten sich im März 1979 bei einem Kolloquium¹⁰⁷ über die wissenschaftlichen Ergebnisse der Ausstellung die Experten noch über die korrekte Benennung als Elisabeth, Genoveva, Dorothea oder *infantia Christi* (Maria mit dem kleinen Jesuskind an der Hand). Einig war man sich dagegen über die »überraschend großartige Qualität«, die nach der Restaurierung in Prag noch deutlicher zutage getreten war, über die ursprüngliche Aufstellung der auch rückseitig skulptierten, also frei auf einer Säule hinter einem Altar stehenden, rundum ansichtigen Figur¹⁰⁸ (dafür gibt es Vergleichsbeispiele) und über die Datierung auf das Ende des 14. Jahrhunderts aufgrund der Verwandtschaft mit der genannten böhmischen Skulpturengruppe.¹⁰⁹ In der Frage, ob eher Import aus Prag oder Anfertigung vor Ort durch einen wandernden böhmischen Bildhauer anzunehmen sei, hielten sich die Wissenschaftler des Kolloquiums eher an Letzteres.¹¹⁰

Drei Monate nach der Kölner Parler-Schau war die Figur ein Hauptexponat in der Ausstellung »*Der Bremer Dom*« im Focke-Museum. Bei den Vorbereitungen konnte glücklich die nach 1922 verloren gegangene Nebenfigur des

105 Karl Schäfer, Ein Hauptwerk der böhmischen Bildhauerschule aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, in: Cicerone, 1922, S. 849–852. Die dortige Abb. zeigt noch einen heute verlorenen Ansatz eines waagrecht ausgestreckten rechten Unterarms.

106 Max Hasse im Ausstellungskatalog: Die Parler und der schöne Stil, Bd. 2, Köln 1978, S. 534.

107 Wortprotokoll des Internationalen Kolloquiums, Köln, 5.–12. März 1979, im Nachtragsband zum Ausstellungskatalog Die Parler und der schöne Stil, Bd. 4, Köln 1980, S. 54–55.

108 Vgl. Anm. 114 und 115.

109 Namentlich handelt es sich um die Madonna aus Pilsen, um 1385 (Kat. Parler [wie Anm. 106], Bd. 2, S. 675; Abb. Bd. 3, S. 37.), aus Krumau (ebd., Bd. 2, S. 686) und die Hl. Katharina in Iglau (ebd., Bd. 2, S. 688). Die Bremer Figur ist noch rhythmischer in der Faltenorganisation als die Pilsener, noch schwungvoller im Standmotiv als die Krumauer, noch betonter im Kontrapost und stärker in der Öffnung des bildhauerischen Blocks als die Iglauer Skulptur.

110 Für oder gegen diese Annahme gibt es allerdings keine belastbaren Indizien, nur Argumente zur logistischen Praktikabilität. Pro: die Zerbrechlichkeit des aus einem Block so empfindlich komponierten Bildwerks, vgl. Kat. Parler, Bd. 4 (wie Anm. 106), S. 54; contra: der relativ sichere Schiffstransport, vgl. Grape, Zwei Skulpturen (wie Anm. 86), S. 66f. Zu Skulpturentransporten über weite Entfernungen vgl. Kat. Naumburg (wie Anm. 33), S. 853.

Knaben entdeckt werden¹¹¹ und nach einer reinigenden Restaurierung die Figurengruppe wieder komplettieren. Jetzt unterlag auch die korrekte ikonographische Benennung keinem Zweifel mehr: Der Bausch des geschürzten Knabenkleides war mit Blüten gefüllt, ein eindeutiger Hinweis auf die Dorotheenlegende. Nur die beiden Köpfe sind nie wieder aufgetaucht.¹¹² Seit 1979 kann die Figurengruppe der Hl. Dorothea als freundliche Leihgabe des St.-Petri-Doms im Focke-Museum gezeigt werden.

Auch mit ihr hat sich zuletzt Wolfgang Grape befasst, um zum einen ihre künstlerische Qualität noch einmal hervorzuheben (*»ein Kunstwerk, das ... alle erhaltenen böhmischen Denkmäler des Weichen Stils überragt«*)¹¹³ und zum anderen den hohen Rang dieser Skulptur der zunehmenden ästhetischen Rezeptionsfähigkeit eines bürgerlichen Publikums zuzuordnen. Um zu begründen, dass beim Bürger *»im hanseatischen Norddeutschland die Bewunderung des meisterhaft geformten Gegenstandes wuchs«*, schrieb er kurzerhand die Stiftung der Figurengruppe dem Bürgermeister Johann Hemeling zu, der die Skulptur in Böhmen geordert habe.¹¹⁴ Für diese Vermutung gibt es jedoch nicht einmal Indizien. Auftraggeber der Figuren- und Altarstiftung¹¹⁵ war vielmehr ausschließlich der in der Sockelkonsole betend dargestellte Stifter. Er ist als Domherr zu erkennen an seinem geistlichen Ornat, speziell der *Almutie*, einem aus feinem Pelz gefertigten Schulterkragen, der zur Chorkleidung von Kapitels- und Stiftsherren gehörte.¹¹⁶ Obwohl mit dem bodenständigen, grundbesitzenden Bremer Bürgertum vielfältig verwandtschaftlich verknüpft, war es diese klerikale gesellschaftliche Schicht, deren Mitglieder teilweise in den Hauptstädten Europas studiert hatten, weitreichende Kontakte in einem kirchlichen Netzwerk pflegten, nach episkopalen Würden strebten und sicher solchen aristokratischen Anspruch mit einem verfeinerten Lebensstil und exklusiver Selbstdarstellung im Medium eines künstlerisch gestalteten Stifterbildes auch zeigten.

Auch weitere Fehleinschätzungen des gleichen Autors können leicht korrigiert werden:

111 Der beharrlichen Nachforschung des auf die Suche geschickten Museumsrestaurators Kurt Kollmann gelang es, das Bruchstück unter den Steinfragmenten, die in den Nebengelassen der Domtürme gelagert waren, zu entdecken.

112 Vgl. Anm. 117.

113 Grape, *Zwei Skulpturen* (wie Anm. 86), S. 71. – Im Übrigen gehört es auch den Maßen nach zu den größten unter den böhmischen Vergleichswerken.

114 Grape, *ebd.*, S. 74.

115 Zu einer solchen gehörte üblicherweise nicht nur das Sachgut (Bildwerk, Paramente, liturgisches Gerät, Kerzen), sondern auch die Sicherstellung der laufenden Ausgaben für einen den Domkapitular vertretenden Vikar, der die Hauptlast der regelmäßigen liturgischen Dienste an dem Altar zu tragen hatte.

116 Joseph Braun, *Almutie*, in: *Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte*, Bd. I, 1934, Sp. 402–403. – Da wir uns also unter den prominenten und wohlhabenden Zeitgenossen dieses Kollegiums umsehen müssen, wäre vor allem an eine Stiftung des Herbord Schene (1358–1428) zu denken, der spätestens seit 1373 Cellarius des Domkapitels war.

1. Der ursprüngliche Aufstellungsort wird sehr wohl der spätere, südlich an die Ostkrypta anschließende Bleikeller gewesen sein, der bis 1823 noch als ehemalige Kapelle zu erkennen war und auch später noch zwei frei auf Säulen stehende Kultbilder beherbergte,¹¹⁷ von denen eines nach dem Aquarell von G. E. Papendieck sicher unsere Hl. Dorothea darstellte.¹¹⁸ Für eine höchst komplizierte und statisch heikle Versetzung von katholischen Heiligenfiguren auf freistehenden Pfeilerpostamenten dürfte ein protestantischer Bauherr wohl kaum Sinn gehabt haben.

2. Die Figur stand nicht in einem irgendwie gearteten architektonischen Verband mit der Wand,¹¹⁹ sondern frei auf einer Säule oder einem Pfeiler in einem gewissen Abstand davor, sonst wäre sie rückwärtig nicht so detailliert ausgearbeitet und farbig gefasst. Vor ihr muss man sich einen Altartisch denken, der schon in den Ansichten des 19. Jahrhunderts nicht mehr zu sehen ist.

3. Die Behauptung, dass die Fassungsreste der goldenen Säume und Schmucksternchen nicht aus der Entstehungszeit stammen,¹²⁰ entbehrt jeder Begründung (warum hätte auch jemand sie auf der vernachlässigten Figur anbringen sollen?).

4. Dass der Verlust der beiden Köpfe auf eine »calvinistisch inspirierte Vernichtungskampagne«¹²¹ zurückgeht, muss bezweifelt werden. Sie ist unwahrscheinlicher als jeder andere auch später noch mögliche Vandalismus in dem jahrhundertlang als Lager genutzten Kellergewölbe.

117 Grape, Zwei Skulpturen (wie Anm. 86), S. 65: der unbekannte ursprüngliche Ort sei jedenfalls nicht der Bleikeller. Vgl. dazu Miesegaes, Abhandlung über mehrere im hiesigen Dome aufgefundene Alterthümer, in: Zeitschrift Union, II, 1842, Nr. 20 ff. (in Bremer Bibliotheken nicht nachgewiesen), hier zitiert nach: Siebter Bericht des Geschäftsausschusses der Abteilung des Künstlervereins für Bremische Geschichte und Altertümer, in: Brem. Jb. 6, 1872, S. LXXXIV. Miesegaes überliefert, dass das ab 1822/23 als »Bleikeller« eingerichtete und auch für die Mumien benutzte Gewölbe »vor der Reformation die Capelle der heil. Jungfrau vom Pfeiler (Nuestra Senora del Pilar)« gewesen sei, »deren Statue dem Muttergottesbilde der Domkirche von Saragossa nachgeahmt war«. Deren Kopf sei damals abgebrochen gewesen, aber aufgefunden und wieder aufgesetzt worden. Später sei die Figur verschwunden. Dass es sich hier in Wirklichkeit um die Hl. Dorothea handelte, ist wahrscheinlich. – Zur Örtlichkeit siehe Weiteres bei Stein, Gotische Baukunst (wie Anm. 1), S. 48, und Wilhelm Tacke, Der Bleikeller im Bremer Dom, Bremen 1985, S. 88 und 133.

118 Ein Aquarell des Bleikellers von George Ernest Papendiek aus dem Jahr 1832 (Focke-Museum) zeigt neben Dorothea eine weitere Skulptur (Hl. Papst, jetzt im neuen Bleikeller) auf einer Säule; der Knabe bei Dorothea besaß damals noch seinen Kopf. Kat. Bremer Dom (wie Anm. 4), S. 170 mit Abb. Alles spricht dafür, dass das Aquarell noch die wenig veränderten mittelalterlichen Standorte der beiden Skulpturen zeigt (vgl. vorausgehende Anm.).

119 Grape, Zwei Skulpturen (wie Anm. 86), S. 65. Dagegen spricht die Text- und Bildüberlieferung lt. den beiden vorausgehenden Anmerkungen.

120 Grape, ebd.

121 Grape, ebd., führt die Demolierung der Figuren auf die Bilderstürmer zurück, die aber, anders als von Walter Dietsch, Der Dom St. Petri zu Bremen, Bremen

Das 15. Jahrhundert

Eine Aufarbeitung der spätgotischen Skulptur in Bremen, die sich kritisch mit der älteren vorausgehenden Forschung auseinandersetzte und bemerkenswerte eigene Ergebnisse beisteuerte, ist Bernhard Karrenbrock zu danken.¹²² Auch wenn nicht sämtliche marginaleren Reliefs mit erfasst werden konnten, ist die Ordnung des Materials auf einem guten Stand. So ist die Datierung des bedeutenden Kruzifixes¹²³ von der Westfassade des Doms auf die Zeit um 1400 endlich festgeschrieben. Steht dieses Werk, wie auch das Abendmahlsrelief¹²⁴ im Dom-Museum noch unter dem Einfluss böhmisch-parlerischer Kunst, so werden nach einer weitgehenden Unterbrechung steinbildhauerischer Tätigkeit bis gegen Ende des Jahrhunderts und die Zeit des großen Domumbaus (1502–1522) fast ausschließlich westfälische Kräfte herangezogen. Mit der Zuschreibung zahlreicher Domsulpturen an einzelne Werkstätten (zum Beispiel den Westlettner an Evert van Roden), ihrer besser begründeten zeitlichen Einordnung und einer Zurückweisung der unseligen, weil immer wieder aufgewärmten Beeldensnyder/Brabender-Zuschreibungen¹²⁵ hat die Erforschung der spätgotischen Plastik in Bremen einen großen Schritt nach vorn gemacht.

1978, S. 212, dargestellt, den Dom wohl nicht heimsuchten, vgl. Hans-Christoph Hoffmann, Bremens mittelalterlicher Dom, in: Denkmalpflege in Bremen 11, 2014, S. 35.

122 Bernhard Karrenbrock, Evert van Roden. Der Meister des Hochaltars der Osnabrücker Johanniskirche, Osnabrück 1992. – Ders., Westfalen–Bremen–Niederlande, in: Bremen und die Niederlande, Jahrbuch 1995/96 der Wittheit zu Bremen, Bremen 1997, S. 40–61.

123 Die Begleitfiguren Maria und Johannes gingen zwischen 1784 und 1813 verloren, vgl. die beiden Kupferstiche von D. A. Ernsting, abgebildet bei Hans Hermann Meyer, Die Bremer Altstadt, Bremen 2003, S. 16f. Auf den vor den Domrestaurierungen ab 1888 gemachten Fotos sind Kreuz und Korpus noch intakt. Inzwischen fehlen dem Gekreuzigten auch die Unterschenkel. Einen sicheren Platz hat er jetzt in der Ostkrypta des Doms gefunden.

124 Ingrid Weibezahn, Eine spätmittelalterliche Abendmahlsdarstellung aus dem St.-Petri-Dom, in: Hospitium Ecclesiae 17, 1989, S. 35–42.

125 Karrenbrock, Westfalen–Bremen (wie Anm. 122), S. 40, 49 und 58, Anm. 6.

Ein Pfandleiher, sein Siegel und eine »Judensau« – Antijudaismus im spätmittelalterlichen Bremen

Von Konrad Elmshäuser

Im Sommer 2019 kam es anlässlich einer Forschungsgrabung des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege auf dem Gelände des heute verschwundenen ehemaligen Prämonstratenserstifts Heiligenberg bei Bruchhausen-Vilsen zu einem unerwarteten Fund. In einer Schuttschicht des Spätmittelalters kam ein Petschaft (Siegelstempel) aus einer Kupferlegierung zutage. Der Bodenfund eines gut erhaltenen spätmittelalterlichen Petschafts ist an sich schon bemerkenswert und selten.¹ Er bekommt hier durch die Umschrift und das Siegelbild noch zusätzlich besondere Bedeutung. Das Stück gibt sich als das Siegel eines Bremer Siegelführers namens Jacob zu erkennen und zeigt im Siegelbild ein siegelkundlich einzigartiges Motiv: eine hinter einem Schwein kniende, durch einen spitzen Hut als Jude erkennbare Person, die das Schwein berührt: eine sog. »Judensau«. Der für die bremische Geschichte wichtige Bodenfund soll hier aus historischer Sicht bewertet und in seine Entstehungszeit und in die Geschichte der jüdischen Präsenz im spätmittelalterlichen Bremen eingeordnet werden.²

1. Das Stift Heiligenberg

Das Stift Heiligenberg wurde um 1217 aus einer Besitzübertragung der Grafen von Wernigerode an den Prämonstratenserorden als Mons Sanctae Mariae gegründet. Es stand im 13. Jahrhundert in Beziehung zu den Erzbischöfen von Bremen und den Grafen von Oldenburg, deren Bruchhauser Linie die Vogteigewalt ausübte.³ Im 14. Jahrhundert gingen die Kontrolle des

- 1 Zum Bodenfund eines Petschafts vgl. Konrad Elmshäuser, *Der Mittelalterliche Siegelstempel der Landschaft Fehmarn: »... hac ratione terram ipsam desolavimus«*, in: Bernd Kasten u. a., *Leder ist Brot* (FS Andreas Röpcke); Rostock 2011, S. 433–448.
- 2 Die archäologischen Fundumstände werden durch die Leiterin der Ausgrabung, Simone Arnhold, nachstehend erläutert. Vgl. auch Simone Arnhold (Hrsg.), *Heiligenberg – Ausgrabungen, Funde, Geschichte* (Forum Gesseler Goldhort), Syke 2020.
- 3 Zu Heiligenberg vgl. Sönke Thalmann, *Heiligenberg – Prämonstratenser*, in: Josef Dolle (Hrsg.), *Niedersächsisches Klosterbuch*, Teil 2, Bielefeld 2012, S. 604–608, und ders., *Zur Frühgeschichte des Prämonstratenserstifts Heiligenberg in der Grafschaft Bruchhausen. Ein Annäherungsversuch*, in: *Oldenburger Jahrbuch* 110, 2010, S. 11–30. Zur Gründung vgl. Bernd Ulrich Hucker, *Von Wernigerode nach Heiligenberg*. Kloster Heiligenberg/Mons Sanctae Mariae, Kiel 2018.

Besitzes und die Vogteigewalt auf die Grafen von Hoya über, die seit 1338 als Schirmvögte fungierten und dort nach der Reformation einen Amtmann einsetzten und das Stift sowie Altbruchhausen als Witwensitz der Grafenfamilie nutzten.⁴ In diese Zeit fällt auch die Niederlegung der Klostergebäude, die heute vollständig verschwunden sind.

In der Geschichte des zu keiner Zeit überregional bedeutenden Klosters lässt sich für das späte 14. Jahrhundert eine prosperierende Phase mit Bautätigkeit an den Klostergebäuden und im 16. Jahrhundert ein rascher Niedergang feststellen.⁵ In die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt in der Amtszeit des Abtes Hermann [von Nienburg] (1360–1382, † 1387?) auch eine kurze Phase intensiverer wirtschaftlicher Beziehungen des Klosters mit der Stadt Bremen.⁶ Die Einbettung des Siegelstempels in eine ältere Schuttschicht lässt den Schluss zu, dass er wohl noch im 14. Jahrhundert in den Boden kam.⁷ Der Fundplatz im Bereich der ehemaligen Klosteranlage ist leider keinen ehemaligen Gebäuden und damit auch keinem Zusammenhang des Siegels mit dem Kloster zuzuordnen.⁸ Allerdings eröffnen die recht spärlichen schriftlichen Quellen zum Kloster



Abb. 1: Petschaft aus Bronzelegierung, Fund vom Heiligenberg 2019. Rückseite mit schraffierter Oberfläche, zentralem Steg und runder Öse oben, 25 x 45 mm. Foto: S. Arnhold

4 Zu den Grafen von Hoya vgl. Bernd Ulrich Hucker, Die Grafen von Hoya. Ihre Geschichte in Lebensbildern, Hoya 1993, S. 53–58, zum Erwerb von Altbruchhausen ebd., S. 56 f.

5 Thalmann, Heiligenberg (wie Anm. 3), S. 605 f.

6 Vgl. hier weiter unten. Zu den Amtsdaten der Äbte vgl. Thalmann, Heiligenberg (wie Anm. 3), S. 607 f.

7 Vgl. den Beitrag von Arnhold und dies., Die Ausgrabung (wie Anm. 2), S. 40; dies., Siegel vom Heiligenberg, in: Archäologie in Deutschland 01/2020, S. 57.

8 Zum Klosterbesitz oder -archiv hat das Stück sicher nicht gehört. Ein Inventar des Klosters vom 15. Dezember 1535 nennt im Abtshaus (In der Abdie) unter anderen Wertgegenständen auch das Konventssiegel und ein Abtssiegel. Wilhelm von Hodenberg (Hrsg.), Hoyaer Urkundenbuch. Vierte Abteilung. Kloster Heiligenberg, Hannover 1848, Nr. 62, S. 36.

Heiligenberg im 14. Jahrhundert zumindest mögliche Verbindungen zwischen dem Fundort und dem Siegel.⁹

2. Ein Sekretsiegel und sein Siegelbild

Das aus einer Kupferlegierung hergestellte Siegel zeigt mit einer Größe von 25 x 45 mm die üblichen Maße für kleinere Brief- und Sekretsiegel. Das Siegel hat an seiner leicht schraffierten Rückseite einen Steg, der am oberen Ende in einer runden Öse mündet, an der es festgehalten werden konnte, wenn es zum Siegeln benutzt und in weiches Wachs eingedrückt wurde. Die Öse konnte mit einer Schnur oder Kette zur Sicherung bzw. Befestigung des Siegels genutzt werden.¹⁰ (Abb. 1) Es gehört mit seiner spitzovalen Form einem Siegeltypus des Mittelalters an, der vor allem im geistlichen Bereich bei Klerikern verbreitet war. Siegel dieser Form sind auch in Bremen vor allem von geistlichen Siegelführern des 14. Jahrhunderts bekannt.¹¹ Die Bildgestaltung und die Schriftform der Umschrift lassen auch den Heiligenberger Siegelfund in das 14. Jahrhundert und damit in das zeitliche Umfeld der Fundschicht datieren. Der wohlerhaltene Stempel zeigt keine Beschädigungen oder auch Gebrauchsspuren, er mag mithin nicht sehr lange in Gebrauch gewesen sein, bevor er in den Boden kam.¹²

Bemerkenswert ist, wie der Siegelschneider das für ein spitzovales Siegel nicht wirklich gut geeignete Motiv umgesetzt hat. Er hat auf der kleinen Bildfläche das Motiv auf seinen wesentlichen Inhalt reduziert, indem er das Schwein in das Zentrum stellte. In den darüber und darunter freien Flächen wurde auf eine Schraffierung im Hintergrund oder auf weiteren Zierrat wie florale oder architektonische Elemente, wie man sie sonst in den Freiräumen spätmittelalterlicher Siegel oft findet, verzichtet. Die schwierige Aufgabe, hinter dem Schwein eine maßstäbliche menschliche Gestalt knien zu lassen, hat der Siegelschneider geschickt gelöst: Er positionierte die menschliche Gestalt am Rand rechts hinter bzw. unter dem Schwein, so dass dessen zentrale Position nicht beeinträchtigt wird. Der kniende Mann wird jedoch nicht in den Bildrand gedrängt, sondern ragt mit dem Rücken und beiden Beinen über den inneren Perland hinaus und in das Schriftband hinein. Dies hebt die Plastizität und Bildwirkung der menschlichen Gestalt zusätzlich hervor und lässt sie umso lebendiger erscheinen. Aus zwei Objekten und

9 S. u. unter 8. Alt-Bruchhausen gehörte seit 1338 zur Grafschaft Hoya und war durch Bemühungen des Grafen Gerhard III. von Hoya in deren Besitz gelangt. Zu Gerhard III. vgl. Hucker, Die Grafen (wie Anm. 4), S. 53–58, zum Erwerb von Altbruchhausen S. 56 f.

10 Zu Ösen und Stegen an Siegelstempeln vgl. Erich Kittel, Siegel, Braunschweig 1970, S. 132 f.

11 So bei den etwas größeren (3,5 x 5 cm) Hauptsiegeln der Bremer Predigerorden St. Johann (Franziskaner) und St. Katharinen (Dominikaner) und v. a. dem Sekretsiegel von St. Johann (2 x 3,5 cm).

12 Dies ist allerdings bei einem Personensiegel, das meist nur wenige Jahrzehnte benutzt wurde, nicht ungewöhnlich.

dem Schriftband ist damit ein einheitlich gestaltetes Werk emblematischer Kleinplastik entstanden. (Abb. 2 und 3)

Das Schwein, das mit aufgestellten Rückenborsten und langer Schnauze auf den heutigen Betrachter wie ein mageres Wildschwein wirken mag, entspricht in Größe und Gestalt spätmittelalterlichen Hausschweinen, die sich als Haustierrassen damals äußerlich noch nicht allzu weit von ihren wilden Verwandten entfernt hatten.¹³



Abb. 2: Petschaft aus Bronzelegierung, Fund vom Heiligenberg 2019. Vorderseite mit Siegelbild und Umschrift (spiegelverkehrt), 25 x 45 mm. Foto: S. Arnhold



Abb. 3: Petschaft Vorderseite (Foto gespiegelt) mit Siegelbild und Umschrift: + SECRETUM IACOBI PIG (NERATORIS) BREMENSIS. Foto: S. Arnhold, StAB

Ein bärtiger Mann kniet hinter dem Tier. Er trägt ein knielanges, gegürtetes Gewand und hält mit der linken Hand den linken Hinterlauf des Schweins fest. Aus dessen After fällt unter dem aufgestellten Schwanz Kot, der das Gesicht bzw. die Nase des Mannes berührt. In den Gesichtszügen

¹³ Vgl. Abb. 32, S. 244 bei Werner Rösener, *Bauern im Mittelalter*, München 1985, und ebd., S. 147f.; vgl. auch Dieter Hägermann, *Schwein*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 7, München 1995, Sp. 1639f.

des Mannes sind Nase, Lippen und Augenbrauen kräftig akzentuiert. Der Kopf ist im Verhältnis zum Körper ein wenig zu groß geraten, ganz so, als wollte der Stempelschneider die Gesichtszüge – in Verbindung mit dem Kot – auf wenigen Millimetern Fläche deutlich hervorheben. Der Mann ist durch einen spitzen Hut unverkennbar als Jude gekennzeichnet. Der sog. Judenhut war die im 14. Jahrhundert übliche, verpflichtende und in diesem Fall auch stigmatisierende Kopfbedeckung von Juden.¹⁴

Die Textumschrift des Siegels wird vom äußeren Rand und von der inneren Bildfläche jeweils durch eine Perlschnur getrennt. Die Umschrift des Siegels läuft in einem geschlossenen Band um das gesamte Siegel. Nur eines von vier Worten ist abgekürzt. Für die in unzialen Majuskeln gehaltene Umschrift wird in der oberen Spitze des Siegels mit einem Kreuz der Anfang kenntlich gemacht – auch dies ist ein übliches Verfahren bei Siegelumschriften.¹⁵ Weitere Trennzeichen enthält die Umschrift nicht.

Die nicht aufgelöste Umschrift lautet:

+ SECRETUM IACOBI PIG BREMENSIS

Die Buchstabenfolge PIG ist die einzige Abkürzung in der Umschrift. Die Umschrift ist durchgängig lateinisch, PIG ist auf *pignorator* (Pfandnehmer, Pfänder) aufzulösen.¹⁶ Die Umschrift heißt:¹⁷

+ SECRETUM IACOBI PIG(NERATORIS) BREMENSIS

+ Geschäftssiegel des Jacob, des Bremer Pfandnehmers

Damit verweist die Siegelumschrift auf einen Bremer Pfandleiher namens Jacob, der sich selbst mit dem Siegelbild, in dem das beleidigende Motiv einer Judensau gezeigt wird, als Jude zu erkennen gibt – bzw. geben musste.

14 Zu der zunächst wohl freiwillig getragenen, aber seit dem Spätmittelalter stigmatisierenden Kopfbedeckung des Judenhuts vgl. Robert Jütte, Stigma-Symbole – Kleidung als identitätsstiftendes Merkmal bei spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Randgruppen, in: *Saeculum* 44, 1993, S. 65–98, und A. Radatz, Judendarstellungen, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 5, München und Zürich 1991, Sp. 788f. Judenhüte finden sich auch auf mittelalterlichen Siegeln, vgl. Anna-Dorothee von den Brincken, Rheinische Judensiegel im Spätmittelalter, in: *Archiv für Diplomatik* 9/10, 1963/64, S. 415–425, hier S. 425, man kann sie dort aber nicht nur jüdischen Besitzern zuschreiben, vgl. Andreas Lehnertz, Judensiegel in Aschkenas (1273–1390), Zur Einführung, in: Alfred Haverkamp und Jörg H. Müller (Hrsg.), *Corpus der Quellen zur Geschichte der Juden im spätmittelalterlichen Reich, Trier und Mainz 2015*, S. 2, Anm. 9.

15 Zur Paläographie der Siegel vgl. Kittel, *Siegel* (wie Anm. 10), S. 203ff.

16 Vgl. zu »*pignus*« J. F. Niermeyer, *Mediae Latinitatis Lexikon Minus*, Leiden 1976, S. 797. Zum mittelalterlichen Pfandrecht vgl. H. R. Hagemann, *Pfandrecht*, in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, Bd. 3, Berlin 1984, Sp. 1685ff.; G. Landwehr, *Pfandschaft*, in: ebd., Sp. 1688ff., und P. Weimar, *Pfand, pignus*, in: *Lexikon des Mittelalters*, Bd. 6, München 1993, Sp. 2019.

17 Ich danke Dr. Adolf E. und Gudrun Hofmeister herzlich für wertvolle Hinweise zur Klärung von Umschrift und Funktion des Siegelstempels.

3. Die »Judensau« – zur Herkunft und Verbreitung eines judenfeindlichen Bildmotivs

Die sog. »Judensau« ist ein mittelalterliches judenfeindliches Bildmotiv, das in seiner beleidigenden Bildsprache noch immer starke Emotionen auslöst. Diskussionen über den Umgang mit Judensau-Motiven am Skulpturenschmuck von christlichen Sakralbauten haben in den letzten Jahren vielfach die Öffentlichkeit beschäftigt. Es sei hier nur stellvertretend die bekannte Darstellung in Wittenberg genannt, vergleichbare Diskussionen gab es auch in Köln und anderen Städten.¹⁸ Eine wichtige Gemeinsamkeit des Bildmotivs ist, dass es sich fast ausschließlich im Bildprogramm von Steinmetz- und Holzschnitzerarbeiten an christlichen Sakralbauten in Deutschland findet, mit einer gewissen geographischen Häufung im mittel- und süddeutschen Raum.¹⁹ Außerhalb des mittelalterlichen Deutschen Reichs ist das Motiv nur in wenigen Einzelfällen (Uppsala, Gnesen) bekannt.²⁰ Auch in illuminierten Handschriften kommt das Motiv im Mittelalter nicht vor, erst seit dem späten 15. Jahrhundert ist es auch in Holzschnitten nachweisbar. Es erhielt seit der frühen Neuzeit mit der nachreformatorischen Druckgrafik auf polemischen Flugblättern eine sehr weite Verbreitung. Wissenschaftlich wurde das Bildmotiv systematisch und umfassend durch die grundlegende Arbeit des jüdischen Gelehrten Isaiah Shachar in den Blick genommen. Er führt in seinem Grundlagenwerk dutzende Beispiele seit dem 13. Jahrhundert an.²¹ Die folgenden kurzen Ausführungen werden sich daher an Shachars Studie und ihren Schlussfolgerungen orientieren. Während Wirkungsmacht und Verbreitung des Bildmotivs auf den spätmittelalterlichen Kirchenschmuck verweist, führen die Ursprünge in die Rezeption christlich-naturwissenschaftlicher Schriften unter frühmittelalterlichen Gelehrten. Dabei spielt vor allen Dingen die Rezeption der *Etymologia* des Isidor von Sevilla und Hrabanus Maurus' Werk *De Universo* eine große Rolle. Die dort dem Schwein bzw. der säugenden Sau zugewiesene Rolle als allegorisches Symbol für die Sünden der Gula (Maßlosigkeit, Völlerei) und Luxuria (Wollust, Genusssucht) wurde in der gelehrten und moralischen Rezeption in Handschriften mit Bildmaterial unterlegt, das zunächst keinerlei Verbindung mit Juden hatte.²² Erst seit dem 13. Jahrhundert diente die Allegorie der säugenden Sau Bildhauern und

18 Vgl. Christoph Dieckmann, Die Luthersau, in: *Die Zeit* 8.6.2017; Josef Wirnschofer, Schweinerei, in: *Süddeutsche Zeitung* 25.12.2017; Alan Posener, Mahnmal der Schande, in: *Die Welt* 6.2.2020, und Antijüdisches Relief darf vorerst bleiben, in: *Weser-Kurier* 5.2.2020.

19 Vgl. Verbreitungskarte auf Vorsatzblatt bei Isaiah Shachar, *The Judensau. A Medieval Anti-jewish Motif and its History* (Warburg Institute Surveys), London 1974.

20 Vgl. ebd.

21 Ebd., Katalog S. 15ff. und 62 Bildtafeln im Anhang. Vgl. auch die Tabelle zur Verbreitung des Bildmotivs im Artikel Judensau in <https://de.wikipedia.org/wiki/Judensau>.

22 Ebd., S. 65 und Pl. 1 mit Bildmaterial aus Handschriften zu englischen Bestiarien des 12. Jahrhunderts.

Bildschnitzern als Vorlage, die nun auch in Verbindung mit Juden gebracht wurde, ohne dass dies zunächst eine vordergründig aggressiv antijüdische Intention hatte, auch wenn es Juden bereits dort sehr unvorteilhaft zeigte.²³ Diese Intention wurde mit der Verbreitung des Motivs spätestens im 14. Jahrhundert aber immer expliziter, vor allem, nachdem das Bild nicht mehr im Zusammenhang mit allegorischen Bildern als Symbol für bestimmte Sünden gebraucht wurde. Die zunächst allgemein behelrenden Darstellungen wurden explizit beleidigender und betonten nun vor allem den obszönen Charakter des Dargestellten. Stand zunächst die milchspendende Sau im Mittelpunkt, waren dies nun die Juden, die mit derben Fäkalhandlungen wie dem Essen von Exkrementen, dem Trinken der Milch und dem Küssen und Liebkosen der Sau als Gruppe bloßgestellt und beleidigt wurden. Aus einer christlichen Allegorie war ein obszönes antisemitisches Schandbild geworden.²⁴ Diese musste auf Juden umso verletzender wirken, als das alttestamentarische Verbot des Genusses von Schweinefleisch und des Umgangs mit den als unrein angesehenen Schweinen im jüdischen Glauben strikt beibehalten wurde,²⁵ während im christlichen Abendland das Schwein bereits im Frühmittelalter zum wichtigsten Fleischlieferanten wurde.²⁶ War das Bildmotiv zunächst im Innenraum von Kirchen christlichen Kirchgängern als moralisches Exempel vorbehalten, beleidigte es bald im öffentlichen Raum – wie z. B. an der Frankfurter Mainbrücke – auch jüdische Betrachter. Es sprach als zumeist randständig angebrachtes Motiv mit skatologischem Humor derbe Gefühle an. Bei christlichen Betrachtern appellierte es an latent vorhandene antijüdische Reflexe, verstärkte sie und fand in dieser fatalen Funktion bis zum Ende des Mittelalters weite Verbreitung. Für die nachmittelalterliche Rezeption wurde namentlich Martin Luthers theologische Interpretation des Bildmotivs anhand eines Reliefs an der Stadtkirche von Wittenberg aus dem 14. Jahrhundert fatal:²⁷ Das beleidigende Bild stand nun insgesamt für den jüdischen Glauben und wurde gegen seine Anhänger gewendet – mit weiter Verbreitung in der nachreformatorischen Druckgrafik und nun auch häufig in Verbindung mit weiteren entehrenden Praktiken wie dem barfuß auf einer Sauhaut zu leistenden Judeneid oder antisemitischen Stereotypen wie Ritualmordvorwürfen.²⁸

23 Ebd., S. 22: *«It was not mockery that begot the earlier Judensau reliefs, but moral example».*

24 *«What had begun as a Christian allegory of a vice developed over the centuries into a stereotype of anti-Semitic abuse»*, ebd.

25 Christoph Heil, *Schwein*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 9, Freiburg 2000, Sp. 336. Milo Kearney, *The Role of Swine Symbolism in Medieval Culture*, Leviston 1991.

26 Vgl. Hägermann, *Schwein* (wie Anm. 13), Sp. 1639.

27 Vgl. hierzu Shachar, *The Judensau* (wie Anm. 19), S. 30 ff. Shachar sieht in dem im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts entstandenen Wittenberger Relief das früheste Beispiel für eine explizit missbräuchliche Intention.

28 Vgl. hierzu ebd., S. 43 ff.

Für den Zusammenhang und die Einordnung des Siegelbildes gibt die von Shachar entwickelte chronologische Systematik den wichtigen Hinweis, dass das 14. Jahrhundert entscheidend für die Hinwendung von allegorischen christlichen Motiven zu einer wirkungsmächtigen antijüdischen Schmähung und Beleidigung war. Dieses Schandbild wurde seit dem 15. Jahrhundert zur Regel und tauchte dann auch an Profan- und Privatbauten auf.²⁹ Das in Heiligenberg gefundene Siegelbild lässt sich in diese Chronologie gut einordnen.

Es lässt aber auch eine signifikante Abweichung von dem ansonsten verbreiteten Bildtypus erkennen: Im Siegel wird ein Schwein ohne Zitzen gezeigt. Damit wendet sich das Siegelbild vom ursprünglich allegorischen Motiv der säugenden Sau ab und verstärkt die Verbindungen zu den unreinen Körperteilen des Schweins und den fäkalen Elementen. Die fäkal beleidigende Ausrichtung des Siegelbildes macht es zu einem frühen Vertreter der prononciert antijüdischen Ausrichtung dieses Bildmotivs. Es ist zweifellos ein künstlerisch gut gearbeitetes Beispiel der mittelalterlichen Kleinplastik, wie es in der Geschichte dieses Bildmotivs bislang noch nirgendwo sonst überliefert worden ist. Dass die Darstellung in einem wichtigen Element abweicht, mag auch darauf zurückzuführen sein, dass die in Süd- und Mitteldeutschland weit verbreitete »kanonische« Darstellung der säugenden Judensau im norddeutschen Bremen im 14. Jahrhundert eben (noch) nicht geläufig war. Wahrscheinlich konnte sie sich dort auf keine lokale Bildtradition stützen, so dass der Stempelschneider, der den Auftrag nach Vorgabe eines Auftraggebers ausführen musste, eher keine lokalen Vorbilder vor Augen hatte.

Von Bremen aus ist selbst das am nächsten gelegene der heute erhaltenen Beispiele dieses Bildmotivs in der Marienkirche in Lemgo relativ weit entfernt, auch wenn Lemgo über die Weser noch zum bremischen Handels- und Beziehungsnetz zwischen Mittel- und Oberweser gehört.³⁰ Die Lemgoer Säulenskulptur von um 1310 gehört zu den frühen Beispielen des noch nicht voll entwickelten Bildmotivs: Sie zeigt einen Mann mit Judenhut, der ein Schwein umarmt, dabei fehlen alle Säuge- und Fäkalgesten.³¹ Vielmehr dient das – künstlerisch recht anspruchslose – Bild des Juden hier gegenüber einer Christusfigur als Spielart der ikonographisch klassischen Gegenüberstellung von Synagoge und Ecclesia.³² Shachar bezeichnete die Lemgoer Darstellung als einzigartig.³³ Zweifellos steht auch das Bremer Siegel unter den erhaltenen Beispielen des Judensau-Motivs im Mittelalter ganz besonders, ja einzigartig da.

29 Ebd., S. 39f.

30 Holger Rabe, Mittelalterlicher Fernhandel und -verkehr im oberen Weserraum, in: Norbert Humburg und Joachim Schween, Die Weser. Ein Fluss in Europa, Bd. 1, Leuchtendes Mittelalter, Holzminden 2000, S. 54–61.

31 Shachar, The Judensau (wie Anm. 19), S. 20., die Skulptur wurde von Shachar noch auf das Ende des 13. Jahrhunderts datiert, sie gehört aber nicht zum älteren Chorbereich, sondern erst in die Zeit der Errichtung des Langschiffs um 1310.

32 Ebd., S. 16f., Pl. 7, 8.

33 Ebd., S. 17: «The sculpture is a unique Judensau in that it does not depict sucking at a sow, but it is nevertheless obscene in the depiction of the man's embrace and attitude».

Nicht nur Herkunft und Bildmotiv, auch die Funktion des Siegels wirft Fragen auf. Ein ausdrücklich als SECRETUM bezeichnetes Siegel wurde als Geschäfts- (»Geheim«) Siegel oft neben einem weiteren, großen (Haupt-) Siegel benutzt.³⁴

So wie bei der Stadt Bremen seit 1366 belegt und auch bei größeren geistlichen Instituten wie dem Dom, dem Ansgaristift oder den Franziskanern von St. Johann, die parallel ein Haupt- und ein Sekretsiegel führten. Die Benutzung eines SECRETUM als alleiniges Siegel ist jedoch nicht unüblich bei privaten Siegelführern, die das zierliche Siegel im ursprünglichen Sinn als Geschäfts- und Briefverschlussiegel verwendeten.

Dass sich der Name Jacobus auf den heiligen Jacobus bzw. auf ein diesem verbundenes siegelführendes christliches Institut oder eine Gemeinschaft oder Bruderschaft bezieht, ist nach der Lesart von Umschrift und Motiv auszuschließen.³⁵

4. Der Pfandleiher Jacob und sein Siegel

Doch warum führte der Pfandleiher Jacob persönlich ein solches Siegel und zu welchem Zweck?

Jüdische Siegel sind ein Spezialgebiet der sphragistischen Forschung, das lange weithin unbearbeitet war.³⁶ Jüngere Forschungsinitiativen haben mittlerweile aber einen aussagekräftigen Corpus von fast 100 Judensiegeln des 13.–14. Jahrhunderts aus dem Bereich des Alten Reichs – vor allem aus dem Rheinland und Süddeutschland – systematisch erschlossen.³⁷ Diese sind fast ausschließlich persönliche Siegel, denn nur wenige jüdische Gemeinden führten Gemeindesiegel; alle bekannten Stücke hängen an Urkunden, erhaltene Siegelstempel von Juden sind dabei einzigartig selten.³⁸ Der Corpus »Judensiegel in Aschkenas« erlaubt eine Einordnung des Bremer Siegels in das jüdische Siegelwesen im Spätmittelalter.

34 Vgl. hierzu Wilhelm Ewald, *Siegelkunde*, München, Berlin 1914, S. 86, mit Hinweis auf die Benutzung des Sekretsiegels des Bremer Rats von 1478 und zum Gebrauch von Sekretsiegeln allg. S. 99 ff. und Kittel, *Siegel* (wie Anm. 10), S. 147 ff.

35 Zwei Siegel einer Jacobusbruderschaft sind aus Speyer überliefert, sie zeigen den hl. Jacobus als Pilger (1418) und in einem späteren Siegel (1516) Pilgerstäbe und Jakobsmuscheln als Embleme.

36 Paul Diamant, *Sphragistik und Heraldik bei Juden*, Wien 1929; von den Brincken, *Rheinische Judensiegel* (wie Anm. 14), S. 415–425.

37 So durch den am Arye Maimon-Institut für die Geschichte der Juden an der Universität Trier entwickelten Katalog der Judensiegel des 13. und 14. Jahrhunderts und die Arbeit von Andreas Lehnertz, *Judensiegel* (wie Anm. 14). Zu diesem Thema ist eine Dissertation durch Lehnertz in Vorbereitung.

38 Zu jüdischen Siegelstempeln vgl. ebd., S. 2, und Lukas Clemens, *Bronzener jüdischer (?) Siegelstempel aus Trier*, in: Reiner Nolden (Bearb.), *Juden in Trier* (Ausstellungskataloge Trierer Bibliotheken 15), Trier 1988, Nr. 25, S. 48 f., und Andreas Lehnertz, *Der Typar des Trierer Juden Muskinus*, in: Axel von Berg und Michael Schwab (Red.), *vorZEITEN. Archäologische Schätze an Rhein und Mosel*, Regensburg 2017, S. 320 f.

Juden konnten im Mittelalter im Privat- und Geschäftsverkehr zwar Siegel nutzen, führten aber im Schriftverkehr untereinander keine Siegel als Beglaubigungsmittel, weil im jüdischen Kulturkreis die Rechtserheblichkeit der persönlichen (hebräischen) Unterschrift nach der Antike nicht verloren ging, während der nachantike Niedergang der Schriftkultur im christlichen Kulturkreis – namentlich nördlich der Alpen – ein reiches Siegelwesen als Beglaubigungsmittel und Unterschriftenersatz hervorbrachte. Daher hatte sich im Verkehr von Juden untereinander ein Siegelwesen erst gar nicht entwickelt, sondern jüdische Siegelführer, die zumeist den führenden Kreisen ihrer Gemeinden angehörten, legten sich persönliche Siegel für den Geschäftsverkehr mit bürgerlichen oder adligen Christen zu, die Siegelungen bei Vertragsabschlüssen erwarteten.³⁹ Daher sind diese Siegel auch nur an Empfängerurkunden von Christen – zumeist in Angelegenheiten der Geldleihe – und nicht im innerjüdischen Schriftverkehr überliefert.⁴⁰

Da jüdische Siegelführer diesen Gegenstand als Ausweis ihrer Person verstanden, benutzten sie auf ihren Siegeln fast immer hebräische oder gemischte hebräisch/lateinische Texte, zumeist mit ihrem Sakral- und/oder Rufnamen. Die Umschriften der wenigen überlieferten städtischen Siegel für Judenschulden »AD DEBITA«, bei denen wiederum das Nutzungsinteresse der christlichen Stadtgemeinde überwog, sind hingegen ausschließlich lateinisch.⁴¹

Als Siegelbilder begegnen selbstgewählte Symbole und Wappen mit Mond und Sternen, Vögeln, aber auch Judenhüten sowie floralen Ornamenten.⁴² Dabei gibt es keine Hinweise darauf, dass jüdischen Siegelführern ihre Siegel in Symbolik, Schrift oder Form aufgezwungen wurden, sondern sie waren Ergebnis einer freien Entscheidung und in Bezug auf ihre Motive und Symbole sogar Belege einer »shared culture«.⁴³

Sie sind daher äußerlich durchaus vergleichbar den bürgerlichen Personen- und Familiensiegeln, die auch in Bremen seit dem 13. Jahrhundert nachgewiesen sind. Auch diese waren zumeist rund oder sie hatten nach Vorbildern des Niederadels die Form von Wappenschilden.⁴⁴ Alle bekannten jüdischen Siegel des 13.–14. Jahrhunderts auf dem Gebiet des Reichs sind, bis auf ein einziges Exemplar, ebenfalls rund und meist kleinformatig.⁴⁵

39 Dies wird von Lehnertz, Judensiegel (wie Anm. 14), S. 1, als »zentrales Charakteristikum der Verwendung von Judensiegeln« hervorgehoben.

40 Andreas Lehnertz, Im Gespräch ..., in: Forschungszentrum Europa (FZE), Universität Trier; <https://fze.uni-trier.de/im-gespraech/>; Zugriff 20. 7. 2020.

41 Lehnertz, Judensiegel (wie Anm. 14), S. 2 und 7.

42 Ebd., S. 3.

43 So Lehnertz, ebd., S. 7.

44 Vgl. hierzu Andreas Röpcke, Die ältesten Bremer Bürgersiegel, in: Brem. Jb. 57, 1979, S. 9–14.

45 Vgl. Abb.-tafel bei von den Brincken, Rheinische Judensiegel (wie Anm. 14), S. 416f., und Lehnertz, Judensiegel (wie Anm. 14), S. 6. Das bei Haverkamp und Müller (Hrsg.), Corpus (wie Anm. 14), Judensiegel 1, Nr. 41, 1343 März 27, verzeichnete spitzovale Siegel des Schaffhauser Juden Jakob (*Jakov ben Schelomo*) preist in der hebräischen Segensformel einen (geistlichen?) Lehrer –

Wie ist das Siegel des Bremer Pfandleihers Jacob vor diesem Hintergrund einzuordnen? Es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, dass der Siegelführer Jacob sich das Motiv nicht selbst ausgesucht hat. Sondern das Siegel ist – zumal mit seinem eindeutigen Bezug auf die Stadt Bremen – auf eine städtische Vorschrift bzw. Zwangsmaßnahme zurückzuführen. Dies kann nur auf eine Entscheidung des Bremer Rats zurückgehen, denn nur er war autorisiert, jüdischen Anwohnern Aufenthalts-, Niederlassungs- und Gewerbeprivilegien zu erteilen.

Ob sich der Bremer Siegelführer auf eine lokale, jüdische Siegeltradition hätte stützen können, dürfte fraglich sein. Eine solche gab es in Bremen im 14. Jahrhundert – anders als im Rheinland und Süddeutschland – wohl nicht. Bereits das auffällige spitzovale Format, das vorwiegend im geistlichen Bereich durch Kleriker gebräuchlich war und – wie oben erwähnt – dem gewählten Bildmotiv nicht gerade entgegenkam, legt die Vermutung nahe, dass es nicht frei gewählt, sondern vorgeschrieben war. Vielleicht sollte das Format sogar auf den hier besonders wichtigen Glaubenshintergrund des Siegelführers hinweisen.⁴⁶

Neben dem Siegelbild und dem Format mag auch der Umschrifttext dem Siegelführer vor der Herstellung aufgegeben worden sein. Dass die Umschrift nur lateinisch ist, weist sowohl auf den Gebrauch im Verkehr mit Christen als auch auf den Zwangscharakter der Anfertigung hin sowie darauf, dass das Siegel keinesfalls im Geschäftsverkehr mit jüdischen Glaubensgenossen benutzt wurde. Ähnliches mag auch für die Bezeichnung SECRETUM gelten, die anders als die sonst bei jüdischen Siegeln gebräuchliche Bezeichnung SIGILLUM nochmals den Geschäftscharakter unterstreicht.⁴⁷

Auffallend ist, dass in der Umschrift alle Begriffe einschließlich des sonst oft nur mit S abgekürzten SECRETUM (bzw. SIGILLUM) voll ausgeschrieben wurden, während der funktional wichtigste und auch seltene und wenig geläufige Begriff PIGNERATOR mit seinen drei Anfangsbuchstaben sehr stark gekürzt wurde. Dass die Abkürzung damit das englische Wort für Schwein ergibt, mag zunächst als makaberer Zufall erscheinen.⁴⁸ Doch ist eine Absicht oder eine beabsichtigte Inkaufnahme dieser Irritation – zumal durch die Obrigkeit einer am Nordsee- und Englandhandel beteiligten Hanse- und Hafenstadt – nicht völlig auszuschließen.⁴⁹ Dies würde der Beleidigung eine

vielleicht war dies auch ein Grund für die Formatwahl. Vgl. Abb. der Urkunde mit diesem Siegel im online-Katalog des Staatsarchivs des Kantons Zürich <https://suche.staatsarchiv.djiktzh.ch/detail.aspx?ID=272419> Zugriff 22. 7. 20.

46 Die Formatwahl wäre also weniger eine Anmaßung als ein bewusstes Signal. Vgl. zu Formatwahl bei Siegeln Toni Diederich, Siegelkunde. Beiträge zu ihrer Vertiefung und Weiterführung, Wien, Köln, Weimar 2012, dort zur Frage der Usurpation S. 119 ff.

47 Haverkamp und Müller (Hrsg.), Corpus (wie Anm. 14), weist zumeist ein »S.« für SIGILLUM bei den Umschriften jüdischer Personensiegel nach.

48 Zum angelsächsischen Wort pig / Schwein und seiner Bedeutung vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_der_englischen_Sprache.

49 Bremer Kaufleute und Schiffer standen im Mittelalter mit dem Londoner Hanse-

besonders infame Spitze aufsetzen.⁵⁰ Denn der Bildinhalt, der ursprünglich Juden als Gruppe meint, würde somit in der Verschmelzung des unreinen Tiers mit der jüdischen Person in einem englisch-lateinischen Wortspiel auf den Juden Jacob übergehen, der sich damit als Schwein [Bremens] (PIG BREMENSIS) zu erkennen geben muss.⁵¹

All dies lässt deutlich werden, dass sich das Bremer Siegel aus formalen und inhaltlichen Gründen in das Umfeld jüdischer Siegelpraxis im Spätmittelalter nicht einordnen lässt.

Es ist zweifellos eine Mischung aus einem Geschäfts- und Personalsiegel, aber dabei wird man es typologisch nicht als jüdisches Siegel oder Judensiegel bezeichnen können. Vielleicht sollte man es als antijüdisches bzw. diskriminierendes Siegel bezeichnen – womit es einem eigenen Siegeltypus zuzuordnen wäre.

Es steht zu vermuten, dass dem Pfandleiher Jacob das Siegel zur Auflage für einen weiteren Geschäftsbetrieb in Bremen gemacht wurde. Verträge und Urkunden, die anlässlich von Pfandgeschäften ausgestellt wurden, konnten somit selbst von einem Analphabeten zweifelsfrei einem jüdischen Pfandnehmer zugeordnet werden. Der beleidigende Bildinhalt dürfte dabei für jedermann erkennbar gewesen sein und verdeutlicht haben, dass zu Geschäftsbeziehungen mit einem jüdischen Pfandnehmer in Bremen nicht ermuntert wurde.

Dass man Juden bei ihren Geschäften im Mittelalter zur Nutzung entwürdigender Zeichen zwang, wird z. B. auch für die Fleischbänke jüdischer Schlachter am Osnabrücker Markt vermutet, die nach einer Vorschrift von 1336 mit einem »Judenbild« (evtl. ebenfalls eine sog. Judensau) gekennzeichnet waren.⁵²

Das persönliche Siegel des Jacob ist in Bild und Funktion jedoch besonders signifikant. Es ist sicher mehr als der Judenhut, und selbst der aus anderen Städten bekannte Judenfleck (ein gelbes Stoffzeichen an der Kleidung) ein

kontor und mit englischen Häfen von der Kanalküste über die Ostküste Englands bis zu den Shetlands in Verbindung.

50 Nicht nur die Zweisprachigkeit, sondern auch die Umdeutung von christlichen und jüdischen Symbolen ist in der Bildsprache jüdischer Siegel durchaus überliefert, allerdings als kompetitiver Aneignungs- und Umdeutungsprozess in einer fruchtbaren Auseinandersetzung zwischen Christen und Juden. Vgl. Lehnertz, Im Gespräch (wie Anm. 40).

51 Shachar, *The Judensau* (wie Anm. 19), S. 62ff., weist auf das lange Weiterleben des Judensau-Motivs in der Druckgrafik hin und vor allem auf seine daraus resultierende Verwurzelung auch in der deutschen Sprache, wo sich ab dem 16. Jahrhundert aus ihm das Schimpfwort *Saujude* entwickelte: »*It also stuck root in the language, and (...) gave rise to the abusive label Saujuden*«, ebd., S. 65. Dieser Prozess wäre in dem Bremer Siegel mit dem polemischen Wortspiel PIG/Schwein in Bezug auf den jüdischen Siegelführer erstmals nachweisbar.

52 Tamar Avraham und Daniel Fraenkel, Osnabrück, in: Herbert Obenaus (Hrsg.), *Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinden in Niedersachsen und Bremen*, Bd. 1, Göttingen 2005, S. 1196–1220, hier S. 1197.

individuell persönliches Zeichen der Diskriminierung.⁵³ Es ist zudem der bislang einzige mittelalterliche Gegenstand, den man einem in Bremen lebenden jüdischen Bewohner der Hansestadt zuweisen kann. Es stellt sich die Frage, ob mit Jacob der damals einzige und vielleicht auch letzte jüdische Pfandleiher der Stadt Bremen aus dem Dunkel der Geschichte tritt. Bei der nach 1350 deutlich abnehmenden Präsenz von Juden in Bremen wird man davon ausgehen dürfen, dass nicht mehr viele Juden in Bremen als Pfandleiher so kontinuierlich tätig waren, dass dies die Anfertigung eines solchen Siegels rechtfertigte. Denn immerhin verweisen die Ausführung und das Material des Siegels auf einen eher wohlhabenden Siegführer, dem die Geschäftsvorgänge, für die er das Siegel nutzte, ausreichende Einnahmen versprachen, die diesen Aufwand rechtfertigten.⁵⁴

Dabei ist auch nicht auszuschließen, dass der Jude Jacob als vom Rat privilegierter Pfandnehmer – immerhin bezeichnet er sich als *pignerator Bremensis* eine geschäftlich privilegierte, vielleicht sogar monopolartige Stellung innehatte. Wenn der Rat einem Pfandleiher den Gebrauch eines aufwändigen persönlichen Geschäftssiegels vorschrieb, liegt die Vermutung nahe, dass dies nur wenigen, vielleicht nur einem einzigen jüdischen Anwohner gestattet wurde. Das Siegel wäre somit ein Beleg für die auch andernorts beobachteten, nach 1350 deutlich verschlechterten Geschäfts- und Ansiedlungsbedingungen für Juden in den deutschen Städten.⁵⁵

5. Bremen nach 1350: Pest und politische Krisen

Es hat sich in zahlreichen Städten nachweisen lassen, dass gerade dort, wo Juden als Pfandleiher auf Tätigkeiten im städtischen Geldgeschäft festgelegt waren, die Mischung aus Vorurteil, Missgunst und durchaus eigennütziger Berechnung gefährlich für jüdische Bewohner werden konnte.⁵⁶ Arme wie auch reiche Christen bedienten sich jüdischer Pfandleiher – und konnten gleichermaßen aus ihrem Verschwinden Vorteile ziehen. So haben sich bei den Verfolgungen im Umfeld der Pestpandemie um 1350 je nach Interessenlage sowohl adlige und städtische Führungsschichten als auch unzufriedene Handwerker und sog. einfache Leute hervortun können.⁵⁷ Auch dort, wo die weltliche und geistliche Obrigkeit ihrer Schutzfunktion für »ihre« Juden nachkam, folgte sie zumeist fiskalischen oder wirtschaftlichen Interessenlagen.

53 Vgl. Jütte, Stigma-Symbole (wie Anm. 14).

54 Siegelstempel waren in Anfertigung und Material als Goldschmiedearbeiten stets recht teuer, vgl. Ewald, Siegelkunde (wie Anm. 34), S. 143. Nicht mehr benutzte Metallstempel wurden in der Regel wegen ihres Materialwerts wiederverwertet, also eingeschmolzen.

55 Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Mittelalter 1150–1550, Wien, Köln, Weimar 2012, S. 742 und 746 f.

56 Alfred Haverkamp, Die Judenverfolgungen zur Zeit des Schwarzen Todes im Gesellschaftsgefüge deutscher Städte, in: ders (Hrsg.), Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit (Monographien zur Geschichte des Mittelalters, Bd. 24), Stuttgart 1981, S. 27–93, hier S. 80 f.

57 Ebd., S. 67.

Das 14. Jahrhundert war auch in Bremen eine Zeit großer Umbrüche und Unruhen. Vor allem in dem halben Jahrhundert zwischen der Großen Pest von 1350 und der Errichtung des Roland und des gotischen Rathauses 1404/05 emanzipierte sich die Stadt endgültig von ihrem geistlichen Stadtherrn, dem Erzbischof, und entwickelte sich außenpolitisch zu einer bedeutenden Regionalmacht im Unterweserraum. Der Aufstieg der Stadt verlief dabei keineswegs linear, sondern war auch von schweren Rückschlägen durch Fehden mit den Adelshäusern der Region, Handelskonflikte mit der Hanse sowie das Ringen mit den Erzbischöfen um politische Autonomie gekennzeichnet.⁵⁸ Hinzu kamen, wie in anderen Städten im 14. Jahrhundert auch, schwere soziale und wirtschaftliche Verwerfungen innerhalb von Bürgerschaft, Witttheit, Kaufmannschaft und Handwerkerschaft.

Das wohl spektakulärste Krisenereignis des 14. Jahrhunderts war dabei der »Verrat« der Stadt im Jahr 1366, bei dem es letztmals einem Bremer Erzbischof gelang, das Stadtrecht kurzfristig in die Hand zu nehmen. Dem waren heftige innerstädtische Zerwürfnisse vorangegangen, die noch zu den Spätfolgen der Pestpandemie von 1350 zu zählen sind. Die Pest traf im Hochsommer 1350 die Stadt Bremen schwer.⁵⁹ Bremen erlitt als mittelfristige Folge einen demographischen Einbruch, auf den der verstärkte Zuzug auswärtiger Arbeitskräfte aus den adligen Territorien im Umland erfolgte. Der Wegzug von Hörigen erboste vor allem die Grafen von Hoya, die der Stadt in der sog. Hoyaer Fehde 1358 eine schwere Niederlage zufügten. Im gleichen Jahr trat Bremen unter demütigenden Bedingungen dem Städtebund der Hanse bei, von dem es bislang eher desinteressiert Abstand gehalten hatte.⁶⁰ In Bremen mündete die Unzufriedenheit mit der Ratspolitik 1365 in einen »Bannerlauf« Bewaffneter gegen Ratsangehörige, der aber niedergeschlagen werden konnte.⁶¹ Als sich die Ratsopposition mit Erzbischof Albert II. verband, führte am 29. Mai 1366 ein nächtlicher Überfall auf die Stadt zum Sturz des Rats. Doch hatte die Herrschaft des neuen Rats keinen langen Bestand.⁶² Mitglieder des alten Rates organisierten mit den verbündeten Grafen von Oldenburg die Wiedereroberung der Stadt, die am 27. Juni 1366 erfolgte.⁶³

58 Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Band 1, Bremen 1995, S. 66–88.

59 Vgl. zur Pest in Bremen Klaus Schwarz, *Die Pest in Bremen. Epidemien und freier Handel in einer deutschen Hafenstadt 1350–1713* (VStAB 69), Bremen 1996, dort S. 97 ff.

60 Ulrich Weidinger, *Aufnahme, Wiederaufnahme oder angeborene Mitgliedschaft? Bremens Weg in die Hanse*, in: *Brem. Jb.* 88, 2009, S. 15–81.

61 Vgl. Herbert Schwarzwälder, »Bannerlauf« und »Verrat« in Bremen 1365–1366, in: *Brem. Jb.* 53, 1975, S. 43–90.

62 Konrad Elmshäuser, *Geistliche Herrschaftsbauten in der Stadt. Das Beispiel der Erzbischöfe von Bremen*, in: Gerd Steinwascher (Hrsg.), *Adlige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter*, Edewecht 2016, S. 167–188, hier S. 184 ff.

63 Wilhelm von Bippin, *Geschichte der Stadt Bremen*, Band 1, Bremen 1892, S. 218 ff.

Das erneuerte Ratsregiment nahm die Stadtherrschaft nun beherzt in die Hand und führte die Stadt in den folgenden Jahrzehnten zu einer Vormachtstellung im Unterweserraum und zu einer selbstbewussten Rolle der Stadt gegenüber Hanse und Reich.⁶⁴

Am Ende des 14. Jahrhunderts sollte die zuvor zutiefst verunsicherte Stadt in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht einen steten Aufstieg nehmen. Keineswegs die wenigen Juden, sondern die Stadt Bremen selbst wurde nun zum mächtigen Pfandnehmer, dem der überschuldete Erzbischof u. a. seine landesherrlichen Schlösser sowie die Münz- und Zollrechte verpfänden musste.⁶⁵

Auch in Bremen konnte in den Krisenjahren nach der Pest von 1350, Hoyaer Fehde, Bannerlauf und Verrat der Stadt, Unzufriedenheit und Unmut auf die Funktion jüdischer Pfandleiher gelenkt werden. Auf Jahrzehnte waren der Rat um Geld verlegen und die Erzbischöfe hoch verschuldet, die Stadt konnte selbst ihren Verpflichtungen gegenüber der Hanse im Krieg gegen Dänemark kaum nachkommen. All dies waren Konstellationen, in denen Verteilungskämpfe auch zu Ungunsten von – zumal als fremd diffamierten – Minderheiten ausgehen konnten.

In die Zeit der konsolidierten Verhältnisse in der Stadt nach 1380 fällt dann das weitgehende Verschwinden der zu keinem Zeitpunkt vielen jüdischen Einwohner in Bremen.

6. Juden im spätmittelalterlichen Bremen

Die antijüdische Polemik, die in dem Siegelbild zum Ausdruck kommt, bediente Ressentiments, die in der geschäftlichen Funktion von jüdischen Pfandleihern ihren Hintergrund hatten. Juden waren in Bremen wie vielerorts in der städtischen Wirtschaft im 14. Jahrhundert nach Ausschluss aus Zünften sowie Edelmetall- und Münzhandel auf das Pfandleihgeschäft als Erwerbszweig beschränkt.⁶⁶ Daher begeben uns Juden

64 Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 58), S. 83 ff. und S. 93 ff.

65 Ebd., S. 84, und von Bippen, Geschichte (wie Anm. 63), S. 238 f.

66 Die Vergabe zinsbarer Darlehen gegen Faustpfand (*pignora*) wurde in der Kirchenlehre, die die Leihe von Geld gegen Zinsen als Wucher ablehnte, für Christen mit Beschränkungen versehen, während sie Juden gestattet war. Vgl. H. - J. Becker, Zinsverbot, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 5, Berlin 1998, Sp. 1719–1722; Rudolf Sprandel, Zins, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 9, München 1998, Sp. 622 ff., und ders., Pfandleihe, Pfandleihehaus, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 6, München 1993, Sp. 2019 f., sowie Joachim Wiemeyer, Zins, in: Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 10, Freiburg 2001, Sp. 1459 f., und B. Köhler und H. Leutze, Juden, in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, Bd. 2, Berlin 1978, Sp. 454–465, besonders Sp. 557. Vgl. in diesem Zusammenhang für Norddeutschland Herbert Obenaus, Zur Geschichte der Juden in Niedersachsen und Bremen, in: ders., Historisches Handbuch (wie Anm. 52), S. 9–76, Mittelalter S. 10 f.

auch in den Bremer Quellen im 14. Jahrhundert fast nur als Pfandleiher.⁶⁷

So ist schon 1314 in einem Ratsprivileg für das Schmiedeamt davon die Rede, dass die Schmiede bei Zahlungsproblemen für den Lohn der Gesellen sich der Dienste jüdischer Pfandleiher bedienen durften.⁶⁸ Somit nutzten Bremer Handwerker, die Juden den Zugang zu ihren Ämtern (Zünften) verwehrten, dennoch bei finanziellen Engpässen deren Expertise in Pfand- und Geldgeschäften. Dies galt im frühen 14. Jahrhundert auch im Geschäftsverkehr unter Bremer Bürgern und sogar mit Geistlichen. Im Jahr 1317 verkaufte der Bremer Bürger Hermann Herzog zwei Wurten Land vor dem Herdentor an die Vikare des St. Petri-Doms, wobei ausdrücklich vereinbart wurde, dass bei der Geschäftsabwicklung »*pignera mobila*« also bewegliche Pfandleistungen für das Geld bei den Juden »*apud Judeos*« hinterlegt werden durften.⁶⁹ *Pignus* als Begrifflichkeit für Pfandschaft in Geldgeschäften mit Juden war also in Bremen schon im frühen 14. Jahrhundert durchaus gebräuchlich.⁷⁰

In einem Nachtrag der mittleren Novellenschicht zum Stadtrecht von 1303 aus der Zeit um 1332 wurde neu gewählten Ratsherren, wenn sie ihr obligatorisches Einstandsgeld von 16 Mark nach der Zuwahl in den Rat nicht hinterlegen konnten, erlaubt, Pfänder aus Gold oder Silber (*ofte mit guldinen ofte mit sulvernen panden*) bei jüdischen Pfandleihern zu hinterlegen, um an flüssige Mittel zu kommen (*de men vor de penninge moge setten in den joden*).⁷¹ Diese Bestimmung ist die wichtigste Quelle zur Anwesenheit und Funktion von Juden in der Stadt Bremen im Mittelalter.⁷² Sie setzt dort jüdische Pfandleiher als ständig anwesend voraus und stellt sie in eine direkte Geschäftsverbindung zu den führenden Ratsschichten der Stadt. Um 1330 war es für Ratsherren offenbar weder ehrenrührig, um Barmittel verlegen zu

67 Vgl. zur jüdischen Präsenz in Bremen Anne E. Dünzelmann, Dieter Fricke und Hartmut Müller, Bremen, in: Obenaus, Historisches Handbuch (wie Anm. 52), S. 308–343, Mittelalter S. 310 f., sowie Anne E. Dünzelmann, Vom Gaste, den Joden und den Fremden. Zur Ethnographie von Immigration, Rezeption und Exkludierung Fremder am Beispiel der Stadt Bremen vom Mittelalter bis 1848, Hamburg 2001, hier besonders S. 64 f. und 102 ff. Noch immer wichtig sind auch die Arbeiten von Max Markreich, Die Beziehungen der Juden zur Freien Hansestadt Bremen von 1065 bis 1848, Frankfurt am Main 1928, sowie ders., Geschichte der Juden in Bremen und Umgegend (typoscript 1955), ed. Bremen 2003. Eindeutig tendenziös in den Einschätzungen im Geiste der NS-Zeit, aber in den Quellenbelegen v. a. für das 14. Jahrhundert zuverlässig: Georg Löning, Juden im mittelalterlichen Bremen und Oldenburg, in: Zeitschrift für Rechtsgeschichte (ZRG) LVIII, Germ. Abt., 1938, S. 257–274.

68 BUB 2 147, 1314 Dezember 31.

69 BUB 2 163, 1316 April 4.

70 Zu *pignus* / Pfandschaft vgl. Hagemann, Pfandrecht (wie Anm. 16); Landwehr, Pfandschaft (wie Anm. 16), und Weimar, Pfand, *pignus* (wie Anm. 16).

71 Karl August Eckhardt, Die mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen (VStAB, Heft 5), Bremen 1931. Novelle IV 33b, mittlere Novellenschicht von vor 1332, vgl. ebd., S. 79.

72 Zur Datierung der Novelle vgl. ausführlich Löning, Juden (wie Anm. 67), S. 263 ff.

sein, noch sich solche bei jüdischen Pfandleihern zu besorgen. Es ist allerdings fraglich, ob deren Hilfe oft in Anspruch genommen wurde, denn das fast zeitgleiche Ratswahldekret von 1330 erwähnte unter den Bedingungen für die Ratsfähigkeit die Möglichkeit zur Geldbeschaffung durch Kredit oder Pfandleihe nicht.⁷³ Spätere Bestimmungen weisen sogar darauf hin, dass man solche Notlagen bewusst ausschließen wollte: Im neuen Ratswahldekret von 1398 mussten Ratsherren bereits vor ihrer Zuwahl Besitz im Wert von mindestens 100 Mark nachweisen – von Geldleihe oder jüdischen Pfandleihern ist keine Rede mehr.⁷⁴ Auch die späteren Stadtrechtsfassungen von 1428 und 1433 kennen diesbezüglich Bestimmungen zur Geldleihe und die Erwähnung von Juden nicht mehr. Juden kommen nach 1400 in den Stadtrechtsfassungen und auch in den für die städtische Wirtschaft und das Alltagsrecht so wichtigen Kundigen Rollen von 1450 und 1489 überhaupt nicht mehr vor.⁷⁵

Im benachbarten Oldenburg galt 1334 sogar der erste dort überlieferte Ratspruch dem Aufenthaltsrecht der Juden. Der Rat wollte dort den Juden ihre bislang offenbar urkundlich verbrieften Aufenthaltstitel (*hantfesten eder bref*) entziehen und entschied, dass sie zukünftig nicht mehr in der Stadt wohnen sollten (*in user stat nicht mer wonen*).⁷⁶ Es mögen diesem Beschluss Beratungen mit dem Bremer Rat vorausgegangen sein, denn das Bremer Recht gab schon damals für die Oldenburger die maßgebliche Leitlinie in Rechtsfragen vor.⁷⁷ Dass die Oldenburger Ratsherren aber 1334 Regelungen aus Bremen übernahmen, ist unwahrscheinlich, denn als die Stadt Oldenburg zehn Jahre später 1345 mit einem gräflichen Freiheitsprivileg das Bremer Stadtrecht auch offiziell verliehen bekam, nahmen die Grafen ausdrücklich die in Oldenburg noch ansässigen Juden in ihren Schutz. Mit anderen Worten, sie setzten gegenüber der Stadt für die jüdischen Anwohner die bessere Rechtsposition nach Bremer Vorbild durch.⁷⁸ Dem Wunsch der Stadt Oldenburg nach Ausschluss von Konkurrenz kamen sie aber insofern entgegen, als sie den

73 BUB 2 313, 1330, Januar 13.

74 BUB 4 287, 1398 Dezember 13.

75 Jan Ulrich Büttner, Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister (Bearb.), Die Kundige Rolle von 1489, Bremen 2014.

76 Gerhard Oelrichs, Vollständige Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der (...) Freien Stadt Bremen, Bremen 1771, S. 824; Dünzelmann u. a., Bremen (wie Anm. 67), S. 67; Heinrich Schmidt, Geschichte der Stadt Oldenburg, Bd. 1, Von den Anfängen bis 1830, Oldenburg 1997, S. 42 ff. und S. 50 f.

77 So Diethard Aschoff, Spuren jüdischen Lebens in Niedersachsen, in: Jahrbuch für niedersächsische Landesgeschichte 51, 1979, S. 305–317, hier S. 307. Vgl. auch Schmidt, Geschichte (wie Anm. 76), S. 49.

78 Dass der Oldenburger Ratspruch wörtlich aus dem Bremer Recht übernommen wurde, ist jedoch fraglich. Er nimmt auffällig – so schon Schmidt, Geschichte (wie Anm. 76), S. 43, zu der »merkwürdigen Notiz«, auf Beratungen unter den Ratsherren und »wisesten user stat« Bezug. In Bremen ist diese Bestimmung, die formal durchaus Statuten und Ordelen des Bremer Rats gleicht, nirgendwo in den Quellen belegt. Eine Rechtsauskunft nach Oldenburg ist aber dennoch denkbar.

Oldenburger Juden die Teilnahme am Handel (*copenscap*) verboten und sie zugleich verpflichteten, bei ihren Geldgeschäften nur die Zinsen (*regten woker* = erlaubter Wucher / Zins) zu nehmen, die bei den Bremer Juden üblich seien.⁷⁹ Wie in der Stadtrechtsverfassung allgemein scheinen auch im Verhältnis zu den Juden die Bremer Verhältnisse für die Oldenburger die Orientierung gegeben zu haben.⁸⁰

Fast wortgleich verfuhr wenig später die Delmenhorster Linie des gräflichen Hauses gegenüber ihrer Stadt. Wie schon in Oldenburg erteilten sie am 15. Juni 1371 Delmenhorst einen Freiheitsbrief, in dem Juden vom Handel ausgeschlossen wurden und der Zinssatz, den Juden in Delmenhorst nehmen durften, wiederum an denjenigen der Bremer Juden gebunden wurde.⁸¹

Im Jahr 1345 wird erstmals ein jüdischer Bewohner Bremens mit dem Namen Samuel auch namentlich fassbar.⁸² Er musste sich in einer nicht näher bezeichneten Streitsache verantworten, die wegen ihm unter den Ratsherren anhängig war (*En scel was unter den Ratmannen umme Samuel den joden*). Der Rat untersuchte den Fall und entschied nach der Anhörung von Zeugen in seinem Schiedsspruch zu Gunsten Samuels, weil dieser nichts Unrechtes getan hätte (*nenen broken dane hevet*).⁸³ Der Bremer Rat konnte damals also durchaus einem beklagten Juden Rechtsschutz bzw. Freispruch in einer strittigen Frage gewähren.

Spärlicher sind die Quellen außerhalb der geschäftlichen Sphäre, aber auch diese gibt es. So wird im ältesten Bremer Bürgerbuch bereits 1297 ein *Hermannus Iudeus* genannt, der das Bremer Bürgerrecht erwarb. Dabei muss offen bleiben, ob er Jude war oder als getaufter Jude nur noch den Namenszusatz »*Iudeus*« behielt.⁸⁴ Doch lassen sich in dieser Zeit im Bürgerbuch auch familiäre Beziehungen von Bürgern zu Juden nachweisen. So bürgte in den Jahren 1308 und 1309 ein *Wichmannus*, der verwandt war (Schwiegervater) mit einem Juden (*socer Judei*), für einen Neubürger, während 1309 zugleich

79 Schmidt, Geschichte (wie Anm. 76), S. 51; BUB 2 525, 1345 Januar 6, zur Urkunde vom gleichen Tag mit dem Zinsgebot vgl. ebd. Anm. 1. Über die Höhe der Zinsen in Bremen und Oldenburg ist nichts bekannt. Für jüdische Zinsgeber in Stade und Osnabrück wird für das Spätmittelalter ein Zins von 1 % / Woche angegeben. Vgl. Jürgen Bohmbach, Stade, in: Historisches Handbuch (wie Anm. 52), Bd. 2, S. 1405, und Avraham und Fraenkel, Osnabrück, ebd., S. 1197.

80 Albrecht Eckhardt, Der Bremer Stadtrechtskreis, in: Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister (Hrsg.), 700 Jahre Bremer Recht 1303–2003 (VStAB 66), Bremen 2003, S. 136–151, hier S. 139f.

81 Aschoff, Spuren (wie Anm. 77), S. 308, Rühning, OLD UB 2, Oldenburg 1926, N. 442, S. 153ff. Zur jüdischen Gemeinde in Delmenhorst vgl. Werner Meiners, Delmenhorst, in: Historisches Handbuch (wie Anm. 52), Bd. 1, S. 455–464.

82 Laut Aschoff, Spuren (wie Anm. 77), S. 307, – ohne Beleg – soll Samuel schon 1330 als Geldleiher in Bremen genannt sein.

83 Markreich, Die Beziehungen (wie Anm. 67), S. 4; Oelrichs, Vollständige Sammlung (wie Anm. 76), S. 248, Nr. 203.

84 Ulrich Weidinger (Bearb.), Bremer Bürgerbuch 1289–1519, Bremen 2015, S. 45, und zu 1297 S. 61.

ein *Ludbertus Huntdorpe* das Bürgerrecht erwarb, der später mehrfach als *Jode* in Urkunden auftaucht.⁸⁵ Die Jahrhundertwende um 1300 mag also eine Phase liberaler Zuzugs- und Niederlassungsregeln in Bremen gewesen sein. Der später in Bremer Urkunden der Jahre 1323 bis 1347 vielfach erwähnte Bremer Bürger »*Ludbertus de Huntorpe dictus Jode*«, der erfolgreich Handel mit Ländereien betrieb und am Ende seines Lebens mit seiner Frau das Kapitel und die Vikare von St. Willehadi großzügig bedenken konnte, war zweifellos ein Christ.⁸⁶ Er könnte allenfalls ein getaufter Jude gewesen sein, bei dem geographische und religiöse Herkunft zum Namenszusatz wurden.⁸⁷ Möglich ist aber auch, dass dem geschäftlich auffällig erfolgreichen Ludbert eine vermeintlich spezifische Eigenschaft zu einem Namenszusatz verhalf – so wie dies im 14. Jahrhundert vielfach nachweisbar ist.⁸⁸ Dahin weist auch der Umstand, dass er ausdrücklich als »genannt der Jude« (*dictus Jode*) bezeichnet wird.⁸⁹ Im Umkehrschluss bedeutet dies, dass man in jenen Jahrzehnten in Bremen geschäftlichen Erfolg und Wohlstand als Eigenschaften begriff, die man – durchaus nicht negativ gemeint – Juden zuschrieb.

Weiterhin sind im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts in anderen Städten ursprünglich aus Bremen stammende jüdische Anwohner bekannt.⁹⁰ All dies weist auf eine feste Präsenz und eine dauerhafte Ansiedlung von Juden in Bremen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hin. Ob diese damals auch eine eigene jüdische Gemeinde ausgebildet hatten, erschließt sich aus den Quellen leider nicht. Die aus anderen Handels- und Bischofsstädten bekannten Hinweise auf eine Synagoge, einen Judenrat oder auch ein bevorzugtes Wohnviertel gibt es in Bremen nicht.⁹¹ Aussagen über die Größe der ständig in Bremen lebenden jüdischen Personengruppe lassen sich mithin nicht machen. Diese erreichte bestimmt nicht die Größe von jüdischen Gemeinden wie im

85 Ebd., S. 78 f.

86 BUB 2 388, 1335 November 1 und 418, 1337 August 9.

87 BUB 2 231–642, dort ist Lutbert allein 16 x belegt, zumeist aber ohne den Beinamen *Jode*.

88 So schon richtig Ferdinand Donandt, Versuch einer Geschichte des Stadtrechts, Bremen 1830, S. 248. Vgl. zu den Namensbildungen auch Weidinger, Bürgerbuch (wie Anm. 84), S. 44 f. Markreich, Geschichte der Juden (wie Anm. 67), S. 5, hielt Ludbert für einen getauften Juden aus dem Oldenburgischen (Hunthorp); Dünzelmann, Vom Gaste (wie Anm. 67), S. 66, hält ihn für »beispielhaft für eine erfolgreich verlaufende Immigration«.

89 Zur »*dictus Judeus*«-Problematik vgl. Christoph Cluse, Studien zur Geschichte der Juden in den mittelalterlichen Niederlanden (Forschungen zur Geschichte der Juden, Reihe A, Bd. 10), Hannover 2000, S. 385–396.

90 So 1327 eine aus Bremen stammende Jüdin namens Jutta in Osnabrück und Ludbertus Judaeus aus Bremen in Hamburg 1324, ggf. identisch mit Lutbert de Hunthorp. Vgl. hierzu Markreich, Geschichte der Juden (wie Anm. 67), S. 18. Zur jüdischen Gemeinde in Osnabrück vgl. Avraham und Fraenkel, Osnabrück, in: Historisches Handbuch (wie Anm. 52), S. 1196–1220, hier S. 1197 f.

91 Dieter Hägermann und Ulrich Weidinger, Bremische Kirchengeschichte im Mittelalter, Bremen 2012, S. 497.

Rheinland oder in Süddeutschland und blieb – wie in anderen norddeutschen Hansestädten auch – eine kleine Minderheit mit beschränktem Zugang zur städtischen Wirtschaft und mit Nischenfunktionen, die ihnen vor allem in der Geldwirtschaft zugestanden wurden.⁹²

Nach 1350 brechen jedoch die Nachrichten zur jüdischen Präsenz in Bremen weitgehend ab. Waren hierfür die in anderen Städten nachweisbaren Judenpogrome im Gefolge der Pest verantwortlich?⁹³ Hinweise auf Pogrome in Bremen, das ganz besonders stark von der Pest betroffen war, gibt es trotz einer recht guten Quellenlage nicht.⁹⁴ Die Pogrome der Pestjahre griffen die seit den Kreuzzügen latent vorhandenen Vorurteilsstrukturen auf und schufen mit den Vorwürfen der Christen- und Brunnenvergiftung durch Juden ein Klima fortgesetzter Verleumdung und antijüdischer Hetze.⁹⁵ Sie trafen eine durch die tödliche Pandemie massiv verunsicherte Bevölkerung, gingen aber fast immer dem Auftreten der Pest zeitlich voraus oder folgten ihr nach.⁹⁶ Dabei verliefen sie in einer Süd-Nord-Ausrichtung in regionalen Schüben ähnlich wie die Pestpandemie selbst, ohne mit ihr deckungsgleich zu sein. Für Nordwestdeutschland ist eine solche regionale Häufung nicht feststellbar.⁹⁷ Die einzige nachweisbare Judenvertreibung im Erzstift Bremen am 21. Juni 1350 in Wildeshausen gehört zu den letzten in Deutschland und erfolgte zur gleichen Zeit wie diejenigen in Dortmund (Juni 1350) und

92 Dabei ist zu bedenken, dass jüdische Pfandleiher zwar einen Beitrag zur Geldwirtschaft leisteten, aber diese keineswegs dominierten. Verpfändungen von Gütern und Immobilien waren gang und gäbe, die Bremischen Urkundenbücher sind voll von derartigen Transaktionen unter Bremer Bürgern und auch kirchlichen Instituten. Juden vergaben v. a. Geldkredite gegen Fahrnispfänder, vgl. Sprandel, Pfandleihe (wie Anm. 66), S. 2020, und Becker, Zinsverbot (wie Anm. 66).

93 Vgl. hierzu Haverkamp, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 56).

94 Für die von Markreich, Geschichte der Juden (wie Anm. 67), S. 18f., geäußerte Vermutung, dass es auch in Bremen 1350 Judenpogrome gab und dass vermutlich auf dem »Jodenberge am Doventor (...) die winzige Judenschaft ihr Leben lassen musste, als der Schwarze Tod so viele Opfer unter der bremischen Bevölkerung gefordert hatte«, fehlt jeder Beleg. Von Bippen, Geschichte (wie Anm. 63), S. 202, den Markreich hierfür anführt, verweist zwar auf die im 14. Jahrhundert allgemeinen Verleumdungen gegen Juden, allerdings ohne dies auf Bremer Quellen oder Ereignisse zu beziehen.

95 Haverkamp, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 56), S. 40f.

96 Ein zeitlicher Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Pest und antijüdischen Pogromen war meist nicht direkt gegeben. Vielfach gingen die Pogrome dem Auftreten der Pest voraus, so Diethard Aschoff, Das Pestjahr 1350 und die Juden in Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift, 129, 1979, S. 57–67, hier S. 63, für Westfalen. In den Hansestädten des Ostseeraums fallen Verfolgung und Pesthöhepunkt allerdings zeitlich zusammen, so Jürgen Hartwig Ibs, Die Judenverfolgungen in den Hansestädten des südwestlichen Ostseeraums zur Zeit des Schwarzen Todes, in: Hansische Geschichtsblätter 113, 1995, S. 27–48, hier S. 28. Vgl. auch als Überblick Isenmann, Die deutsche Stadt (wie Anm. 55), S. 744–748.

97 Haverkamp, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 56), S. 38f.

in Minden (21. Juni 1350).⁹⁸ Sie wird also eher vom benachbarten Westfalen aus beeinflusst worden sein und wäre diesem regionalen Geschehen zuzurechnen. Dies würde auch erklären, warum der Bremer Erzbischof erst im Nachgang seinen Vogt dort regelnd eingreifen ließ und warum zuvor keine Beteiligung bremischer bzw. erzbischöflicher Amtsträger feststellbar ist.⁹⁹ Ohne auf die Pest Bezug zu nehmen, segnete der Bremer Erzbischof die am 21. Juni 1350 »*propter causas rationabiles*«, also »aus vernünftigen Gründen« erfolgte Vertreibung im Nachgang ab und sagte den Tatbeteiligten sogar gerichtlichen Schutz gegen spätere Schadenersatzklagen zu.¹⁰⁰ Sein Vogt Liborius von Bremen beschlagnahmte eine Woche nach der Tat »*postfacto*« das Vermögen der vertriebenen Juden und teilte es zwischen der Stadt und sich bzw. dem Erzstift auf.¹⁰¹ Das weitere Schicksal der Wildeshausener Juden ist ungewiss, in der Stadt gab es bis um 1700 keine jüdischen Einwohner mehr.¹⁰² Die Wildeshausener Ereignisse reihen sich in ähnliche Vorgänge in zahlreichen Städten Norddeutschlands und des benachbarten Westfalens ein. So wurden die in den Jahrzehnten von 1300 bis 1350 kräftig gewachsenen oder neu gegründeten jüdischen Gemeinden oder Ansiedlungen in Westfalen, in die auch Bremer Juden familiäre Verbindungen hatten, 1350 »offenbar völlig vernichtet«.¹⁰³ Ähnliches gilt für die östlich an das Erzstift Bremen anschließenden Gebiete und die Hansestädte bis zum südwestlichen Ostseeraum, wo der Lübecker Rat zentral in die Vernichtung der wenigen jüdischen Ansiedlungen involviert war, obwohl in Lübeck selbst gar keine Juden lebten.¹⁰⁴ An Nordwestdeutschland und der Region Bremen gingen diese Vorgänge – wohl wegen der dort ohnehin nur geringen jüdischen Präsenz, – zwar weitgehend vorbei, doch hat auch in Bremen die fast völlige Auslöschung der jüdischen Gemeinden in der weiteren Region Spuren hinterlassen.¹⁰⁵

98 Nach Haverkamp, ebd., Chronologische Liste, S. 35 ff., hier S. 38, erfolgten danach noch in Görlitz (vor Juni 25) und in Lüneburg Verfolgungen. Zu Lüneburg, wo das Pogrom nach einer späteren Quelle auf den 19. 8. 1350 datiert wird vgl. Rainer Sabelbeck, Lüneburg, in: Historisches Handbuch (wie Anm. 52), S. 1006–1024. Die von Lübeck aus initiierten Verfolgungen in den Hansestädten an der südlichen Ostsee gehören in die erste Julihälfte 1350, vgl. Ibs, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 96), S. 32.

99 Albrecht Eckhardt, Wildeshausen. Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum ausgehenden 20. Jahrhundert, Oldenburg 1999, S. 180 f.

100 Gustav Rühning (Hrsg.), Oldenburgisches Urkundenbuch, Bd. 1, Oldenburg 1930, Nr. 399, S. 142 f., 1350 Juni 27.

101 Eckhardt, Wildeshausen (wie Anm. 99), S. 181.

102 Ebd. Zur jüdischen Gemeinde vgl. auch Werner Meiners, Geschichte der Juden in Wildeshausen, Oldenburg 1988, und ders., Wildeshausen, in: Historisches Handbuch (wie Anm. 52), Bd. 2, S. 1544–1551.

103 Aschoff, Das Pestjahr (wie Anm. 96), S. 62 und 66.

104 Ibs, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 96), zur Rolle Lübecks vgl. S. 31 ff.

105 So Aschoff, Spuren (wie Anm. 77), S. 307.

Liborius von Bremen war ein wichtiger Ministerialer des gewählten (*electus*) Erzbischofs Moritz aus dem Haus Oldenburg. Nachdem er in Wildeshausen nach Vertreibung der Juden deren Habe aufgeteilt hatte, nahm er im folgenden Monat an der Belagerung Bremens durch die Oldenburger Grafen teil.¹⁰⁶ Diese war erfolgreich, weil in der Stadt die Pest ausgebrochen war. Beim Friedensschluss zwischen Moritz und der Stadt Bremen am 13. Juli 1350 sowie beim Bündnisvertrag zwischen Moritz und der Stadt am 2. September 1350 stand der Wildeshausener Vogt Liborius an erster Stelle in der Zeugenreihe der Urkunden.¹⁰⁶ Er spielte bei der Regelung der politischen und militärischen Verhältnisse in Bremen, aus denen Moritz von Oldenburg als faktischer Sieger und Amtmann des Erzstifts hervorging, eine wichtige Rolle.¹⁰⁸

Die in Bremen ansässigen Juden waren daher im Juli 1350 zweifellos in einer gefährlichen Lage. Ein Bischof bzw. Erzbischof, der sich wie in anderen Bischofsstädten als geistlicher Landesherr hätte machtvoll vor sie stellen können, existierte wegen der Konkurrenz um die Nachfolge Ottos I. damals in Bremen nicht. Im Gegenteil, der siegreiche Electus Moritz ließ seinen Ministerialen anderenorts Vertreibung von Juden sanktionieren und die Stadt Bremen selbst versank in der Pestpandemie, für deren Ausbruch in jenen Monaten vielerorts Juden direkt verantwortlich gemacht wurden.¹⁰⁹ Dennoch ist für Bremen eine Verfolgung von Juden 1350 nicht belegt, hierfür fehlt jeder Hinweis in den urkundlichen und chronikalen Quellen. Doch markieren die Pest und ihre Folgen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts einen erkennbaren Einschnitt in der jüdischen Präsenz in Bremen, denn nur noch einmal weist im 14. Jahrhundert eine Quelle indirekt auf sie hin. Die 1345 um den Schutz der Juden bemühten Oldenburger Grafen standen noch ca. 30 Jahre nach der Pest mit Bremer Juden in wirtschaftlicher Verbindung. Um 1380 war Graf Konrad von Oldenburg bei ihnen stark verschuldet, so dass die Oldenburger Bürger ihn zwangsweise auslösten.¹¹⁰ Dass sich der Landadel und auch Grafen und Herzöge bei in den Städten ansässigen Juden verschuldeten, war so ungewöhnlich nicht.¹¹¹ Zudem hatte die räumliche Trennung von Kreditgeber und Schuldner für beide Seiten auch

106 Liborius ist von 1333–1350 als Ministerialer nachweisbar, er starb vor 1357. Zu seiner Person vgl. Hans G. Trüper, Ritter und Knappen zwischen Weser und Elbe. Die Ministerialität des Erzstifts Bremen, Stade 2015, S. 411 ff.

107 Vgl. ebd., S. 413, und BUB 2 621, 1350 Juli 13, und 625, 1350 September 12.

108 Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 58), S. 74.

109 So z. B. in Lübeck, Wismar, Rostock und Stralsund, vgl. Ibs, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 96), S. 30 ff.

110 Die Bürger mussten den Grafen gegen 100 Mark »*qwid maken (...) in den yoden in Bremen*«. Heinrich Schmidt, Oldenburg um 1380. Ein Beschwerde-register als Quelle zur Oldenburger Stadtgeschichte im späten Mittelalter, in: Hans-Jürgen Gerhard (Hrsg.), Struktur und Dimension. FS Heinrich Kaufhold (VSWG Beihefte 132), Stuttgart 1997, S. 372–387, hier S. 373; vgl. auch Markreich, Geschichte der Juden (wie Anm. 67), S. 18.

111 Ähnliches lässt sich für den Adel um Wismar, Rostock und Stralsund beobachten, vgl. Ibs, Die Judenverfolgungen (wie Anm. 96), S. 34 f.

Vorteile.¹¹² In Bremen muss es um 1380 offenbar noch (oder wieder) jüdische Geldgeber gegeben haben, die potent genug waren, um den finanziellen Ansprüchen eines gräflichen Hauses zu genügen. Doch ist dies ein letzter Hinweis. Danach gibt es keine direkten Belege mehr für jüdische Bewohner oder Geschäfte in Bremen bis zum Ende des Mittelalters.¹¹³

Im Zusammenhang der landesherrlichen Rolle der Erzbischöfe lassen sich in den Jahren 1415 und 1438 noch einmal indirekte Nachrichten ermitteln. So erscheint 1415 das Erzstift Bremen – also das Territorium der Erzbischöfe zwischen Niederelbe und Unterweser – unter den Territorien, in denen Kaiser Sigismund über die Reichsstände – also auch den Erzbischof – Judensteuern einzog.¹¹⁴ Dabei bleibt unklar, ob solche auch in der Stadt Bremen eingezogen wurden. Danach verweist nur noch eine Urkunde des Bremer Rats aus dem Jahr 1435 darauf, dass sich Juden in der Stadt Bremen befunden haben müssen, ohne dass man hierzu Näheres erfährt: Am 24. Juli 1435 setzten Bürgermeister und Rat einen Bartold Bradenkole als Prokurator in nicht näher bestimmten Angelegenheiten ein, die Juden betrafen (*Juden saken*) und die Bremen mit dem Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg zu regeln hatte.¹¹⁵

Erst mehr als einhundert Jahre später lässt sich dann wieder eine Nachricht finden, die Bremen mit der Ansiedlung von Juden in Verbindung bringt. Im August 1550 gab Erzbischof Christoph einem aus Dillingen an der Donau stammenden Juden namens Broma, dessen Dienste er auf dem Reichstag in Augsburg in Anspruch genommen hatte, einen Geleitbrief zur Niederlassung im Bistum und Erzstift Bremen. Doch wollte sich Broma, weil er dazu »mehr Lust als zu den anderen Orten des Stifts« hatte, lieber mit Familie, Geselle und Gesinde in der Stadt Bremen ansiedeln. Daher kam sein Gesuch um Niederlassung und »redlichen Kaufmanshandel wie den christen« sowie »Silberkauf« und sogar das Angebot zur Erledigung von Reisen und Botschaften im Dienst der Stadt, vor den Rat.¹¹⁶ Ob dieser dem Gesuch des offenbar mit viel-

112 Für das Bistum Würzburg hat Stewart Jenks, *Judenverschuldung und Verfolgung von Juden im 14. Jahrhundert: Franken bis 1349*, in: VSWG 65, 1978, S. 309–356, nachgewiesen, dass die typischen Schuldner der in den fränkischen Städten ansässigen Juden als wohlhabende Adlige auf dem Land lebten, während die Verfolger aus den Städte kamen und eher kaum bei Juden verschuldet waren. Vgl. ebd., S. 345, 352.

113 In mehreren Städten ist es auch nach den Pogromen und Vertreibungen im Umfeld der Pest zur Wiederansiedlung von Juden gekommen, wenn auch in weit geringerem Umfang als noch vor 1350. Vgl. Aschoff, *Das Pestjahr* (wie Anm. 96), S. 66f. Zu späteren Vertreibungen vgl. Rotraud Ries, »De joden to verwisen« – Judenverfolgungen in Nordwestdeutschland im 15. und 16. Jahrhundert, in: Friedhelm Burghart u. a. (Hrsg.), *Judenvertreibungen in Mittelalter und früher Neuzeit* (Forschungen zur Geschichte der Juden A 9), Hannover 1999, S. 189–224.

114 Aschoff, *Spuren* (wie Anm. 77), S. 308.

115 Aschoff, *Spuren* (wie Anm. 77), S. 308 und Anhang Nr. 1, S. 313, 1435 Juli 24.

116 Aschoff, *Spuren* (wie Anm. 77), S. 311, Anhang Nr. 2 und 3. Vgl. auch StAB 2-P.8.E.2.a. Vgl. hierzu auch Dünzelmann, *Vom Gaste* (wie Anm. 67), S. 104.

fältigen Fähigkeiten ausgestatteten Broma um Aufnahme zustimmte, wissen wir nicht. Wahrscheinlich dürfte er eine Ablehnung erhalten haben. Auch Christophs Nachfolger Erzbischof Georg verwandte sich für »schutzverwandte« Juden. So 1562 gegenüber dem Bischof von Münster für die Witwe eines Salomon von Telgte auf Bitten »von unserm Juden rabi Leffmann«. ¹¹⁷ Leffmann, der in offenbar gutem Einvernehmen mit Erzbischof Georg stand, wird zwei Jahre später Gegenstand eines Schriftwechsels Georgs mit dem Bremer Rat. Der Rat verweigerte 1564 trotz Bitten des Erzbischofs dem unter dessen Schirm stehenden »Schutzverwandten Leffmann« die Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung. Vorangegangen war ein Streit um Pfandleihen, bei dem der Rat eine »von den unseren ihme vorsetzter Pfande inventierung« vorgenommen, also die Pfänder von Bremer Bürgern unter dem Vorwurf ungesetzlichen Wuchers beschlagnahmt hatte. ¹¹⁸ Der Rat gab zwar zu, dem Schutzjuden des Erzbischofs »gedachtem Leffmann seine Hantierung einen zeitlang alhier zuweilen nachgegeben« zu haben, dass »aber solchs sich nicht weiter erstrecket«, weil man gegen »des Juden Wucher« aus grundsätzlichen Erwägungen vorzugehen gedenke. Der Rat behauptete, dass, wenn man diesem »mit zeittigem Rathe nicht begegnet, eintheils unser Burgerschaft dadurch gantzlich erschlafet und nahrungloß gemacht, das ander Theill aber sich mit dem Juden in heimliche handelung begeben und seines Wucher sich zu grosser Beschwerung der Burgerschaft theilhaftich gemacht«. Daher seien »des Juden unchristliche und zu Recht verbottene Handlung abzustellen« und die Pfänder zum Besten beider Seiten zu konfiszieren (»AIB haben wir die Pfande in beyden partheien zu gutem inventieren« lassen). ¹¹⁹ An diesem Schriftwechsel wird nicht nur die deutlich feindselige Haltung des Rats deutlich, die er auch gegenüber dem Erzbischof verteidigte, sondern auch die offenbar geteilte Meinung in der Bürgerschaft. Den näheren oder gar heimlichen geschäftlichen Umgang auch nur eines Teils der Bürger mit Juden wollte der Rat grundsätzlich unterbinden. Dabei hat wohl weniger die Aussicht auf den angeblichen Ruin der Bürger, als vielmehr die Angst vor Unruhe in den festgefügteten Teilhabe- und Verteilungsmechanismen in Handel und Gewerbe den Rat zu seiner rigorosen Haltung gebracht.

7. Juden in Bremer Bildquellen im Mittelalter

Neben den Schriftquellen sollen in Hinblick auf die Ikonographie des wohl bei einem Bremer Goldschmied entstandenen Siegels auch aus Bremen überlieferte mittelalterliche Bildquellen zu Juden in den Blick genommen werden. Die wohl ältesten bildlichen Darstellungen von Juden, deren Entstehung einem Bremer Werkstattzusammenhang zugeschrieben werden, finden sich in den Glasfenstern der Stiftskirche Bücken. ¹²⁰ Die hochwertigen, um

117 Aschoff, Spuren (wie Anm. 77), S. 316, Anhang Nr. 4. Verden, 1562 Mai 18.

118 StAB 2-P.8.E.2.a.1564, März 29.

119 Ebd. Leffmann mag nach Freigabe der Pfänder nach Stade gegangen sein, vgl. Dünzelmann, Vom Gaste (wie Anm. 67), S. 104.

120 Zur Werkstattzuschreibung vgl. Ulf-Dietrich Korn, Bücken-Legden-Lohne.

1250 entstandenen Kunstwerke – der einzige erhaltene mittelalterliche Glasfensterzyklus im Raum Bremen – zeigen im Christusfenster bei Szenen mit der Bezahlung des Judas und der Gefangennahme Christi mehrfach Personen, die mit Judenhüten versehen wurden.¹²¹ Sie kennzeichnen dabei diese Personen als Juden, aber als Teil der biblischen Geschichte im Heiligen Land mit verschiedenen Völkern und Religionen – zwischen römischen Soldaten und den Anhängern



Abb. 4: Stiftskirche Bücken, Christusfenster, um 1250 (Ausschnitt). Gefangennahme Christi. Foto: Stiftsgemeinde Bücken

und den Anhängern Jesu' als frühen Christen. Dies alles ohne herabsetzende physiognomische Kennzeichnungen. So z. B. in der Gestalt des jüdischen Soldaten in der bewegten Personengruppe bei der Gefangennahme Christi (Abb. 4). Dieses in der Region Bremen noch um 1250 bildlich so vermittelte Verständnis der Rolle der Juden in der Heilsgeschichte sollte sich bald signifikant ändern.

So gab es im Bremer St.-Petri-Dom eine weit ältere und für die bildliche Wahrnehmung von Juden im Mittelalter zentrale wichtige Bildquelle. Es ist dies der schon im 12. Jahrhundert entstandene Große Lombardus-Psalter.¹²² Die Bremer Handschrift wurde 1166 im Auftrag des Bremer Erzbischofs Hartwig I. nicht in Bremen, sondern von einem Schreiber Michael in einem bisher nicht identifizierten,

Überlegungen zur norddeutschen Glasmalerei um die Mitte des 13. Jahrhunderts, in: Rüdiger Becksmann (Hrsg.), *Deutsche Glasmalerei des Mittelalters II. Bildprogramme, Auftraggeber, Werkstätten*, Berlin 1992, S. 11–42.

121 Abb. und Bildprogramm bei Joachim Schween, Katalog Nr. 138.1-9, in: *Humburg und Schween, Die Weser* (wie Anm. 30), S. 436–439.

122 *StuUB Ms. a. 244*. Zu dem für Erzbischof Hartwig I. von Bremen 1166 angefertigten Lombardus-Psalter vgl. Irene Stahl (Bearb.), *Mittelalterliche Handschriften aus der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen, Wolfenbüttel 2000*, S. 24f.



Abb. 5: Großer Lombardus-Psalter, 1166. Bl. 119 v (Ausschnitt), S-Initiale zu Psalm 68. Kreuzigung Christi und eherne Schlange Moses. Foto: SuUB Bremen

in Nordfrankreich oder England vermuteten Skriptorium im sog. Channel Style angefertigt.¹²³ Sie gehört zu den beiden ältesten Abschriften des Psalmenkommentars des Pariser Scholastikers Petrus Lombardus (1095–1160) und zu den wertvollsten Handschriften der Dombibliothek. Mit der Illustration der Glosse zu Psalm 68 steht die Bremer Handschrift am Anfang der klassischen ikonographischen Verwendung des Judenhuts als Attribut des bössartigen, weil am Kreuztod Christi beteiligten jüdischen Volkes. Die im

123 Hierzu und zur Verbindung von Hartwig I. zu Wibald von Stablo und zu Anregungen der Psalterinitiale durch den Stabloer Tragaltar vgl. Susanne Wittekind, *Altar – Reliquiar – Retabel. Kunst und Liturgie bei Wibald von Stablo, Köln, Weimar, Wien 2003*, S. 101.

4. Buch Moses überlieferte Geschichte von der ehernen Schlange, die Moses auf Geheiß Gottes aufrichten ließ, nachdem das Volk Israel nach dem Auszug aus Ägypten an Gott und Moses zu zweifeln begann und dafür mit feurigen Schlangen gestraft wurde, wird in der Bremer Psalterinitiale heilsgeschichtlich mit der Kreuzigung Jesu und mit der Selbstverfluchung der Juden verbunden.¹²⁴ (Abb. 5)

Die Verbindung der alttestamentarischen ehernen Schlange mit Christus war schon im Evangelium des Johannes (3, 14–15) angelegt, wo Jesus selbst den Glauben an den Menschensohn mit der Funktion von Moses eherner Schlange verglich. In der Illustration zu dieser komplexen Verbindung von Altem und Neuem Testament zeigt der Lombardus-Psalter die Juden als Zweifler und Häretiker, die zur Strafe von Schlägen gequält werden, weil sie weder zunächst die ehernen Schlange an Moses Stab noch später Jesus am Kreuz als Zeichen des Heils erkennen wollen. Auch die beiden römischen Soldaten Longinus (mit der heiligen Lanze) und Stephaton (mit dem Essigschwamm) werden nicht als Römer, sondern erkennbar durch ihre Hüte als Juden dargestellt. Zugleich wird die Physiognomie mit expressiven Gesichtszügen, langen Bärten, hervorgehobenen Nasen zum trennenden Merkmal zwischen Gut und Böse. Dies aber nicht im Sinn einer ethnischen oder gar protorassistischen Festlegung, sondern als Bekenntniszeichen. Moses, Jesus, Johannes und Maria lassen durch ihre innere Haltung und durch die ausgeglichen-harmonischen Gesichtszüge erkennen, dass sie des Heils gewiss sind. Ganz anders die im falschen Glauben verharrenden Teile des Volkes Israel. Um jeden Zweifel an der Botschaft auszuräumen, hält ein Jude unter dem Kreuz ein Schriftband mit der Formel der Selbstverfluchung (Math. 27, 25): *Sanguis eius super nos* – Sein Blut komme über uns.

Diese außerordentlich wirkungsmächtige heilsgeschichtliche Verbindung von Altem und Neuem Testament steht am ikonographischen Anfang einer feindseligen Darstellung von Juden als verstockten Sündern und Gottesleugnern. Sie wurde stilbildend für ähnliche Bildszenen und verdrängte später die ältere, noch um 1250 in den Bückener Glasfenstern zu beobachtende Darstellung von Juden.

Auch in Bremen hat der Lombardus-Psalter ziemlich genau 200 Jahre nach seiner Entstehung zum Vorbild für Bildszenen mit Juden gedient. Das aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammende Chorgestühl im Bremer Dom zeigt im Bildprogramm der noch heute erhaltenen Wangen drei biblische Szenen, in denen Personen durch Judenhüte als Juden kenntlich gemacht wurden: auf einer Hochwange des Gestühls mit der Steinigung des Stephanus (NT) und auf den unteren Bildfeldern von zwei Wangen aus dem Chor mit der Anbetung des goldenen Kalbes durch das Volk Israel (AT) und mit Moses' Errichtung der ehernen Schlange.¹²⁵

124 Ebd., S. 101 f.

125 Vgl. zum Chorgestühl und seiner Datierung Alfred Löhr, Das Chorgestühl im Bremer Dom. Studien zur niederdeutschen Skulptur um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts (Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte, Bd. 13), Berlin 1974, und ders. (Red.), Der Bremer Dom. Baugeschichte. Ausgrabungen. Kunstschatze (Hefte des Focke-Museums 49), Bremen 1979, S. 163, 169.



Abb. 6: St.-Petri-Dom Bremen, Chorwange mit Reliefschmuck, um 1370–90. Die eherne Schlange Moses' (4 Mose 21, 6–9). Foto: StAB

Die letztere zeigt in der klassisch alttestamentarischen Darstellung die Errichtung von Moses Stab mit der Schlange, folgt aber in der szenischen Umsetzung der Illustration zum Psalmenkommentar im Großen Lombardus-Psalter: Moses steht rechts neben der Schlange, das Volk Israel gruppiert sich in der linken Bildhälfte, kenntlich gemacht wiederum durch Judenhüte. (Abb. 6) Diese weichen jedoch signifikant von der Form der Judenhüte in den anderen Bildszenen im Chorgestühl ab. Während bei der Anbetung des

Goldenen Kalbes (Abb. 7) und der Steinigung des Stephanus (Abb. 8) die Hüte mit spitzen Aufsätzen wie Pickelhauben oder Trichter geformt sind und damit exakt dem auch auf dem Jacobussiegel gezeigten, im 14. Jahrhundert in Deutschland gebräuchlichen Typus des Judenhuts entsprechen, zeigt die Szene mit der ehernen Schlange die Hüte eher als Hauben in der Art von Mützen. Genau dieser Bildtyp, der noch von orientalischen Vorstellungen zu einer jüdischen Tracht beeinflusst gewesen sein mag, zeigte 1166 der Lombardus-Psalter, der hier den Bremer Bildschnitzern im Dom als Vorbild gedient hat. Dass die illuminierten Handschriften der Dombibliothek von den Auftraggebern des Gestühls als Motive für die Bildschnitzer des 14. Jahrhunderts genutzt wurden, ist bereits länger bekannt. Es konnte schlüssig für ein damals im Dom verwahrtes Evangelistar des 11. Jahrhunderts aus dem Skriptorium Echternach nachgewiesen werden.¹²⁶ Dieses hat als Handschrift, die in besonderem Maß der Darstellung des Martyriums des hl. Stephanus gewidmet war, die Vorlage für die Steinigungsszene im Chorgestühl geliefert. In der Echternacher Handschrift konnten die Bremer Bildschnitzer aber für die Gestalt der Judenhüte kein Vorbild finden – es gab solche im 11. Jahrhundert noch nicht.¹²⁷ Daher wick hier der Bildschnitzer – anders als beim Lombardus-Psalter – von seiner Vorlage signifikant ab und setzte den Juden die spitzen Hüte auf, die im 14. Jahrhundert üblich und ihm geläufig waren.



Abb. 7: St.-Petri-Dom Bremen, Chorwange mit Reliefschmuck, um 1370–90. Das Goldene Kalb (2 Moses 32). Foto: STAB

Aus der Vorlage des Lombardus-Psalters auf eine grundsätzliche Feindseligkeit gegenüber jüdischen Personen und Themen im Bildprogramm des

126 Löhr, Das Chorgestühl (wie Anm. 125), S. 135 ff., 141 f., Abb. S. 138, 140. Zu dem heute in Brüssel verwahrten Echternacher Perikopenbuch Heinrichs III. vgl.

Löhr, Der Bremer Dom (wie Anm. 125), S. 143 ff. und 168.

127 Löhr, Das Chorgestühl (wie Anm. 125), S. 140, Abb. 32.

Chorgestühls zu schließen, wäre jedoch falsch. So ist es mit dem breiten Raum, den es der Makkabäer-Geschichte einräumt, ein beeindruckendes Beispiel für die Rezeption jüdischer Geschichte und damit für die Ambivalenz der Wahrnehmung von Juden in der christlichen Sakralkunst.¹²⁸

Im Zusammenhang des Pfandleihersiegels ist das Chorgestühl wegen der zeitlichen Nähe seiner Entstehung interessant – diese fällt in die Jahre nach 1363 bis um 1380. Eine Figur unter der Armstütze einer Wange trägt ein Spruchband mit der Inschrift »MCCCLXVI tradita est Brema feria sexta post urbani pape«: 1366 wurde Bremen verraten am Freitag nach dem Fest des Papstes Urban. Die Inschrift mag als Hinweis auf die Entstehungszeit des Domgestühls verwirren, weil sie sich auf ein Ereignis bezieht, das eine Niederlage und Demütigung des Erzbischofs markiert.¹²⁹

Domkapitel und Domklerus waren der Stadt aber deutlich weniger feindlich gesonnen als Erzbischof Albert.¹³⁰

Die Mitglieder von Domkapitel und Domklerus waren, wie man aus einer wenig späteren Nachricht im Diplomatar des Dombaumeisters und Bürgermeisters Johann Hemeling weiß, nach 1363 für knapp 20 Jahre in die Leitungsposition der Domfabrik gekommen. Sie nutzten diese Zeit, um das Chorgestühl in Auftrag zu geben.¹³¹ An ihm wurde lange Jahre, über den Tod mancher Meister und zum Nachteil anderer Baumaßnahmen hinweg im Dom gearbeitet – wie Johann Hemeling im Rückblick leicht säuerlich zu berichten weiß.¹³²

Grundsätzlich waren in Bremen die bürgerlichen Führungsschichten mehr als in anderen Bischofsstädten in die Domfabrik involviert. Bauherren (*buw-mester*) und Verwalter der Domfabrik waren in der Regel Ratsherren oder Bürgermeister.¹³³

Ab 1382 nahm wieder ein bürgerlicher Dombaumeister das Heft in die Hand: Bürgermeister Hinrich Gröning, 1366 ein erbitterter Gegner des Erzbischofs. Der kryptische Hinweis auf den Verrat der Stadt im Chorgestühl war also angesichts der Turbulenzen, in die Erzbischof Albert die Stadt gestürzt

128 Vgl. hierzu Hans Kloft, Die Makkabäer – Geschichte und Erinnerung, in: Von Magna Graecia nach Asia Minor (FS Linda-Marie Günther), Wiesbaden 2017, S. 349–364. Das Chorgestühl offenbart damit die ambivalente Haltung der Sakralkunst zwischen jüdischer Geschichte als Teil der christlichen Heilgeschichte und jüdischer Präsenz als Teil der christlichen Stadtgesellschaft im Spätmittelalter.

129 Löhr, Das Chorgestühl (wie Anm. 125), S. 126.

130 Dieser brachte die Domfabrik im turbulenten Jahr 1366 sogar um Kollekten-erträge, die er zum Ärger der Domherren lieber den Sammlern des Antoniusbotens zuschanzte. Peter Wiek, Die bürgerliche Verwaltung der Bremer Domfabrik im Mittelalter, in: Brem. Jb. 46, 1959, S. 121–133, hier S. 125.

131 Lieselotte Klink, Johann Hemelings »Diplomatarium fabricae ecclesiae Bremensis« von 1415/20, Hildesheim 1988, S. 101 f.

132 Ebd., S. 101.

133 Wiek, Die bürgerliche Verwaltung (wie Anm. 130).

hatte, eine Referenz des Domklerus an die Stadt. Weniger als Schuldzuweisung, als vielmehr als Anerkennung und Verbundenheitsadresse zwischen Dom und Stadt.

Zur Geschichte der Darstellungen von Juden im Bremer Chorgestühl gehört auch, dass diese durchgängig beschädigt sind, wobei den als Juden erkennbaren Personen die Nasen abgehackt wurden. Bei der Anbetung des Goldenen Kalbes trafen die groben Schläge auch die Gesichtszüge. Die gezielten Angriffe betrafen nicht nur die leicht erreichbaren alttestamentarischen Bildreliefs im Fußbereich, sondern auch die in mehr als zwei Metern Höhe angebrachte Steinigung des Stephanus auf einer Hauptwange. Dort ist besonders gut zu erkennen, dass der Vandalismus nicht in blinder, bilderstürmerischer Manier den Personenabbildungen als solchen, sondern gezielt den Juden galt: Nur die beiden Männer mit Judenhut wurden verstümmelt, die Gesichter der anderen Männer blieben verschont.¹³⁴ Es dürfte auszuschließen sein, dass diese Eingriffe während der Nutzung des Chorgestühls durch den Domklerus vorgenommen worden sind. Auch ist dies für die Zeit der lutherischen Nutzung des Doms unter erzbischöflicher, schwedischer und hannoverscher Verwaltung von 1638 bis 1803 weitgehend auszuschließen.¹³⁵ Von den Bilderstürmen in Bremen in der Reformationszeit war der Dom sowohl in der lutherischen Reformation als auch in der sog. zweiten Reformation ab ca. 1560 eigentlich nicht betroffen, weil die Emendation der Kirchen in Bremen nur die Pfarrkirchen und Klöster betraf (und dort keineswegs gezielt »Juden«), aber nicht den erzbischöflichen Dom.¹³⁶ Allerdings lässt sich in der Reformationszeit ein singuläres Ereignis namhaft machen, das für die Schäden verantwortlich sein könnte. 1532 führte Unzufriedenheit mit dem Rat und der Obrigkeit in Bremen zur zeitweiligen Entmachtung des

134 Näheres muss einer eingehenderen Untersuchung vorbehalten bleiben, denn am Chorgestühl finden sich zahlreiche Schäden und Fehlstellen an alt- und neutestamentarischen Szenen bis hin zu fehlenden Figuren oder Körperteilen, darunter auch Nasen, die nicht notwendig alle auf gezielte Eingriffe zurückgehen müssen. Doch scheint die Gesichtsverstümmelung bei den dezidiert als Juden gekennzeichneten Personen evident.

135 Vgl. für den Unterhalt des Doms in dieser Zeit Hans Christoph Hoffmann, *Der Bremer Dom im 17. und 18. Jahrhundert* (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes Stade, Bd. 44), Stade 2015. Auch die Zeit nach dem Abbruch des Chorgestühls 1822/23 kommt hierfür eher nicht infrage, denn die erhaltenen Wangen entgingen durch eine Intervention wegen ihrer kulturhistorischen Bedeutung der Vernichtung. Vgl. hierzu Hans-Christoph Hoffmann, *Bremen im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts*, in: Gerhard Meyer, *Einiges über die Denkwürdigkeiten der Domkirche in Bremen 1828*, hrsg. von Dieter Hägermann (Beihefte zum Jahrbuch der Wittheit, Bd. 1), Bremen 2001, S. 12–17, zum Chorgestühl S. 15; vgl. dort auch Abb. mit dem Grundriss des Chorgestühls vor 1822/23, S. 54.

136 Ortwin Rudloff, *Lutherische Reformation und reformierte Konfessionalisierung in Bremen 1522–1648*, in: *Bremische Kirchengeschichte von der Reformation bis zum 18. Jahrhundert*, Bremen 2017, S. 33 ff., 53 ff. und 181 ff.



Abb. 8: St.-Petri-Dom Bremen, Chorgestühl (Wange 3), um 1360–80. Steini-
gung des Stephanus. Foto: StAB

Rats.¹³⁷ 104 aus den Gemeinden gewählte Männer bildeten unter Einschließung von Handwerken und sog. kleinen Leuten ein Kollektivgremium der Unzufriedenen, das zunächst gegen altgläubige Institute wie das Domkapitel und den Deutschen Orden agitierte und dabei auch vor Gewalttaten nicht zurückscheute. Im Frühjahr 1532 wendeten die Aufrührer ihre Forderungen auch gegen den Rat und die lutherischen Prediger, denen sie Feigheit gegenüber Erzbischof und Domkapitel sowie dem noch immer katholischen Dom vorwarfen. Der Rat und die lutherischen Prediger warnten wegen der unabsehbaren Folgen davor, gegen den katholischen Gottesdienst im Dom vorzugehen, willigten aber unter Druck ein. Am Palmsonntag 1532 ergriffen die 104 Männer die Initiative und führten mit einer Volksmenge den Prediger von Unser Lieben Frauen Jakob Propst in den Dom, wo man ihn von der Kanzel predigen ließ. Dabei kam es zu Tumulten im Chorgestühl, wo dem dort zur Messe versammelten Domkapitel die Bücher zugeschlagen und geboten wurde, zukünftig »ihre antichristlichen und ungöttlichen Zeremonien« zu unterlassen.¹³⁸ Im Anschluss predigte Propst am Vormittag passend zum Tagesthema über den Einzug Jesu' in Jerusalem und am gleichen Nachmittag passend zum politisch-religiösen Ereignis über Matthäus' Bericht von der Tempelreinigung und von der Vertreibung der Geldwechsler (Math. 21, 12–13).¹³⁹ Dabei mögen die Gläubigen nach dem siegreichen Einzug in den altkatholischen Tempel bei der anschließenden Reinigung vom Wort zur Tat geschritten sein.¹⁴⁰ Dass es an jenem 24. März 1532 im Dom zu allgemeinen Übergriffen der Anhänger der 104 an der Domausstattung kam, belegt eine Klageschrift des Erzbischofs vor dem Regensburger Reichstag, wo neben anderen Übergriffen beklagt wurde, dass am Palmsonntag die »*gemein burgerschaft*« im Dom einen Prediger »*den sie evangelisch nennen*« eingesetzt und »*alle ornata und gezirde der Kirche abgetan*« hätten.¹⁴¹ Vieles spricht dafür, dass man sich im eroberten Tempel in Ermangelung von echten Geldwechslern an den einschlägig verschrienen Juden im Prunkgestühl des verhassten Domkapitels schadlos gehalten hat. Die Tumulte um die gewaltsame Öffnung des Doms hatten erhebliche Folgen. Erstmals war im Reich in die landesherrlichen Rechte eines Erzbischofs eingegriffen worden, Bremen wurde wegen der Gewalttat vor Kaiser und Reichstag verklagt.¹⁴²

137 Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 58), S. 185 ff.

138 Die Schilderung der Vorgänge bei Johann Renner, Chronik der Stadt Bremen, Teil 2, bearb. von Lieselotte Klink, Bremen 1995, S. 83 f.

139 Rudloff, Lutherische Reformation (wie Anm. 136), S. 70.

140 So zeigt auch die Szene mit der Darbringung Jesu im Tempel auf Wange 2 innen das charakteristische Schadensbild im Gesicht des jüdischen Priesters Simeon. Vgl. Abb. bei Löhr, Der Bremer Dom (wie Anm. 125), S. 161.

141 Quellen zur Bremischen Reformationsgeschichte, Brem. Jb. 2. Reihe, Bremen 1885, Nr. 40, Regensburg, 1532 Mai 1, S. 116 ff. hier S. 118.

142 Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 58), S. 203. Zu diesem Zeitpunkt waren Rat und Prediger aus Furcht vor den 104 bereits aus der Stadt ausgewichen. Bald danach war die Sache der Aufrührer verloren und die Ratsherrschaft wurde durch die »Neue Eintracht« erneuert.

Der Dom blieb seit 1532 für den katholischen Gottesdienst geschlossen, das Chorgestühl über Jahrhunderte ungenutzt.¹⁴³

8. Fundort und Fund – Sancto monte (Heiligenberg) und Bremen

Für die Datierung des Bremer Pfandleihersiegels ist abschließend auf eine Beobachtung zum Fundort Heiligenberg hinzuweisen: Wirtschaftliche Interessen des Klosters Heiligenberg in Bremen lassen sich urkundlich nur in einer kurzen Phase nachweisen: es sind auch dies die 1360er Jahre, die in die Amtszeit des Abtes Hermann [von Nienburg] (1360–1382, † 1387?) fallen. Anders als sein Name vermuten lässt, führen seine familiären Verbindungen nach Bremen, wo die weitverzweigte bremische Familie *de Nigenborch* im 14. Jahrhundert zahlreiche Bürger, Ratsherren und auch Bürgermeister stellte.¹⁴⁴ Unter Abt Hermann wurden zwischen 1360 und 1368 mehrere Urkunden ausgestellt, die belegen, dass das Kloster Heiligenberg in einer Phase wirtschaftlicher Prosperität nun auch Interessen in der Stadt Bremen wahrnahm.¹⁴⁵

Da sich kein geschlossener Urkundenfonds aus Heiligenberg erhalten hat und sich hierzu auch nichts in den wenigen Urkunden des Klosters im Hoyaer Urkundenbuch widerspiegelt, geben nur wenige Stücke hierzu Auskunft. So bezeugten am 14. April 1360 der Bremer Generaloffizial und mehrere Zeugen, dass die beiden Bremer Bürger Burchard Rughemund und seine Frau Mechthild aus ihrem Haus vor dem Ostertor dem Kloster Heiligenberg jährlich eine Mark Rente zu zahlen hätten.¹⁴⁶ In einer Urkunde von gleichen Tag bestätigten Abt Hermann, Prior Heinrich und der Konvent von Heiligenberg, dass sie dem Bremer Bürger Burchard Rughemund das Recht verliehen hätten, diese Rente in den nächsten vier Jahren für eine bestimmte Summe ganz oder hälftig einzulösen.¹⁴⁷ Am Tag darauf urkundeten darüber auch noch der Dekan Moritz und das Bremer Domkapitel.¹⁴⁸ Noch deutlicher bezeugt eine Urkunde aus dem Jahr 1363, dass Heiligenberg unter Abt Hermann in jenen Jahren in Bremen im Immobilien- und Rentenmarkt geschäftlich aktiv und personell vernetzt war. Am 21. Oktober 1363 verkauften Abt, Prior und Konvent von Heiligenberg an den Bremer Domvikar Johann von Rethem für

143 Ingrid Weibezahn, Die »Dom-Inventarisierung« von Bauherr Gerhard Meyer aus heutiger Sicht, in: Meyer, Einiges (wie Anm. 135), S. 18–26, zum Gestühl S. 21.

144 Weidinger, Bremer Bürgerbuch (wie Anm. 84), S. 598, Registereintrag Nigenborch etc.

145 Ein Urkundenfonds aus Heiligenberg hat sich nicht erhalten. Im Hoyaer Urkundenbuch sind in den wenigen Urkunden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts fast nur Tauschgeschäfte des Klosters über Hörige mit den Grafen von Hoya enthalten. Wilhelm von Hodenberg (Hrsg.), Hoyaer Urkundenbuch. Vierte Abteilung. Kloster Heiligenberg, Hannover 1848. Vgl. dort Nr. 7–9, 1361–1394. Vgl. auch Thalmann, Zur Frühgeschichte (wie Anm. 3).

146 BUB 3 154, 1360 April 24 (Original Hannover, Nr. 1013).

147 Ebd., Anm. 1 (Original Hannover, Nr. 1010).

148 Ebd., 1360, April 25 (Original Hannover, Nr. 1009).

12 Mark eine Rente von einer Mark aus zwei Häusern, von denen in einen der erwähnte Burchard Rughemund und in dem anderen ein Johannes by der Muren lebten. Hinzu kamen weitere sieben mindere Häuser (Buden), zu denen sechs Bewohner namentlich genannt werden, während die siebte Bude nicht bewohnt war. Alle Immobilien lagen unweit des Ostertors.¹⁴⁹ Zwei Tage später bezeugten wiederum der Dekan Moritz und das Domkapitel, dass der Prior und der Bruder des Abtes Hermann von Heiligenberg, Werner von Nienburg vor ihnen diesen Vertrag bestätigt hätten.¹⁵⁰ Kaum einen Monat später erhellt eine weitere Urkunde zwischen Moritz, dem Domkapitel und Burchard Rughemund, dass es sich bei diesen Immobilien, in denen Heiligenberg Renten hielt, um einen zusammenhängenden Komplex am Ostertor, also unweit des Paulsklosters handelte.¹⁵¹

Dass diese Quellen nicht nur ein zufälliges Streiflicht werfen, sondern in eine Phase wirtschaftlicher Prosperität und verstärkter Interessen Heiligenbergs in Bremen fallen, unterstreicht eine Urkunde aus dem Jahr 1368, in der Einkünfte aus Zehnten im Erzstift Bremen zugunsten des Feldzugs Kaiser Karls IV. in Italien geregelt werden. Unter den angesprochenen geistlichen Instituten taucht Heiligenberg (*in sancto monte*) in prominenter Reihenfolge gleich nach dem Paulskloster auf.¹⁵² Nach 1368 verschwindet es aber wieder ganz aus den Bremer Quellen.

Für den zufällig erscheinenden Fundort des Siegels im Kloster Heiligenberg eröffnet diese Phase enger Verbindungen nach Bremen zumindest ein Zeitfenster, in dem man vermuten könnte, dass Jacob, als ein in Bremen tätiger jüdischer Pfandleiher, sich im Stift Heiligenberg mit seinem Siegelstempel aufhielt oder zumindest mit diesem in geschäftlichem Kontakt stand. Warum das Siegel in Heiligenberg blieb, muss dabei vorerst ungeklärt bleiben. Mit dem Siegel dürfte erstmals in Deutschland nicht ein sog. jüdischer Pfandleiherhort, sondern ein zentraler geschäftlicher Artefakt eines solchen Pfandleihers gefunden worden sein.¹⁵³

149 BUB 3 213, 1363 Oktober 21 (Original Hannover, Nr. 1027).

150 Ebd., Anm. 1, 1363 Oktober 23 (Original Hannover, Nr. 1028).

151 BUB 3 214, 1363 November 15 (Original Hannover, Nr. 1029). Diesen Vorgang bestätigte wiederum eine Urkunde des Offizials Johannes Byschop vom selben Tag durch den Notar Hinrich Bollant, ebd., Original Hannover, Nr. 1030. Nach dem Tod von Johann von Rethem gingen die Renteneinkünfte aus dem Haus des Burchard Rughemund 1367 testamentarisch an den Altar Philippi und Jacobi im Dom. BUB 3 300, 1367 Juli 30.

152 BUB 3 336, Hamburg 1368 April 11.

153 Zur Problematik der jüdischen Pfandleiherhorte vgl., wenn auch in den Schlussfolgerungen fraglich, Anke K. Scholz, Pest – Pogrome – Pfandleiherhorte. Ein standardisiertes Deutungsschema für spät-mittelalterliche Schatzfunde, in: Archäologischer Kontext und soziale Interpretation. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 25, 2013, S. 189–202.

9. Resümee

Fassen wir zusammen:

- Der in Heiligenberg gefundene Siegelstempel des jüdischen Pfandleihers Jacob aus Bremen ist wohl in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu datieren.
- Für eine persönliche Beziehung des Siegelführers zum Fundort, dem ehemaligen Prämonstratenserstift Heiligenberg, lassen sich keine Hinweise anführen.
- Einzigartig ist die Einordnung des Siegels in die Motivgeschichte der sog. »Judensau«, in der es als geschäftlicher Gebrauchsgegenstand völlig aus dem Rahmen der üblichen Überlieferungsorte – Bildschmuck an Sakral- und Profanbauten – fällt.
- Dabei ist zudem bemerkenswert, dass dieses Motiv – wohl bislang im Mittelalter einzigartig – hier einem Juden als persönlich zugeeignetes Zeichen aufgegeben wurde und damit eine besonders diskriminierende Wirkung entfalten konnte.
- In die Entwicklungsgeschichte jüdischer mittelalterlicher Siegelpraxis in Aschkenas lässt sich das Siegel formal, ikonographisch und inhaltlich nicht einordnen.
- Das Siegel ist in Text und Bild kein Zeugnis einer freiwilligen Wahl, sondern Ergebnis einer Zwangsmaßnahme. Hierfür kommt als Auftraggeber nur der Bremer Rat als politisches Führungsorgan der Stadt infrage, der allein ein Aufenthalts- und Betätigungsprivileg für jüdischen Anwohner ausstellen konnte.
- Will man das Siegel vor dem Hintergrund der Schriftquellen und der Bildzeugnisse zu Juden im spätmittelalterlichen Bremen einordnen, muss man in ihm den auffälligsten – und auch bislang einzig eindeutigen – Beleg für eine gestiegene Judenfeindschaft in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Bremen sehen.
- Zugleich ist der Siegelstempel der erste Beleg für eine aktiv restriktive »Judenpolitik« des Bremer Rats, die sich in ihrer judenfeindlichen Haltung jedoch nicht von der in anderen Hansestädten – namentlich der mit Bremen eng kooperierenden Hansestadt Lübeck – unterschied.
- Das Siegel ist nicht nur Beleg für den in bzw. von der Stadt Bremen gepflegten Antijudaismus, sondern zugleich ein Zeitzeugnis für die Wahrnehmung von Juden durch Christen im Spätmittelalter.

Sein obszöner Bildinhalt wirft einen letzten, verstörenden Blick auf die jüdische Präsenz im mittelalterlichen Bremen und zeigt, in welchem Maß religiöser Eifer, wirtschaftliche Missgunst und die Ablehnung des Fremden geeignet waren, ein gedeihliches christlich-jüdisches Zusammenleben unmöglich zu machen.

Der Heiligenberg – ein Ringwall birgt Geschichte

Von Simone Arnhold

Die Ringwallanlage Heiligenberg nahe Bruchhausen-Vilsen, Ldkr. Diepholz, stellt eine außergewöhnliche topographische Situation auf einem Geestrücken dar, der im Westen sanft in das Umland übergeht und im Osten und Südosten steil abfällt. Die Erbauer der Befestigung nutzten geschickt die steile Geestkante und setzten die durchwegs etwa 2–3 m hohen Wälle nahe der Abbruchkante, so dass im Osten und Südosten ein scheinbar bis zu 8 m hohes Bollwerk die frühmittelalterlichen Bewohner schützte.¹ Nach dem Ende dieser ersten Nutzung wurde im frühen 13. Jh. ein Prämonstratenser-Stift gegründet, das bis in die frühe Neuzeit Chorherren beheimatete und im Zuge der Reformation 1535 sein Ende fand.²

Die Ausgrabungen

In und an dieser Befestigung werden seit fast zehn Jahren wiederholt Ausgrabungen durchgeführt. Zwei Grabungen im Osten der Anlage wurden 2018 und 2019 in Kooperation des Seminars für Orientalische Archäologie und Kunstgeschichte der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg (MLU) mit dem Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege (NLD) unter der Leitung von Simone Arnhold (MLU) und Friedhelm Wulf (NLD) realisiert.³

- 1 Hans-Wilhelm Heine, Die ur- und frühgeschichtlichen Burgwälle im Regierungsbezirk Hannover (= Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens Reihe A, Bd. 28), 2000, S. 86–87.
- 2 Hartmut Bösche, Reformation im Amt Bruchhausen, in: Bernd Ulrich Hucker (Hrsg.), Von Wernigerode nach Heiligenberg. Kloster Heiligenberg/Mons Sanctae Mariae, Kiel 2018, S. 125–131.
- 3 Andreas Hummel / Friedrich-Wilhelm Wulf, Heiligenberg, Homfeld FStNr. 8, in: Fundchronik Niedersachsen 2011. Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte (NNU), Beiheft 16, 2013, S. 60–61, Kat. Nr. 74, Abb. 66; Friedrich-Wilhelm Wulf, Homfeld FstNr. 8, Gde. Flecken Bruchhausen-Vilsen, Ldkr. Diepholz, in: Fundchronik Niedersachsen 2012. NNU-Beiheft 17, 2014, 24 Kat. Nr. 33, Abb. 33–34; Friedrich-Wilhelm Wulf / Veronika König, Homfeld FstNr. 8, Gde. Flecken Bruchhausen-Vilsen, Ldkr. Diepholz, in: Fundchronik Niedersachsen 2014. NNU-Beiheft 19, 2016, S. 32–35, Kat. Nr. 28, Abb. 28, 29; Simone Arnhold, Zur Ausgrabung in Heiligenberg nahe Bruchhausen-Vilsen. in: Freundeskreis für Archäologie in Niedersachsen, FAN-Post 2019, S. 43–45; dies., Siegel vom Heiligenberg, in: Archäologie in Deutschland 01/2020, S. 57; dies., Homfeld FStNr. 8, Gde. Bruchhausen-Vilsen, Ldkr. Diepholz. in: Fundchronik Niedersachsen 2018, NNU, Beiheft 23, 2020, S. 57–59; dies., Die Ausgrabung in Heiligenberg 2019. FAN-Post 2020, S. 39–41.



Abb. 1: Plan der Ringwallanlage Heiligenberg mit der physikalisch prospektierten Fläche und dem weiß markierten Sondageschnitt. Zeichnung: J. Greiner, NLD; Geophysik: Chr. Schweitzer; Layout: V. König, NDL.

Erste Ausgrabungen im Westen des Heiligenbergs erbrachten vor allem Siedlungsmaterial der Stiftszeit und Pfostengruben eines größeren Gebäudes; zwei Scheibenfibeln, die während der vorangehenden Prospektion gefunden wurden, datieren in das Frühmittelalter (9./10. Jh.),⁴ wovon archäologische Spuren im Inneren rar sind. Ebenfalls ein Fund der umfangreichen

4 Hummel/Wulf, Heiligenberg, Homfeld (wie Anm. 3), S. 61.

Prospektion ist ein kleines bronzenes Füßchen in Form eines Drachens, das von Wulf als Relikt eines romanischen Altarleuchters bestimmt wurde und das er als Gegenstand der Erstausrüstung des hiesigen Prämonstratenser-Stifts Mons Sanctae Mariae, im Volksmund Kloster Heiligenberg genannt, ansieht.⁵

Die jüngsten Ausgrabungen auf dem Gelände konzentrierten sich entlang einer Freifläche im Osten der Anlage zwischen moderner Bebauung und dem Ringwall (Abb. 1). Geophysikalische Prospektionen ließen hier zunächst auf architektonische Reste der Stiftszeit schließen, doch zeigte sich während der ersten Ausgrabung bereits ein modern stark überprägter Untergrund. Im Norden eines langen Sondageschnitts konnten mittelalterliche Backsteine vom sogenannten Klosterformat bereits nach 0,3 m angetroffen werden, wobei diese im südlichen Abschnitt erst mehr als 1 m tiefer erfasst wurden. Dies verdeutlicht, dass das Gelände während der Stiftszeit einen Niveauunterschied aufwies und in Richtung des Ringwalles abfiel. Wahrscheinlich nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Gelände, das in Ringwallnähe zu saisonaler Vernässung neigte, mit anfallendem Bau- und anderem Schutt aufnivelliert. Das abgelagerte Material enthielt nicht nur rezente Trümmer und Scherben, sondern beinhaltete auch einzelne ältere Backsteine, Findlinge u. a. Es ist daher von umgelagertem neuzeitlichen und in geringerem Ausmaß mittelalterlichen Siedlungsschichten auszugehen, die hier abgeladen wurden.

Da diese Auflage im Norden des Sondageschnitts eine vergleichsweise geringe Mächtigkeit aufwies bzw. partiell völlige Abwesenheit erkennen ließ, gelangen hier auf etwa 40 m² flächig Einblicke in die mittelalterlichen Schichten. Diese zeigten keine Gebäudestrukturen, sondern lediglich die zerstörten Reste derselben; von zwei Schuttstraten unterteilt eines die Stiftszeit, während das zweite sie nahezu versiegelt. Die ältere Schicht setzt sich aus versprengtem Baumaterial wie großformatigen Fragmenten von Klosterformat-Backsteinen sowie Ziegelbruch vom Typ Mönch und Nonne und Keramik zusammen; letztere datiert vorwiegend in das 14. Jh. Als Arbeitstheese wird hier von der Umgestaltung eines oder mehrerer Stiftsgebäude im gotischen Stil ausgegangen, was möglicherweise im Hinblick auf die Gründung einer Filiale in Heiligenthal nahe Lüneburg und damit einer blühenderen Phase der Stiftsgeschichte aufgrund von Einkünften aus dem dortigen Salzhandel gedeutet werden könnte.⁶

Mit nur wenig Abstand lag eine zweite Schicht aus deutlich kleinteiligerem Backstein- und Ziegelbruch mit Keramik, Holzkohle und zerscherbtem grünen Fensterglas darüber. Diese scheint das Ende der Stiftszeit zu markieren, welche aus historischen Quellen bekannt ist. Graf Jobst II. übernahm

5 Wulf, Homfeld (wie Anm. 3), Abb. 24.

6 Bernd Ulrich Hucker, Zum Alltagsleben der Prämonstratenser-Chorherren (mit Blick auf Heiligenthal und Heiligenberg), in: Prämonstratenserklöster Heiligenthal, hrsg. v. Heimat- und Kulturverein Gellersen e.V. (= Gellerser Hefte, Sonderheft 9), Lüneburg 2013, S. 16–27.



Abb. 2: Im Vordergrund der Grabungsschnitt (Stand August 2018), im Hintergrund zwei Gebäude des Hotels Forsthaus Heiligenberg. Foto: S. Arnhold

die Liegenschaften nach der Auflösung der Stiftsgemeinschaft im Zuge der Reformation.⁷ Er verkaufte sämtliche Gebäude zum Abbruch und ließ die ausgeräumten Strukturen »sprengen und niederwerfen«,⁸ so dass das stark fragmentierte Fundmaterial die historisch belegte finale Elimination stützt. Außerdem lassen einige verschlackte Backsteine der Schicht mit teilweise verglaster Oberfläche auf einen Großbrand schließen, der in diesem Zusammenhang zu sehen ist.

Fundsituation Petschaft

In diesem Umfeld konnte während der Ausgrabungen 2019 ein besonderer Fund in der älteren Schicht der Stiftszeit geborgen werden: ein Petschaft, das zunächst als Hinweis auf eine Jakobsbruderschaft zu Bremen interpretiert wurde.⁹ Das fast prägefrische Petschaft lag im Randbereich eines Horizonts aus Siedlungs- und Bauschutt.

7 Bösche, Reformation (wie Anm. 2), S. 131.

8 Mündl. Mitteilung von Bernd Ulrich Hucker 2018.

9 Arnhold, Siegel (wie Anm. 3); dies., Die Ausgrabung (wie Anm. 3).

Eine erste Durchsicht der Funde aus dem unmittelbaren Kontext ergab einen weitgehend vollständigen, zerscherbten, leicht bauchigen Steilrandkrug mit rötlich geflammter Oberfläche aus Siegburger Steinzeug, ein Randfragment eines Steilrandkruges ebenfalls aus Siegburger Steinzeug und mehrere Scherben der Wandung sowie Reste von mindestens zwei entsprechenden Wellenfüßen,¹⁰ zudem einen Henkel aus grautoniger Irdenware und eine Wandscherbe aus braunem Faststeinzeug,¹¹ was eine spätmittelalterliche Datierung wahrscheinlich in das 14. Jh. nahe legt. Älter ist eine einzelne Scherbe eines groben grautonigen Kugeltopfes mit dem Ansatz einer schwachen Schulterriefe, die in das 13. Jh. einzuordnen ist.¹²

Die Fundsituation des Petschafts ist damit als in der Fläche ausgebreitete Schuttschicht zu verstehen, die nicht auf älteren Siedlungsresten aufliegt, sondern vermutlich in der Peripherie der eigentlichen Gebäudestandorte verteilt wurde. Der fast vollständige Krug lässt von mehrfach umgelagertem Material Abstand nehmen, sondern eher ein einmaliges Ereignis einer Schuttablagerung erwarten.

Die jüngere Schicht aus mittelalterlichem Material war direkt oberhalb des Fundortes des Petschafts kaum mehr vorhanden; eine flächige Verbreitung konnte wenige Meter weiter westlich in Richtung der modernen Gebäude und Gärten beobachtet werden. Die mittelalterlichen Schichten als auch die Ablage erheblich jüngeren Bauschutts lassen sich wahrscheinlich als Drainage-Maßnahmen zur Trockenlegung des Geländes ansprechen.

Damit bleibt die Frage im Raum, wie das Petschaft in dieses Umfeld gelangte. Nach derzeitigem Forschungsstand ist die Fundlage des Siegels erstaunlich. Innerhalb einer durch Keramik gut in das Spätmittelalter datierenden Schicht wurde das nahezu prägefrische Petschaft in einem Schuttstratum gefunden, das kaum einen Zerstörungshorizont darstellt, sondern vielmehr mit Baumaßnahmen erklärt werden kann.

10 Hans-Georg Stephan, Die mittelalterliche Keramik in Norddeutschland (1200 bis 1500), in: Aus dem Alltag der mittelalterlichen Stadt, Handbuch zur Sonderausstellung vom 5. Dezember 1982 bis 24. April 1983 im Bremer Landesmuseum für Kunst- und Kulturgeschichte (Focke-Museum), Bremen 1982, S. 65–122, hier S. 78, Abb. 14.1.

11 Ebd., S. 72, Abb. 5; S. 78.

12 Ebd., S. 69, Abb. 2.

Schwieriger Start – Hermann Henrich Meier, die Kapitalmobilisierung für den Norddeutschen Lloyd und die deutsche Finanzbranche um 1850

Von Harald Wixforth

1. Einleitung¹

Seit der Frühen Neuzeit prägt die maritime Wirtschaft Handel und Gewerbe an der Nord- und Ostseeküste. Zudem beeinflusst sie entscheidend den gesellschaftlichen Wandel und vermittelt den Anstoß zur Errichtung neuer Institutionen in Wirtschaft und Politik. Mit dem Durchbruch der Industrialisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem dadurch ausgelösten wirtschaftlichen Aufschwung nahm ihre Bedeutung für die wichtigen Wirtschaftsstandorte an Nord- und Ostsee erheblich zu. Die maritime Wirtschaft, also die Werften samt ihrer Zulieferbetriebe, die Reedereien, die Dienstleister der Hafenvirtschaft, wurde zum »leading sector« in den Küstenregionen, wobei eine kontinuierliche Ausdifferenzierung in verschiedene Segmente stattfand, deren Entwicklung jedoch aneinander gekoppelt war und deren Entwicklungsdynamik sich dadurch beschleunigte.² Die Industrialisierung sowie die dadurch hervorgerufene Zunahme des Welthandels verstärkten diesen Prozess. Steigende Umsätze und zunehmende Gewinnaussichten evozierten in einigen Teilen der Wirtschaft betriebsorganisatorische und technologische Innovationen, reizten darüber hinaus zu Investitionen und

- 1 Ich danke dem Deutschen Schiffahrtsmuseum in Bremerhaven und seiner geschäftsführenden Direktorin, Frau Prof. Dr. Sunhild Kleingärtner, für die finanzielle Unterstützung bei der Abfassung des Beitrags.
- 2 Siehe als Überblicksdarstellungen: Arnold Kludas, *Die Geschichte der deutschen Passagierschiffahrt*, Bd. 1 bis 5, Hamburg 1994; Gert Uwe Detlefsen, *Deutsche Reedereien*, Bd. 1–12, Bad Segeberg 1994–2000; Heide Gerstenberger und Ulrich Welke, *Vom Wind zum Dampf. Sozialgeschichte der deutschen Handelsschiffahrt im Zeitalter der Industrialisierung*, Münster 1996; dies., *Wie sich die Seefahrt auf dem Festland entwickelte*, in: dies. (Hrsg.), *Zur See? Maritimes Gewerbe an den Küsten von Nord- und Ostsee*, Münster 1999, S. 144–162; Lars-Uwe Scholl, *Struktur und Wandel in der deutschen Handelsschiffahrt, 1815–1918*, in: *Scripta Mercaturae*, 18, 1984, Heft 2, S. 30–60; ders., *Technikgeschichte des industriellen Schiffbaus in Deutschland*, 2 Bde., Hamburg 1996; Bodo Hans Moltmann, *Geschichte der deutschen Handelsschiffahrt*, Hamburg 1981; Svante Domizlaff und John T. Essberger, *Eine deutsche Geschichte der Tankschiffahrt*, Hamburg 1999; Hartmut Rübner, *Konzentration und Krise der deutschen Schiffahrt. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus*, Bremen 2005.

Gründung neuer Unternehmen. Der moderne Großbetrieb entstand, wenn auch unter konjunkturellen Schwankungen. Dieser Befund gilt auch für die maritime Wirtschaft, in der ab Mitte des 19. Jahrhunderts leistungsstarke Werften und große Reedereien errichtet wurden.³

Der Bau von Schiffen für den modernen Personen- und Warenverkehr sowie der Betrieb von Schifffahrtsgesellschaften erforderte nicht nur technisches Wissen, sondern auch Kapital. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts spielte die Kapitalmobilisierung eine zunehmend wichtige Rolle, um großdimensionierte Projekte in der Schiffsfertigung zu verwirklichen. Dabei erwies es sich vielfach als schwierig, die erforderlichen Summen aufzubringen. Privates Kapital reichte oft nicht aus, daher mussten Finanzinstitutionen, etwa große Privatbankhäuser und neue leistungsstarke Aktienbanken, einspringen, um die notwendigen Mittel bereitzustellen.⁴ Dadurch entstand häufig ein Beziehungsgeflecht zwischen Finanzintermediären, Reedern und Entscheidungsträgern im Schiffbau, das bis zum Ersten Weltkrieg an Bedeutung gewann und auch während der Weimarer Republik kennzeichnend für die Verschränkung der maritimen Branchen mit der Kreditwirtschaft in den Küstenregionen blieb.⁵

Diese Basis für die Kapitalmobilisierung war notwendig, da sich Finanzintermediäre (damit sind Banken und Versicherungsgesellschaften gemeint) seit der Mitte des 19. Jahrhunderts bei der Schiffsfinanzierung mit schwer zu kalkulierenden Risiken konfrontiert sahen. Die ersten größeren Reedereien, die in dieser Zeit den Verkehr auf allen wichtigen transatlantischen Linien aufnahmen, mussten häufiger Havarien hinnehmen. Hinzu traten wiederholt

- 3 Zur Bedeutung der Industrialisierung als einschneidende Zäsur für die Wirtschaftsentwicklung sowie zu den dadurch hervorgerufenen Umwälzungen in Wirtschaft und Gesellschaft in Deutschland und weiten Teilen Europas siehe die Zusammenfassung bei Richard Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat. Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung Deutschlands 1834 bis 1914*, München 1990; Toni Pierenkemper, *Umstrittene Revolutionen. Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert*, Frankfurt 1996, vor allem S. 90–125.
- 4 Dies war bei der Gründung später bedeutender Werften wie Blohm & Voss sowie bei den Betrieben in Bremen-Vegesack der Fall, die 1893 zum Bremer Vulkan zusammengeschlossen wurden. Olaf Mertelsmann, *Zwischen Krieg, Revolution und Inflation: Die Werft Blohm & Voss 1914–1923*, München 2003, S. 5–11; Reinhold Thiel, *Die Geschichte des Bremer Vulkans, 1805–1997*, Bd. 1, 1805–1918, Bremen 2008, S. 51–83.
- 5 Zur Debatte über die Rolle von gegenseitigem Vertrauen bei Geschäftstransaktionen: Ute Frevert, *Vertrauen – eine historische Spurensuche*, in: dies. (Hrsg.), *Vertrauen – historische Annäherungen*, Göttingen 2004; Hartmut Berghoff, *Vertrauen als ökonomische Schlüsselvariable. Zur Theorie des Vertrauens und der Geschichte seiner privatwirtschaftlichen Produktion*, in: Karl-Peter Ellerbrock und Clemens Wischermann (Hrsg.), *Die Wirtschaftsgeschichte vor der Herausforderung durch die Neue Institutionenökonomie*, Dortmund 2004, S. 58–71; Rudi Keller, *Unternehmenskommunikation und Vertrauen*, in: Susanne Hilger (Hrsg.), *Kapital und Moral. Ökonomie und Verantwortung in historisch-vergleichender Perspektive*, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 99–120.

technische Probleme bei gerade in Dienst gestellten Dampfern.⁶ Die Finanzierung von Schifffahrtsgesellschaften erwies sich somit als ausgesprochen risikoträchtig, die Kapitalmobilisierung als schwierig. Bankiers in einer Einzelfirma mit einem begrenzten Kapitalvolumen mussten daher vorsichtig sein, hier größere Summen dauerhaft zu binden und zu investieren. Allerdings ist zu konzedieren, dass nicht nur die maritime Wirtschaft, sondern auch alle anderen Wirtschaftssektoren vor dem Problem standen, verfügbares Kapital zu akquirieren. Die Mobilisierung disponibler Gelder für größere und langfristige Investitionen in die ab 1850 aufstrebende Industrie erwies sich vielfach als problematisch, gerade vor dem Hintergrund eines in dieser Zeit noch wenig entwickelten Kapitalmarkts und Bankwesens.⁷

Mit diesem Problem sah man sich auch in Bremen konfrontiert. Die Gründung des Norddeutschen Lloyds (NDL) 1857 bedeutete für die maritime Wirtschaft der Stadt den Beginn einer neuen Ära, leitete er doch den Aufstieg von Großunternehmen mit einer spezifischen Organisations- und Kapitalstruktur in der Branche ein.⁸ Gleichwohl mussten die beiden maßgeblichen Initiatoren, der Bremer Kaufmann Hermann Henrich (H. H.) Meier und sein Partner Eduard Crüsemann, Investoren finden, um ihr ehrgeiziges Projekt zu realisieren. Ob sie bei der Kapitalmobilisierung vor ähnlichen Schwierigkeiten standen wie andere Unternehmer der Frühindustrialisierung, wie sie diese Probleme lösen konnten, ist von der Forschung bisher nicht genügend ausgeleuchtet worden. Dieser Befund gilt interessanterweise auch für andere Aktivitäten Meiers in Politik und Wirtschaft. Obwohl einer der herausragenden Unternehmer Bremens im 19. Jahrhundert liegt eine neuere und vor allem quellenfundierte Gesamtdarstellung zu seinem Leben und Wirken nicht vor. Die folgenden Ausführungen sind daher ein Versuch, das Bild von H. H. Meier als Unternehmer und Politiker zu vervollständigen und ihm weitere Facetten hinzuzufügen.⁹

6 Siehe dazu die Beispiele aus den Anfangsjahren des Norddeutschen Lloyds. Vgl. Reinhold Thiel, *Die Geschichte des Norddeutschen Lloyds, 1867–1970*, Bd. 1, 1857–1883, Bremen 2001, S. 55–69.

7 Zum Risikoverhalten von Bankiers in der Mitte des 19. Jahrhunderts: Monika Pohle-Fraser, *Bankiers und Hasardeure. Die Rolle bürgerlicher Tugenden im Bankgeschäft, Deutschland und Frankreich 1800–1912*, in: Harald Wixforth (Hrsg.), *Bankiers und Finanziers – sozialgeschichtliche Aspekte. Geld und Kapital*, Bd. 8, Stuttgart 2007, S. 57–79. Vgl. auch Pierenkemper, *Umstrittene Revolutionen* (wie Anm. 3), S. 117/118.

8 Thiel, *Norddeutscher Lloyd*, Bd. 1 (wie Anm. 6), S. 55–59.

9 Als ältere Darstellung siehe Friedrich Hardegen, *H. H. Meier, der Gründer des Norddeutschen Lloyds. Lebensbild eines Bremer Kaufmanns*, Berlin 1920, sowie als literarische Bearbeitung: Friedrich Lindemann, *Sohn seiner Firma. Roman eines hanseatischen Kaufmanns*, Braunschweig 1939. Zusammenfassend: Monika Duensing, *Meier, Hermann Henrich*, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 16, Berlin 1990, S. 642/643, und Sören Dannhauser, *Der Politiker Hermann Heinrich Meier – Mehr als ein Reeder*, in: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte*, 2008, Band 21/22, S. 85–102.

2. Meier und die Bremer Stadtgesellschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts

Wie in anderen deutschen Regionen und Städten rief die Revolution von 1848/49 auch in Bremen ambivalente Folgen hervor. Einerseits ließen sich die weitreichenden Forderungen nach politischen Reformen in der Hansestadt nicht durchsetzen, auch wenn in einer neuen Verfassung genau definierte Bürgerrechte verankert wurden. Stattdessen gewannen auch in Bremen ab Beginn der 1850er Jahre politisch restaurative Kräfte in der politischen Arena wieder die Oberhand.¹⁰ Andererseits standen nun politische Diskussionen vermehrt auf der Tagesordnung und gewannen weiter an Brisanz, die bereits vor 1848 von Bedeutung gewesen waren, etwa die Frage, ob sich Bremen einem größeren Zollgebiet wie dem Deutschen Zollverein anschließen oder über seine Zoll- und Wirtschaftspolitik alleine entscheiden sollte.¹¹ Zudem gab die Revolution von 1848 den entscheidenden Anstoß zur Gründung neuer Korporationen und Selbstverwaltungskörperschaften, vor allem auf dem Gebiet der Wirtschaft. Neben dem Senat wurden diese Einrichtungen zu wichtigen Foren für Debatten über wirtschaftspolitische Entscheidungen, gleichzeitig konnten hier entschlossfreudige und dynamische Unternehmer für ihre Pläne und Absichten werben.¹²

Einer dieser Unternehmer war der Bremer Außenhandelskaufmann H. H. Meier (1809–1898). Meier hatte bis zur Revolution von 1848 eine für junge Bremer Kaufleute typische Karriere durchlaufen. Seine ersten Meriten verdiente er sich als Handelsagent für das väterliche Handelshaus im nordamerikanischen Tabakhandel, bevor er 1834 dessen Teilhaber wurde. Seine Kenntnisse im internationalen Handelsverkehr vertiefte Meier durch zahlreiche Auslandsaufenthalte, vor allem in Großbritannien und den USA. Dadurch wurde er nicht nur der wichtigste Entscheidungsträger im elterlichen Betrieb, sondern auch ein kreativer Ideengeber für die Wirtschaft und Politik

10 Zentral dazu: Andreas Schulz, *Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880*, München 2002, vor allem S. 416–460; Nicola Wurthmann, *Senatoren, Freunde und Familien. Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite zwischen Tradition und Moderne (1813–1848)*, Bremen 2008. Vgl. auch Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 2, *Von der Franzosenzeit bis zum Ersten Weltkrieg (1810–1918)*, Bremen 1995, S. 223–235.

11 Einer der prominentesten Wortführer in dieser Debatte war der Bremer Kaufmann Arnold Duckwitz. Seine Initiative, in Norddeutschland ein einheitliches Zollterritorium zu errichten, war zwar häufig Gegenstand von Diskussionen, doch führte sie zu keinem konkreten Ergebnis. Dazu: Arnold Duckwitz, *Über das Verhältnis der Freien Hansestadt Bremen zum deutschen Zollverein*. Von einem Bremer Kaufmann, Bremen 1837. Generell zur Gründung des Deutschen Zollvereins: Hans Werner Hahn, *Geschichte des Deutschen Zollvereins*, Oldenburg 1984. Vgl. dazu auch die Ausführungen bei Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat* (wie Anm. 3), sowie mit Blick auf die handels- und zollpolitischen Debatten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Cornelius Torp, *Die Herausforderung der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914*, Göttingen 2005, vor allem S. 51–66 und 121–146.

12 Schulz, *Vormundschaft und Protektion* (wie Anm. 10), S. 461–476.

Bremens, wobei er sich immer wieder für die Fortführung bestehender sowie den Abschluss neuer Handelsverträge zwischen Bremen und den USA, aber auch mit den in dieser Zeit entstehenden Staaten in Südamerika einsetzte. Daher überrascht es nicht, dass er bereits vor der Revolution von 1848 zu einem begehrten »Netzwerkspezialisten« avancierte, der in der Bremer Stadtgesellschaft eine Reihe von Funktionen und Ämtern auf sich vereinigte.¹³

Diese Stellung nutzte er nach der Revolution von 1848, um weitreichende Pläne und Initiativen für Strukturveränderungen in der Bremer Wirtschaft zu lancieren. Seine politischen Ambitionen führten ihn als einen der Bremer Delegierten in die verfassungsgebende Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche, die er allerdings 1849 wieder verließ. In seiner Heimatstadt Bremen machte sich Meier zu einen für grundlegende Veränderungen im Bank- und Finanzwesen stark, zum anderen forderte er den gezielten Ausbau der Infrastruktur in der Hansestadt. So verlangte er mehrfach den Bau einer leistungsfähigen Eisenbahnlinie zwischen Bremen und Bremerhaven, vor allem die Errichtung einer kapitalstarken Bank für die Bremer Wirtschaft, die sowohl den Geldverkehr in der Hansestadt auf einer soliden Basis organisieren und den Bremer Warenhandel durch die Gewährung von kurzfristigen Krediten unterstützen sollte. Mit der Gründung der Bremer Bank 1856 ließ sich diese Forderung realisieren. 1864 nahm schließlich die Bremer Börse ihren Betrieb auf, wodurch sich der Handel in Aktien und Anleihen nicht nur besser regeln und kontrollieren ließ, sondern auch einen deutlichen Aufschwung nahm. Die Bedeutung Bremens als Finanzplatz wurde dadurch sicherlich gestärkt. Auch dieser Schritt ging auf die Initiative Meiers zurück.¹⁴ Schließlich übernahm dieser neben seinen Aktivitäten in Wirtschaft und Politik eine Reihe von Ehrenämtern. Dabei war von besonderer Bedeutung, dass er 1865 zum Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger gewählt wurde, deren Gründung er ebenfalls maßgeblich vorangetrieben hatte.¹⁵

13 Duensing, Meier (wie Anm. 9) S. 642; Schulz, Vormundschaft und Protektion (wie Anm. 10), S. 118, 121; Thiel, Norddeutscher Lloyd (wie Anm. 6) S. 11–13.

14 Schulz, Vormundschaft und Protektion (wie Anm. 10), S. 118, 121; Duensing, Meier (wie Anm. 9), S. 642. Zu den Debatten und Planspielen für die Gründung einer Notenbank in Bremen und zur Rolle Meiers dabei siehe vor allem Harald Wixforth, »unser lieben ältesten Tochter«. Eine Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der Hansestadt Bremen, Bremen 2006, vor allem S. 42–44. Vgl. auch die Denkschrift Meiers von 1850 »Bremen und die Goldwährung«, Staatsarchiv Bremen (StAB), 7, 16-I.1; »Bremen und die Goldwährung«, Denkschrift an die Handelskammer von H. H. Meier, verfasst im Dezember 1850 nach Auffindung der Goldvorkommen in Kalifornien. (Abschrift aus den 1950er Jahren), Historisches Archiv der Commerzbank AG (HAC), Akte 500/231/13608. Vgl. auch die ältere Darstellung bei Ludwig Beutin, Das Bremische Bank- und Börsenwesen seit dem XVII. Jahrhundert. Von der Wirtschaftsgesinnung einer Hansestadt, Bremen 1937, vor allem S. 44f.; Olaf Schmidt, Bankwesen und Bankpolitik in den Freien Hansestädten um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Frankfurt 1988, vor allem S. 74.

15 Duensing, Meier (wie Anm. 9), S. 643.

Meier gehörte zu den Mitgliedern des örtlichen Wirtschaftsbürgertums, die nach Überwindung der politischen und wirtschaftlichen Krise den Durchbruch der Industrialisierung in einigen deutschen Staaten richtig bewerteten und deren Folgen nüchtern einschätzten, auch für den Wirtschaftsstandort Bremen. Dabei hatte er genau erkannt, dass mit Beginn des »neuen Maschinenzeitalters« der Keim für nachhaltige ökonomische, politische, soziale und technische Veränderungen in den kommenden Jahrzehnten gelegt worden war.

Bremen wies dabei ein spezifisches, ja zwiespältiges Entwicklungsmuster auf: Auf der einen Seite ließen sich nach 1848 neue Handelsbeziehungen mit Ländern in Europa und Übersee herstellen. Zudem entstanden neue wirtschaftliche Institutionen und Korporationen, welche die Hoffnung nährten, Bremen könne seinen Platz in der Wirtschaft der kommenden Jahre behaupten.¹⁶ Auf der anderen Seite verhinderte ein großes Maß an Beharrungsvermögen und »Pfadabhängigkeit« einen durchgreifenden wirtschaftlichen Strukturwandel in der Hansestadt. Während Handel und Warenverkehr auch weiterhin eine zentrale Rolle im Wirtschaftsleben Bremens spielten, kam es nur zu wenigen Fabrikgründungen. Viele potenzielle Investoren sahen sich dabei mit zwei zentralen Problemen konfrontiert. Zunächst standen sie vor dem Problem, ausreichend Kapital für ihre neuen »industriellen Etablissements« zu mobilisieren. Außerdem zeigten sie sich darüber irritiert, dass sich Bremen trotz intensiver Debatten in den politischen Foren nicht dem sich kontinuierlich erweiternden Gebiet des Deutschen Zollvereins anschloss und damit die Basis für einen besseren und vor allem billigeren Absatz der hier produzierten Waren schuf.¹⁷

Sowohl die alten Kaufmannsfamilien aus dem Bremer Wirtschaftsbürgertum als auch neue dynamische Unternehmer richteten ihr Interesse weiter vor allem auf den Außen- und Überseehandel. Auf diesem Gebiet wurden wegweisende Übereinkünfte getroffen, um Bremens Platz als führendes Handelszentrum an der Nordseeküste zu sichern, während dem Aufbau einer leistungsfähigen Industrie in den Debatten der politischen Foren keine zentrale Bedeutung zukam. Ob mit dieser interessenpolitischen Konstellation der Keim für die wirtschaftliche Entwicklung Bremens in den späteren Jahrzehnten gelegt wurde, ist an dieser Stelle nicht zu diskutieren.¹⁸

3. *Zu neuen Ufern – neue Impulse für die maritime Wirtschaft*

Der Durchbruch der Industrialisierung in einer Reihe von deutschen Staaten wirkte sich auch auf die maritime Wirtschaft an der Nordseeküste aus. Die

16 Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 28f., sowie ausführlich zu diesen Veränderungsprozessen Schulz, *Vormundschaft und Protektion* (wie Anm. 10), S. 476–512.

17 Zu den Diskussionen nach 1848 über den Beitritt Bremens zum Zollverein: Hartmut Roder, *Bremens Wirtschaft im Wandel (1850–2000) oder: Bremen – ein notorischer Spätzünder?*, in: *Brem. Jb.* 81, 2002, S. 55–82, vor allem S. 61/62.

18 Schulz, *Vormundschaft und Protektion* (wie Anm. 10), S. 476–492; Wurthmann, *Senatoren, Freunde und Familien* (wie Anm. 10) S. 131–147.

Intensität des Binnenhandels nahm deutlich zu, vor allem aber die Handelsbeziehungen mit Ländern in Übersee. Besonders der Handel erhielt durch die Verschiffung von Waren aus Deutschland sowie den Import von Rohstoffen neue und nachhaltige Impulse. Dies galt zum einen für den Handel mit Tabak, Baumwolle und Erdöl sowie Petroleum. Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass sich Bremen zu einem der Zentren für den Handel mit Ölprodukten entwickelte. Der 1836 in Bremen geborene Kaufmann Franz Ernst Schütte gründete hier zusammen mit seinem Partner Anton Riedemann die erste Firma für den Import von Öl, das er aus den USA in Fässern und später in Tankdampfern nach Deutschland verschiffen ließ. Während des Deutschen Kaiserreichs avancierte seine Firma zum wichtigsten Ölhandelshaus, Schütte selber zum deutschen »Petroleumkönig«¹⁹ Angesichts des rasch wachsenden Volumens im Handelsverkehr waren neue und leistungsstarke Reedereien mit ausreichender Tonnage erforderlich, um den Herausforderungen im Warenhandel gerecht zu werden. Zudem nahm in Bremen und vor allem Bremerhaven die Personenschiffahrt deutlich zu. Gerade im Transatlantikverkehr konnte man auf steigende Zahlen von Passagieren verweisen, nicht nur aufgrund der zunehmenden Zahl an Auswanderern, die von Bremerhaven aus den alten Kontinent Richtung »neue Welt« verlassen wollten.²⁰

Diese Entwicklung gab auch den Anstoß zur Errichtung von großen Werften in der Unterweserregion, vor allem in Bremerhaven und Geestemünde, auf denen schon bald die ersten Raddampfer aus Holz fertiggestellt wurden. Diese wurden zunächst und in erster Linie für den Verkehr auf der Weser eingesetzt, zum Teil auch für den Personenverkehr zu den Seebädern auf den ostfriesischen Inseln. Mit der Adaption neuer Technologien im Schiffbau, vor allem der Fertigung von Schiffen aus Eisen und Stahl, ließen sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedoch hochseetüchtige Dampfer bauen, deren Tonnage und Leistungsfähigkeit diejenige der alten Modelle aus Holz bei weitem übertraf. Für den Schiffbau der Zukunft waren große und leistungsstarke Werften erforderlich, so dass sich auch im Schiffbau der moderne Großbetrieb Schritt für Schritt etablierte. Zusammen mit neu gegründeten Zuliefererfirmen bildeten diese Werften den Kern der maritimen Wirtschaft in der Unterweserregion, deren Strukturen zunehmend Industrie, Handel und Gewerbe prägten. Hier entstanden die innovativen Schiffbau-gesellschaften, wie die A. G. »Weser« und die Werft Johann C. Tecklenborg, hier wurden neue Techniken in der Schiffsfertigung angewandt und neue

19 Rainer Karlsch, Franz Ernst Schütte, in: Neue Deutsche Biographie, Bd. 23, Berlin 2007, S. 651; ders., Bremer und Hamburger Kaufleute als Pioniere des Ölhandels, in: ders. und Raymond G. Stokes, Faktor Öl. Die Mineralölwirtschaft in Deutschland 1859–1974, München 2003, S. 31–34. Vgl. auch Wixforth, Bremer Bank (wie Anm. 14), S. 200–202.

20 Generell zu dieser Entwicklung: Gerstenberger und Welke, Vom Wind zum Dampf (wie Anm. 2), S. 41–53; dies., Seefahrt auf dem Festland (wie Anm. 2), S. 144–162; Scholl, Struktur und Wandel in der deutschen Handelsschiffahrt (wie Anm. 2), S. 40–55.

Typen von Schiffen entwickelt. Bis in die 1980er-Jahre bildete dieser Verbund den Nukleus der maritimen Wirtschaft Bremens.²¹ Von hier gingen die entscheidenden Impulse zur Errichtung neuer Reedereien aus.

Einen weiteren Anstoß gab sicherlich der wirtschaftliche Aufschwung nach der Revolution von 1848, der sich besonders im Warenverkehr nach Übersee manifestierte. Auch im Personenverkehr ließ sich eine kontinuierliche Aufwärtsentwicklung feststellen. Beides vermittelte die Initialzündung für die Errichtung neuer Schifffahrtsgesellschaften. Eine der ersten neuen Reedereien nahm zunächst den Linienverkehr nach England auf. Ihre Gründung und die dafür notwendige Kapitalmobilisierung warfen keine Probleme auf, da neben einigen Bremer Kaufleuten vor allem englische Geldgeber ihr Kapital in das neue Unternehmen investierten. Wesentlich bescheidener verfuhr man mit einem rein bremischen Projekt, ohne Geldgeber von außerhalb. Aufgrund der maßgeblichen Initiative Meiers entstand eine Schlepsschiffahrts-Gesellschaft, die zunächst den Verkehr auf der Unterweser aufnahm, bald aber auch andere Linien der Küstenschifffahrt bediente.²²

Dieser Erfolg ermunterte Meier, in den politischen Foren mit Nachdruck die Errichtung einer großen Reederei für die Transatlantikfahrt zu fordern. Mit diesem Plan stieß er in Bremen jedoch auf Skepsis. Das Risiko eines solchen Vorhabens schien potenziellen Investoren angesichts der technischen Möglichkeiten der Zeit zu groß zu sein. In England und Hamburg war man mutiger und hielt die Gefahren im Transatlantikverkehr für kalkulierbar. Bereits im Frühsommer 1839 hatte der aus Kanada stammende Samuel Cunard die erste transatlantische Dampfschiffahrtsgesellschaft ins Leben gerufen. In Hamburg folgte man acht Jahre später diesem Beispiel, indem hier 1847 die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actiengesellschaft (HAPAG oder Hamburg-Amerika-Linie) errichtet wurde. Zunächst sollte sich das Unternehmen nur im Warenverkehr engagieren, nahm aber bald den Personenverkehr auf und konnte in dieser Geschäftssparte rasch steigende Umsätze verbuchen. Vor diesem Hintergrund verlangte Meier immer wieder, dass Bremen mit einer eigenen Reederei nachziehen müsse, um der Konkurrenz

21 Georg Bessell, *Der Norddeutsche Lloyd 1857–1957. Geschichte einer bremischen Reederei*, Bremen 1957, S. 193–198. Vgl. auch Marc Fisser, *Seeschiffbau an der Unterweser in der Weimarer Republik*, Bremerhaven 1995; Reinhard A. Krause, Heinrich Wiegand – ein Wirtschaftslenker an der Schwelle zum 20. Jahrhundert. Bemerkungen zu seinen Lebenserinnerungen, in: Jörn Brinkhus (Hrsg.), *Kaiser Wilhelm II., Bremen und der Norddeutsche Lloyd. Die »Lebenserinnerungen« des NDL-Direktors Heinrich Wiegand*, Bremen 2017, S. 138–150.

22 So beteiligten sich etwa Mitglieder der Kaufmannsfamilien Kulenkampff und Fritze an dem neuen Unternehmen. Schulz, *Vormundschaft und Protektion* (wie Anm. 10), S. 474; Manfred Wessels, *Finanz- und Kreditpolitik zur Förderung von Handel und Schifffahrt in Bremen von 1783 bis 1871*, Bremen 1985, S. 120 f., 228 f.. Mit Mitgliedern dieser beiden Familien pflegte Meier wohl intensiven Kontakt und war mit ihnen gut »vernetzt«, sorgte er doch dafür, dass diese auch im Verwaltungsrat der Bremer Bank Platz und Stimme erhielten. Dazu: Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 400.

nicht das Feld zu überlassen. Seine Appelle stießen jedoch lange Zeit nicht auf die von ihm erhoffte positive Resonanz.²³

Zudem wurden seine Pläne durch ein anderes Projekt konterkariert. In den USA verfolgte man das Vorhaben, von New York aus eine transatlantische Verbindung zu einem Hafen in Europa einzurichten, zunächst als Linie für den Postverkehr. Allerdings war daran gedacht, dass die neue Gesellschaft bald auch den Personenverkehr aufnehmen sollte. Durch geschickte Verhandlungen in den USA, die durch verschiedene Bremer Emissäre eingeleitet wurden, aber auch nach intensiven Konsultationen mit anderen deutscher Staaten gelang es dem Bremer Senat, für die neue Linie den Zuschlag zu erhalten. Darin ist sicherlich ein enormer Prestigegewinn für die Hansestadt zu sehen. Wie sehr der Senat daran interessiert war, das Vorhaben möglichst schnell zu realisieren, lässt sich daran erkennen, dass er selber einen nicht unerheblichen Teil des Kapitals für die neue Gesellschaft zur Verfügung stellte. Meier und dem Bremer Senator Arnold Duckwitz²⁴ gelang es sogar, die preußische Regierung in Berlin davon zu überzeugen, sich bei dem Projekt zu engagieren, die sich schließlich mit einem Geldbetrag engagierte, genau wie einige andere deutsche Staaten. Die finanziellen Grundlagen für die Errichtung einer großen Transatlantiklinie wurden damit nicht zuletzt durch die Intervention der öffentlichen Hand geschaffen. Andererseits lässt sich nicht übersehen, dass sich private Geldgeber zurückhielten, große Summen bei diesem Vorhaben zu investieren. Zudem bestand die Gefahr, dass die New York-Bremen-Linie als »nationales Prestigeprojekt« eine weitere große deutsche Reederei für den Transatlantikverkehr mit Sitz in Bremen überflüssig machen würde, wovor Meier immer wieder warnte.²⁵

Seine Einschätzung ging in der euphorischen Stimmung, die durch die Gründung der OSNC (Ocean Steam Navigation Company) im Februar 1846 auf beiden Seiten des Atlantiks hervorgerufen wurde, jedoch unter. 1847 nahm die Gesellschaft ihren Betrieb auf. Das neue amerikanisch-bremische Unternehmen konnte jedoch kaum profitabel wirtschaften, da sich technische Probleme an den Schiffen nicht abstellen ließen und die versprochenen Zeiten für die Ozeanüberquerung nicht einzuhalten waren. Die ursprüngliche Euphorie schlug schnell in Ernüchterung um. Meier sah sich bestätigt,

23 Zur Gründung und Geschichte der Cunard Line, lange Zeit die größte Passagierreederei der Welt, siehe Ingo Thiel, *175 Jahre Cunard Line. Die Geschichte der renommiertesten Passagierreederei der Welt*, Hamburg 2015. Zur Gründung und Geschichte der HAPAG siehe Susanne und Klaus Wiborg, *1847–1997 – Unser Feld ist die Welt. 150 Jahre HAPAG-Lloyd*, Hamburg 1997. Vgl. auch Reinhold Thiel, *Norddeutschen Lloyd* (wie Anm. 6), S. 20–22.

24 Zum Lebenslauf und zur politischen Tätigkeit von Duckwitz siehe den Überblick bei Friedrich Prüser, Arnold Duckwitz, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 4, Berlin 1959, S. 151/152.

25 Vgl. Thiel, *Norddeutscher Lloyd* (wie Anm. 6), S. 21–24. Eine wichtige Rolle spielte in diesem Zusammenhang neben Arnold Duckwitz der Bremer Kaufmann Carl Theodor Gevekoht, der in Baltimore ein eigenes Handelshaus führte und mit zahlreichen Unternehmern in den USA enge Kontakte unterhielt.

dass man in Bremen einen eigenen Weg für die Gründung einer Reederei einschlagen müsse. Die im Herbst 1847 ausbrechende und im Frühjahr 1848 eskalierende Wirtschaftskrise mit ihren gravierenden Folgen für Politik und Wirtschaft sorgte jedoch dafür, dass sich seine Pläne zunächst nicht realisieren ließen.²⁶

4. Herausforderungen – die Pläne für die Gründung neuer Reedereien in Bremen

Zu Beginn der 1850er Jahre wurde deutlich, dass das Geschäftsmodell der OSNC nur noch für eine begrenzte Zeit eine Zukunft hatte. Zum einen nahmen die Klagen der Passagiere über nicht eingehaltene Fahrzeiten für eine Ozeanüberquerung oder über erhebliche technische Probleme bei den beiden Dampfern der Linie zu, zum anderen wurden die Rentabilitätsprobleme des Unternehmens immer offenkundiger. Deutsche Ingenieure hielten zudem die Technik für die Raddampfer für überholt und sahen die Zukunft eher in Schraubendampfern. Schließlich nahm die Konkurrenz zu, da seit Beginn der 1850er Jahre weitere englische Gesellschaften den Transatlantikverkehr aufnahmen. 1852 hatten die Schwierigkeiten der OSNC derart zugenommen, dass die Gesellschaft daran dachte, den Betrieb einzustellen. In dieser Situation machte sich im Bremer Senat erneut eine Fraktion für die Errichtung einer neuen großen Reederei und für eine »deutsche resp. Bremer Lösung« stark. Duckwitz etwa forderte vehement, dieses Vorhaben rasch in die Tat umzusetzen, andere Vertreter der Bremer Politik, aber auch der preußischen Regierung in Berlin folgten ihm in dieser Einschätzung. Alle diese Initiativen verliefen jedoch im Sande. Das Projekt einer Bremer Transatlantiklinie gewann erst im Frühjahr deutlich an Konturen, als der Bremer Kaufmann Eduard Crüsemann mit seinem Plan zur Gründung einer »Bremer Handelscompagnie« an die Öffentlichkeit ging und zudem dezidiert den Kontakt zu Meier suchte.²⁷

Dessen bereits seit längerem lancierte Pläne, eine leistungsstarke Reederei in Bremen zu gründen, gewannen vor diesem Hintergrund erneut an Bedeutung. Angesichts der sich verändernden wirtschaftlichen Verhältnisse hielt

26 Vgl. Tim Giesler, *Die Ocean Steam Navigation Company (1847–1857)*. In: *Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte*, Bd. 25 (2011), S. 37–60. Thiel, *Norddeutscher Lloyd* (wie Anm. 6) S. 25–39. Eine zeitgenössische Einschätzung zur Bedeutung der OSNC für die frühe Transatlantikschiifffahrt siehe Arnold Duckwitz, *Denkwürdigkeiten aus meinem öffentlichen Leben 1841 bis 1866*, Bremen 1877, der neben den Problemen der Gesellschaft auch die von ihr ausgehenden Impulse für die Schiifffahrt betont. Zur Revolution von 1848 und ihren Auswirkungen auf die Bremer Wirtschaft siehe unter anderem Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 24–28; Schulz, *Vormundschaft und Protektion* (wie Anm. 10), S. 423–446. Allgemein zu den Folgen der Revolution von 1848 für die deutsche Wirtschaft siehe den Überblick bei Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat* (wie Anm. 3), S. 39–51, sowie Wolfram Siemann, *Gesellschaft im Aufbruch. Deutschland 1849–1871*, Frankfurt 1990.

27 Thiel, *Norddeutscher Lloyd* (wie Anm. 6), S. 41–47.

Meier die Auspizien für ein solches Projekt für günstig, trotz des warnenden Beispiels der OSNC. Zunächst warb er für sein Vorhaben bei Bremer Kaufleuten, etwa Gustav Kulenkampff und Alexander Fritze, beides Inhaber renommierter Handelshäuser. Sie begrüßten ebenso wie andere Mitglieder des Bremer Wirtschaftsbürgertums im Prinzip Meiers Initiative, wollte sich aber an einer neuen großen Schifffahrtsgesellschaft nicht selbst beteiligen. Die Risiken im Transatlantikverkehr hielten sie nach wie vor für schwer kalkulierbar, so dass sie vor einem größeren Engagement zurückschreckten. Zudem hatten sie die Probleme der OSNC und der Bremer Handelsfirma W. A. Fritze vor Augen, die für eine kurze Zeit mit gecharterten Schiffen den Warenverkehr von Bremen nach New York betrieben hatte.²⁸

Die Gründung einer neuen Reederei als genuin Bremer Projekt drohte damit erneut zu scheitern, zumal Meier bei seinen Versuchen erfolglos blieb, Bremer Bankiers und Finanzintermediäre für sein Vorhaben zu gewinnen. Dabei trat eine Schwäche des Bremer Finanzmarkts in dieser Zeit deutlich zutage. Hier gab es – etwa im Vergleich zu Hamburg – keine leistungsstarken Privatbankhäuser, die in der Lage gewesen wären, erhebliche Summen für Investitionen in »industrielle Etablissements« oder andere größer dimensionierte Projekte in der Wirtschaft vorzuschießen.²⁹ Die existierenden Bankfirmen, etwa C. F. Plump & Co. oder Schultze und Wolde, waren vergleichsweise klein und betrieben in erster Linie die Wechselfinanzierung und das kurzfristige Kreditgeschäft.³⁰

Ebenso waren die verschiedenen in Bremen domizilierenden Wechselmakler und -händler kaum in der Lage, nennenswerte Summen zur Verfügung zu stellen. Meier warb zwar unablässig für die Errichtung einer großen Notenbank in Bremen, die auch voluminöse Kreditgeschäfte durchführen konnte, doch verzögerte sich dieses Projekt immer wieder, bis 1856 die Bremer Bank ihren Betrieb aufnehmen konnte. Für eine gezielte Kapitalmobilisierung einer neuen Reederei im Transatlantikverkehr war dies allerdings zu spät.³¹ Angesichts dieser Konstellation und der Zurückhaltung Bremer Kaufleute, größere Summen für eine Reedereigründung zur Verfügung zu stellen, wandte

28 Ebd., S. 51–54.

29 Zur Bedeutung der Privatbankiers und den Usancen bei der Finanzierung der maritimen Wirtschaft am Finanzplatz Hamburg siehe Erich Achterberg, *Kleine Hamburger Bankgeschichte*, Hamburg 1964; Manfred Pohl, *Hamburger Bankengeschichte*, Mainz 1986; Detlef Krause, *Die Commerz- und Disconto-Bank 1870–1920/23. Bankengeschichte als Systemgeschichte*, Stuttgart 2004; Harald Wixforth, *Schiffsfinanzierung im Wandel. Finanzintermediäre und maritime Wirtschaft am Finanzplatz Hamburg vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, 64, 2019, S. 217–254, vor allem S. 221–235.

30 Vgl. etwa Beutin, *Das Bremische Bank- und Börsenwesen* (wie Anm. 14), S. 43–45; Schmidt, *Bankwesen und Bankpolitik* (wie Anm. 14), S. 36–42. Mit etwas anderer Akzentuierung, Wessels, *Finanz- und Kreditpolitik* (wie Anm. 22), S. 120–124, 228–232.

31 Zu den Problemen bei der Gründung der Bremer Bank siehe Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 62–66.

sich Meier an Bankiers aus Berlin und aus der Londoner City, um hier die erforderlichen Gelder zu erhalten. Zum Beispiel hoffte er darauf, über den mit ihm befreundeten und aus Bremen stammenden Bankier Daniel Meinertzhagen ausreichend Kapital zu bekommen. Meinertzhagen betrieb inzwischen ein florierendes Privatbankhaus in der Londoner City und war hier mit anderen Finanzintermediären gut vernetzt.³²

Die Hoffnung Meiers, ihn bei der Kapitalmobilisierung für eine Reederei in Bremen einschalten zu können, erwies sich jedoch als trügerisch. Mehr noch: Nicht nur Meinertzhagen, sondern auch die Inhaber anderer renommierter Banken, etwa die bekannten Merchant Banker Baring Brothers, waren nicht bereit, Gelder für dieses Projekt bereitzustellen. Angesichts des heraufziehenden Krimkriegs, der schwer zu kalkulierenden Kriegskosten für die englische Krone sowie einer erheblichen Beanspruchung des englischen Kapitalmarkts für die Finanzierung des Kriegs zögerten die Londoner Bankiers, sich bei großen Auslandsengagements zu beteiligen.³³

Trotz der fehlgeschlagenen Sondierungen in London ließ sich Meier nicht entmutigen. Er verschob seine Pläne zur Errichtung einer großen Reederei für den Transatlantikverkehr und konzentrierte sich auf andere Projekte, ohne sein eigentliches Ziel aus den Augen zu verlieren. Er initiierte die Gründung von Schifffahrtsgesellschaften auf der Unterweser und für den Liniendienst von Bremen nach London oder anderen englischen Häfen, betonte aber immer wieder, wie wichtig eine große Bremer Reederei für den Transatlantikverkehr sei. Alarmiert zeigte man sich in Bremen, als die HAPAG 1856 ankündigte, regelmäßig den Liniendienst von Hamburg nach New York mit modernen Schraubendampfern aufzunehmen. Eine Hamburger Reederei schien damit in eine Domäne Bremer Interessen einzubrechen. Zudem kündigte auch die ausländische Konkurrenz an, den Liniendienst über den Atlantik mit neuen Schraubendampfern zu betreiben. Gleichzeitig wuchs der Bedarf an neuen Schifffahrtslinien, als die OSNC ihr Privileg für den Postverkehr zwischen Amerika und den deutschen Staaten verlor, so dass

32 Bei der Kapitalmobilisierung für die Bremer Bank hatte sich Meinertzhagen ebenfalls beteiligt. Zudem stellte er dem Institut einen großen Kredit zur Verfügung, als dieses 1857 infolge der ersten internationalen Wirtschafts- und Finanzkrise in Schwierigkeiten geriet. Siehe dazu: Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 62–67.

33 Interessanterweise sind die Wurzeln von Baring Brothers, im 19. Jahrhundert neben den Rothschilds eines der wichtigsten Bankhäuser in der Londoner City, ebenfalls in Bremen zu suchen. Der Bremer Kaufmann Johann Baring gründete 1717 in Exeter in Wales eine Niederlassung, die er als Stützpunkt für seine Geschäfte auf den britischen Inseln nutzte. Seine beiden Söhne siedelten 1762 nach London über und gründeten dort die Firma John & Francis Baring & Co. (Baring Brothers), die sich schnell zu einem wichtigen Finanzintermediär entwickelte. Vgl. dazu den Überblick bei Phillip Ziegler, *The Sixth Great Power. A History of One of the Greatest of All Banking Families: the House of Barings, 1762–1929*, New York 1988. Vgl. auch John Orbell, *Private Banks and International Finance in the Light of the Archives of Baring Brothers*, in: Youssef Cassis and Philip L. Cottrell (Eds.), *The World of Private Banking*, Farnham 2009, S. 141–157.

sich ihre Rentabilität weiter verschlechterte. Die Anteilseigner beschlossen daher im Sommer 1857, das Unternehmen zu liquidieren, um seine Verluste nicht ausufern zu lassen. Dieses Ereignis sowie die im Herbst 1857 beginnende Wirtschaftskrise ließen potenzielle Investoren davor zurückschrecken, sich an Meiers Projekt zu beteiligen. Mehr denn je war es unsicher, wann und ob überhaupt die Gründung einer Bremer Reederei für den Transatlantikverkehr erfolgen könne.³⁴

5. Fehlschläge – die schwierigen Verhandlungen mit Banken

In dieser Situation gelang es Meier, seine Geschäftsverbindungen mit Eduard Crüsemann zu intensivieren, der seinerseits über enge Kontakte zu der 1856 gegründeten Berliner Handels-Gesellschaft verfügte. Deren operatives Geschäft bestand nach dem erklärten Willen ihrer Anteilseigner neben dem kurzfristigen Kreditgeschäft in der langfristigen Finanzierung von größeren Investitionen, vor allem bei der Gründung von Firmen. Ähnlich wie die heutigen Investmentbanken sollte die Berliner Handels-Gesellschaft »industriellen Etablissements« nicht nur langfristig Fremdkapital zur Verfügung stellen, sondern sich selber an neuen Unternehmen aus Industrie und Handel beteiligen. Nicht auszuschließen ist, dass Meier den Kontakt mit der Berliner Handels-Gesellschaft herstellte, da er eine enge Verbindung zwischen diesem Institut und der von ihm 1856 mit ins Leben gerufenen Bremer Bank befürwortete. Mit dieser neuen Geschäftsverbindung schien sich zunächst abzuzeichnen, dass eine gezielte Mobilisierung von Kapital für die von Meier initiierte Großreederei gelingen könnte.³⁵

Auch diese Hoffnungen zerschlugen sich jedoch. Angesichts der ab Herbst 1857 einsetzenden Wirtschaftskrise verfolgte die Berliner Handels-Gesellschaft in den ersten Jahren ihres Bestehens eine ausgesprochen vorsichtige und risikoscheue Geschäftspolitik. Diese Strategie war sicherlich richtig, hatten die Entscheidungsträger des neu errichteten Instituts doch zahlreiche warnende Beispiele vor Augen. Zum einen mussten einige der zwischen 1849 und 1857 neu entstandenen Banken während der Wirtschaftskrise ihre Zahlungsunfähigkeit bekanntgeben, zum anderen entpuppten sich Engage-

34 Vgl. dazu Thiel, Norddeutscher Lloyd (wie Anm. 6), S. 52–56; Hardegen, Meier (wie Anm. 9), S. 45–56.

35 Trotz ihrer großen Bedeutung bei der Unternehmensfinanzierung während der deutschen Frühindustrialisierung ist über die Geschichte und Entwicklung der Berliner Handelsgesellschaft bis heute vergleichsweise wenig bekannt. Das Institut, das 1969 mit der Frankfurter Bank zur BHF-Bank verschmolzen wurde, war in den letzten Jahren nur selten Gegenstand intensiver bankhistorischer Forschung. Aufschlüsse über seine frühe Entwicklung geben die allerdings eher essayistischen Darstellungen bei Hans Fürstenberg, Carl Fürstenberg. Die Lebensgeschichte eines deutschen Bankiers, Wiesbaden 1961; Rolf E. Lüke, Die Berliner Handels-Gesellschaft in einem Jahrhundert deutscher Wirtschaft, 1856–1956, Berlin 1956. Vgl. auch Manfred Pöhl, Die Entwicklung des deutschen Bankwesens zwischen 1848 und 1870, in: Institut für bankhistorische Forschung e. V. (Hrsg.), Deutsche Bankengeschichte, Bd. 2, Frankfurt 1982, S. 185 f.

ments in der maritimen Wirtschaft vielfach als riskant und verlustreich. So brachen 1857 am Finanzplatz Hamburg innerhalb kurzer Zeit ca. 150 Firmen zusammen, vorwiegend aus den Bereichen Schifffahrt, Schiffbau und Handel.³⁶ Angesichts dieses Szenarios ohnehin schwer zu kalkulierender Risiken im Transatlantikverkehr und der Gefahr, dass Preußen in kriegerische Auseinandersetzungen innerhalb der Habsburger Monarchie hineingezogen werden könnte, zeigte man in Berlin nur wenig Bereitschaft, sich an der Gründung einer großen Reederei in Bremen gezielt und nachhaltig zu beteiligen.³⁷ Die Entscheidungsträger des soeben errichteten Kreditinstituts verhielten sich ausgesprochen risikoavers und lehnten ein aus ihrer Sicht »unsicheres Engagement« ab. Damit folgten sie dem Beispiel ihrer Kollegen aus der Londoner City.³⁸ Auf längere Sicht garantierte diese Strategie das Überleben der Berliner Handels-Gesellschaft in der deutschen Kreditwirtschaft. Das Institut hatte nur wenige »riskante Kredite« in seinem Portefeuille, die später abzuschreiben waren. Für die in Bremen noch zu gründende Großreederei bedeutete diese Strategie, dass die von Meier und Crüsemann erhoffte Finanzquelle nicht einmal in Ansätzen zu sprudeln begann. Erst später, während der Expansion des Schifffahrtsunternehmens, knüpfte die Berliner Handels-Gesellschaft intensive Geschäftsbeziehungen zum Norddeutschen Lloyd und blieb für eine lange Zeit eine der wichtigsten Bankverbindungen des Unternehmens.³⁹

36 Lüke, Berliner Handels-Gesellschaft (wie Anm. 35), S. 19/20. Zum Verlauf und zu den Folgen der Wirtschaftskrise von 1857–1859 siehe Hans Rosenberg, Die zoll- und handelspolitischen Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise von 1857–1859, in: ders. (Hrsg.), Machteliten und Wirtschaftskonjunkturen, Göttingen 1978, S. 14–35; Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3, Von der »deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1914, München 1995, S. 92–95. Zu den Folgen der Krise für das deutsche Bankwesen siehe Jacob Riesser, Die deutschen Großbanken und ihre Konzentration, Glashütten am Taunus 1973 (Neudruck der Originalausgabe von 1912), S. 26–40.

37 Lüke, Berliner Handels-Gesellschaft (wie Anm. 35), S. 19–22.

38 Zu der Debatte, ob Banken bereits im 19. Jahrhundert eine unvorsichtige und sogar riskante Geschäftspolitik betrieben, die wiederholt zu Konkursen von Kreditinstituten und sogar zum Zusammenbruch von Finanzsystemen führte siehe vor allem Monika Pohle-Fraser, Bankiers und Hasardeure (wie Anm. 7). Die Kritik an den Banken erlebte während der letzten Banken- und Finanzkrise eine erneute »Hochkonjunktur«. In einer Fülle von Abhandlungen wurden die Geschäftspolitik und das Risikomanagement von Finanzintermediären scharf kritisiert. Auf diese zum Teil polemischen Beiträge ist hier nicht näher einzugehen. Eine Zusammenfassung der Debatte findet sich bei Harald Wixforth, Nichts gelernt? Banken in der Kritik 1931/32 und 2011/12, in: ders. (Hrsg.), Finanzinstitutionen in der Theorielandschaft. Geld und Kapital, Bd. 13, Stuttgart 2013, S. 175–210.

39 Vgl. Harald Wixforth, Kriegseinsatz und Kriegsfolgen – der Norddeutsche Lloyd im Ersten Weltkrieg und der Nachkriegsinflation, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 105, 2018, S. 365–390, hier vor allem S. 369–372; Markus A. Dahlem, Die Professionalisierung des Bankbetriebs. Studien zur institutionellen Struktur deutscher Banken im Kaiserreich, Essen 2009, S. 292–295;

Meier und Crüsemann mussten daher nach Alternativen suchen, sollte ihr ehrgeiziges Projekt noch gelingen. Die Auswahl an potenziellen Investoren und finanzstarken Geldgebern war jedoch ausgesprochen klein. Die größeren, seit 1848 mit einem ähnlichen Geschäftsprofil wie die Berliner Handels-Gesellschaft gegründeten Banken, verhielten sich tendenziell genauso ablehnend wie ihr Pendant in Berlin. Der 1848 in Köln gegründete A. Schaaffhausen'sche Bankverein in Köln verwies nicht nur auf die unüberschaubaren Risiken in der Schiffsfinanzierung, sondern auch auf den Schwerpunkt seines operativen Geschäfts mit zahlreichen Engagements in der rheinisch-westfälischen Schwerindustrie und im Eisenbahnbau. In diesen beiden Sparten der deutschen Wirtschaft hatte sich auch die 1853 in Darmstadt errichtete Bank für Handel und Industrie engagiert. Die Hergabe größerer Summen an Unternehmen der maritimen Wirtschaft lehnte sie ab, zumal solche Gesellschaften ihren Sitz in den Küstenregionen hatten. Die Darmstädter Bank sah den Schwerpunkt ihres Geschäfts eher in Süd- und Westdeutschland und begann erst nach der Verschmelzung mit der Deutschen Nationalbank in Bremen im Jahr 1922, den norddeutschen Raum systematisch zu erschließen.⁴⁰

Hoffnungsvolle Signale, sich an der Gründung einer großen Reederei zu beteiligen, waren am ehesten noch von der 1851 in Berlin gegründeten Disconto-Gesellschaft zu vernehmen, deren Geschäftsprofil weitestgehend dem der Berliner Handels-Gesellschaft entsprach.⁴¹ Allzu viel Kapital wollte jedoch

Imke Schwarzrock, Das Ende der Lloydseligkeit. Die bremische Schifffahrt im Ersten Weltkrieg am Beispiel des Norddeutschen Lloyds, in: dies., Eva Schöck-Quinteros, Sigrid Dauks und Maria Hermes (Hrsg.), Eine Stadt im Krieg. Bremen 1914 bis 1918, Bremen 2013, S. 393–428, vor allem S. 396–401.

- 40 Weder zur Geschichte des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins noch zu derjenigen der Darmstädter Bank für Handel und Industrie liegen Untersuchungen vor, die den Kriterien der modernen Banken- und Finanzgeschichte entsprechen. Die Darmstädter Bank fusionierte 1922 mit der Deutschen Nationalbank in Bremen und der Nationalbank für Deutschland in Berlin zur Darmstädter und Nationalbank und wurde damit auf einen Schlag die drittgrößte deutsche Privatbank, hinter der Deutschen Bank und der Dresdner Bank. Die Modalitäten der Fusion sind jedoch ebenso wie die weitere Geschäftsentwicklung der Danat-Bank bis zu ihrem Zusammenbruch in der Banken- und Finanzkrise des Jahres 1931 ein erhebliches Desiderat der Forschung. Helmut Böhme, Gründung und Anfänge des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins, der Bank des Berliner Kassenvereins, der Direction der Disconto-Gesellschaft und der Darmstädter Bank für Handel und Industrie, Teil 1, in: Tradition, 4, 1965, S. 189–172; ders., Bankenkonzentration und Schwerindustrie 1873–1896. Bemerkungen zum Problem des Organisierten Kapitalismus, in: Hans-Ulrich Wehler (Hrsg.), Sozialgeschichte heute. Festschrift für Hans Rosenberg, Göttingen 1974, S. 432–452.
- 41 Auch die Geschichte der Disconto-Gesellschaft ist noch in weiten Teilen unerforscht, wofür vor allem die ausgesprochen schlechte Quellenlage verantwortlich ist. Siehe jedoch zur Gründung der Disconto-Gesellschaft und ihrer Geschäftsentwicklung in den ersten Jahren ihres Bestehens: Disconto-Gesellschaft zu Berlin (Hrsg.), Die Disconto-Gesellschaft 1851 bis 1901. Denkschrift zum 50-jährigen Jubiläum, Berlin 1901, vor allem S. 1–25.

auch dieses Institut nicht investieren. Daher war zweifelhaft, ob die zur Diskussion stehende Summe ausreichen würde, um eine leistungsfähige Schiffahrtsgesellschaft aufzuziehen. Allerdings gibt das Quellenmaterial keinen exakten Aufschluss über diese Summe, ebenso wenig über den Verlauf der Verhandlungen mit der Disconto-Gesellschaft sowie über deren tatsächliches Engagement beim Norddeutschen Lloyd.⁴² Sowohl die Protokolle über die ersten Verwaltungs- und Aufsichtsratssitzungen der Reederei als auch andere Dokumente suggerieren stattdessen, dass die Frage der Kapitalmobilisierung keine zentrale Rolle mehr spielte. Hier dominierten vielmehr die Diskussion, welche Schiffe bei wem in Auftrag zu geben seien oder die Klärung zahlreicher juristischer und verwaltungstechnischer Probleme. Warum die Mitglieder des Gremiums sowie weitere mögliche Kapitaleigner die Kapitalmobilisierung als weniger dringlich einstufen, lässt sich nur schwer nachvollziehen, hatte sich diese doch bisher als wesentliche Voraussetzung für die rasche Gründung einer Großreederei erwiesen. Vielleicht wollte Meier dieses Problem im Alleingang aus der Welt schaffen oder die Autorität seiner Person in die Waagschale werfen, um die Schwierigkeiten zu lösen. Vielleicht drängt sich dieser Befund aber nur aufgrund der Quellenlage auf, da kaum Dokumente zu den Verhandlungen mit den Berliner Banken vorhanden sind.⁴³

Offenbar wollte Meier die Sondierungen über die Kapitalmobilisierung ab Mitte 1857 wieder selber vornehmen. Nach den fehlgeschlagenen Verhandlungen mit der Berliner Handels-Gesellschaft war er vermutlich zu der Überzeugung gelangt, dass dies der richtige Schritt sei. Andererseits musste er erkennen, dass sich die Auswahl potenzieller Geldgeber reduziert hatte. Private Investoren und Finanzintermediäre aus Bremen zeigten sich ablehnend, ebenso die neu errichteten großen Aktienbanken, bis auf eine Ausnahme. Wollte Meier das erforderliche Kapital für die von ihm projektierte Reederei auftreiben, so musste er sich an andere Adressen wenden. Kleinere Banken in der »Provinz« davon zu überzeugen, Kapital für eine Reederei in Bremen bereitzustellen, erwies sich jedoch als schwierig.⁴⁴

42 Die verfügbaren Informationen legen die Schlussfolgerung nahe, dass das Engagement der Disconto-Gesellschaft beim Norddeutschen Lloyd in dessen Anfangsphase sehr gering war. In der Denkschrift zum 50-jährigen Geschäftsjubiläum der Disconto-Gesellschaft heißt es dazu zum Beispiel: »Zwar beteiligte sich die Disconto-Gesellschaft an der Gründung des Norddeutschen Lloyd, aber erst seit Mitte der achtziger Jahre weisen die Jahresberichte der Disconto-Gesellschaft in regelmäßiger Wiederkehr Transaktionen auf, die zur Beschaffung und zur Verstärkung des Kapitals für deutsche Dampfschiff-Unternehmungen bestimmt sind.« Ebd., S. 146.

43 Vgl. dazu die Aufsichtsratsprotokolle des Norddeutschen Lloyds für die Jahre 1857 bis 1861 in: StAB, 7, 2010-1. Quellen und Dokumente zur Geschäftstätigkeit der Disconto-Gesellschaft in ihrer Anfangszeit gelten schon seit langem als verschollen oder als vernichtet. Auch im Staatsarchiv Bremen gibt es im Bestand zum Norddeutschen Lloyd keine Dokumente zu dieser Frage.

44 Hinzu kam, dass zu diesem Zeitpunkt nur wenige Aktienbanken außerhalb Berlins in der »Provinz« existierten, die willens und in der Lage waren, länger-

Andererseits besaß Meier kaum Alternativen. Daher war er gefordert, seine Kontakte in Wirtschaft und Politik einzusetzen, um tragfähige Lösungen mit Finanzintermediären zu erarbeiten, die für ein nachhaltiges Investment bei der projektierten Schiffahrtsgesellschaft zur Verfügung standen. Meiers Kalkül ging schließlich auf, wobei ihm seine engen Beziehungen zu den Entscheidungsträgern aus Politik und Wirtschaft zugutekamen, die er in den letzten Jahren aufgebaut hatte. Dadurch verfügte er auch über Informationen über neuere Entwicklungen im Finanz- und Bankwesen in ganz Nord- und Mitteldeutschland. So wusste er, dass Preußen bei seiner restriktiven Geld- und Bankenpolitik bleiben würde, die es nach der großen Krise in Wirtschaft und Politik Ende der 1840er Jahre eingeschlagen hatte. Ihm war klar, dass Versuche zum Scheitern verurteilt waren, in Berlin sowohl bei den preußischen Ministerien als auch bei den hier ansässigen Finanzintermediären erneut um Unterstützung für die Finanzierung des Reederei-Projekts in Bremen zu bitten. Andererseits war Meier klug genug, Irritationen oder gar Dissonanzen mit der preußischen Ministerialbürokratie zu vermeiden, wusste er doch, dass er zumindest ihr Wohlwollen benötigte, sollte die Gründung einer großen Schiffahrtsgesellschaft in Bremen doch noch gelingen.⁴⁵

Meier antichambrierte bewusst bei Entscheidungsträgern in der Politik und im Finanzwesen außerhalb Preußens, um diese für seine Pläne in Bremen zu gewinnen. So rekurrierte er auf seine Kontakte zur Braunschweigischen Staatsbank, die ja im Zuge der Verhandlungen über die Gründung der Bremer Bank mehrfach angeboten hatte, sich in die Neuordnung des Geld- und Bankwesens der Hansestadt einzuschalten und hier eine Niederlassung zu eröffnen.⁴⁶ Allerdings waren diese Sondierungen diesmal nicht von Erfolg

fristig Kapital für »industrielle Etablissements« zur Verfügung zu stellen. Laut Riesser wurden von 1848 bis 1857 insgesamt nur 14 Banken in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft errichtet, die zusammen über ein Kapital von 183,1 Millionen Mark verfügten. Riesser, *Die deutschen Großbanken* (wie Anm. 36), Beilage II, S. 647.

- 45 Zur Banken- und Finanzpolitik in Preußen sowohl im sogenannten »Vormärz«, den Jahren vor der Revolution von 1848, als auch in der Dekade danach siehe den »locus classicus« Heinrich von Poschinger, *Bankwesen und Bankpolitik in Preußen*. Bd. 1, *Von der ältesten Zeit bis zum Jahr 1846*, Berlin 1879, Neudruck Glashütten am Taunus 1971, sowie als neuere Studien: Jörg Lichter, *Preußische Notenbankpolitik in der Formierungsphase des Zentralbanksystems, 1844 bis 1857*, Berlin 1999, hier vor allem S. 50–76; ders., *Die »Deutsche Nationalbank« in Dessau: Versuch zur Gründung einer privaten Zentralbank in der Mitte des 19. Jahrhunderts*, in: *Zeitschrift für Unternehmensgeschichte*, 47, 2002, S. 158–174, hier vor allem S. 167–173; Dieter Ziegler, *Zentralbankpolitische Steinzeit? Die Preußische Bank und die Bank of England im Vergleich*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, 19, 1993, S. 475–505.
- 46 Zu den Versuchen aus Braunschweig, bei der Neuordnung des Bremer Geld- und Bankwesens eine zentrale Rolle zu spielen siehe Wixforth, *Bremer Bank* (wie Anm. 14), S. 26–38. Zur Geschäftsentwicklung der Braunschweigischen Staatsbank und der »performance« des Finanzsektors im Herzogtum Braunschweig in dieser Zeit siehe die unlängst erschienene Studie von Andreas

gekrönt. Vielversprechender verliefen dagegen Meiers Gespräche im anhaltinischen Dessau. Obwohl Anhalt sicherlich nicht zu den großen und einflussreichen deutschen Einzelstaaten mit einem beachtlichen wirtschaftlichen Potenzial gehörte, gab es hier relativ frühzeitig ein ausdifferenziertes Geld- und Bankwesen, in dessen Zentrum auch hier – wie in anderen Regionen der deutschen Frühindustrialisierung – vergleichsweise leistungsfähige Privatbankfirmen standen. Eine besondere Rolle spielte dabei das Bankhaus I. H. Cohn unter seinem umtriebigen Leiter Baron Moritz von Cohn. Dieser zählte nicht nur zu den Initiatoren für die Gründung des Anhalt-Dessauischen Landessparkasse 1833, sondern er war zusammen mit dem aus Köln stammenden Bankier Franz Schulte auch ein entschiedener Befürworter des Projekts, in Dessau eine große Zentralbank zu errichten, deren Geschäftsgebiet sich auf alle deutschen Einzelstaaten erstrecken sollte. Zwar scheiterte dieses Vorhaben 1846 am entschiedenen Veto der preußischen Regierung in Berlin, doch lässt sich nicht übersehen, dass in Dessau sowohl im »Vormärz« als auch nach den politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen der Jahre 1848 und 1849 intensiv über Innovationen im Geld- und Finanzwesen diskutiert wurde.⁴⁷

In Dessau waren die Privatbankiers klug genug zu erkennen, dass für ambitionierte Projekte wie den Bau von Eisenbahnlinien größere und leistungsstarke Banken in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft notwendig waren. Ähnlich wie ihre Kollegen in Berlin und Köln setzten sie sich nach der Revolution von 1848/49 dafür ein, ein solches Institut ins Leben zu rufen.⁴⁸ Mit der Gründung der Creditanstalt für Industrie und Handel 1856 ließ sich dieses Vorhaben in die Tat umsetzen.⁴⁹ Über das operative Geschäft dieser Bank gibt es nur spärliche Informationen. Wahrscheinlich stellte ihr Führungspersonal kurze Zeit nach der Gründung fest, dass kaum ausreichende Gewinne zu erzielen waren, wollte sich das Institut nur auf Engagements in Anhalt

Kuhlawy, Der öffentliche Finanzsektor im Herzogtum Braunschweig zwischen 1832 und 1918. Das Leyhaus als »Hülf-Credit-Anstalt« für den Staat, in: Lothar Hageböling (Hrsg.), Vom Leyhaus zur Sparkasse 1765–2015. Das öffentliche Bankwesen im Braunschweigischen Land, Braunschweig 2019, vor allem S. 320–352.

47 Lichter, »Deutsche Nationalbank« (wie Anm. 45), S. 163–173; Erik Lindner, Baron Moritz von Cohn. Ein jüdischer Bankier aus Dessau (1812–1900), Dessau 2004, S. 22–44.

48 Ausführlich zu den Gründungsverhandlungen und -modalitäten der Disconto-Gesellschaft, der Berliner Handels-Gesellschaft und des Schaaffhausen'schen Bankvereins siehe Böhme, Gründung und Anfänge (wie Anm. 40), S. 434–448; Lüke, Berliner Handels-Gesellschaft (wie Anm. 35), S. 15–26.

49 Im Sommer 1856 wurde die Creditanstalt für Industrie und Handel mit einem Kapital von 1,8 Millionen Mark gegründet. Über die Gründungsverhandlungen und -modalitäten liegen kaum Informationen vor, nur, dass der Privatbankier Moritz von Cohn daran beteiligt war. Wer die Leitungsgremien des neuen Instituts besetzte, ist jedoch nicht bekannt. Vgl. Riesser, Die deutschen Großbanken (wie Anm. 36), Beilage II, S. 647; Lindner, Baron Moritz von Cohn (wie Anm. 47), S. 30–44.

und den umliegenden deutschen Staaten beschränken. Zudem war absehbar, dass der preußische Finanzmarkt aufgrund der restriktiven Haltung der Ministerien in Berlin, aber auch der bereits existierenden Konkurrenz in Gestalt der Disconto-Gesellschaft und der Berliner Handels-Gesellschaft für Kreditinstitute außerhalb Preußens verschlossen bleiben würde.⁵⁰

Möglich ist daher, dass man sich in Dessau angesichts dieser Konstellation aufgeschlossen gegenüber Investments zeigte, die etwas weiter entfernt lagen, etwa in Bremen. Meier gelang es jedenfalls am Jahreswechsel 1856/57, die Leiter der Creditanstalt für Industrie und Handel dazu zu bringen, sich mit einer Summe an der Gründung der von ihm projektierten Reederei zu beteiligen. Über die Höhe des Engagements geben die verfügbaren Quellen leider keine genaue Auskunft. Einige Autoren sprechen von 1,5 Millionen Talern, mit denen sich die Creditanstalt für Industrie und Handel beim Reederei-Projekt engagierte. Ob diese Summe richtig ist, lässt sich bezweifeln, da das Institut aus Dessau kurz nach seiner Errichtung damit den größten Teil seiner Mittel in das Vorhaben in Bremen investiert hätte. Ob die Geschäftsleitung der Creditanstalt tatsächlich so weit gegangen ist und damit nur noch über vergleichsweise wenig Mittel für andere Projekte in seinem eigentlichen Heimatmarkt Mitteldeutschland disponieren konnte, wäre sicherlich noch einmal zu überprüfen.⁵¹

Abseits der Debatte über die exakte Höhe des Kapitalengagements der Creditanstalt für Industrie und Handel war ihre Zusage genau das Signal, auf das Meier und sein Partner Crüsemann lange gewartet hatten. Endlich zeichnete sich ab, dass Investoren bereit waren, sich bei der Gründung einer großen Schifffahrtsgesellschaft in Bremen mit einer größeren Summe zu engagieren. Dies war offenbar auch ein Hinweis an Kaufleute und Unternehmer aus der Hansestadt und ihrem Umland, bei diesem Projekt nicht länger abseits zu stehen. Andererseits wusste diese Gruppe des Bremer Wirtschaftsbürgertums nur zu gut, dass ihr Risiko überschaubar war, sollten das Institut aus Dessau und – unter Umständen in einem zweiten Schritt – die Disconto-Gesellschaft oder die Berliner Handels-Gesellschaft die Anschubfinanzierung übernehmen. Nachvollziehen lässt sich diese Haltung, hatten doch gerade finanzstarke Mitglieder der wirtschaftsbürgerlichen Elite aus Bremen die warnenden Beispiele von fehlgeschlagenen Reedereiprojekten, wie zum Beispiel das Ende der Ocean Steam Navigation Company, vor Augen.

Zudem war das bei der Gründung des Norddeutschen Lloyds zu beobachtende Szenario auch bei der Errichtung von größeren Unternehmen aus anderen Branchen an der Tagesordnung, etwa im Eisenbahnbau. Auch hier zögerten Investoren vielfach, sich an schwer zu kalkulierenden Vorhaben zu beteiligen. Übernahmen Banken die Anschubfinanzierung, war hier ein erstes erhebliches Hindernis beseitigt, so dass sich auch weitere Geldgeber

50 Vgl. Lichter, Preußische Notenbankpolitik (wie Anm. 45).

51 Vgl. etwa Thiel, Norddeutscher Lloyd (wie Anm. 6), S. 59. Wie für die meisten kleinen Banken an weniger zentralen Finanzplätzen gilt auch für die Creditanstalt für Industrie und Handel die Feststellung, dass ein großer Teil des Quellenmaterials verschollen ist und wohl vernichtet wurde.

bereitfanden, ihre Mittel zu investieren.⁵² Meier hatte lange mit einer ähnlichen Skepsis zu kämpfen, nun ließ sich diese Hürde endlich überspringen. Seine Geduld und seine Beharrlichkeit, aber auch seine Kontakte und sein Antichambrieren hatten sich ausgezahlt. Der Gründung des Norddeutschen Lloyds als große Reederei im Transatlantikverkehr mit Sitz in Bremen stand nun nichts mehr im Wege.⁵³

6. *Endlich am Ziel – die Gründung des Norddeutschen Lloyd*

Bereits seit 1854 hatte Meier immer wieder verschiedene Varianten für die Gründung einer großen Reederei im Transatlantikverkehr erarbeitet, wenn auch zum Teil überlagert durch andere, von ihm initiierte Projekte, etwa die Errichtung der Bremer Bank. Nach der Zusage aus Dessau konnte er diese Planspiele endlich gezielt vorantreiben. So schwebte ihm vor, vier bereits bestehende Schlepsschiffahrts-Gesellschaften, in deren Direktion er saß, zu einem großen schlagkräftigen Unternehmen zusammenzufassen. Sein Ziel war es, eine Reederei mit einem diversifizierten Angebot an Dienstleistungen ins Leben zu rufen, so wie sie in England bereits existierten. Nur ein solches Unternehmen war nach Meiers Einschätzung langfristig konkurrenzfähig. Unterstützung erhielt er dabei von seinem Partner Crüsemann, der sich sowohl in den Diskussionen mit potenziellen Investoren als auch bei der Ausarbeitung eines Statuts und einer Geschäftsordnung dafür einsetzte, dass die neue Reederei umfassend in der maritimen Wirtschaft aktiv sein sollte, von Fracht- und Personenverkehr nach England und den Vereinigten Staaten über den Bau und die Reparatur von Schiffen bis hin zur Schiffsversicherung. Sowohl dieses Konzept als auch die Hartnäckigkeit der beiden Initiatoren überzeugten schließlich den Bremer Senat. Am 8. Dezember 1856 genehmigte er das Reederei-Projekt und das inzwischen von Meier und Crüsemann erarbeitete Statut. Über Crüsemann und seine Kontakte in Berlin gelang es auch, das Plazet der preußischen Ministerialbürokratie einzuholen, so dass von politischer Seite kein Störfaktor gegen das Vorhaben in Bremen zu erwarten war.⁵⁴

52 Vgl. etwa Dieter Ziegler, *Eisenbahnen und Staat im Zeitalter der Industrialisierung*. Stuttgart 1996; Christian Ehardt, *Interessenpolitik und Korruption. Personale Netzwerke und Korruptionsdebatten am Beispiel der Eisenbahnbranche in Großbritannien und Frankreich*, Göttingen 2016. Auf die umfangreiche Literatur, in welchem Umfang sich einzelne Banken im Eisenbahnbau engagierten, ist hier nicht näher einzugehen.

53 Meier rekurrierte hier auf seine personellen Netzwerke in Bremen und konnte um den Jahreswechsel 1856/57 einige namhafte Kaufleute der Hansestadt davon überzeugen, Gelder in die neue Reederei zu investieren und sich daran zu beteiligen, indem sie deren Anteilsscheine zeichneten, darunter Johann Gustav Kulenkampff vom gleichnamigen Bremer Handelshaus Gebrüder Kulenkampff oder Carl Melchers von der Bremer Handelsfirma C. Melchers & Co. Vgl. Thiel, *Norddeutscher Lloyd* (wie Anm. 6), S. 57/58.

54 Ebd., S. 58.

Warum Meier und Crüsemann die neue Reederei Norddeutscher Lloyd nennen wollten, lässt sich nicht genau klären. Wahrscheinlich war in der Nomenklatur eine Kampfansage an den bereits 1836 gegründeten Österreichischen Lloyd enthalten, der vor allem im Mittelmeerraum eine ausgedehnte Dampfschiffahrt betrieb. Ende 1856 und Anfang 1857 begann Meier damit, die organisatorischen Vorarbeiten für sein Projekt in Gang zu setzen. Dazu zählte neben der Fixierung und Zeichnung des Aktienkapitals für die neue Schiffahrtsgesellschaft die Besetzung der Unternehmensgremien. Schließlich wurde entschieden, dass Kapital auf vier Millionen Thaler festzusetzen. Außer der Kapitaleinlage der Creditanstalt für Industrie und Handel zeichneten auch Investoren aus Bremen die neuen Anteilsscheine, so dass es im Frühjahr 1857 schien, dass das Problem der Kapitalmobilisierung gelöst sei. Das Statut des Norddeutschen Lloyd sah vor, dass die Gesellschaft ihr operatives Geschäft beginnen konnte, sobald die Hälfte des erforderlichen Kapitals gezeichnet und eingezahlt worden war, was im Frühjahr 1857 der Fall war. Zu diesem Zeitpunkt hatte Meier auch eine Liste namhafter Bremer Kaufleute erstellt, die in den Verwaltungsrat der Reederei einziehen sollten, während Crüsemann zu ihrem ersten Direktor ernannt wurde. Meier übernahm dagegen den Vorsitz im Verwaltungsrat, zu seinem Stellvertreter wurde der Bremer Kaufmann Adolph Meyer berufen.⁵⁵

Am 20. Februar 1857 konstituierten sich die Gremien der neuen Schiffahrtsgesellschaft, auf der ersten Generalversammlung am 17. März wurden ihre Mitglieder von den Anteilseignern im Amt bestätigt. Damit waren die organisatorischen und rechtlichen Grundlagen geschaffen worden, dass der Norddeutsche Lloyd mit seinem operativen Geschäft beginnen konnte. In einem bescheidenen Kontor an der Martinstraße planten Crüsemann, sein Prokurist Peters und sein technischer Direktor Overbeck die ersten Routen im Linienverkehr. Dieser beschränkte sich zunächst auf Fahrten auf der Weser, der Aller und der Hunte, vorzugsweise nach Bremerhaven und Oldenburg. Allerdings gab die Geschäftsleitung der neuen Reederei unverzüglich Schiffe für den Linienverkehr nach England in Auftrag, die 1858 fertig gestellt und eingesetzt wurden. Im Sommer 1858 schien sich Meiers Traum endlich zu erfüllen. Der Norddeutsche Lloyd nahm die Transatlantikfahrt auf, sowohl im Waren- als auch im Personenverkehr. Wie richtig Meier mit seiner Einschätzung gelegen hatte, möglichst rasch eine große Reederei für die Amerika-Fahrt und mit Sitz in Bremen ins Leben zu rufen, hatte sich bereits ein Jahr zuvor gezeigt. Im englischen Southampton war ein Schiff-

55 Diese Liste umfasste erneut die Namen prominenter Bremer Kaufleute, darunter abermals Johann Gustav Kulenkampff, Carl Melchers, aber auch Louis Delius aus der Firma Delius & Co. sowie Johannes Fritze aus der Firma W. A. Fritze & Co. Interessanterweise finden sich diese Namen auch in den ersten Unternehmensgremien der Bremer Bank, so dass davon auszugehen ist, dass es sich hier um prominente Mitglieder der wirtschaftsbürgerlichen Elite Bremens und um »Netzwerkspezialisten« in der Bremer Wirtschaft aus der Mitte des 19. Jahrhunderts handelte. Vgl. Wixforth, Bremer Bank (wie Anm. 14), S. 400f., Tabelle zwei und Tabelle drei.

56 Thiel, Norddeutscher Lloyd (wie Anm. 6), S. 60.

fahrtsunternehmen entstanden, welches bezweckte, mit acht Dampfern den Linienverkehr zwischen New York und einigen europäischen Häfen aufzunehmen, darunter auch Bremen. Damit wurde offenkundig, dass der Norddeutsche Lloyd stets mit der Konkurrenz aus England rechnen musste. Zudem zeichnete sich bereits zu diesem Zeitpunkt ab, wie hart der Wettbewerb im Transatlantikverkehr sein würde.⁵⁶

Dies war nicht die einzige Herausforderung. Schnell zeigte sich, dass die neue Schifffahrtsgesellschaft unterkapitalisiert war und vor allem im Transatlantikgeschäft kaum rentabel wirtschaftete. Versuche, sich 1858 neues Kapital zu beschaffen und neue Schiffe in Auftrag zu geben scheiterten. Die Skepsis der Anleger war noch nicht gewichen, zudem schien die »performance« des Norddeutschen Lloyds in seinen ersten beiden Geschäftsjahren kaum größere Gewinne zu versprechen. Zu allem Überfluss wurden zwei der für die Transatlantikfahrt vorgesehenen Dampfer durch Feuer und Sturm zerstört oder so stark beschädigt, dass sie aufgegeben werden mussten. Vor diesem Hintergrund war es sicherlich schwierig, neue Investoren zu einer Kapitaleinlage zu bewegen. Die bisherigen Aktionäre waren nur zufriedenzustellen, indem die Bereiche Weserschifffahrt und Assekuranz Gewinne erwirtschafteten und sich dadurch eine Dividende in Höhe von fünf Prozent verteilen ließ.⁵⁷

1859 entschlossen sich die Direktion und der Verwaltungsrat des Norddeutschen Lloyds zu einem nicht risikolosen Manöver, indem sie den Aktionären und anderen Investoren die Zeichnung einer Anleihe in Höhe von 600.000 Thalern anboten. Damit wollte die Reederei über das Kapital disponieren, um neue Dampfer für die Transatlantikfahrt zu finanzieren. Das Kalkül ging auf. Sowohl die bisherigen Anteilseigner als auch Banken aus Berlin wie die Disconto-Gesellschaft und die Berliner Handels-Gesellschaft zeichneten die neuen Obligationen. Dies geschah zum einen in der Hoffnung, dass die Bremer Reederei in Zukunft ausreichend Gewinne erzielen könne, zum anderen wurden sie dadurch animiert, dass sowohl der Bremer Senat als auch die preußische Regierung die Notwendigkeit einer großen deutschen Reederei für die Transatlantikfahrt nochmals betonten und sich vom operativen Geschäft des Norddeutschen Lloyds überzeugt zeigten. Der Erfolg der Anleiheemission von 1859, selbst unter den noch immer schwierigen Bedingungen auf dem deutschen Kapitalmarkt, motivierte die Geschäftsleitung der Reederei, 1861 eine zweite Anleihe aufzulegen. Damit besaß sie endlich die Mittel, um gezielt die Flotte für alle Sparten des Geschäfts auszubauen. Die Anfangsschwierigkeiten schienen damit überwunden zu sein, der Weg zur Entwicklung für die von Meier projektierte Großreederei war damit gebahnt.⁵⁸

57 Ebd., S. 72–77.

58 Ebd., S. 78–83.

7. Fazit

Die Gründung des Norddeutschen Lloyds als Großreederei für den Transatlantikverkehr und die dafür notwendige Kapitalmobilisierung stehen beispielhaft für ein Problem, mit dem sich viele junge Firmen der deutschen Frühindustrialisierung konfrontiert sahen. Tatkräftige Unternehmer hatten durchaus den Handlungsbedarf erkannt, ein »industrielles Etablissement« ins Leben zu rufen. Zum einen wollten sie die zum Teil von ihnen selbst entwickelten technologischen Innovationen in eigenen Betrieben in die Tat umsetzen, zum anderen hofften sie auf auskömmliche Gewinne, sollten die neuen Gesellschaften sich im Wettbewerb behaupten können und florieren. Verfügten diese Unternehmer jedoch nicht über ausreichende finanzielle Mittel, etwa aus dem Kreis der Familie, so war es vielfach schwierig, eine Firmengründung in die Tat umzusetzen. Die Kapitalmobilisierung erwies sich häufig als sehr aufwendig oder ergebnislos, hoffnungsvolle Projekte scheiterten damit frühzeitig. Ein Grund war die immer wieder anzutreffende Skepsis von Investoren, vielfach eine Folge von schwer abzubauenen Informationsasymmetrien zwischen Unternehmern und potenziellen Geldgebern. Die Kommunikationstechnologie war noch kaum entwickelt, Informationen über ein neues Unternehmen daher nur sehr schwer zu bekommen. Das gegenseitige Vertrauen bildete daher die Schlüsselgröße, um Gelder für ein Investment zu generieren. Zwischen langjährigen Geschäftspartnern hatte sich unter Umständen ein solches Vertrauensverhältnis entwickelt, »Newcomer« oder Unternehmer mit neuen Ideen, einem bisher unbekanntem »business plan« oder gar einer neuartigen Form der Unternehmensführung liefen jedoch Gefahr, keine Gelder von Investoren zu erhalten. Ein solches Szenario lässt sich nicht nur in der maritimen Wirtschaft feststellen, sondern auch in anderen Schlüsselbranchen und Führungssektoren der deutschen Industrialisierung, etwa im Eisenbahnbau, in der Eisen- und Stahlindustrie oder in der Textilindustrie.⁵⁹

Die Gründung des Norddeutschen Lloyds zeigt aber auch, dass in Deutschland in der Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs ein Mangel an Kapital herrschte, das in neue Unternehmen investiert werden konnte. Vielmehr bildete die Skepsis, ja sogar Aversion gegenüber Firmen in einer neuen Rechtsform und mit einer neuen Betriebsorganisation das entscheidende Hindernis bei kapitalkräftigen Investoren. Noch war die Rechtsform der Aktiengesellschaft vergleichsweise unbekannt, zudem lehnten sie viele Kaufleute und Geldgeber mit einem tradierten Weltbild von Moral und Ehre sogar ab. Mehr noch, staatliche Aufsichtsbehörden sahen darin vielfach ein reines Instrument der »Spekulation« und untersagten die Gründung von Unternehmen dieser Art. Geld war ausreichend vorhanden, selbst nach den wirtschaftlich und politisch schwierigen Jahren während und nach der Revolution von 1848. Pfandbriefe für die Landwirtschaft ließen sich etwa beim »Publikum« problemlos absetzen, die Agrarfinanzierung erwies sich bei weitem nicht als so schwierig wie die Finanzierung der maritimen Wirtschaft. Auch in

59 Siehe dazu Pierenkemper, *Umstrittene Revolutionen* (wie Anm. 3), S. 123–126; Tilly, *Vom Zollverein zum Industriestaat* (wie Anm. 3), S. 39–45.

Bremen war ausreichend Kapital vorhanden. So verlief etwa die Aufbringung der Mittel für die Bremer Bank ohne größere Hindernisse. Damit lässt sich auch für die Hansestadt ein Szenario feststellen, das von einigen Autoren in den Debatten über die Merkmale der deutschen Industrialisierung bereits beschrieben wurde: die Verfügbarkeit über durchaus große Summen an Kapital, aber auch die Zweifel, dieses für die Gründung von Unternehmen mit einem nicht vollständig risikolosen Geschäftsmodell zur Verfügung zu stellen.⁶⁰

Auch in Bremen waren bestimmte Akteure und Institutionen notwendig, um die vorherrschende Skepsis aufzubrechen, hier vor allem in Gestalt der Creditanstalt für Industrie und Handel aus Dessau. Ihr Engagement beim Norddeutschen Lloyd ebnete den Weg für die weitere Kapitalmobilisierung und reduzierte aus Sicht von privaten Investoren das Risiko, Anteilsscheine der neuen Schifffahrtsgesellschaft zu zeichnen. Damit fiel auch hier einer Bank die Aufgabe zu, die eigentliche Anschubfinanzierung für ein Unternehmen zu leisten und damit vorhandene Bedenken unter privaten Investoren zu verringern. Diese Funktion wurde in den Debatten über die Spezifika der Industrialisierung in einem wirtschaftlich rückständigen Land häufig den Finanzintermediären zugeschrieben. Auch bei der Kapitalmobilisierung für den Norddeutschen Lloyd scheint der dabei skizzierte Mechanismus zuzutreffen.⁶¹

Ist dieser Befund jedoch für Bremen zu generalisieren? Ist darin sogar eine der Ursache zu suchen, dass die industrielle Entwicklung der Hansestadt derjenigen in ihrem Umland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hinterherhinkte und Bremen zu einem »notorischen industriellen Spätzünder« mutierte, wie häufiger behauptet wurde?⁶² Diese Fragen sind keineswegs einfach zu beantworten. Vielmehr sind weitere, quellengestützte Studien zu einzelnen Wirtschaftszweigen und zu einzelnen Unternehmen notwendig, damit sich ein klares Bild und ein gesicherter Befund ergeben.

60 So bezweifelte der Münchener Wirtschaftshistoriker Knut Borchardt bereits zu Beginn der 1960er Jahre die bis dahin gängige Auffassung, in Deutschland habe ein weit verbreiteter Kapitalmangel nachhaltige Investitionen in die wichtigen Branchen der Frühindustrialisierung verhindert. Knut Borchardt, Zur Frage des Kapitalmangels in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Jg. 173, 1961, S. 401–421.

61 Diese These wurde etwa vom amerikanischen Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Alexander Gerschenkron in seinen Studien zur wirtschaftlichen Entwicklungsdynamik in verschiedenen europäischen Ländern vertreten. Vgl. Alexander Gerschenkron, *Economic Backwardness in Historical Perspective. A book of essays*, Cambridge (Mass.) 1961.

62 Vgl. Hartmut Roder, *Bremens Wirtschaft im Wandel* (wie Anm. 17), S. 63–43.

»Erst handeln, dann melden«.
Deutsche Fischdampfer als Nordsee-Vorpostenboote
im Ersten Weltkrieg¹

Von Heiko Herold

Die Sicherung des Küstenvorfelds in der Nord- und Ostsee war eine der wichtigsten unmittelbaren Aufgaben der Kaiserlichen Marine bei Kriegsbeginn im August 1914². Um diese Aufgabe bewältigen zu können, reichten die vorhandenen Kriegsschiffe nicht aus. Deshalb griff die Marineleitung, wie für den Kriegsfall vorgesehen, auf Hilfsfahrzeuge aus dem zivilen Bereich zurück, die sie für diesen Zweck umrüsten ließ. Dazu zählten neben Handelsschiffen, Schleppern und anderen hochseetauglichen Nutzfahrzeugen vor allem Fischdampfer.

Über den Einsatz deutscher Fischdampfer im Zweiten Weltkrieg, der so genannten Kriegsfischkutter, gibt es einige Literatur³. Ihre Rolle als Hilfschiffe der Kaiserlichen Marine im Ersten Weltkrieg hingegen ist bislang von der historischen Forschung kaum beachtet worden. Die jüngste Untersuchung stammt von Paul Köppen aus dem Jahre 1930. Köppen widmete den Fischdampfern im Marinedienst ein Kapitel in seinem Werk »Die Überwasserschiffe und ihre Technik«, das er für die amtliche, vom Marinearchiv herausgegebene Reihe »Der Krieg zur See 1914–1918« verfasste⁴. Umfassende Studien zum Thema, wie sie Douglas d'Enno und Robb Robinson jüngst für Großbritannien vorgelegt haben⁵, sind auch über 100 Jahre nach Kriegsende

- 1 Die Grundlage für diesen Beitrag bildet mein Vortrag »German Trawlers as Patrol Vessels in World War I in the North Sea«, den ich am 20. September 2019 im Rahmen des 2019 McMullen Naval History Symposium an der United States Naval Academy in Annapolis gehalten habe.
- 2 Otto Groos u. Walther Gladisch: Der Krieg in der Nordsee, 7 Bde., Berlin u. Frankfurt a. M. 1920–1965, hier Bd. 1, S. 21–41.
- 3 Siehe u. a. Herwig Danner: Kriegsfischkutter. KFK, Hamburg u. a. 2001; Lothar Frädrich u. Günther Naims: Seekrieg im Ärmelkanal. Vorpostenboote an vorderster Front, Hamburg u. a. 2003; Horst Kohl: Fischdampfer und Walfangboote im Krieg. Der Einsatz der 17. U-Jagdflottille vor Norwegen, Hamburg 2002; Heinrich Walle (Hrsg.): Der Kriegsfischkutter. Vom Wachboot bis zur »Nordwind«. Die Entstehung des KFK, Bonn 2014.
- 4 Paul Köppen: Die Überwasserstreitkräfte und ihre Technik, Berlin 1930, S. 164–172.
- 5 Douglas d'Enno: Fishermen against the Kaiser, Bd. 1. Shockwaves of War 1914–1915, Barnsley 2010; Robb Robinson: Fishermen, the Fishing Industry and the Great War at Sea. A Forgotten History?, Liverpool 2019. Der zweite Band von Douglas d'Ennos Studie ist noch nicht erschienen.

noch ein Desiderat der Forschung. Dieser Beitrag befasst sich primär mit den deutschen Fischdampfern, die von August 1914 bis November 1918 als Vorpostenboote in der Nordsee eingesetzt waren. Ziel der Darstellung ist es, einen Überblick über Aufgaben, Organisation und Einsatz der Nordsee-Vorpostenflottille im Ersten Weltkrieg zu vermitteln und weitere Forschung anzuregen. Neben anderen Quellen wurden dafür vor allem die Kriegstagebücher der Flottille im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg ausgewertet⁶.

Zu Kriegsbeginn gab es den Schiffstyp Fischdampfer im Deutschen Reich noch keine dreißig Jahre. Am 7. Februar 1885 schickte Friedrich Busse den ersten dampfgetriebenen Seitenfänger von Geestemünde auf Fang. Dieses Datum markiert den Beginn der industrialisierten Hochseefischerei im Deutschen Reich⁷. Die Fischdampfer waren robuste, hochseetaugliche Fahrzeuge, die auch bei schweren Stürmen noch auf Fangreise gingen. Anfangs fischten sie in der Nord- und Ostsee, doch rasch dehnten sie ihre Fanggebiete immer weiter aus. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges gingen deutsche Fischdampfer im Nordatlantik, im Europäischen Nordmeer, in der Barentssee, im Mittelmeer und sogar im Roten Meer auf Fischfang. Als Zentrum der deutschen Hochseefischerei bildete sich innerhalb weniger Jahre das preußische Geestemünde an der Wesermündung heraus, das heute ein Stadtteil von Bremerhaven ist.⁸

Auf den Fischdampfern dienten hartgesottene Seeleute, die bei jedem Wetter, auch bei Sturm und Eis, ihrer schweren Arbeit nachgingen. Sie verbrachten einen Großteil des Jahres auf hoher See. In den Kriegsplanungen der Kaiserlichen Marine spielten die Fischdampfer und ihre Besatzungen seit Ende der 1880er Jahre eine zunehmend wichtige Rolle⁹.

»Die wetterharten, seegewohnten Mannschaften der Fischdampfer bilden einen vorzüglichen Ersatz für die Marine«, konstatierte der Geestemünder Fischereihafen-Direktor Dr. Otto Senst wenige Jahre vor Kriegsbeginn, »der um so wertvoller ist, als die Kapitäne und Steuerleute der Fischdampfer ausgezeichnete Kenner unserer schwierigen

6 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 1. 8. 1914–11. 11. 1918, BArch RM 63/47–55. Die ergänzenden Kriegstagebücher der beiden im September 1915 geschaffenen Halbflottillen der Nordsee-Vorpostenflottille sind für diesen Beitrag nicht systematisch ausgewertet worden. Vgl. Kriegstagebücher der I. Nordsee-Vorpostenhalbflottille, 24. 11. 1915–20. 10. 1918, BArch RM 63/92 u. 98–101; Kriegstagebücher der II. Nordsee-Vorpostenhalbflottille, 24. 9. 1915–11. 11. 1918, BArch RM 63/106 u. 148–152.

7 Zu den Pionieren der deutschen Dampfhochseefischerei zählte auch Paul Friedrich August Wurthmann, der Ur-Ur-Großvater des Verfassers. Derzeit arbeitet der Verfasser an einer wissenschaftlichen Biografie des Elsflether Schiffskapitäns und späteren Fischdampfer-Reeders.

8 Otto Höver: Deutsche Hochseefischerei, Oldenburg 1936; Günther Rohdenburg: Hochseefischerei an der Unterweser. Wirtschaftliche Voraussetzungen, struktureller Wandel und technische Evolution im 19. Jahrhundert und bis zum Ersten Weltkrieg, Bremen 1975.

9 BArch R 101/2627, passim.

Nordseeküstengewässer sind und die Fischdampferbesatzungen einer Mobilmachungsorder viel schneller Folge leisten können als die über alle Häfen der Welt verstreuten Mannschaften der in weiter Fahrt beschäftigten Schiffe«¹⁰.

Schon in Friedenszeiten waren »Matrosen, die ihre Ausbildung auf der Fischdampferflotte genossen haben, [...] als tüchtige und brauchbare Seeleute bei der Kaiserlichen Marine geschätzt«¹¹. Im Kriegsfall sollten sie mit ihren umgerüsteten Fahrzeugen die Torpedobootflottillen und Minensuchdivisionen bei Aufklärung, Küstenschutz und Minensuchen unterstützen. Ein Teil der Fischer hatte seinen Wehrdienst bei der Kaiserlichen Marine geleistet und gehörte der Marine-Reserve, Marine-Ersatzreserve oder Seewehr an.

Für die Mobilmachung der Fischdampfer war die Seetransportabteilung im Reichsmarineamt verantwortlich. Die im Jahre 1900 geschaffene Abteilung erfasste vor dem Krieg sämtliche Handelsschiffe und Fischereifahrzeuge, die bei Bedarf zu Hilfskriegsschiffen umgerüstet werden sollten. Ihre Übernahme und Ausrüstung im Mobilmachungsfall war genau geplant:

»Dazu zählte die Planung der erforderlichen Umbauten und Einrichtungen, die Anfertigung der dazu notwendigen Zeichnungen und Bauvorschriften wie auch die Festlegung der Werft, die diese Arbeiten im Mobilmachungsfall auszuführen hatte und die dafür bereits im Frieden vertraglich gebunden wurde. Für jedes laut Plan zu übernehmende Hilfsschiff ließ die Seetransportabteilung eine Ausrüstungsmappe anlegen. Sie enthielt die Art und Reihenfolge der Umbauten, den Ausrüstungssetat, Angaben über die Besatzungsstärke sowie ein Muster der Mannschaftsliste. Die Ausrüstungsgegenstände für alle diese Fahrzeuge lagerten zumeist auf den kaiserlichen Werften, in den Artillerie- und Minendepots sowie in den Marinelazaretten und Sanitätsämtern«¹².

Diese umfangreichen Planungen sollten es der Kaiserlichen Marine im August 1914 ermöglichen, zahlreiche Fischdampfer, Frachter und andere zivile Schiffe rasch umzurüsten und in den Marinedienst zu stellen¹³. Auf die Fischdampfer, die der Nordsee-Vorpostenflottille zugeteilt wurden, traf das

10 Otto Senst: Die Geestemünder Hochseefischerei, Geestemünde 1910, S. 26. In ähnlicher Weise argumentierte der BdL-Abgeordnete Dr. Diederich Hahn in einer Reichstagsrede im März 1911. Vgl. Dr. Diederich Hahn (BdL), 16.3.1911, in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstages, Bd. 265, S. 5507.

11 Josef Wiese: Das Meer. Geographische, naturgeschichtliche und volkswirtschaftliche Darstellung des Meeres und seiner Bedeutung in der Gegenwart, Berlin 1906, S. 300.

12 Hermann Rahne: Mobilmachung. Militärische Mobilmachungsplanung und -technik in Preußen und im Deutschen Reich von Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg, Berlin (Ost) 1983, S. 149.

13 Bernhard Rösing: Das Nachschubwesen der Marine und die Ausrüstung von Hilfskriegsschiffen, in: Der Weltkrieg um Ehre und Recht, hrsg. v. Max Schwarze, 10 Bde., Berlin 1921–1933, Bd. 7, S. 273–337, hier S. 310–327.

jedoch nicht zu, denn die Bildung dieses Verbandes war in den Mobilisationsplänen nicht vorgesehen¹⁴. Erste Überlegungen zur »Bereitstellung von 30–40 Fischdampfern als Beobachtungsschiffe«¹⁵ in der Nordsee stellte die Marineleitung am 12. Juli 1914 an – knapp drei Wochen vor Kriegsbeginn. Hinzu kam, dass der Kaiserlichen Marine 1914 »keine [praktischen] Erfahrungen über Umbau und Einsatz von Fischdampfern zum Vorpostendienst und zur Minenbekämpfung« vorlagen, wie Erich Gröner konstatiert. »Die entsprechenden Umrüstungen wurden zunächst improvisiert«¹⁶.

Im Sommer 1914 umfasste die reichsweite Fischdampfer-Flotte 285 Fahrzeuge. Der Großteil war an der Nordseeküste, überwiegend in Geestemünde, Bremerhaven und Nordenham stationiert. Zwar gelang es fast allen deutschen Fischdampfern, sich bei Kriegsbeginn in heimische oder neutrale Gewässer zu retten und somit einem feindlichen Zugriff zu entziehen, aber die Seefischerei kam in den ersten Kriegsmonaten vollständig zum Erliegen¹⁷. Gleichwohl lagen nicht alle Dampfer untätig in ihren Heimathäfen. Viele erhielten neue Aufgaben als Hilfskriegsschiffe.

Am 31. Juli 1914 begann die Marine mit der Sicherung der Deutschen Bucht. Am 2. August formierte sie die ersten Küstenschutz-Verbände an der Nordsee, die beiden Hafenflottillen der Jade/Weser¹⁸ und Ems¹⁹, zwei Tage später

- 14 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 12. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 6; Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte (mit Anlagen), 12. 9. 1915, in: ebd., BArch RM 63/50, Bl. 67–77, hier Bl. 69; Köppen (wie Anm. 4), S. 164.
- 15 Chef des Admiralstabes an das Kommando der Hochseeflotte, 23. 7. 1914, BArch RM 47/136, Bl. 326.
- 16 Erich Gröner: Die deutschen Kriegsschiffe 1815–2015, 9 Bde., München u. Berlin 1982–2017, Bd. 8, S. 160; siehe auch: Christian Grotewold: Die deutsche Hochseefischerei in der Nordsee, Stuttgart 1908, S. 96f.
- 17 Zur deutschen Seefischerei und Fischwirtschaft im Ersten Weltkrieg siehe u. a.: Roland Baartz: Entwicklung und Strukturwandel der deutschen Hochseefischerei unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für Siedlung, Wirtschaft und Verkehr Cuxhavens, Hamburg u. Stuttgart 1991, S. 85–89; Jan Christoph Greim: Von Stock- und Köhlisch zu Fischfilets. Die Industrialisierung des Nahrungsmittels Seefisch (1860 bis 1945), Essen 2019, S. 100–114; Wilhelm von Flügge: Die Fische in der Kriegswirtschaft, Berlin 1918; Bruno Rogowsky: Die Organisation der deutschen Fischwirtschaft im Kriege, Berlin u. Leipzig 1922; Jenny Sarrazin: War, Public Intervention and Structural Changes in the German Fishing Industry, 1914–1930, in: Maritime Industries and Public Intervention, hrsg. v. Randi Ertesvåg, David J. Starkey u. Anne Tove Austbø, Stavanger 2002, S. 137–155, hier S. 142–149. Ab dem Frühjahr 1915 erlaubte die Marineleitung nicht nur den zivilen, sondern auch den Fischdampfern im Marinedienst das gelegentliche Fischen. Dadurch verbesserte sich die Ernährungslage der Besatzungen, die mit den Fängen teilweise auch Verwandte und Freunde versorgten. Größere Mengen mussten sie zur zentralen Verteilung an die Behörden abliefern. Vgl. Köppen (wie Anm. 4), S. 171.
- 18 Die Hafenflottille der Jade, wie sie offiziell hieß, war von Anfang an auch für die Sicherung der Weser zuständig. Am 1. Juni 1917 wurde sie in Vorpostenflottille der Jade/Weser umbenannt. Vgl. Aufstellung des Chefs der Hafenflottille

die Hafenflottille der Elbe²⁰. Anfangs übernahmen Minensucher, U-Boote, Kleine Kreuzer und vor allem Torpedoboote den Vorpostendienst, was »ihrem eigentlichen Zweck sehr wenig entsprach und nur als Notbehelf gelten konnte, bis weniger wertvolle und für den Zweck der Sicherung geeignetere Fahrzeuge in genügender Zahl zur Verfügung stehen würden«²¹. Um diese Einheiten zu entlasten und zweckmäßiger einsetzen zu können, requirierte die Marine nur wenige Tage nach Kriegsbeginn 40 zivile Fischdampfer gemäß den Bestimmungen des Kriegsleistungsgesetzes²² und ließ sie zu Vorpostenbooten umrüsten. Am 11. August stellte die Marineleitung schließlich die Vorpostenflottille der Nordsee auf, die eine zentrale Rolle bei der Sicherung der Deutschen Bucht übernehmen sollte. Dieser Verband setzte sich (überwiegend) aus Fischdampfern zusammen. Seine Führung übernahm Korvettenkapitän Max Forstmann, der ältere Bruder von Walter Forstmann, einem der bekanntesten und erfolgreichsten deutschen U-Bootkommandanten des Ersten Weltkrieges.²³

der Jade zur Sicherung der Jade und Weser durch die Hafenflottille, 19. 8. 1914, BArch RM 5/5237, Bl. 82; Hans H. Hildebrand: Die organisatorische Entwicklung der Marine nebst Stellenbesetzung 1848 bis 1945, 3 Bde., Osnabrück 2000, Bd. 1, S. 281.

- 19 Die Sicherungskräfte auf der Ems wurden im Laufe des Krieges mehrfach umbenannt. Zeitweise hießen sie Küstenschutzflottille bzw. Küstenschutzdivision der Ems. Im Oktober 1915 wurde zudem eine zusätzliche Vorpostenflottille der Ems aufgestellt. Vgl. Hildebrand (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 282 f.
- 20 Die Hafenflottille der Elbe wurde am 10. Juni 1917 in Vorpostenflottille der Elbe umbenannt. Vgl. Hildebrand (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 283.
- 21 Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 133.
- 22 Siehe dazu allgemein Fritz Proegler: Die Schiffsrequisition nach den Bestimmungen des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873 und den Ausführungsverordnungen, (Diss.) Tübingen 1918.
- 23 Schiffsbesichtigungskommission an Marinestation der Nordsee, 2. 8. 1914, BArch RM 107/109, Bl. 4; Reichsmarineamt an Schiffsbesichtigungskommission, 14. 8. 1914, ebd., Bl. 58 f.; Tirpitz an Kaiser Wilhelm II., 8. 11. 1915, in: Die deutsche Seekriegsleitung im Ersten Weltkrieg. Dokumentation, hrsg. v. Gerhard Grainger, 4 Bde., Koblenz 1999–2004, Bd. 1, S. 331–335; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 27–37 u. 131–139; Carl Herbert: Kriegsfahrten Deutscher Handelsschiffe. Leistungen der Handelsmarine und ihrer Männer im Weltkrieg, Hamburg 1934, S. 133; Hildebrand (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 281 ff. Laut Hildebrand stellte die Marineleitung die Vorpostenflottille der Nordsee erst am 13. August auf. Im Kriegstagebuch der Flottille ist verzeichnet, dass der Chef der Hochseeflotte Forstmann bereits am 11. August zum Flottillenchef der Vorpostenboote ernannt wurde. Vgl. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 11. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 6; Hildebrand (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 281. Zu Walter Forstmann siehe Erwin Dickhoff: Essener Köpfe. Wer war was?, Essen 1985, S. 62–63; Walter Forstmann: U 39 auf Jagd im Mittelmeer, Berlin 1918.

Aufstellung der Nordsee-Vorpostenflottille

Mit fast zwanzig Dienstjahren war Korvettenkapitän Max Forstmann ein erfahrener Marineoffizier. Nach einer Verwendung als Admiralstabsoffizier im Ostasiatischen Kreuzergeschwader 1909/10 war er mehrere Jahre in der Zentralverwaltung für das Schutzgebiet Kiautschou im Reichsmarineamt tätig²⁴. Am 2. August 1914 übernahm er, wie im Mobilmachungsplan vorge-



Abb. 1: Siegelmarke des Kommandos der Nordsee-Vorpostenflottille.

Foto: Veikko Jungbluth, Veikkos-Archiv

sehen, das Kommando über den Seebädderdampfer »Silvana« in Cuxhaven, den er zum Hilfsstreuminendampfer »C« umrüsten ließ²⁵. Zur gleichen Zeit entsandte die Marine erste Vorpostenboote auf die Altenbrucher Reede und errichtete erste Minensperren zur Sicherung der Elbmündung und Cuxhavens. Sperrlotsen übernahmen die Aufgabe, ein- und auslaufende Schiffe sicher durch die Minenfelder zu geleiten. Am 3. August, einen Tag vor der formalen Kriegserklärung Großbritanniens an das Deutsche Reich, kam es zu einem Minenunfall: der englische Frachtdampfer »San Wilfrido« verzichtete beim Einlaufen in Cuxhaven auf die Übernahme eines Sperrlotsen, weil nicht sofort einer verfügbar war,

lief auf zwei Minen und sank. Verärgert notierte Forstmann im Kriegstagebuch: »Sperrlotsendienst hat anscheinend versagt«²⁶. Am nächsten Tag sprengte die Nordische Bergungsgesellschaft das Wrack, weil es aus dem Wasser ragte und damit die Lage der Minensperre vor Cuxhaven verriet. Um

24 Max Forstmann (18. 2. 1876–4. 7. 1936), in: Hans Hildebrand: Sammlung zu Geschichte, Organisation und Stellenbesetzung der deutschen Marinen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert, BArch MSG 225; Adreß-Kalender für die Königl. Haupt- und Residenzstädte Berlin und Potsdam, sowie Charlottenburg auf das Jahr 1914, Berlin 1914, S. 121; Hildebrand (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 321; Rangliste der Kaiserlich Deutschen Marine, Jg. 1910, S. 27; Jg. 1911, S. 8; Jg. 1912, S. 8; Jg. 1913, S. 8, u. Jg. 1914, S. 12.

25 Die »Silvana« war 1897 vom Stapel gelaufen und als Passagierdampfer im Nordseebädderdienst der Nordsee-Linie, ab 1905 der HAPAG eingesetzt worden. Ihre Umrüstung zum Hilfsstreuminendampfer »C« begann schon am 1. August. Vgl. Herbert Kuke: Kurs Helgoland. Eine Geschichte des Seebades, des Seebädderdienstes und der Seebädderschiffe seit 1829, Oldenburg u. Hamburg 1974, S. 150; Bernd Langensiepen: Fünf Tage im August. Die kurze Episode des Bädderdampfers Silvana als Hilfsstreuminendampfer C, in: Marine-Nachrichtenblatt, Jg. 3 (2012), Ausgabe 10, S. 12–15.

26 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 3. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 3.

solche Vorfälle in Zukunft zu vermeiden, vermerkte Forstmann im Kriegstagebuch, sollten die Sperrlotsen weiter stromabwärts an Bord einlaufender Dampfer gehen und diese, falls kein Lotse unmittelbar verfügbar war, gezwungen werden, in sicherem Abstand zur Minensperre zu ankern.²⁷

Am 6. August beorderte ihn der Flottenchef Admiral Friedrich von Ingenohl, der Forstmann aus seiner Zeit als Chef des Kreuzergeschwaders kannte, nach Wilhelmshaven und beauftragte ihn mit der »Organisation der Beobachtungsboote der Nordsee«²⁸. Dafür stellte er Forstmann 40 zivile Fischdampfer zur Verfügung, die dieser in kurzer Zeit zu Vorpostenbooten umrüsten und zur Sicherung der Deutschen Bucht im Küstenvorfeld stationieren sollte. Nur vier Tage, nachdem Forstmann seinen Auftrag erhalten hatte, konnte er dem Flottenchef bereits melden: »Ausrüstung der 14 kleinen Fahrzeuge beendet; die übrigen sind fast fertig«²⁹. Die 14 Boote übergab er der Marinestation der Nordsee, wo sie zur Verstärkung der Sicherungskräfte in den Flussmündungen der Jade, Weser, Ems und Elbe eingesetzt werden sollten. Offenbar überzeugte Forstmanns zupackende Art den Flottenchef, so dass er ihn am 11. August zum Chef der Flottille der Nordseevorpostenboote ernannte³⁰. In dieser Funktion war er dem Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, Konteradmiral Franz Hipper, unterstellt, der in der Marineleitung für die Sicherung der Deutschen Bucht verantwortlich war. Allerdings maß Hipper dem Verband anfangs keine besondere Bedeutung zu, jedenfalls fand er in seinem privaten Kriegstagebuch nicht einmal Erwähnung³¹.

Die Kaiserliche Marine verfügte nicht über das Personal, um die Besatzungen der umgerüsteten Fischdampfer mit Soldaten zu ersetzen. Deshalb beließ sie die bisherigen Mannschaften größtenteils an Bord und ergänzte sie um militärisches Fachpersonal. Auch die Kapitäne blieben anfangs noch im Dienst. Allerdings stellte ihnen die Marineleitung militärische Führer zur Seite und ersetzte sie nach und nach fast ausnahmslos durch Marinesoldaten, weil sie trotz regelmäßiger Konsultationen mit Forstmann den neuen

27 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 1.–4. 8. 1914, BACh RM 63/47, Bl. 2–5; Langensiepen (wie Anm. 25), S. 12–15.

28 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 6. 8. 1914, BACh RM 63/47, Bl. 5.

29 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 10. 8. 1914, BACh RM 63/47, Bl. 6. Eine Namensliste dieser 14 Fischdampfer mit Angaben zur Bewaffnung ist enthalten in: ebd., o. D., Bl. 17.

30 Im Kriegstagebuch ist am 11. August nur vermerkt, dass Forstmann an diesem Tag die Ernennung zum Flottillenchef erhielt. Der Begriff »Chef der Flottille der Nordseevorpostenboote« wird dort erstmals am 1. September 1914 verwendet. Vgl. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 11. 8. u. 1. 9. 1914, BACh RM 63/47, Bl. 6 u. 29.

31 Das private Kriegstagebuch des Admiral Franz Ritter von Hipper, in: Marine-Nachrichtenblatt, Jg. 6 (2015), Ausgabe 17; Jg. 7 (2016), Ausgabe 20; Jg. 8 (2017), Ausgabe 23, u. Jg. 9 (2018), Ausgabe 26; Jg. 10 (2019), Ausgabe 27; hier Jg. 6 (2015), Ausgabe 17, S. 15–18 (Einträge vom 6.–18. 8. 1914). Die bislang vom Marine-Nachrichtenblatt veröffentlichten Teile von Hipper's privatem Kriegstagebuch umfassen den Zeitraum vom 17. Mai 1914 bis 27. Juni 1918. Darin werden Forstmann und die Vorpostenflottille nur an wenigen Stellen erwähnt.

Anforderungen als militärische Schiffsführer meist nicht gewachsen waren³². Sowohl die Kapitäne als auch die Mannschaften erhielten militärische Ränge und einen Schnellkurs in militärischer Grundausbildung.

»Die Besatzung der Dampfer wurde unter folgenden Gesichtspunkten von mir zusammengestellt«, notierte Forstmann im Kriegstagebuch: »1) möglichst den bisherigen Führer als Führer belassen, 2) möglichst die bisherige Besatzung, soweit sie dienstpflichtig ist, an Bord behalten; soweit sie nicht dienstpflichtig ist, als Kriegsfreiwillige an Bord belassen. 3) Leute fragen, auf welchen Dampfer sie gern wollen. Viele kennen die Kapitäne und Führer, Zusammenhalt der Besatzung hierdurch größer, weniger Schwierigkeiten in disziplinarer Beziehung, da [militärische] Führer jünger an Lebensalter wie ihre Untergebenen und z[ur] Z[eit] Obermatrosen d[er] Res[erve] und ihre Besatzung z[ur] Z[eit] Maate und Obermaate der Res[erve] sind (Beförderung der [zivilen] Führer, soweit sie noch nicht Unteroffiziere d[er] Res[erve] sind, und falls sie Schiffer auf großer Fahrt sind, zu Hilfssteuerleuten wird beim R[eichs]-M[arine]-Am[t] beantragt. Leitender Maschinist soll entsprechend behandelt werden). 4) Darauf achten, daß jedes Schiff einen Koch hat. 5) Signalpersonal fragen, wann und wo gedient, sodaß möglichst gleichmäßige Verteilung gewährleistet«³³.

Besonders zu schaffen machte Forstmann der Mangel an Offizieren, der während der gesamten Dauer des Krieges bestehen blieb. Im Januar 1915 schrieb er einen frustrierten Brief an das Kaiserliche Kommando der Hochseestreitkräfte, in dem er die daraus resultierenden Schwierigkeiten klar und deutlich benannte:

»Wohl keine Formation der Kaiserlichen Marine von dem Umfange der Flottille – 62 Boote mit rund 1500 Mann Besatzung, außer dem Führungsschiff Nordsee – leidet so sehr an Offiziermangel wie die Flottille. Für 62 Boote sind nur 4 Offiziere als Gruppenführer und zugleich als Kommandanten der Gruppenführerboote kommandiert, ein 5. Offizier leitet die Verwaltungsstelle (von den 4 Offizieren ist einer eben erst für 3 Wochen wegen Krankheit ausgefallen). Ferner befinden sich auf den Booten 1 Obersteuermann a[ußer] D[ienst], und 4 Vizesteuerleute, alle übrigen Führer sind Obermatr[osen] d[er] Res[erve], Bootsmannsmaate d[er] Res[erve] und Kriegsfreiwillige, die durch die Ernennung zu Führern Steuerleute geworden sind, ohne hierdurch naturgemäß die Eigenschaften eines Vorgesetzten zu erlangen; im Gegenteil: abgesehen von ganz wenigen Ausnahmen fällt es den Führern sehr schwer, sich auf den Booten die nötige, militärische Stellung als Vorgesetzter der gesamten Besatzung gegenüber zu verschaffen. Es bedarf großer Anstrengung meiner und der wenigen Offiziere der Flottille, die Disziplin

32 Siehe u. a. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 19. 9. 1914 u. 23. 10. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 38 u. 85 f.; Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 25. 1. 1915, in: ebd., BArch RM 63/48, Bl. 53 f.

33 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 7. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 6.

auf den Booten aufrecht zu erhalten, die Werftfliegezeiten durch starke Heranziehung der Besatzung zu den Instandsetzungsarbeiten zu verkürzen und den Vorpostendienst scharf durchzuführen. Immer wieder tritt der Zug nach Bequemlichkeit und Sichgehenlassen bei den Führern zu Tage«³⁴.

Nicht jeder Fischdampfer, der zum Vorpostenboot umgerüstet wurde, erhielt die gleiche Bewaffnung. Je nach Größe, Bauart und Verfügbarkeit montierten die Werftarbeiter entweder eine 3,7 cm-Revolverkanone, eine 5 cm-Schnellladekanone L/40 oder eine 8,8 cm-Schnellladekanone L/30 auf der Back zur Bekämpfung feindlicher U-Boote, Minenleger und Minen. Im Laufe des Krieges ließ die Marine einen Teil der Fahrzeuge mit moderneren Geschützen ausrüsten. Hinzu kamen Handfeuerwaffen, standardmäßig 13 Jägerbüchsen, zur Selbstverteidigung für die Besatzung und zur Minenbekämpfung. Ab Januar 1916 erfolgte die Ausstattung mit U-Bootdrachen und Wasserbomben³⁵. Nur wenige Dampfer erhielten funken-telegrafische Einrichtungen.

In See kommunizierten sie hauptsächlich mit optischen Signalmitteln. Die Fischdampfer waren 30–45 Meter lang und hatten zwischen 140–290 Registertonnen³⁶. Baulich waren sie nicht dafür ausgelegt, noch weitere Besatzungsmitglieder an Bord zu nehmen. Sie boten schon in Friedenszeiten wenig Raum für die 10- bis 12-köpfige Mannschaft, die sich nun im Marinedienst mehr als verdoppelte. Während der Umrüstung zu Vorpostenbooten



Abb. 2: Matrose der Nordsee-Vorpostenflottille im Ersten Weltkrieg. Foto: Privatarchiv Dr. Heiko Herold

34 Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 25.1.1915, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BArch RM 63/48, Bl. 53 f.

35 Das private Kriegstagebuch des Admiral Franz Ritter von Hipper (wie Anm. 31), Jg. 8 (2017), Ausgabe 23, S. 7 (Einträge vom 23.–26.1.1916); Gröner (wie Anm. 16), S. 160.

36 Paul Knorr: Fischdampfer und Hochseefischerei, in: Jahrbuch der Schiffbautechnischen Gesellschaft, Bd. 17 (1915), S. 233–402, hier S. 245.

bauten die Werften daher die Fischräume, die nicht mehr zur Einlagerung der Fänge benötigt wurden, zu Aufenthaltsräumen für die Besatzungen um. Zum Teil wurden sie auch als Munitionsräume genutzt. Josef Gräser, der seine Erlebnisse an Bord eines solchen Vorpostenbootes im Ersten Weltkrieg in einem lesenswerten Roman verarbeitete, schildert anschaulich, wie der ehemalige Fischraum an Bord eines solch umgerüsteten Fischdampfers aussah:

»Besonders einladend sah der Aufenthaltsraum, in dem früher die Fische aufgestapelt wurden, nicht gerade aus. Seine ganze Einrichtung bestand aus einem langen schmalen Tisch und einigen Bänken; ringsum waren für die zwanzig Mann starke Besatzung Kojen eingebaut. Als Kojen im üblichen Sinn konnte man sie wohl kaum ansprechen, denn in Wirklichkeit waren es nur neben- und übereinandergebaute boxenähnliche Löcher, die zum Schlafen und als Stapelplatz für Kleider dienten. Ein Oberlicht – skylight – gab dem Raum Luft und mäßiges Tageslicht. Zum Aufstieg an Deck führte eine steile Leiter. Dies also war der Fischraum. In ihm verbrachte die Mannschaft ihre freie Zeit. Hier schlief sie, backte und bankte sie, spielte Skat, las und schrieb, und manches bunte Seemannsgarn wurde hier gesponnen, wenn das Schiff untätig im dicken Nebel oft tagelang vor Anker lag«³⁷.

Obwohl die ersten 40 Fischdampfer³⁸, welche die Reedereien der Marine bei Kriegsbeginn für den Nordsee-Vorpostendienst zur Verfügung stellen mussten, erfolgreich innerhalb weniger Tage zu Hilfskriegsschiffen umgerüstet werden konnten, war Forstmann nicht zufrieden. Im Kriegstagebuch bemängelte er, dass die Ausrüstung der Vorpostenboote dadurch verlangsamt und erschwert worden sei, dass sie »ms-mäßig [mobilmachungsmäßig] nicht vorgesehen war«³⁹. Die standardmäßige Signalausrüstung für Kriegsschiffe musste mit Bordmitteln hergestellt werden, die Lieferung der Geschütze erfolgte teilweise erst während der Umrüstung, und die Kleiderkammern verfügten nicht über das notwendige Material, um hunderte neue Soldaten vollständig auszustatten. »Zahlreiche Personen der Besatzungen mussten am 14. August in See gehen, ohne eingekleidet zu sein, und liefen dadurch Gefahr als Piraten behandelt zu werden«, vermerkte er im Kriegstagebuch. »Durch großes Entgegenkommen aller beteiligten Stellen gelang es aber«, resümierte er versöhnlich, »der Schwierigkeiten Herr zu werden«⁴⁰. Am 13. August konnte er dem Flottenchef melden, dass auch die Ausrüstung der restlichen 26 Fischdampfer abgeschlossen war. Als Stützpunkt der Vorpostenflottille bestimmte die Marineleitung Wilhelmshaven, als ihr Flaggschiff den bewaffneten Passagierdampfer »Silvana«, der – anders als

37 Josef Gräser: Nordsee-Patrouille. Als wir gegen England fuhren, Stuttgart 1940, S. 11f.

38 Eine Namensliste der requirierten Fischdampfer ist enthalten in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, o. D., BArch RM 63/47, Bl. 16.

39 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 12. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 6.

40 Ebd., Bl. 7.

zunächst geplant – für den Einsatz als Hilfsstreuminendampfer nicht geeignet war⁴¹. Nach zweitägigen Schießübungen in der Nordsee war die Flottille schließlich einsatzbereit.⁴²

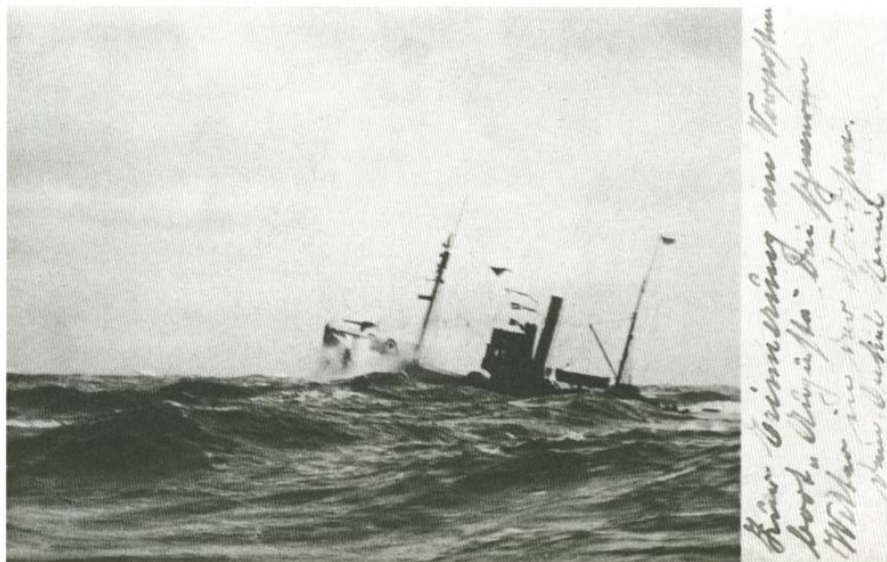


Abb. 3: Bewaffneter Fischdampfer »Auguste« bei schwerem Wetter auf Vorposten in der Nordsee, ca. 1915. Foto: Privatarchiv Dr. Heiko Herold

Aufgaben und Organisation des Vorpostendienstes

Am 16. August 1914 befahl Forstmann den Vorpostenbooten, ihre Stellungen im Küstenvorfeld einzunehmen. Die 14 kleineren Fahrzeuge verteilte er in den Flussmündungen der Jade, Weser, Ems und Elbe. Die 26 größeren Fahrzeuge entsandte er in die Deutsche Bucht und positionierte sie in zwei Linien zwischen Spiekeroog und Helgoland sowie Helgoland und der Süderhever bei St. Peter-Ording. Anfangs gab es bei »den einzelnen Dienststellen [der Kaiserlichen Marine] noch Unklarheiten bezüglich der Fischdampfer als

41 Langensiepen (wie Anm. 25), S. 12–15; Herbert (wie Anm. 23), S. 131. Bereits im Oktober 1912 hatte der Chef des Stabes der Marinestation der Nordsee das Kommando der Hochseeflotte darauf hingewiesen, dass die Minenladefähigkeit der »Silvana« zu gering für ihre Mobilmachungsverwendung war. Vgl. Marinestation der Nordsee an Kommando der Hochseeflotte, 21. 10. 1912, BArch RM 47/133, Bl. 279. Im November 1914 löste der Dampfer »Nordsee« die »Silvana« als Flaggschiff der Vorpostenflottille ab. Vgl. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 1. 11. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 101.

42 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 7.–13. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 6f.; Gliederung der Flottille der Vorpostenboote, 17. 9. 1914 u. 12. 12. 1914, in: ebd., Bl. 59f. u. 154f.

Beobachtungsschiffe«, so dass sich das Reichsmarineamt am 20. August veranlasst sah, in einem Rundschreiben klarzustellen: »Die Beobachtungsschiffe (Fischdampfer) sind Hilfskriegsschiffe; sie führen also die Kriegsflagge und haben unter einem militärischen Kommando eine militärische Besatzung (kein Detachement)«⁴³. Forstmann unterteilte die Vorpostenboote der Nordsee in vier Gruppen und zwei Törns, die sich regelmäßig abwechseln sollten. »Die Boote dampfen am Tage mit langsamer Fahrt (ca. 5 sm) in der Richtung der Vorpostenlinie hin und her«, legte er fest, »gehen zu jeder vollen und halben Stunde auf Gegenkurs; nachts senkrecht zur Richtung der Vpl. [Vorpostenlinie] hin und her, Kursänderung wie am Tage. Nachts liegen die Flügelboote der Linie I und das linke Flügelboot der Linie II zu Anker«⁴⁴. Nach 48 Stunden wurden sie »dann mittags durch die andere Wache abgelöst und gehen für 48 Stunden nach Wilhelmshaven zum Ausruhen«⁴⁵. Um das Eindringen feindlicher U-Boote zu verhindern, ließ die Marineleitung zusätzlich Minenfelder und Netzsperrren in der Deutschen Bucht anlegen, deren Durchfahrten die Vorpostenboote sicherten. Forstmann führte die Flottille nur selten von Wilhelmshaven, sondern überwiegend von Bord seines Flaggschiffs oder der Insel Helgoland.⁴⁶

Am 18. August 1914 verfügte Konteradmiral Hipper die »Grundsätze für die Sicherung der Deutschen Bucht«. Im Rahmen dieses strategischen Konzepts, das in seinen Grundzügen während des gesamten Krieges bestehen blieb, bildeten die Vorpostenboote hinter einer äußeren Bewachungslinie aus Torpedobooten die zweite, innere Bewachungslinie. Zu deren Absicherung postierte Hipper in dritter Linie einige Kleine Kreuzer. Des Weiteren stationierte er eine Torpedobootflottille, Minensucher und U-Boote in Helgoland, außerdem Flugzeuge und Luftschiffe in Küstennähe und auf einigen Nordseeinseln. Tagsüber lag der Fokus auf der »Sicherung der Deutschen Bucht in erster Linie gegen feindliche U-Boote, in zweiter Linie gegen Minenleger«, und nachts »gegen Minen- und Sperrunternehmungen«⁴⁷. Wenn die

43 Geheimes Rundschreiben des Reichsmarineamtes an die oberen Marinendienststellen, 20. 8. 1914, BArch RM 107/109, Bl. 79 (Hervorhebung im Original).

44 Geheimbefehl des Flottenchefs über den Vorpostendienst der Flottille der Vorpostenboote der Nordsee, 12. 8. 1914, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BArch RM 63/47, Bl. 19 ff., hier Bl. 20.

45 Geheimbefehl des Flottenchefs über den Vorpostendienst der Flottille der Vorpostenboote der Nordsee (mit Anlagen), 19. 9. 1914, BArch RM 43/850, Bl. 17–22, hier Bl. 18.

46 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 16.–30. 8. 1914 (mit Anlagen), BArch RM 63/47, Bl. 8–21; Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte (mit Anlagen), 12. 9. 1915, in: ebd., BArch RM 63/50, Bl. 67–77; Tirpitz an Kaiser Wilhelm II., 8. 11. 1915, in: Die deutsche Seekriegsleitung im Ersten Weltkrieg (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 331–335.

47 Grundsätze für die Sicherung der Nordsee, 18. 8. 1914, BArch RM 5/5237, Bl. 48 f. Diese Formulierungen übernahm Hipper wortgleich aus seinen bereits am 2. August erlassenen »Grundsätzen für das Verhalten der Sicherung für die erste Zeit nach Beginn der Feindseligkeiten«. Vgl. Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 34 f.

Vorpostenboote feindliche Kräfte sichteten, mussten sie diese Beobachtung so schnell wie möglich an das Flottenkommando melden⁴⁸. »Ihre militärische Hauptaufgabe«, konstatiert Paul Köppen, »bestand im Beobachtungsdienst«⁴⁹. Gleichwohl galt die Devise: »Erst handeln, dann melden«⁵⁰, die Forstmann im Dezember 1914 ausgab, denn neben Beobachtung war ihr »Hauptzweck«⁵¹ das Aufspüren feindlicher U-Boote und Minenleger, die sie durch Beschuss oder Rammen bekämpfen sollten. Bei feindlichen Sperrversuchen zur Verblockung der Flussmündungen der Nordsee sollten die Vorpostenboote »versuchen durch Angriffe Verwirrung in die anmarschierenden Dampfer zu bringen«⁵². Minen waren mit den Bordwaffen zu zerstören. Wenn allerdings überlegene feindliche Kräfte im Anmarsch waren, sollten sich die bewaffneten Fischdampfer nach Helgoland oder in die Flussmündungen zurückziehen. Noch im Herbst 1914 kam eine weitere wichtige Aufgabe hinzu: der Geleitdienst für ein- und ausfahrende deutsche U-Boote durch die eigenen Minensperren in ihrem Einsatzgebiet. »Man nannte den Dienst auf diesen Booten auch Himmelfahrtskommando«⁵³, erinnerte sich Johannes Hubert, der nach Kriegsbeginn zunächst Kommandant des Vorpostenbootes »Breslau« und später einer Vorpostengruppe war.⁵⁴

Anfangs lief der Vorpostendienst keineswegs reibungslos. Im Gegensatz zur Royal Navy hatte die Kaiserliche Marine dafür vor dem Krieg aus Geldmangel keine Fischdampfer zu Manövern herangezogen, so dass sie jetzt auf keinerlei Erfahrungen in deren Verwendung als Vorpostenboote zurückgreifen konnte⁵⁵. Es dauerte eine Weile, bis die Besatzungen sich an die neue Routine und die neuen Aufgaben gewöhnt hatten⁵⁶. Wie angespannt

48 Flottillenbefehl von Forstmann bezüglich der Weitergabe von Meldungen, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 24. 10. 1914, BAArch RM 63/47, Bl. 128 f.

49 Köppen (wie Anm. 4), S. 164.

50 Forstmann an Hipper, 2. 12. 1914, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BAArch RM 63/47, Bl. 146.

51 Reinhard Scheer: Deutschlands Hochseeflotte im Weltkrieg. Persönliche Erinnerungen, Berlin 1920, S. 154.

52 Direktiven des Flottenchefs für die Maßnahmen gegen einen feindlichen Verblockungsversuch unserer Flußmündungen der Nordsee, 3. 12. 1914, BAArch RM 43/850, Bl. 91 f., hier Bl. 92.

53 Johannes Hubert: Die Lebenserinnerungen des Kapt. Johannes Hubert, in: Lebensläufe und Erlebnisberichte von Fahrensleuten aus jüngster Geschichte und Gegenwart, hrsg. von Jürgen Ruszkowski, Hamburg 2000, Beitrag Nr. 3, S. 47.

54 Grundsätze für die Sicherung der Nordsee, 18. 8. 1914, BAArch RM 5/5237, Bl. 48 f.; Flottillenbefehl von Forstmann bezüglich der Räumung der Deutschen Bucht, in: ebd., 26. 11. 1914, Bl. 133; Fritz Otto Busch, Georg Günther von Forstner (Hrsg.): Krieg auf sieben Ozeanen, Berlin 1935, S. 127 f.; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 138 f. u. 265 ff.

55 Köppen (wie Anm. 4), S. 164.

56 Aufgrund zahlreicher Verstöße gegen seine Anordnungen sah sich Forstmann genötigt, am 31. August 1914 einen Katalog von Verhaltensmaßregeln für die

sie waren, verdeutlichen einige Falschmeldungen über vermeintlich gesichtete feindliche U-Boote oder andere Fahrzeuge, die Konteradmiral Hipper zu der Aufforderung an die Schiffsführer veranlassten: »Meldungen genau abfassen, ob wirklich U-Boote gesichtet sind oder nur verdächtige Anzeichen für das Vorhandensein von U-Booten vorliegen«⁵⁷. Nachdem Ende August das Vorpostenboot »Obotrit« irrtümlich ein eigenes als feindliches U-Boot identifiziert und darauf zu rammen versucht hatte, befahl der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe: »Boote auf Ein- und Auslaufen eigener U-Boote hinweisen, damit nicht eigene U-Boote gefährdet werden«⁵⁸. Trotzdem kam es auch später noch vereinzelt zu ähnlichen Zwischenfällen⁵⁹. Deshalb forderte Forstmann im November 1914: »Die eigenen U-Boote müssen sich den Vorpostenbooten zuerst und frühzeitig zu erkennen geben und nicht umgekehrt«⁶⁰.

Forstmann war bewusst, dass die ihm unterstellten Kräfte nicht ausreichten, um seinen Auftrag adäquat ausführen zu können. Deshalb beantragte er bereits am 25. August 1914 die Ausrüstung weiterer 14 Fischdampfer für den Vorpostendienst, was der Befehlshaber der Aufklärungsschiffe genehmigte⁶¹. Nach dem für die Kaiserliche Marine verlustreichen Gefecht vor der Insel Helgoland drei Tage später, bei dem die äußere Bewachungslinie von überlegenen britischen Kräften »aufgerollt worden war«⁶², zog Hipper die Torpedoboote von dieser Stellung zurück und ließ zwei große Minenfelder westlich von der Seefestung anlegen. Gleichzeitig übertrug er der Vorpostenflottille die Hauptlast für die alltägliche Sicherung des Küstenvorfelds der Deutschen Bucht. Fortan bildeten die bewaffneten Fischdampfer bis Kriegsende die erste Linie zur See, nur noch zeitweise verstärkt um einige Torpedoboote, die überwiegend tagsüber und bei gutem Wetter zum Einsatz

Vorpostenboote zu erlassen, der dokumentiert, wie schwer den bisherigen Fischdampfer-Besatzungen die Eingewöhnung in ihre neue Rolle als Marine-soldaten fiel. Vgl. Verhaltensmaßregeln für die Vorpostenboote (Anlage zum Flottillenbefehl Nr. 10), 31. 8. 1914, BArch RM 63/142, o. P.

- 57 Grundsätze für die Sicherung der Nordsee, 18. 8. 1914, BArch RM 5/5237, Bl. 48 f., hier Bl. 48; auch zit. in: Busch, Forstner (wie Anm. 54), S. 128.
- 58 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 30. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 14. In der Praxis gelang das nicht immer. Vgl. u. a. ebd., 7. 10. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 68 u. 17./18. 12. 1914, BArch RM 63/48, Bl. 3.
- 59 Siehe u. a. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 17. 11. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 114 f.
- 60 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 17. 11. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 115.
- 61 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 25. 8. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 10.
- 62 Rösing (wie Anm. 13), S. 322. Zum Seegefecht bei Helgoland siehe: James Goldrick: Before Jutland. The Naval War in Northern European Waters, August 1914 – February 1915, Annapolis 2015, S. 111–138; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 131–224; Paul G. Halpern: A Naval History of World War I, 2. Aufl., Annapolis 1999, S. 30 ff.; Eric W. Osborne: The Battle of Heligoland Bight, Bloomington 2006.

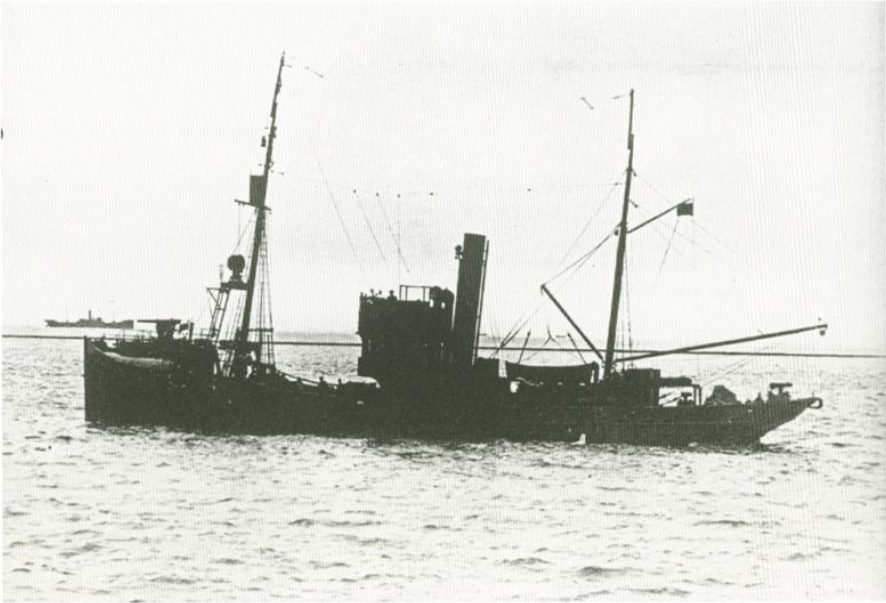


Abb. 4: Kriegsfischdampfer »Haun« auf Vorposten in der Nordsee, 1918. Foto: BArch, Bild 134-C0676

kamen⁶³. Um die wachsenden Aufgaben bewältigen zu können, stockte die Marineleitung die Flottille im weiteren Kriegsverlauf sukzessiv mit zusätzlichen Fischdampfern auf. »Mit zunehmender Zahl derselben«, konstatiert die amtliche Studie des Marinearchivs über den Krieg in der Nordsee, »sollte diese Linie dichter besetzt und schließlich verdoppelt werden«⁶⁴. Allein im September 1914 requirierte die Marine 26 weitere Dampfer für den Verband⁶⁵. Im April 1917 waren schon 133 Fischdampfer auf Vorpostendienst in der Deutschen Bucht, von denen 74 der Nordsee-Vorpostenflottille zugeteilt waren, während sich die restlichen 59 auf die Flussmündungen der Jade, Weser, Ems und Elbe verteilten. Bis Kriegsende folgten noch weitere Aufstockungen. Ende Oktober 1918 erreichte die Nordsee-Vorpostenflottille mit 83 Fischdampfern ihren Höchststand.⁶⁶

63 Vizeadmiral Hipper schickte erst ab Mitte Februar 1916 wieder Torpedoboote auf nächtliche Patrouillenfahrten jenseits der Vorpostenlinie. Vgl. Geheimbefehl zur Sicherung der Deutschen Bucht bei Nacht durch Torpedobootspatrouillen, 14. 2. 1916, BArch RM 43/850, Bl. 224.

64 Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 2.

65 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 8. 9. 1914, BArch RM 63/47, Bl. 30.

66 Ingenohl an die Marinestation der Nordsee, 5. 9. 1914, BArch RM 43/850, Bl. 4; Reedereiliste der zur Nordseevorpostenflottille gehörenden Fischdampfer,

Insgesamt requirierte die Kaiserliche Marine im Laufe des Krieges gut zwei Drittel der zivilen Fischdampfer⁶⁷, die sie nicht nur im Vorpostendienst, sondern auch zum Minensuchen, im Geleitdienst, zum Handelsschutz und für Sonderaufgaben einsetzte. »Die Große Hochseefischerei verlor die meisten und besten Schiffe«, resümiert Horst Kohl. »Alle brauchbaren Fischdampfer wurden von der Marine als Kriegsfahrzeuge in Dienst gestellt«⁶⁸. Zudem übernahm sie 34 Neubauten, die bei Kriegsbeginn auf den Helgen lagen. Hinzu kamen noch 145 Kriegsfischdampfer, die von 1915 bis 1917 im Auftrag der Kaiserlichen Marine erbaut wurden. Wie die britischen *Naval Trawler* waren sie »based on standard trawler design«, konstatiert der Fischereihistoriker Ingo Heidbrink, »but again were large and sophisticated in comparison to the average prewar fishing trawler«⁶⁹. Zu den serienmäßigen Veränderungen bei diesen Neubauten zählten neben dem Wegfall der Fischereieinrichtungen und des Fischraums der Einbau von Unterkünften für die 27-köpfige Besatzung, Munitionskammern, Unterbauten für die Bordkanonen, ein Signalstand auf dem Kartenhaus und Dynamomaschinen für elektrisches Licht und zum Betrieb einer Funkentelegrafie-Einrichtung. Die Kriegsfischdampfer ersetzten teilweise ältere, umgerüstete Fahrzeuge im Marinedienst, die den Reedereien zurückgegeben und angesichts der immer schlechter werdenden Ernährungslage während des Krieges wieder auf Fischfang geschickt wurden. Bei der Nordsee-Vorpostenflottille erreichte der Bestand an Kriegsfischdampfern kurz vor Kriegsende mit 23 von 83 Fahrzeugen ihren Höchststand.⁷⁰

29. 10. 1918, BArch RM 107/113, Bl. 258–261; Herbert (wie Anm. 23), S. 132; Rösing (wie Anm. 13), S. 322 ff.; Köppen (wie Anm. 4), S. 168. Von den 83 Fischdampfern, die Ende Oktober 1918 der Nordsee-Vorpostenflottille zugeteilt waren, gehörten 42 zur I. Halbflottille und 41 zur II. Halbflottille. In dieser Aufstellung sind die Fahrzeuge der Sondergruppen und der Sperrbrecher-Halbflottille, die der Nordsee-Vorpostenflottille zugeordnet waren, nicht berücksichtigt.

67 Tirpitz an Kaiser Wilhelm II., 8. 11. 1915, in: Die deutsche Seekriegsleitung im Ersten Weltkrieg (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 331–335, hier S. 333; Köppen (wie Anm. 4), S. 168.

68 Horst Kohl: Die Standortverteilung der Hochseefischerei der deutschen Nordseehäfen und ihre natürlichen Bedingungen, Berlin (Ost) 1954, S. 95.

69 Ingo Heidbrink: The First World War and the Beginning of Overfishing in the North Sea, in: Environmental Histories of the First World War, hrsg. v. Richard P. Tucker u. a., Cambridge u. New York 2018, S. 136–151, hier S. 143. Details zum Bau der Kriegsfischdampfer sind enthalten in: BArch RM 49/159 und RM 49/160.

70 Reedereiliste der zur Nordseevorpostenflottille gehörenden Fischdampfer, 29. 10. 1918, BArch RM 107/113, Bl. 258–261; Die deutsche Fischdampferflotte, in: Deutsche Fischerei-Zeitung, 4. 3. 1919, Jg. 42 (1919), Nr. 9, S. 67; Gröner (wie Anm. 16), Bd. 8, S. 160 u. 498–501; Herbert (wie Anm. 23), S. 133; Köppen (wie Anm. 4), S. 164–172. Umfangreicher Schriftverkehr zwischen der Schiffskommission der Kaiserlichen Marine und den Fischdampfer-Reedereien sowie weitere Unterlagen und amtliche Schriftwechsel hinsichtlich Requirierung, Bereitstellung, Ausrüstung, Verwendung und Verlust von Fischdampfern für den Vorpostendienst in der Nord- und Ostsee sind enthalten in: BArch RM 107/109–

Je mehr Einheiten Forstmann zur Verfügung gestellt bekam, desto umfassender konnte er seinen Beitrag zur Sicherung der Deutschen Bucht leisten. Anfang Dezember 1914 unterstanden ihm bereits 62 bewaffnete Fischdampfer, die er in sechs Gruppen aufteilte. Neben den bisherigen Linien I und II bildete er noch eine »Innengruppe«, die den inneren Bereich der Deutschen Bucht hinter den beiden Linien sichern und von Minen freihalten sollte, und eine »Außengruppe«, deren Dampfer zwischen der Jade und Norderney patrouillierten⁷¹. Im Frühsommer 1915 stellte er die »List-Gruppe« auf, die neutrale dänische Fischereifahrzeuge aus den Gewässern um List auf Sylt fernhalten sollte, um die deutschen Fischgründe zu schützen und mögliche britische Spionageaktivitäten zu unterbinden. »Dänische Fischerfahrzeuge,

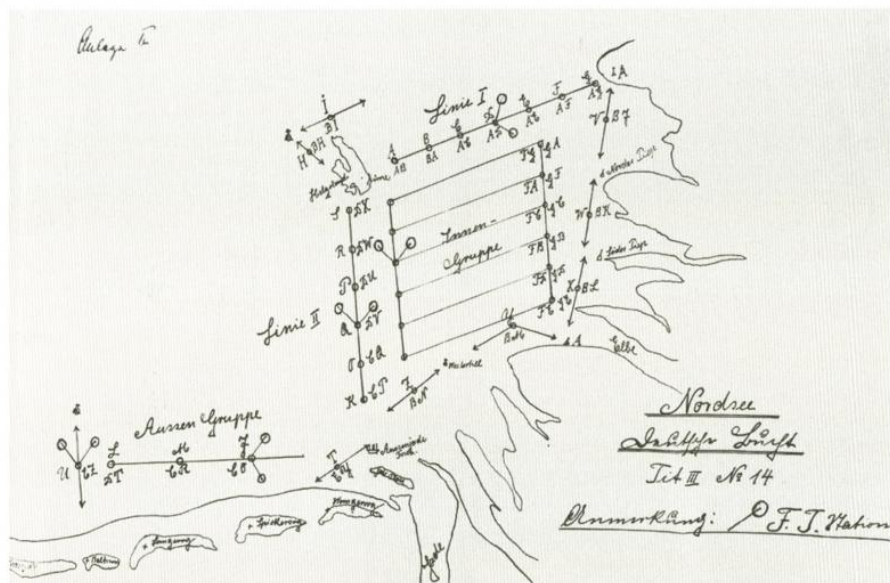


Abb. 5: Skizze aus dem Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille zur Verteilung der Vorpostenboote in der Deutschen Bucht, Dezember 1914. Foto: BArch RM 63/47, Bl. 153

116 (Laufzeit: August 1914 bis November 1918). Diese Akten enthalten auch einiges Material über die Kriegsfischerei und die Rückgabe von Fischdampfern im Marinedienst an die Reedereien.

71 Geänderte Grundsätze für die Sicherung der Deutschen Bucht, 26.12.1914, BArch RM 43/850, Bl. 138 ff.; Vorpostendienst der Flottille der Nordseevorpostenboote (mit Anlagen), 12.12.1914, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BArch RM 63/47, Bl. 151–155; Befehl für die Innengruppe über das Fahren mit Suchleinen, in: ebd., 31.1.1915, BArch RM 63/48, Bl. 62. Die Neugliederung hatte das Kommando der Hochseestreitkräfte bereits am 12. Oktober 1914 angeordnet.

die in deutschem Hoheitsgebiet fischen«, befahl Hipper Ende Mai 1915, »sind stets nach Cuxhaven einzubringen«⁷².

Im September 1915 teilte Forstmann die Flottille in zwei Halbflottillen, die sich aus verschiedenen Untergruppen zusammensetzten, denen er bestimmte Sektoren im Operationsgebiet zuwies. Mit dieser Umstrukturierung wollte er die Führung der seit Kriegsbeginn von 26 auf 62 Dampfer angewachsenen Flottille dezentralisieren und effizienter gestalten. »Da die Flottille nicht ms-mäßig [mobilmachungsmäßig] vorgesehen war, war kein Personal bereitgestellt, es musste also [bei ihrer Aufstellung im August 1914] an Personal möglichst gespart werden«, erläuterte er dem Flottenchef. »Der geringe Personalbestand des Stabes bedingte eine starke Centralisation«, fügte er an. »Bei Bildung der Flottille wurde mit einer Kriegsdauer von etwa 1 Jahre gerechnet. Durch scharfe Ausnutzung des Stabes wurde auch erreicht, dass sich der Dienst im verflochtenen Kriegsjahre ohne wesentliche Störungen abwickelte«⁷³. Forstmann rechnete nicht mit einem baldigen Kriegsende. Außerdem ging er davon aus, dass die Flottille um weitere Einheiten aufgestockt werden würde, die er vom Flottenkommando angefordert hatte, um Ausfälle infolge von Reparaturen oder Sonderaufgaben zu kompensieren. Deshalb beantragte er im Zuge der Umstrukturierung weitere Offiziersdienststellen, was ihm besonders wichtig war, denn für die Führung der inzwischen mehr als 1.600 Mannschaften, die sich schon bald auf über 1.800 erhöhen sollte, standen ihm im September 1915 nur 13 Offiziere zur Verfügung.⁷⁴

Die Aufteilung in zwei Halbflottillen blieb bis Kriegsende bestehen, aber bei den Untergruppen gab es im Laufe des Krieges einige Änderungen. Zwischen September 1915 und März 1918 bildete Forstmann zusätzlich zu den bestehenden Formationen unter anderem die »Nord-Gruppe«, welche die Bewachung der Durchfahrt östlich der Amrum-Bank übernahm, die »Helgoland-Gruppe«, deren Dampfer die Hochseeinsel im Norden und Westen schützten, ferner die »Zwischengruppe« und die »Norderney-Gruppe«, zeitweilig auch eine »Nordmannstief-Gruppe« und »Borkum-Gruppe«, außerdem eine »Suchgruppe« zur Unterstützung von Minensuchoperationen im Einsatzgebiet. Im Frühjahr 1918 ordnete Forstmann eine Neugliederung der Untergruppen an, die ab dem 18. März eingenommen wurde. Zu diesem Zeitpunkt umfasste die Flottille 75 Fischdampfer, von denen drei als Kriegsfeuerschiffe eingesetzt waren⁷⁵. Für die Bewachung der äußeren Deutschen Bucht waren fortan die neu formierten Gruppen Nord, Mitte und Süd zuständig. Die

72 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 29. 5. 1915, BArch RM 63/49, Bl. 36.

73 Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte (mit Anlagen), 12. 9. 1915, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, Bl. 67–77, hier Bl. 69f. (Hervorhebung im Original.)

74 Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte (mit Anlagen), 12. 9. 1915, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, Bl. 67–77.

75 Rundschreiben des Chefs des Admiralstabes, 4. 3. 1918, BArch RM 107/113, Bl. 36. Am 11. März 1918 schickte Vizeadmiral von Hipper eine Übersicht an das

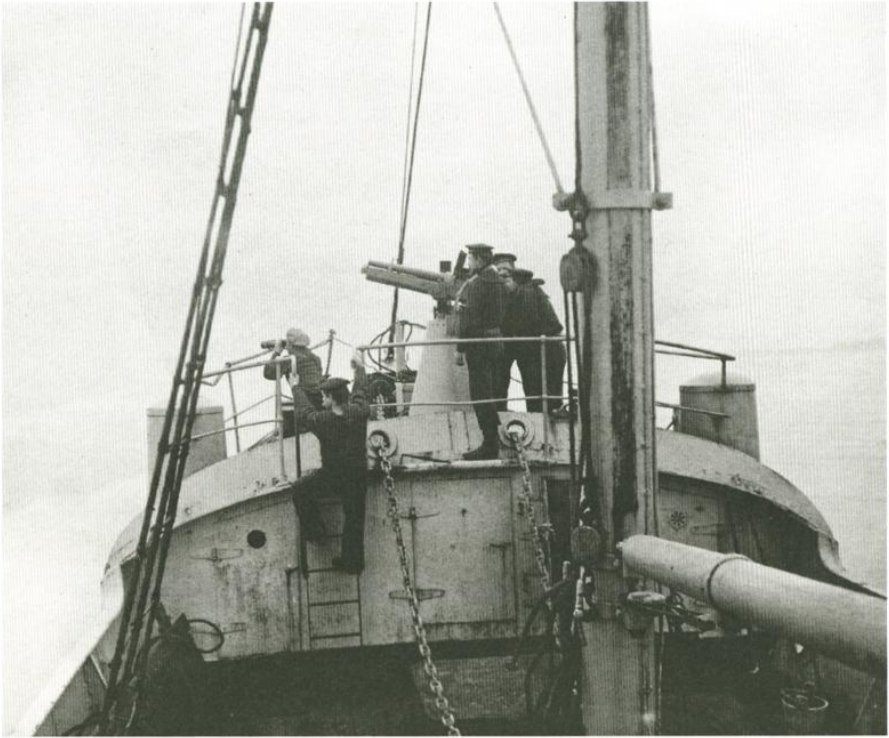


Abb. 6: Nordsee-Vorpostenboot auf Wacht in der Deutschen Bucht. Foto: Privatarchiv Bernd Langensiepen

Bewachung der inneren Deutschen Bucht übernahmen die »Amrum-Gruppe«, die »Helgoland-Gruppe« und die »Norderney-Gruppe«, außerdem die »Innengruppe« auf der Linie Vortrapptief–Helgoland–Jade, die »Außenrotte« im Nordmannstief, und die bisherigen Vorpostenflottillen Jade/Weser, Ems und Elbe. Neu hinzu kam eine Sperrbrecher-Halbflottille mit zwölf bewaffneten Fischdampfern, die im Laufe des Jahres 1918 sukzessiv in Dienst gestellt wurden. Anders als noch bei der Aufstellung der Vorpostenflottille im August 1914 und bei früheren Änderungen, fügte Forstmann der Neugliederung keine Skizze bei, »da sich aus den Namen der Gruppen der inneren Bewachung ihre Stellung ergibt und da für die äußere Bewachung sich die Herausgabe

Kaiserliche Kommando der Hochseestreitkräfte über die ihm unterstellten Fischdampfer und wie sich diese auf die Minensuch-, Geleit- und Vorpostenflottillen verteilten. Darin listete er jeden Fischdampfer namentlich auf. Etatmäßig waren ihm 199 Fischdampfer unterstellt, von denen ihm zu diesem Zeitpunkt 190 zur Verfügung standen. Vgl. Hipper an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 11. 3. 1918, Bl. 39 ff.

einer Skizze aus Gründen der Geheimhaltung nicht empfiehlt⁷⁶. Zu weiteren Umgliederungen kam es bis Kriegsende nicht mehr.⁷⁷

Sondergruppen

Zusätzlich zu den regulären Vorpostenbooten waren Forstmann noch zwei »Sondergruppen« (S-Gruppen) unterstellt. Die erste wurde Mitte Dezember 1915, die zweite Mitte Juni 1917 in Dienst gestellt. Ihre Hauptaufgabe war die »Vernichtung feindlicher Streitkräfte durch Torpedoschuss oder Rammen«⁷⁸. Zudem übernahmen sie besondere Aufgaben wie die vorgelagerte Feindaufklärung, die Sicherung des Ein- und Auslaufens eigener U-Boote, die Zerstörung feindlicher Seekabel und die Bergung havarierter U-Boote und Flieger jenseits der deutschen Bewachungslinien. Nach britischem Vorbild tarnten sie sich als harmlose Fischdampfer unter neutraler Flagge und führten Kleinkrieg in der Nordsee. Sie absolvierten zahlreiche Einsätze als so genannte U-Bootfallen vor den deutschen Linien, bisweilen dicht an der britischen Küste, was zu einigen spektakulären Erfolgen führte. Ihre Tarnung war so gut, dass selbst deutsche U-Boote sie nicht erkannten. Josef Gräser beschreibt im zweiten Teil seines bereits erwähnten Romans eindrücklich den gefährlichen Dienst auf einem Sondergruppenboot bis zu dessen Versenkung durch feindliche Kräfte.⁷⁹

76 Forstmann an Hipper, 13. 3. 1918, BArch RM 63/73, Dok. 27.

77 Kriegsgliederung der Seestreitkräfte, 14. 3. 1918, RM 3/5460, Bl. 137–150, hier Bl. 141; Geheimbefehl zur Bewachung der Deutschen Bucht durch die Nordsee-Vorpostenflottille, 28. 3. 1918, BArch RM 43/850, Bl. 420; Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 10. 9. u. 24. 10. 1915, BArch RM 63/50, Bl. 53 u. 135; Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte (mit Anlagen), 12. 9. 1915, in: ebd., Bl. 67–77; Heide an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 21. 10. 1915, in: ebd., Bl. 141–145; Geheimbefehl von Forstmann für die Flottille der Nordsee-vorpostenboote, 24. 11. 1915, in: ebd., Bl. 177–180; Geheimbefehl von Forstmann für die Flottille der Nordsee-vorpostenboote, 2. 5. 1917, BArch RM 63/73, Dok. 10; Befehl für die Nordmannstiefgruppe, 25. 5. 1917, ebd., Dok. 13; Taktische Gliederung der I. Halbflottille, o.D. [Sommer 1917], ebd., Dok. 21; Geheimbefehl zur Neugliederung des Vorpostendienstes der Nordseevorpostenflottille, 13. 3. 1918, ebd., Anlage zu Dok. 27; Flottille der Vorpostenboote an das Kommando der Hochseestreitkräfte und den Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, 21. 10. 1915, BArch RM 63/13, Bl. 5–9; Geheimbefehl von Forstmann für die Flottille der Nordseevorpostenboote, 30. 1. 1916, ebd., Bl. 17 u. 24; siehe auch: Busch, Forstner (wie Anm. 54), S. 128; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 7, S. 177f.; Scheer (wie Anm. 51), S. 153.

78 Anweisungen für die Sondergruppe, 2. 12. 1915, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BArch RM 63/51, Bl. 20–23, hier Bl. 20.

79 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 10. 9. u. 25. 9. 1915, BArch RM 63/50, Bl. 53 u. 88; Forstmann an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 26. 8. 1915, in: ebd., Bl. 41; Forstmann an Schlieder, 2. 12. 1915, in: ebd., BArch RM 63/51, Bl. 27f.; Verabredungen betreffend S-Gruppe, 13. 12. 1915, in: ebd., Bl. 34; Geheimbefehl für die S-Gruppe, 20. 2. 1916, in: ebd., Bl. 155f.; Geheimbefehl für die S-Gruppe, 21. 7. 1916, in: ebd., BArch RM 63/52, Bl. 166f.; Kriegstagebuch

Ab September 1915 wurden die ersten drei Fischdampfer, »Bismarck«, »Dithmarschen« und »Kehdingen«, von der Kieler Werft Stocks und Kolbe für die neuen Aufgaben ausgerüstet. Neben den Bordgeschützen erhielten sie nun auch Torpedorohre zur U-Boot-Bekämpfung: die »Bismarck« zwei Decksrohre und die beiden anderen Dampfer je ein Bugrohr für Bronze-Torpedos des Typs C 45/91⁸⁰. Mitte Dezember 1915 war die erste und lange Zeit einzige »Sondergruppe« einsatzbereit⁸¹. Ihr Kommando übernahm Oberleutnant zur See Viktor Schlieder, der sich schon bald mit wagemutigen Aktionen einen Namen machen sollte. Anfangs bremste Forstmann dessen Tatendrang, da er »den baldigen Verlust der S-Gruppe ohne vorherigen Erfolg«⁸² befürchtete. Das änderte sich, nachdem die Sondergruppe in der Nacht vom 26. zum 27. April 1916 auf der Doggerbank ihr erstes feindliches Kriegsschiff, ein größeres britisches Wachboot, versenkt und einen britischen Fischdampfer gekapert hatte.⁸³ Vizeadmiral Reinhard Scheer gratulierte dem Führer der Sondergruppe persönlich zu diesem Erfolg in einem oft zitierten Funkspruch: »Bravo Schlieder, Hochseechef«⁸⁴.

Mitte August 1916 bekam Schlieder den Auftrag, gemeinsam mit U 66 und U 69 feindliche Fischdampfer auf der Doggerbank zu kapern. Fernaufklärung durch U-Boote hatte ergeben, dass dort sehr viele, mutmaßlich britische Fischdampfer auf Fang gingen. Während des dreitägigen Einsatzes vom 8.–11. August kontrollierten die Sondergruppenboote mehrere Fischdampfer, die sie ausnahmslos als »einwandfrei Holländer«⁸⁵ identifizierten. Obwohl

der I. Sondergruppe, 10. 8. u. 22. 10. 1916, BACh RM 63/57, o. P.; Anweisungen für die Sondergruppe, 21. 10. 1917, BACh RM 63/83, o. P.; Immediatvortrag des Chefs des Admiralstabs der Marine, 16. 9. 1917, in: Die deutsche Seekriegsleitung im Ersten Weltkrieg (wie Anm. 23), Bd. 1, S. 279 ff.; Gräser (wie Anm. 37), S. 87–190; Robinson (wie Anm. 5), S. 73 f.

80 Ausrüstung der Sondergruppe, 2. 12. 1915, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BACh RM 63/51, Bl. 24 ff. Die Bronze-Torpedos des Typs C 45/91 waren ein veraltetes Modell aus den frühen 1890er Jahren. Im Sommer 1916 erhielten die Dampfer der S-Gruppe etwas modernere Torpedos des Typs C/03 AV. Vgl. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 8. 5. 1916, BACh RM 63/51, Bl. 76. Zu den Torpedo-Typen siehe: Roger Branfill-Cook: *Torpedo. The Complete History of the World's Most Revolutionary Weapon*, Barnsley 2014, S. 240.

81 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 14. 12. 1915, BACh RM 63/51, Bl. 7.

82 Forstmann an Schlieder, 15. 3. 1916, BACh RM 63/65, Bl. 16.

83 Busch, Forstner (wie Anm. 54), S. 142–145; Fritz Otto Busch, Gerhard Ramelew: *Deutsche Seekriegsgeschichte. Fahrten und Taten aus zwei Jahrtausenden*, Gütersloh 1940, S. 623–643; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 5–7, passim; Willibald Keilhack: *Alarm! Minengefahr!*, Gütersloh 1938, S. 115–122; Köppen (wie Anm. 4), S. 164 f.; Scheer (wie Anm. 51), S. 152 ff.; Heinrich Woldag: *Sondergruppe Schlieder*, in: *Kaperkrieg im Atlantik. Taten deutscher Hilfskreuzer und Hilfsschiffe*, hrsg. v. Werner von Langsdorff, Gütersloh 1938, S. 221–232.

84 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 27. 4. 1916, BACh RM 63/51, Bl. 65; siehe auch: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 25.–27. 4. 1916, BACh RM 63/56, o. P.; Bericht des Vorpostenbootes Kehdingen, 28. 4. 1916, in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 28. 4. 1916, BACh RM 63/58, o. P.

85 Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 10. 8. 1916, BACh RM 63/57, o. P.

Schlieder sich mehr erhofft hatte, bewertete er die erste gemeinsame Operation mit U-Booten als vollen Erfolg: »Das Zusammenarbeiten zwischen U-Booten und S-Gruppe«, konstatierte er in seinem Bericht, »war in allen Punkten gut durchführbar«⁸⁶. Im Kriegstagebuch fügte er hinzu: »Gemeinsame Unternehmungen zwischen S-Gruppe und U-Booten in größerem Stil erscheinen wünschenswert und Erfolg versprechend«⁸⁷. Das sah die Marineleitung anders. Die bewaffneten Fischdampfer, vor allem ihre Maschinen waren nicht leistungsfähig genug für solche Operationen. Kleine Kreuzer und Zerstörer waren besser geeignet. Allerdings hatten die gewonnenen Erfahrungen »geeignete Wege gezeigt, U-Boote im operativen Zusammenhang mit größeren Unternehmungen der Hochseeflotte nutzbar zu machen«⁸⁸.

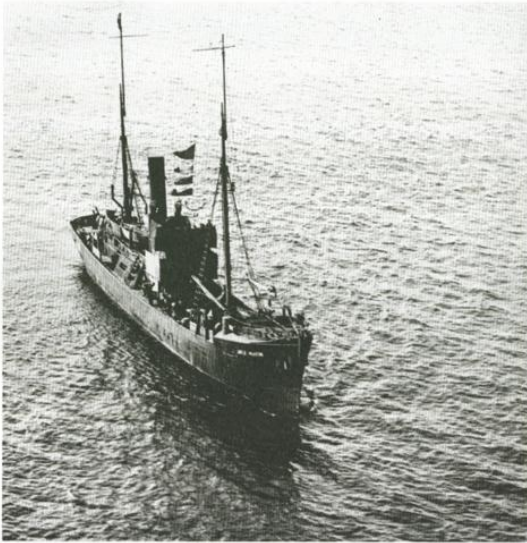


Abb. 7: Sondergruppenboot »Fritz Reuter«, getarnt als neutraler Fischdampfer, auf Einsatzfahrt in der Nordsee, ca. 1917. Foto: BArch, Bild 134-B0400

In den Kriegstagebüchern der I. und II. Sondergruppe sind nur wenige Sonder Einsätze dokumentiert⁸⁹. In den meisten Fällen handelte es sich dabei um das Zerschneiden von Seekabeln⁹⁰. Vizeadmiral Scheer und Konteradmiral Hipper würdigten Mitte Februar 1917 »die bisherigen Arbeiten der S-Gruppe zum Zerstören der Kabel als mit Umsicht und Geschick geleitet und ausgeführt«⁹¹. Ansonsten absolvierten die Boote überwiegend Patrouillenfahrten in der südwestlichen Nordsee, im nordfriesischen Seegebiet und auf der Doggerbank. Häufig verstärkten sie die Vorpostenflottille der Ems.

86 Bericht Schliers über Erfahrungen der Sonderunternehmung mit U 66 und U 69, in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, o. D. [August 1916], BArch RM 63/57, o. P.

87 Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 27. 8. 1916, BArch RM 63/57, o. P.

88 Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 29.

89 Kriegstagebücher der I. Sondergruppe, 10. 12. 1915–31. 10. 1918, BArch RM 63/56–60 u. 88; Kriegstagebuch der II. Sondergruppe, 23. 6. 1917–31. 10. 1918, BArch RM 63/60, o. P.

90 Ebd., passim; Vortragsmanuskript von Heinrich Woldag über Kabelschneideaufgaben der Sondergruppe, o. D. [1922], in: ebd., BArch RM 63/57, o. P.; siehe auch: Anleitung zum Suchen und Zerstören von Kabeln durch Fischdampfer, o. D. [1916], in: BArch RM 120/49, o. P.

91 Forstmann an I. Nordsee-Vorpostenhalbflottille, 13. 2. 1917, BArch RM 63/65, Bl. 50.

Als Stützpunkt diente ihnen hauptsächlich Emden, hin und wieder auch List und Wilhelmshaven. Ihr Routinedienst umfasste Feindaufklärung, Minenbekämpfung, Sicherungsaufgaben und Bergungsaufträge, aber auch die wesentlich gefährlicheren Einsätze als U-Bootfallen gegen feindliche U-Boote und kleinere Kriegsschiffe.

Im Laufe des letzten Kriegsjahres wollte die Marineleitung noch vier weitere S-Gruppen mit je drei Fahrzeugen in der Nordsee aufstellen. Doch die Werften waren nicht in der Lage, alle dafür vorgesehenen Fischdampfer bis Kriegsende entsprechend umzurüsten⁹². Letztlich konnte nur eine weitere, die III. S-Gruppe am 15. Oktober 1918 in Dienst gestellt werden. Sie setzte sich aus den marineeigenen Kriegsfischdampfern »von Schönberg«, »Osnabrück« und »Admiral von Heeringen« zusammen. Da die III. S-Gruppe in den letzten vier Kriegswochen nicht mehr zum Einsatz kam, legte sie kein eigenes Kriegstagebuch an.⁹³

Trotz ihrer teils gefährlichen Einsätze gingen bis Kriegsende nur zwei Sondergruppenboote verloren. Am 29. März 1917 sank die »Bismarck« nordöstlich von Horns Riff infolge eines Minentreffers. Nur drei Besatzungsmitglieder konnten gerettet werden⁹⁴. Unter den Toten war auch der Gruppenführer, Oberleutnant zur See Schlieder. Während des zweiten Seegefechts bei Helgoland am 17. November 1917 griffen mehrere britische Zerstörer die beiden Sondergruppenboote »Kehdingen« und »Fritz Reuter« an. Da ein Rückzug nicht mehr möglich war, stellten sie sich dem ungleichen Kampf. Beide Boote erwiderten das Feuer und nebelten sich ein. Dabei wendete die »Fritz Reuter« ein neues Verfahren an, dass Forstmann später in einer Stellungnahme lobend hervorhob: »Durch verdünnte Schwefelsäure die Rauchentwicklung zu verlängern«, schrieb er, »ist nachahmenswert«⁹⁵. Während die »Fritz Reuter« mit Hilfe des künstlichen Nebels entkommen konnte, hatte die »Kehdingen« weniger Glück. Schliers Nachfolger Leutnant zur See

92 Folgende Fischdampfer sollten ab Frühjahr 1918 zu Sondergruppenbooten umgerüstet werden: »Admiral von Knorr«, »Fielitz«, »Admiral von Thomsen«, »Middendorf«, »Osnabrück«, »Admiral von Heeringen«, »von Schönberg«, »Bielefeld«, »Admiral Graf Baudissin«, »Wilhelm Paschen«, »Münster« und »Meidinger« – allesamt marineeigene Kriegsfischdampfer. Vgl. Helf an den Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, 18. 5. 1918, BACh RM 63/65, o. P.

93 Kriegsgliederung der Seestreitkräfte, 14. 3. 1918, RM 3/5460, Bl. 137–150, hier Bl. 141; Kriegsgliederung der Seestreitkräfte, September 1918, ebd., Bl. 151–168, hier Bl. 158; Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 15. 10. 1918, BACh RM 63/55, o. P.; Helf an I. und II. Nordsee-Vorpostenhalbflottille, 7. 10. u. 11. 10. 1918, BACh RM 63/65, o. P.; Helf an den Befehlshaber der Sicherung der Nordsee, 11. 9. 1918, BACh RM 63/121, Bl. 1.

94 Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 29. 3. 1917, BACh RM 63/57, o. P.; siehe auch: Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 6, S. 264. Die »Bismarck« wurde durch den Kriegsfischdampfer »Fritz Reuter« ersetzt. Vgl. Indienstellung Ersatz »Bismarck«, 31. 3. 1917, Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, BACh RM 63/65, o. P.

95 Stellungnahme des Flottillenchefs, o. D. [November 1917], in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, BACh RM 63/59, o. P.

Heinrich Woldag notierte im Kriegstagebuch: »Wahrscheinlich hat ›Kehdingen‹, da der Wind schneller war als die Fahrt von ›Kehdingen‹, plötzlich freigelegen und ist abgeschossen [worden], ehe sie wieder Nebel entwickeln konnte«⁹⁶. Trotz dieses Verlustes lobte ihn Forstmann ausdrücklich: »Das Verhalten des Gruppenführers während des Gefechts war richtig, kaltblütig und umsichtig«⁹⁷.

Vorpostenboote im Gefecht

Wenn Gefahr im Verzug war, zogen sich die Vorpostenboote in der Regel zurück. Sie waren nicht dafür ausgerüstet, größere Kriegsschiffe zu bekämpfen. Allerdings versenkten sie mehrere feindliche Sperrbrecher, Minenleger und U-Boote, und sie schossen zahlreiche Minen ab, die eine Gefahr für sie selbst und andere deutsche Kriegsschiffe darstellten. Zu Gefechten zwischen deutschen Vorpostenbooten und feindlichen Kriegsschiffen kam es selten, und wenn, dann meist mit U-Booten. Es gab einige Ausnahmen, bei denen allerdings die langsamen und nur schwach bewaffneten Fischdampfer wenig ausrichten konnten, wie die beiden nachfolgenden Beispiele illustrieren:

Am 25. März 1916 wurden die beiden Vorpostenboote »Braunschweig« und »Otto Rudolf«, die zur »List-Gruppe« gehörten, bei einer Patrouillenfahrt etwa 18–20 Kilometer nordwestlich des Sylter Roten Kliffs von zehn britischen Zerstörern überrascht. Sie versuchten noch zu entkommen, hatten aber keine Chance. Innerhalb kurzer Zeit kamen die wesentlich schnelleren Zerstörer auf etwa 2.000 Meter heran und eröffneten das Feuer. Das Gefecht dauerte keine halbe Stunde, dann waren beide Vorpostenboote versenkt. Von der »Braunschweig« überlebten nur wenige Besatzungsmitglieder, während die Mannschaft der »Otto Rudolf« das Glück hatte, dass die HMS »Murray« gerade noch rechtzeitig an das sinkende Schiff herankam und 13 Mann retten konnte. Alle Gefangenen wurden nach Großbritannien gebracht und dort für die Dauer des Krieges interniert. Zu den Überlebenden der »Otto Rudolf« zählte auch ihr Kommandant Anton Frank, der in der Kriegsgefangenschaft einen Gefechtsbericht an Flottillenchef Forstmann verfasste und diesen erfolgreich nach Deutschland schmuggeln ließ.⁹⁸

96 Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 17. 11. 1917, BACh RM 63/59, o. P.; siehe auch: Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 7, S. 55–87, bes. S. 63, 70. Die »Kehdingen« wurde durch den frisch vom Stapel gelaufenen Kriegsfischdampfer »Essen« ersetzt. Vgl. Reichsmarineamt an Hipper, 12. 12. 1917, in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, BACh RM 63/65, o. P.

97 Stellungnahme des Flottillenchefs, o. D. [November 1917], in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, BACh RM 63/59, o. P. Forstmann schloss sich hier dem Urteil des Chefs der I. Nordsee-Vorpostenhalbflottille an. Vgl. Auszug aus dem Kriegstagebuch des Chefs der I. Nordsee-Vorpostenhalbflottille, in: Kriegstagebuch der I. Sondergruppe, 16.–18. 11. 1917, BACh RM 63/58, o. P.

98 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 25.–28. 3. 1916, BACh RM 63/52, Bl. 18–24; Heide an das Kommando der Hochseeflotte, 26. 3. 1916, in:

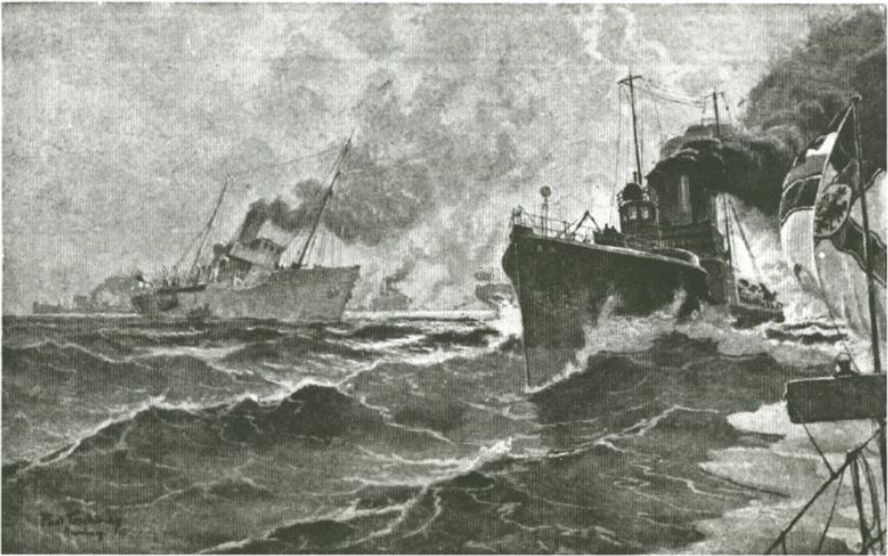


Abb. 8: Deutsche Vorpostenboote in einem Gefecht mit bewaffneten britischen Fischdampfern, nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky, Herbst 1914. Privatarchiv Dr. Heiko Herold

Am 20. März 1918 übergab Forstmann das Kommando über die Nordsee-Vorpostenflottille an Korvettenkapitän Friedrich Helf⁹⁹. Nur acht Tage später versenkten britische Zerstörer die Vorpostenboote »Polarstern«, »Scharbeutz« und »Mars«. Die drei bewaffneten Fischdampfer sollten die II. Geleitflottille beim Einbringen eines U-Bootes unterstützen. Als die britischen Zerstörer, die eine Minenwurfgruppe begleiteten, im Morgengrauen auf sie zuhielten, dachten die wachhabenden Besatzungen zunächst, dass es sich um Einheiten der II. Geleitflottille handeln würde. Als sie ihren Irrtum bemerkten, war es zu spät. Verzweifelt funkte »Polarstern« eine Alarmmeldung, die jedoch von nahegelegenen deutschen Kriegsschiffen nicht als solche erkannt wurde, weil sie nur das Wort »Schiffsverband« auffingen. Den Besatzungen von »Polarstern« und »Scharbeutz« blieb gerade noch Zeit, ihre Dampfer zu sprengen und selbst zu versenken, damit sie nicht in die Hände des Gegners fielen. »Mars« sank infolge von Artilleriefuer der feindlichen Kriegsschiffe.

ebd., Bl. 30; Forstmann an Hipper, 14.9.1916, BArch RM 63/13, Bl. 19; Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 5, S. 76; Fritz Otto Busch: Die andere Seite, in: Frontsoldaten wollen den Frieden, hrsg. v. Die Mannschaft, Kameradschaft der Frontdichter, Berlin 1937, S. 317–332, hier S. 318–323.

99 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 20.3.1918, BArch RM 63/55, o. P. Zu Helfs soldatischer Laufbahn siehe: Friedrich Helf (geb. 4.3.1878), in: Hildebrand (wie Anm. 24).

Trotz hohen Seegangs konnten die Besatzungen gerettet werden, es gab nur einen Toten¹⁰⁰. Die Führer zweier Boote der Geleitflottille, die nicht weit entfernt, aber außer Sichtweite waren und den verstümmelten Funk-spruch aufgefangen hatten, hörten »1 bzw. 2 Detonationen und langsames Geschützfeuer leichten Kalibers«, wie im Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille vermerkt ist, aber »nahmen übereinstimmend an, daß es sich um Abschießen von Minen seitens der Boote auf Maßnahme S zunächst durch Gewehrfeuer, dann durch Geschützfeuer gehandelt hat. Meldung ist über diese Beobachtung deshalb zunächst nicht gemacht worden«¹⁰¹. Letztlich wurde der Verlust der drei bewaffneten Fischdampfer erst am späten Nachmittag bemerkt.¹⁰²

Kriegsende und Auflösung der Flottille

Als sich das Kriegsende abzeichnete, befahl der Befehlshaber der Unterseeboote¹⁰³ den in See befindlichen Vorpostenbooten am 9. November 1918, »dem planmäßigen Ablösungstage«¹⁰⁴, ihren Stützpunkt Wilhelmshaven anzulaufen. »Boote erhalten entsprechenden Befehl«, notierte Helf im Kriegstagebuch, »mit dem Zusatz, Ablösung nicht abzuwarten, da diese nicht zu erwarten ist«¹⁰⁵. Helf wusste, dass Wilhelmshaven und die dort liegenden Einheiten seiner Flottille bereits »in Händen des Soldatenrates«¹⁰⁶ waren. Am 10. November gab er seinem Flaggschiff »Nordsee« den Befehl, vom Ankerplatz bei Helgoland nach Wilhelmshaven zu gehen. Um 14:52 Uhr notierte er im Kriegstagebuch: »Beim Einlaufen ist zu sehen, daß sämtliche Schiffe auf Reede und im Hafen und sämtliche Gebäude rote Flaggen gesetzt haben. In der Schleuse kommen wie in Helgoland Agitatoren an Bord, Flagge

100 Erich Gröner: Die deutschen Kriegsschiffe 1815–1945, 2 Bde., München 1966–1968, Bd. 2, S. 802, 823 u. 835.

101 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 29. 3. 1918, BArch RM 63/55, o. P. Maßnahme S war ein navigatorischer Platz in der äußeren Deutschen Bucht, auf Position N54° 54' E 006° 57', und zeitweise der Endpunkt eines bis zu drei Seemeilen breiten Auslaufweges für deutsche U-Boote durch die eigenen Minensperren. Für diesen Hinweis danke ich Bernd Langensiepen aus Bremerhaven. Vgl. Kriegsschiffswege in der Deutschen Bucht, 23. 5. 1917, RM 63/45, Bl. 1 f.; Allgemeine Übersicht über die Wege in der Deutschen Bucht, 7. 9. 1918, ebd., Bl. 21; siehe auch: Kartenbeilage »Gefecht in der Deutschen Bucht am 17. November 1917 (nach deutschen Aufzeichnungen)«, in: Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 7, Karte Nr. 4 a.

102 Groos, Gladisch (wie Anm. 2), Bd. 7, S. 200.

103 Der Befehlshaber der Unterseeboote, Kapitän zur See Andreas Michelsen, hatte sich am 7. November 1918 nach Helgoland begeben und dort das »Kommando über [die] Seestreitkräfte als ältester anwesender Seeoffizier« übernommen. Vgl. Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 7. 11. 1918, BArch RM 63/55, o. P.

104 Ebd., 8. 11. 1918.

105 Ebd.

106 Ebd., 7. 11. 1918.

und Stander werden von der Mannschaft niedergeholt und die rote Flagge geheißt«. Er schloss das Kriegstagebuch mit einem letzten Eintrag am 11. November: »Waffenstillstand wird unterzeichnet«¹⁰⁷.

Mit dem Ende der Kampfhandlungen kam auch das Ende der Nordsee-Vorpostenflottille. Noch am 11. November fiel der Beschluss, »aufgrund der Waffenstillstandsbedingungen« alle bewaffneten Fischdampfer des Verbandes »baldmöglichst« in Wilhelmshaven abzurüsten¹⁰⁸. Zudem lag »ihre baldigste Abgabe [...] im dringenden Interesse der Ernährung der Bevölkerung«¹⁰⁹, wie der Admiralstab an das Hochseekommando telegraphierte. Innerhalb weniger Wochen gab die Marine den Reedereien die abgerüsteten Fischdampfer zurück, für Kriegsverluste erhielten sie eine Entschädigung. Von den marineeigenen Kriegsfischdampfern, die bei Kriegsende zur Flottille gehörten, ließ die Marine einen Großteil zu zivilen Fischdampfern umrüsten. Anschließend übergab sie diese als Kriegsverlustentschädigung an verschiedene Reedereien und als Ersatz für rückgeführte Prisen-Fischdampfer an das Marinefischamt Wilhelmshaven. Einige kamen auch als Minenräumer in der Nordsee zum Einsatz.

Korvettenkapitän Helf und sein Stab koordinierten die Abwicklung der Flottille. Helfs letzte Amtshandlung war die Übersendung des Flottillen-Kriegstagebuchs für die letzten sechs Kriegswochen, das er ab dem 5. November 1918 »nur nach dem Gedächtnis« schreiben konnte, »da fast sämtliche Unterlagen vernichtet worden sind«¹¹⁰. Das Begleitschreiben an den Chef des Admiralstabes datiert vom 3. Juni 1919 und trug den Briefkopf: »Aufgelöstes Kommando der Nordseevorpostenflottille.«¹¹¹

Fazit

Der Vorpostendienst war vor allem ein Routinedienst. Ab Ende August 1914 bildeten die bewaffneten Fischdampfer die erste Linie zur See und waren

107 Zitate aus: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 10.–11. 11. 1918, BArch RM 63/55, o. P.; siehe auch die gleichlautenden Einträge in: Kriegstagebuch des Chefs der Nordsee-Vorpostenflottille, 10.–11. 11. 1918, BArch RM 63/18, o. P.

108 Zitate aus: Besprechungsprotokoll »Abrüstung von Hilfsschiffen«, 11. 11. 1918, BArch RM 47/506, o. P.

109 Admiralstab an Hochseekommando, 22. 11. 1918, BArch RM 47/506, o. P.

110 Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, 5. 11. 1918, BArch RM 63/55, o. P.

111 Chef des Admiralstabes an Abwicklungsbüro der Marinestation der Nordsee, 11. 4. 1919, in: Kriegstagebuch der Nordsee-Vorpostenflottille, BArch RM 63/55, o. P.; Abwicklungsbüro der Marinestation der Nordsee an Abwicklungsstelle der Nordseevorpostenflottille, 22. 4. 1919, ebd.; Helf an den Chef des Admiralstabes, 3. 6. 1919, ebd.; Admiralstab an Hochseekommando, 22. 11. 1918, BArch RM 47/506, o. P.; Befehlshaber der Nordsee an Reichsmarineamt, 22. 11. 1918, ebd.; Marinestation der Nordsee an Reichsmarineamt, 26. 11. 1918, ebd.; Freiwillige Kriegshilfe Hannover und Linden e. V. an Marinefischamt Wilhelmshaven, 5. 12. 1918, ebd.; Befehlshaber der Sicherung der Nordsee an das Kommando der Hochseestreitkräfte, 4. 12. 1918, BArch RM 47/510, o. P.; Kommando der Hochseestreitkräfte an das Reichsmarineamt, 1. 12. u. 13. 12. 1918, ebd.

damit konstant größeren Gefahren ausgesetzt als die meisten anderen Einheiten der rückwärtig stationierten Hochseeflotte. Vizeadmiral Bernhard Rösing würdigte nach Kriegsende die bis heute wenig beachteten Leistungen der Besatzungen: »Was diese wetterfesten Männer in der langen Kriegszeit im eintönigen, gefahrvollen Wachdienst bei grober See, in schweren Winterstürmen und unsichtigem Wetter, in steter Minen- und Unterseebootgefahr und ständig gewärtig, von überlegenen Streitkräften überfallen zu werden, geleistet haben, kann nicht hoch genug bewertet werden«¹¹².

Ihre Aufgaben hat die Nordsee-Vorpostenflottille großenteils erfüllt. Ihre Dampfer spürten zahlreiche feindliche U-Boote, Minenleger und Sperrbrecher auf, von denen sie die meisten vertreiben, beschlagnahmen oder erfolgreich bekämpfen konnte. Mit ihren Bordkanonen zerstörten sie hunderte Minen in den von ihnen patrouillierten Gewässern, die eine große Gefahr für sie selbst und alle anderen Einheiten der Hochseeflotte waren. Außerdem geleiteten sie zahlreiche U-Boote sicher durch die eigenen Minensperren und halfen manches havarierte U-Boot oder Flugzeug in der Deutschen Bucht zu bergen. Allerdings gelang es gegnerischen Kräften immer wieder, vor allem in den ersten Kriegsmonaten, die Bewachungslinien zu durchbrechen. Das galt besonders für feindliche U-Boote, die mehrfach unbemerkt in die Deutsche Bucht eindrangen. Als die Briten im Laufe des Krieges verstärkt die Ausgänge aus der Deutschen Bucht verminten, konnten die Vorpostenboote oft nicht verhindern, dass selbst in der Nähe ihrer Positionen feindliche Minen gelegt wurden, denen im Kriegsverlauf dutzende Einheiten der Kaiserlichen Marine zum Opfer fielen¹¹³.

Die Sondergruppen konnten einige operative Erfolge verzeichnen. Sie leisteten wertvolle Arbeit bei der Zerstörung feindlicher Seekabel. Ihre Hauptwirkung jedoch erzielten sie mit dem Einsatz als U-Bootfallen. Dabei kam es weniger auf ihre tatsächlichen Erfolge als deren psychologische Wirkung auf den Gegner an: ab Dezember 1915 konnte jeder neutrale Fischdampfer in der Nordsee ein getarntes deutsches Sondergruppenboot sein. Allerdings standen die deutschen U-Boote vor der gleichen Herausforderung, denn auch die Royal Navy setzte diese Taktik ein.

Betrachtet man die Verluststatistik, dann fällt auf, dass der überwiegende Teil der bewaffneten Fischdampfer, die während des Krieges im Vorpostendienst verloren gingen, infolge von Minentreffern sank. Einige Dampfer strandeten auch bei schlechtem Wetter. Nur selten kam es vor, dass feindliche U-Boote oder andere Kriegsschiffe sie versenkten. Laut der amtlichen

112 Zit. in: Herbert (wie Anm. 23), S. 134.

113 Zum Minenkrieg in der Nordsee während des Ersten Weltkrieges siehe u. a.: Gerhard P. Groß: Die Seekriegführung der Kaiserlichen Marine im Jahre 1918, Frankfurt am Main u. a. 1989, S. 205–219; Korvettenkapitän Hagen: Mine und Seestrategie. Die Verwendung der Mine nach den Erfahrungen des Weltkrieges, BArch RM 6/1433, Marine-Druckvorschrift Nr. 352, Heft 14, Berlin 1935 (im Internet abrufbar unter: https://docs.google.com/file/d/0B12aaMD-x_k_Qk1RaDZmRWQ4eTQ/edit [10.9.2020]); Friedrich Ruge: Im Küstenvorfeld. Minensuchen, Geleit, Ubootsjagd, Vorpostendienst, München 1974, S. 9–17.

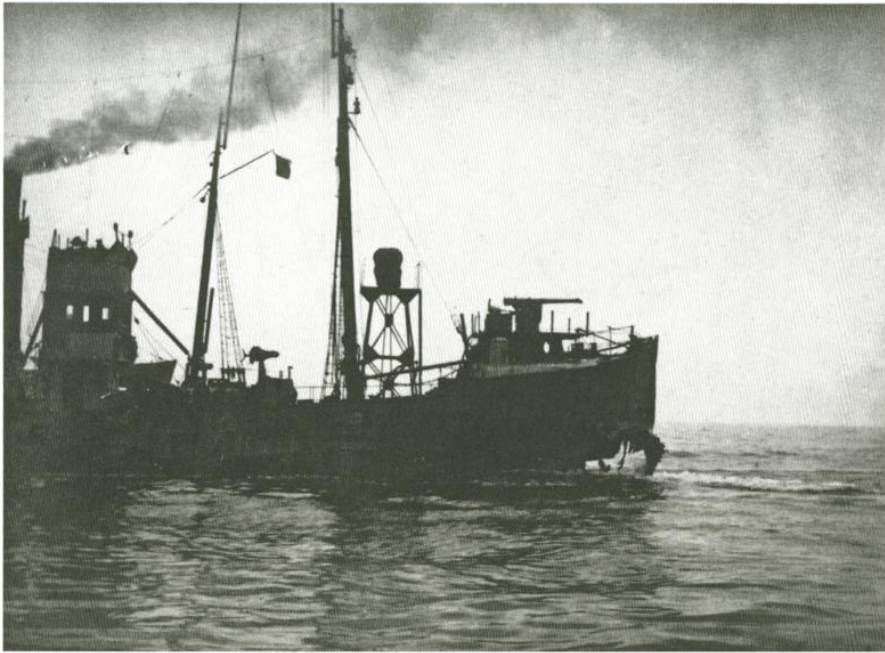


Abb.9: Nordsee-Vorpostenboot mit Minentreffer am Bug, März 1917. Foto: Privatarchiv Dr. Heiko Herold

Verluststatistik gingen während des Krieges auf deutscher Seite insgesamt 105 bewaffnete Fischdampfer verloren, knapp die Hälfte davon im Vorpostendienst in der Deutschen Bucht¹¹⁴. Im November 1918 zog der einflussreiche

114 Schiffsverluste der Kaiserlichen Marine 1914–1918. Verkleinerter Nachdruck der Anlage »Verlustliste« aus der M.-D.-V.-Nr. 450 »Richtlinien für die Pflege der Überlieferung der Reichsmarine«, Berlin 1934, abgedruckt in: Erich Gröner: Schiffsverluste, in: Marine-Rundschau, Jg. 60 (1963), Heft 6, S. 353–358 u. Jg. 61 (1963), Heft 1, S. 28–41, hier Jg. 61 (1963), Heft 1, S. 30–41. Die Angaben in anderen Publikationen weichen teilweise von der amtlichen Verluststatistik ab. Dieter Jung beispielsweise erfasst auch einige Fahrzeuge, die beim Fischen versenkt wurden, etwa »Fritz Busse« (P.G. 113) und »Julius Wieting« (B.X. 78), ohne sie entsprechend zu kennzeichnen. Vgl. Busch, Forstner (wie Anm. 54), S. 147ff.; Herbert (wie Anm. 23), S. 158ff.; Gröner (wie Anm. 16), Bd. 8, S. 160–238 u. 498–501; Dieter Jung: Die Schiffe der Kaiserlichen Marine 1914–1918 und ihr Verbleib, Bonn 2004, S. 84f.; Jacob Rehder: Die Verluste der Kriegsflotten 1914–1918, München 1969, S. 42–48; Wilhelm von Reitzenstein: Die Verluste der deutschen Fischdampferflotte seit Beginn des Weltkrieges und ihr Wiederaufbau, in: Der Fischerbote, Jg. 12 (1920), Nr. 10, S. 574–582; siehe auch: Wolfgang Walther: Deutsche Fischdampfer. Technik, Entwicklung, Einsatz, Schiffsregister, Bremerhaven u. Hamburg 1999, passim.

Dampf-Seefischerei-Verein »Unterweser« bittere Bilanz: Allein die Geestemünder Fangflotte hatte im Ersten Weltkrieg 23 Fahrzeuge im Marinedienst und weitere 46 Fahrzeuge beim Fischen eingebüßt – über 60 % ihres Bestandes bei Kriegsbeginn¹¹⁵.

115 Liste der im Kriege verlorenen Fischdampfer und Logger, welche im Frieden ständig im Geestemünder Fischereihafen verkehrten (nach Angaben des Dampf-Seefischerei-Vereins Unterweser), o. D. [November 1918], Archiv der Bremerhavener Fischereihafen-Betriebsgesellschaft mbH, Wasserbauamt-Geestemünde. Registratur II. Häfen- und Grundstücksverwaltung. Sonder-Spezial-Akte: Einwirkung des Krieges auf die Hochseefischerei, insbesondere auf den Geestemünder Fischmarkt, Bd. 1: 1915–1919, o. P.; Deutscher Seefischerei-Verein (Hrsg.): Deutscher Seefischerei-Almanach für 1914, Hannover u. Leipzig 1914, S. 38–42 u. 48. Auf der Geestemünder Verlustliste ist außer den Fischdampfern noch ein Heringslogger verzeichnet, der im August 1914 beim Fischen »durch Kriegsmaßnahme verloren« ging. Der im September 1915 gekaperte Fischdampfer »Dora« (B.X. 24) ist dort als Verlust im Marinedienst vermerkt, nicht jedoch in der amtlichen Verluststatistik, deshalb wurde er oben zu den beim Fischen verloren gegangenen Fahrzeugen addiert.

Die gewaltsame Liquidierung der Bremer Räterepublik. Der 4. Februar 1919 und seine politischen, militärischen und sozialgeschichtlichen Voraussetzungen

Von Jörn Brinkhus

I. Einleitung

Das militärische Ende der Bremer Räterepublik ist zu Recht als eine gewaltsame Liquidierung bezeichnet worden: Der Einsatz rigoroser Zwangsmittel durch die aus Berlin entsandten, gegenrevolutionären Regierungstruppen resultierte in einer fast vollständigen Tilgung dieses Politikexperiment samt fast aller seiner inhaltlichen Ambitionen. Welchen hohen Stellenwert die Eroberung Bremens am 4. Februar 1919 gleichwohl für das örtliche Revolutionsgeschehen einnimmt, wird deutlich, wenn man sich Alternativszenarien vergegenwärtigt: Was wäre die Bremer Räterepublik, was wäre die Revolution 1918/19 in Nordwestdeutschland insgesamt ohne den 4. Februar 1919? Und wie anders müssten die Geschehnisse in unserer Gegenwart erinnert werden, hätte diese militärische Auseinandersetzung gar nicht stattgefunden? Diese kontrafaktischen Überlegungen verdeutlichen, dass das gewaltsame Ende der Räterepublik sowohl von anhaltender geschichtskultureller Relevanz als auch von historiografischem Interesse ist, zumal die Forschung noch nicht alle interessanten Aspekte dieses Themas beleuchtet hat.

Der von mir verfasste Beitrag versucht, die schon vielfach erzählten Ereignisse¹ systematisch auf die militärgeschichtlichen Kontinuitäten² sowie die

- 1 Am ausführlichsten: Peter Kuckuk, *Bremen in der deutsche Revolution 1918/1919*, Neuauflage, Bremen 2017. Relevant sind außerdem: Karl-Ludwig Sommer, *Die Bremer Räterepublik, ihre gewaltsame Liquidierung und die Wiederherstellung »geordneter Verhältnisse«* in der Freien Hansestadt Bremen. In: *Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte*, 77 (2005), S. 1–30; Heinz-Gerd Hofschien, *75 Jahre Bremer Räterepublik*. In: *Bremer Arbeiterbewegung*, Heft 8 (1994), S. 7–11; Inge Marszolek, *Novemberrevolution in Bremen*. In: Bernd-Ulrich Hucker u. a. (Hg.), *Niedersächsische Geschichte*, Göttingen 1997, S. 511–527. Hinzu kommen zwei neuere Sammelbände: Eva Schöck-Quinteros u. a. (Hg.), *Revolution 1918/19 in Bremen*. »Das ganze Deutsche Reich steht heute gegen uns.«, Bremen 2018; *Novemberrevolution und Räterepublik 1918/19*. Bremen und Nordwestdeutschland zwischen Kriegsende und Neuanfang. Dokumentation, Bremen 2019.
- 2 Vgl. Peter Keller, »Die Wehrmacht der Deutschen Republik ist die Reichswehr«. *Die deutsche Armee 1918–1921*, Paderborn 2014; Christian Stachelbeck, *Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg*, München 2013; Christian Th. Müller, *Jenseits der Materialschlacht. Der Erste Weltkrieg als Bewegungskrieg*, Paderborn 2018; Christoph Nübel, *Durchhalten und Überleben an der Westfront*.

sozialgeschichtlichen Strukturen³ zu beziehen, die den Geschehensablauf erst ermöglichten und ihn mitbestimmten. Damit bietet dieser Ansatz zugleich Potential, um das Beispiel Bremen in überörtliche Zusammenhänge einzubetten und so, wie auch durch Schlaglichter auf lokale Kontrastfälle, in die Geschichte der Revolution 1918/19 einzuordnen.⁴ Zudem soll der jüngsten Anregung, die Gründungsgeschichte der Weimarer Republik als eine Phase exzessiven Gewaltgeschehens zu charakterisieren⁵, dadurch Rechnung getragen werden, dass mein Beitrag die Vorgänge in der Weserstadt fokussiert auch unter einer militär- und operationsgeschichtlichen Perspektive erörtert.⁶ Hierfür sind ausgesuchte Quellen in größerer Tiefe als bisher zu

Raum und Körper im Ersten Weltkrieg, Paderborn 2014; Benjamin Ziemann, Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten – Überleben – Verweigern, Essen 2013; Scott Stephenson, *The Final Battle. Soldiers of the Western Front and the German Revolution of 1918*, Cambridge 2009. Als Pionierstudie noch immer von Bedeutung: Hagen Schulze, *Freikorps und Republik 1918–1920*, Boppard 1969.

- 3 Vgl. Gunilla Budde, *Blütezeit des Bürgertums. Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert*, Darmstadt 2009; Ralf Hoffrogge, *Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich. Von den Anfängen bis 1914*, 2. Auflage, Stuttgart 2017; Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich, *Deutschland im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt 2013; Benjamin Ziemann, *Das »Fronterlebnis« des Ersten Weltkrieges – eine sozialhistorische Zäsur? Deutungen und Wirkungen in Deutschland und Frankreich*. In: Hans Mommsen (Hg.), *Der Erste Weltkrieg und die europäische Nachkriegsordnung. Sozialer Wandel und Formveränderung der Politik*, Köln 2000, S. 43–82. Noch immer relevant: Jürgen Kocka, *Klassengesellschaft im Krieg. Deutsche Sozialgeschichte 1914–1918*, 2. Auflage, Göttingen 1978, und Richard Bessel, *Germany after the First World War*, Oxford 1993. Eine Vorstudie mit sozialgeschichtlichem Ansatz: Jörn Brinkhus, »...alle ehrliebenden kampffähigen Bremer...«? Das Freikorps Caspari und das städtische Bürgertum. In: *Experiment Moderne. Bremen nach 1918*, Bremen 2018, S. 32–45.
- 4 Vgl. dazu meine Skizze Jörn Brinkhus, *Novemberrevolution – Räterepublik – »Stacheldrahtostern«*. Die Revolution 1918/19 in Bremen. In: Hans-Jörg Czech u. a. (Hg.), *Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19*, Hamburg 2018, S. 56–69, und unter Einbeziehung der Tagespresse Hans-Rudolf Wahl, *Novemberrevolution, Räterepublik und Demokratiegründung in Bremen*. In: Detlef Lehnert (Hg.), *Revolution 1918/19 in Norddeutschland*, Berlin 2018, S. 177–240. Mit breiterer Perspektive: Hans-Ulrich Ludewig, *Die Novemberrevolution in Nordwestdeutschland im Vergleich*. In: *Niedersächsisches Jahrbuch 91 (2019)*, S. 31–52.
- 5 Vgl. Mark Jones, *Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution 1918/19 und der Beginn der Weimarer Republik*, Berlin 2017; Robert Gerwarth, *Die Besiegten. Das blutige Erbe des Ersten Weltkriegs*, Berlin 2017; Robert Gerwarth und John Horne (Hg.), *Krieg im Frieden. Paramilitärische Gewalt in Europa nach dem Ersten Weltkrieg*, Göttingen 2013. Mit anderer Perspektive: Julian Aulke, *Räume der Revolution. Kulturelle Verräumlichung in Politisierungsprozessen während der Revolution 1918–1920*, Stuttgart 2015. Zum Forschungskontext: Ziemann (wie Anm. 2), S. 9–17 und Felix Schnell, *Gewalt und Gewaltforschung*, Version: 1.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 08.11.2014, DOI: <http://dx.doi.org/10.14765/zzf.dok.2.589.v1>.
- 6 Die Operationsgeschichte ist eine Teildisziplin der Militärgeschichte, die sich mit Feldzügen, Schlachten und Gefechten beschäftigt. Vgl. Bernd Wegner, *Wozu Operationsgeschichte?* In: Thomas Kühne und Benjamin Ziemann, *Was*

würdigen: neben publizierten Gefechtsberichten unter anderem die unveröffentlichten Memoiren des Bremer Freikorpsführers Major Walter Caspari sowie die Ego-Dokumente anderer gegenrevolutionärer Freiwilliger, aber auch die (in geringerer Zahl überlieferten) Selbstzeugnisse von Vertretern der Arbeiterbewegung sowie Peter Weiss »Ästhetik des Widerstands«⁷.

Dabei will mein Beitrag eine Ergänzung zu den bekannten chronologischen Erzählungen der politisch-militärischen Ereignisse bieten, wenngleich es unumgänglich sein wird, manches Bekannte zu wiederholen. Denn die Darstellung ausgesuchter Aspekte ist Voraussetzung, um in einem problemorientierten Zugriff wichtige Fragen der (Vor-) Geschichte des Militärunternehmens zu erörtern, insbesondere:

- Warum kam es am 4. Februar 1919 überhaupt zu einem Gefecht? Dabei sind die Interessenlagen der Entscheidungsträger und die beidseitigen Entschlüsse für eine gewaltsame Konfrontation zu analysieren.
- Wieso endeten die Kampfhandlungen mit dem schnellen und ungefährteten Sieg der gegenrevolutionären Freiwilligenverbände? Neben dem eigentlichen Gefechtsverlauf sind die organisatorischen Vorbereitungen und die operativen Planungen zu behandeln; unter anderem ist zu vertiefen, welcher Stellenwert dem konkreten Gewalthandeln zukam.
- Wie gelang es beiden Seiten, Freiwillige zum militärischen Engagement für und gegen die Bremer Räterepublik zu gewinnen? Eine Antwort auf diese Frage hat die sozial- und militärgeschichtlichen Randbedingungen einzubeziehen, die sich aus den Strukturen der spätwilhelminischen Kriegsgesellschaft ebenso ergaben wie aus dem Transformationsprozess des Militärs vom kaiserlichen Heer hin zur Reichswehr der Weimarer Republik.
- Welche Motive bewegten speziell die Bremer Paramilitärs großbürgerlicher Herkunft, sich an dem Militärunternehmen zu beteiligen? Zu berücksichtigen sind Deutungsmuster des Kriegsendes und politische Erwartungshorizonte, die in den Selbstzeugnissen von Casparis Weggefährten dokumentiert sind.

ist Militärgeschichte?, Paderborn 2000, S. 105–113. Zum militärischen Verlauf des Ersten Weltkriegs: Holger Afflerbach, *Auf Messers Schneide. Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor*, München 2018. Für die Anfertigung der Karten zur Veranschaulichung der Militäroperationen schulde ich Herrn Dr. Andreas Reimer großen Dank.

⁷ Wilhelm Breves, *Bremen in der deutschen Revolution vom November 1918 bis März 1919*, Bremen 1919; *Die Wirren in der Reichshauptstadt und im nördlichen Deutschland 1918–1920*, Berlin 1940; Walter Caspari, *Persönliche Erinnerungen an die Revolutionszeiten 1918/19 (Befreiung von Bremen)*, [Bremen 1946], Kopie als unvollständiges Typoskript, Staatsarchiv Bremen (StAB) 7.298–1; Selbstzeugnisse von Angehörigen der Regierungstruppen: StAB 9.S 9-12; Peter Weiss, *Ästhetik des Widerstands*, Neuauflage, Berlin 2016; *Selbstzeugnisse der Verteidiger: Vorwärts und nicht vergessen. Erlebnisberichte aktiver Teilnehmer der Novemberrevolution 1918/19*, Ost-Berlin 1958; Bundesarchiv (BA): NY 4096.

Abschließend einige Bemerkungen zum Begriff der »Bremer Räterepublik«: Obwohl die Zeitgenossen diesen Ausdruck nicht als Selbstbezeichnung verwendeten (ihre Initiatoren sprachen von einer »selbständige[n] sozialistische[n] Republik«), ist er später von der politischen Linken adaptiert worden.⁸ Ob die Bezeichnung »Räterepublik« diesen kurzen Zeitabschnitt des Wirkens der radikalisierten und neugeordneten Revolutionsgremien allerdings treffend charakterisiert, erscheint fraglich. Zwar ist die Bezeichnung als »Rätediktatur« (so Caspari) überzogen, da die Räteorgane nicht in der Lage waren, einen wirksamen Repressionsdruck gegenüber ihren politischen Kontrahenten aufzubauen (hierauf wird noch einzugehen sein). Doch bleibt festzuhalten, dass die örtliche Revolutionsregierung über keine durch allgemeine und freie Wahlen festgestellte Unterstützung der Bremer Bevölkerung verfügte, daher fehlte es ihr an demokratischer Legitimität im heutigen Sinne.⁹

Denn sowohl die der Situation geschuldet nur improvisierte Erstwahl der Arbeiter- und Soldatenräte im November 1918 als auch die Bestimmungen für die Neuwahl der Revolutionsgremien im Januar 1918 schlossen weite Teile der Bevölkerung von der politischen Mitwirkung aus.¹⁰ Dabei wurde nicht nur dem Großteil der weiblichen Bevölkerung die Stimmabgabe verwehrt; gegenüber dem seit 1871 für die Reichstagswahlen gültigen allgemeinen Wahlrecht war nur noch ein deutlich kleinerer Teil der männlichen Bevölkerung wahlberechtigt. Stellt man dem die Vorkriegsforderungen der Arbeiterbewegung nach einem möglichst egalitären Wahlsystem gegenüber, so wirkten die Bremer Januarwahlen auch nach zeitgenössischen Maßstäben wie eine Fehlentwicklung hin zu weniger und nicht zu mehr Partizipation.¹¹ Rückblickend erscheint das Teile der Arbeiterschaft privilegierende Wahlreglement der Bremer Revolutionsperiode wie ein Reflex auf das vor 1918 praktizierte bremische Acht-Klassenwahlrecht, nur unter geänderten Vorzeichen: Statt ein vormodernes politisches System zu stabilisieren, sollte das neue, gleichwohl auf andere Art nach wie vor restriktive Wahlsystem nun den Fortbestand des provisorischen Räteystems sichern.

8 Vermutlich in Übertragung der ab April 1919 verwendeten Selbstbezeichnungen »Räterepublik« für die entsprechenden politischen Gebilde in München und in Ungarn. Zitate nach: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 188f. Anstelle weiterer Belege: Vorwärts und nicht vergessen (wie Anm. 7), S. 160, 163, 189 et passim.

9 Die diesbezüglichen Überlegungen von Eckhard Jesse und Henning Köhler, Die deutsche Revolution 1918/19 im Wandel der historischen Forschung. Forschungsüberblick und Kritik an der »herrschenden Lehre«. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Nr. 45 (1978), S. 3–23, haben nichts an ihrer Richtigkeit eingebüßt.

10 Zu den Details des Wahlrechtsreglements: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 141–152. Vgl. auch: Kathleen Canning, Das Geschlecht der Revolution. Stimmrecht und Staatsbürgertum 1918/19. In: Alexander Gallus (Hg.), Die vergessene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010, S. 84–116.

11 Vgl. zu grundlegenden Forschungsarbeiten: James Retallack, Obrigkeitsstaat und politischer Massenmarkt. In: Sven Oliver Müller und Cornelius Torp (Hg.), Das Deutsche Kaiserreich in der Kontroverse, Göttingen 2009, S. 121–135.

Hinzu kam, dass die Ergebnisse der Januarwahlen von den radikalen Kräften ohnehin nicht akzeptiert wurden. Denn bei Ausrufung der Bremer Räterepublik suspendierten die Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) und die sich nun als Kommunisten bezeichnenden Bremer Linksradiكالen sowie die Soldatenräte mit Mehrheitsbeschluss die frisch gewählten Arbeiterräte der reformistischen Mehrheitssozialdemokratie (MSPD) von den weiteren Beratungen der Revolutionsorgane – eine eklatante Verletzung grundlegender parlamentarischer Oppositionsrechte, was mit guten Grund als »Diktatur einer Minderheit von Proletariern über andere Proletarier und Nichtproletarier« galt.¹² Basisdemokratisch (wie manchmal zu lesen) war dieses Politikexperiment also keineswegs. Zugleich stand der Bremer Sonderweg im Widerspruch zu der bereits im Dezember 1918 vom Reichskongress der Arbeiter- und Soldatenräte eingeleiteten Entwicklung, das Deutsche Reich als eine parlamentarische Demokratie mit Mehrparteiensystem neu zu konstituieren.¹³ Reichsweit wirkte das Bremer Beispiel daher wie ein gescheiterter Versuch, mehr oder weniger elaborierte Rätekonzepte unter schwierigen Rahmenbedingungen in die Praxis umzusetzen. Offen blieb indes die Frage, wann, von wem und vor allem wie dieses perspektivlose Experiment beendet werden würde.

II. Der Weg zur gewaltsamen Konfrontation: Interessen und Entscheidungen

Der organisatorische und planerische Rahmen, der für die Militäroperation des 4. Februars 1919 wesentliche Randbedingungen setzte, kann nicht skizziert werden, ohne die Ziele der gegenrevolutionären Kräfte und der Räteregierung zu erörtern, die diese mit einer gewaltsamen Eskalation des politischen Konflikts um eine Auflösung der Bremer Räterepublik verfolgten. Um die beidseitige Entscheidung für einen Waffengang zu verstehen, soll kurz die Einschätzung erläutert werden, dass die Räteherrschaft in Bremen wegen eigener Dysfunktionalität und Instabilität auch ohne ein gewaltsames Eingreifen zu einem selbstverschuldeten Ende gekommen wäre.¹⁴ Denn dieser

12 S. Breves (wie Anm. 7), S. 176.

13 Vgl. Eberhard Kolb, Rätewirklichkeit und Räte-Ideologie in der deutschen Revolution von 1918/19 [1972]. In: Helga Grebing (Hg.), Die deutsche Revolution von 1918/19, Berlin 2008, S. 41–67; Hans Mommsen, Aufstieg und Untergang der Republik von Weimar, Taschenbuchausgabe, Berlin 1998, S. 35–48. Einen Aufriss der Forschungskontroverse zur Formationsphase der Weimarer Republik liefern: Eberhard Kolb, Dirk Schumann, Die Weimarer Republik, 8. Auflage, München 2013, S. 166–178. Jüngst: Gaard Kets, Radikale Theorie und politische Praxis in der Bremer Räterepublik. In: Novemberrevolution und Räterepublik 1918/19. Bremen und Nordwestdeutschland zwischen Kriegsende und Neuanfang, Bremen 2019, S. 116–126.

14 Mommsen spricht von »grotesken Verhältnissen, (...) in der sich Dilettantismus und Revolutionsromantik ein unbegreiflich erscheinendes Stelldichein gaben« (Mommsen (wie Anm. 13), S. 60); nach Kolb hinterlässt die Räterepublik »einen nachhaltigen Eindruck von der Disziplinlosigkeit, der organisatorischen Unfähigkeit und der politischen Verantwortungslosigkeit, mit der die meisten Links-

Befund akzentuiert die Frage, welche Einzelpersonen und soziale Gruppen auf Seiten der Revolutionsgegner ihre Interessen für dringend genug erachteten, um trotz der bevorstehenden Auflösung der Räteherrschaft den Einsatz militärischer Mittel zu forcieren – unter Inkaufnahme des Verlusts von Menschenleben sowie gravierender politischer Folgen.

Schon zeitgenössische Beobachter unterschiedlicher Couleur attestierten der Revolutionsregierung, auf ganzer Linie gescheitert zu sein, deswegen konnten ihre Gegner aus guten Gründen auf ein baldiges, selbst herbeigeführtes Ende der Räterepublik hoffen.¹⁵ In solchen Urteilen spiegelt sich insbesondere die innere Uneinigkeit ihrer Machthaber wider. Während einzelne Randfiguren in den Revolutionsorganen erfolglos zu militanten Aktionen drängten und damit politische Unruhe produzierten, verwickelten sich die tragenden Kräfte der Räteregierung in z. T. heftige Richtungsstreitigkeiten, die sich nicht nur in Massenprotesten und einzelnen Gewaltakten entluden, sondern auch zu einer Selbstblockade der Entscheidungsgremien führten. Schon Mitte Januar 1919 befand sich die Räterepublik in einer unlösbaren Regierungskrise.¹⁶

Weitere Belastungsfaktoren kamen hinzu: Weil der Berliner Januaraufstand (vielfach als »Spartakusaufstand« bezeichnet) zwar die Ausrufung der Bremer Räterepublik auslöste, aber keinen flächendeckenden revolutionären Schub nach sich zog, fehlte der Bremer Räteregierung eine strategische Perspektive.¹⁷ Über wie wenig Unterstützung und Autorität die radikalen

radikalen in Bremen revolutionäre Politik zu machen bestrebt waren« (Eberhard Kolb, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919*, erweiterte Ausgabe, Frankfurt am Main 1978, S. 341); Miller führt aus, dass »zur Zeit der militärischen Besetzung die dortige Räteherrschaft bereits faktisch zusammengebrochen« war (Susanne Miller, *Die Bürde der Macht. Die deutsche Sozialdemokratie 1918–1920*, Düsseldorf 1978, S. 239). Im Unterschied dazu die der Tendenz nach positive Bewertung in der einschlägigen Bremenhistoriographie: Beispielsweise Hofschien (wie Anm. 1), S. 10; Kuckuk (wie Anm. 1), S. 241 f.

15 So urteilte der linksliberale Jurist Heino Bollinger schon 1919: »Gehen wir zu weit, wenn wir die Gesamthaltung der bremischen Räteregierung als dilettantisch bezeichnen?«, nämlich als Versuch »einen Obrigkeitsstaat von unten zu errichten, der sich der Ueberreste des alten Verwaltungsgebäudes zu entledigen versuchte, ohne doch etwas Gleichwertiges an seine Stelle setzen zu können.« (Breves, wie Anm. 7, S. 178). Nachträgliche skeptische Stimmen dokumentiert: Peter Kuckuk, *Revolution und Räterepublik in Bremen in Augenzeugenberichten*. In: ders. (Hg.), *Beiträge zur Geschichte der Bremer Arbeiterbewegung (1906 bis 1959)*, Bremen 1985, S. 31–54, hier S. 41 f. und 50 f. Schon im Januar und Februar 1919 gab es Kritik aus dem Lager der Arbeiterbewegung: Carl Emil Uphoff, *Eine Woche sozialistischer Freistaat Bremen. Ein Bericht, nach eigenen Beobachtungen [1919]*. In: Peter Kuckuk (Hg.), *Die Revolution 1918/19 in Bremen. Aufsätze und Dokumente*, Bremen 2010, S. 87–100; Äußerungen Ruschs im *Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat*, 06.02.1919, StAB 7.298 – 28.

16 Vgl. Wolfram Wette, *Gustav Noske. Eine politische Biographie*, Düsseldorf 1988, S. 403.

17 Miller (wie Anm. 14), S. 236, stellt fest, dass es andernorts zu Solidaritätsaktionen, Massenprotesten und Gewalttätigkeiten kam, aber nur in Bremen nahmen

Revolutionspolitiker in der Bevölkerung verfügten, zeigte sich neben heftigen pro-monarchistischen Schülerprotesten an den für die örtliche USPD desaströsen Bremer Ergebnissen der Wahlen zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919, zu der alle erwachsenen Staatsbürger beiderlei Geschlechts aufgerufen waren.¹⁸ Zudem hatte die lokale Finanzbranche den revolutionären Elan durch eine angedrohte Kreditsperre bereits eingeehgt und Zusagen für einen Übergang zur parlamentarischen Demokratie erzwungen – durch eine ähnliche Drohkulisse war auch in Hamburg die politische Entwicklung in gemäßigte Bahnen gelenkt worden. Nachdruck gewann diese Einschüchterung durch den möglichen Einsatz von Militärverbänden, die Ende Januar nach Verden entsandt worden waren. Der von der provisorischen Reichsregierung mit der Leitung der Operation beauftragte Oberst Wilhelm Gerstenberg hätte jederzeit eingreifen und erzwingen können, dass die Räteorgane ihre Zusagen einhielten. Wie und wieso wurde Bremen trotzdem zum »Angriffsobjekt auf den Planungstischen der Minister und Generäle« (Peter Weiss)?¹⁹

Forciert wurde diese konfrontative Politik von einer heterogenen Interessenkoalition, die aus gegenrevolutionären Militärs, Berliner und Bremer MSPD-Politikern sowie Vertretern des örtlichen Wirtschaftsbürgertums bestand und sich aus einem Bündel unterschiedlicher Motive heraus zusammengefunden hatte. Sicherlich nur vorgeschoben war das zeitgenössische Argument, eine in Bremen ausgeübte Gewaltherrschaft hätte schnell beendet werden müssen. Allem den Rätepolitikern eigenen Verbalradikalismus zum Trotz waren die wenigen Todesopfer politischer Auseinandersetzungen zwischen dem 10. Januar und Anfang Februar Kämpfen verschiedener Fraktionen der Räterepublik miteinander geschuldet, aber nicht das Ergebnis gewalttätiger Maßnahmen gegen den revolutionskritischen Teil der Bevölkerung.²⁰ Zwar war erwogen worden, gegenrevolutionäre Politiker und Amtsträger als Geiseln zu nehmen, doch dieser Vorschlag fand in den Revolutionsgremien keine Mehrheit, ein Zeichen ihrer Schwäche. Entsprechend kehrten die Senatoren Hermann Apelt und Theodor Spitta sowie der für den weiteren Geschehensablauf wichtige ehemalige Kommandeur des Bremer Infanterieregiments, Caspari, nachdem sie Bremen vorsichtshalber zunächst verlassen hatten, bald in ihre Heimatstadt zurück. An der notwendigen

USPD- und KPD-Vertreter die Berliner Geschehnisse zum Anlass, die reformistischen MSPD-Politiker aus den Revolutionsorganen zu drängen.

18 Wahlergebnisse: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 232. Zu den Schülerprotesten: Jörn Brinkhus, Das Freikorps Caspari, die Eroberung Bremens am 4. Februar 1919 und das städtische Bürgertum. In: Novemberrevolution und Räterepublik 1918/19. Bremen und Nordwestdeutschland zwischen Kriegsende und Neuanfang, Bremen 2019, S. 126–139, hier S. 130f.

19 S. Weiss (wie Anm. 7), S. 128. Vgl. zur Revolution in Hamburg die Beiträge in: Hans-Jörg Czech u. a. (Hg.), Revolution! Revolution? Hamburg 1918/19, Hamburg 2018.

20 Offenkundig übten die Revolutionsorgane das von ihnen in Anspruch genommene Standrecht nicht aus – zumindest sind keine Beispiele quellenkundig geworden. StAB 7.298–32.

Entschlusskraft, um durchgreifende Maßnahmen gegen die Opposition einzuleiten, gebrach es der Räteregierung sogar dann, wenn ihre Feinde unmittelbar vor ihren Augen aktiv wurden. Ein Mitte Januar 1919 ad hoc durchgeführter, aber erfolgloser Coup von über 100 Offizieren führte zu keinen ernsthaften Sanktionen für die Beteiligten – mit gravierenden Weiterungen. So diente dieser gescheiterte Putsch den gegenrevolutionären Militärs als Beleg dafür, dass die Räteregierung zwar schwach, jedoch nur durch eine militärische Intervention von außen zu stürzen sei. Auf diese Einsicht fußte die weitere Planung des Militärunternehmens. Überdies bildete dieser Kreis putschbereiter Soldaten eine Keimzelle für einen wenige Wochen später unter Casparis Leitung aufgestellten Freiwilligenverband; als infanteristischer Stoßtrupp führte diese »Freiabteilung Caspari« (so ihre ursprüngliche Bezeichnung) schließlich den Sturmangriff vom 4. Februar 1919 an.²¹

Während das revolutionskritische Bürgertum also keine Sanktionen gegen Leib und Leben befürchten musste, erlaubten sich die Revolutionsorgane sehr wohl Verletzungen der Eigentums- und Pressefreiheit, insbesondere gebrauchten sie das bereits am 21. Dezember 1918 beschlagnahmte Presseorgan der MSPD für ihre Zwecke. Mit genau diesem Übergriff rechtfertigte der in der provisorischen Reichsregierung für Militärfragen zuständige MSPD-Politiker Gustav Noske später wiederholt die Gewaltoperation gegen die Weserstadt.²² Dabei ging es um mehr als eine widerrechtliche Nutzung von Druckerpressen, Zeitungspapier und der Abonnentenkartei. Ähnlich wie in Hamburg, aber mit handfesten Konflikten verbunden, war die Verfügung über die Bremer Parteipresse heftig umstritten, denn von dieser publizistischen Ressource erhofften sich örtliche Revolutionspolitiker unterschiedlicher Couleur Deutungsmacht über das politische Geschehen zu gewinnen und sich so im inneren Konflikt um die Führung der organisierten Arbeiterbewegung durchzusetzen. Insbesondere dürfte die Bereitschaft von Teilen der örtlichen MSPD-Politiker, die Besetzung Bremens zu unterstützen und sich später als provisorische Regierung einsetzen zu lassen, von der Hoffnung getragen gewesen sein, die – damals noch vorhandene – breite Unterstützung in der Bevölkerung endlich in eine dauerhafte und unbestrittene Wahrnehmung des Regierungsauftrags ummünzen zu können. Schließlich erlaubte der absehbare militärische Untergang der Räteherrschaft es, Revanche an den Bremer Linksradikalen zu üben, also an dem gut organisierten, propagandamächtigen Gegner aus dem eigenen politischen Lager, dessen wichtigste Exponenten die reformistischen Kräfte innerhalb der Bremer SPD bereits vor 1914 herausgefordert hatten.²³ Die Bildung eines linken, revolutionären Flügels innerhalb der Bremer Sozialdemokratie nach 1900

21 Vgl. Brinkhus (wie Anm. 3), S. 40. Auch Caspari nahm nach eigenen Angaben an diesem gegenrevolutionären Coup teil. StAB 7.298-1, p. 47f. und 52. Aufschlussreich auch: Aussage Arthur Nicolaus, StAB 9.S 9-12-5.

22 Vgl. Miller (wie Anm. 14), S. 240.

23 Vgl. Hofschen (wie Anm. 1), S. 7f. mit Hinweisen zur für Bremen relevanten Literatur sowie Marszolek (wie Anm. 1), S. 519, und Kuckuk (wie Anm. 1), S. 29-38. Zum Kontext insgesamt: Hoffrogge (wie Anm. 3), S. 124-158.

disponierte somit nicht nur die Radikalisierung der Revolutionsorgane im Januar 1919, sondern auch eine ebenso militante Reaktion darauf. Das Einverständnis zahlreicher Politiker der Bremer MSPD, sich in den Dienst einer »Strafexpedition« (Susanne Miller) gegen ihre Heimatstadt zu stellen, fügte sich zudem passgenau zu den Verhältnissen auf Reichsebene, wo Noske das Heft des Handelns in der Hand hatte. Dass es nicht nur dessen »Intransigenz« war, die »eine Beilegung des Konflikts auf dem Verhandlungsweg unmöglich machte...« (Eberhard Kolb), sondern dass der für Militärfragen zuständige Volksbeauftragte mit der gewaltsamen Liquidierung der Bremer Räterepublik ein frühes, abschreckendes Exempel statuieren wollte, belegt das weitere Vorgehen der Regierungstruppen in Berlin, München und andernorts im Frühjahr 1919.²⁴

Wegen Noskes Eigeninteresse an der Durchsetzung einer militärischen Lösung muss offenbleiben, ob das aus den Quellen bekannte Antichambrieren von Bremer Landespolitikern und prominenter Wirtschaftsvertreter bei der Reichsregierung sowie den militärischen Kommandobehörden den Ausschlag dafür gab, der Räterepublik möglichst bald mittels Zwang und Gewalt ein Ende zu setzen. Dass Bürgermeister Martin Donandt, Senator Heinz Bömers, der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd Philipp Heineken, der Bremer Reeder Adolf Vinnen, angeblich auch Ludwig Roselius und andere Angehörige der städtischen Führungsschicht nicht bis zu einer Selbstauflösung der Räteherrschaft zuwarten wollten, sondern auf einen schnellen Militärschlag drängten, war keineswegs nur durch eine so wahrgenommene »politische Not der Vaterstadt Bremen« (Spitta) veranlasst.²⁵ Vielmehr bezweckte das Bremer Großbürgertum damit, wieder Einfluss auf die weitere Entwicklung seiner Heimatstadt zu nehmen. Denn durch die Novemberrevolution war das alte Acht-Klassen-Wahlrecht weggefallen; damit fundierten die sich aus der Sozialstruktur der spätwilhelminischen Stadtgesellschaft ergebenden Besitz- und Bildungsvorteile nicht länger den bisherigen, über großen politischen Einfluss der bürgerlichen Führungsgruppen; deren und andere gegenrevolutionären Interessen bündelte seit Ende November 1918

24 Zitate Miller (wie Anm. 14), S. 240, und Kolb (wie Anm. 14), S. 346. Vgl. Wette (wie Anm. 16), S. 401–409, und Aulke (wie Anm. 5), S. 282–284. Zur Rechtfertigung der Gewaltanwendungen bei den Berliner Januarunruhen: Jones (wie Anm. 5), S. 176–182.

25 S. Theodor Spitta, *Aus meinem Leben. Bürger und Bürgermeister in Bremen, München 1969*, S. 288. Eine ähnlich idealistische Selbstdeutung liefert Walter Caspari in seinen Erinnerungen: »Als aktiver Offizier stand ich [im Januar 1919 – Anm. JB] an einem Scheideweg... Das Pflichtgefühl, Bremen helfen zu müssen, gab mir die Richtung. Ich blieb mit Bremen verbunden, bin weiter verbunden geblieben, Schritt für Schritt, Jahr um Jahr.« (StAB 7.298–1, p. 40). In Heinrich Bömers. *Ein Lebensbild, Bremen 1964*, S. 44, heißt es: »So kam Ebert, nicht ohne dringende Vorstellungen von seiten bremischer Kaufleute und Senatoren, zu dem für ihn nicht leichten Entschluß, militärische Machtmittel einzusetzen.« Ähnlich: Wilhelm Krose, *Der 4. Februar 1919*. In: *Bundes-Organ des Kameradschaftsbundes der 75er in Bremen*, 4 (1929), S. 42–44. Zu anderen Bemühungen: Sommer (wie Anm. 1), S. 11; Kuckuk (wie Anm. 1), S. 246–248.

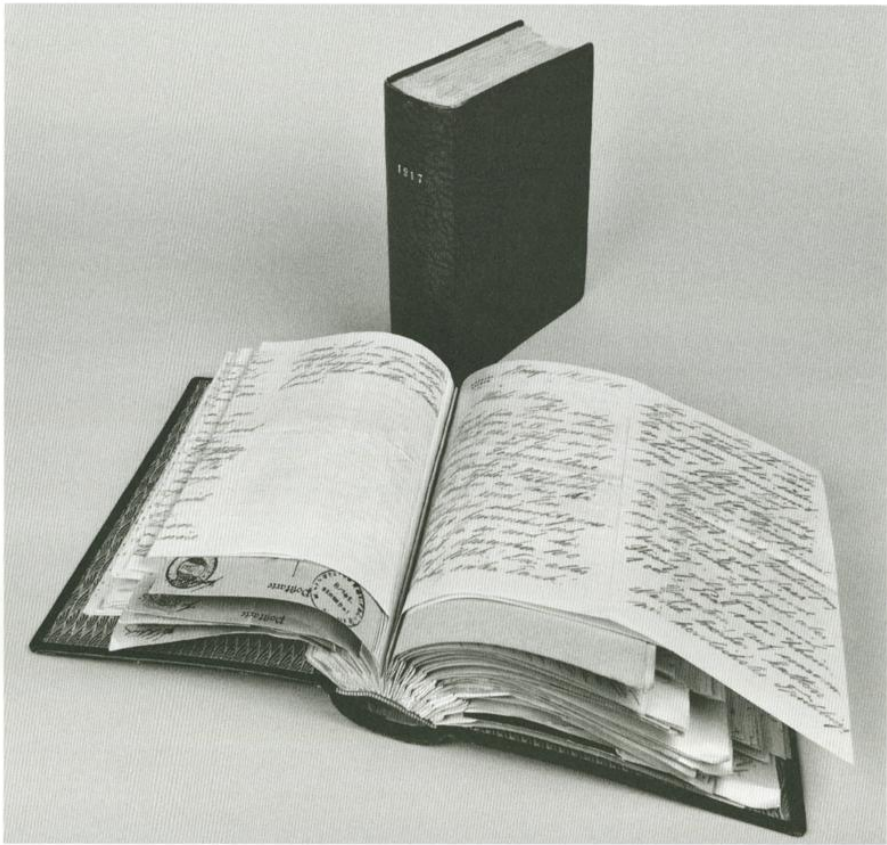
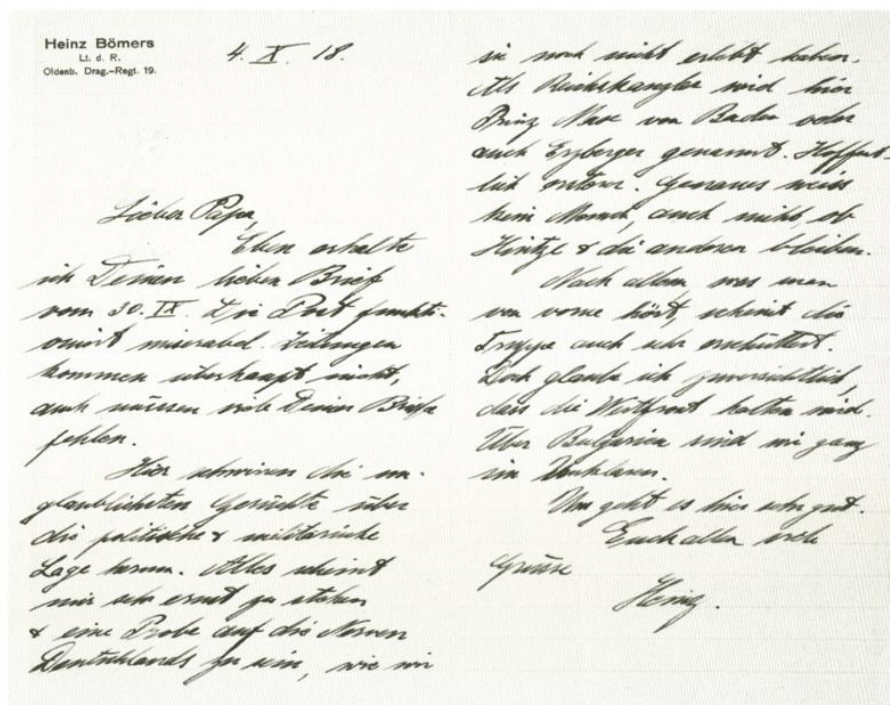


Abb. oben und rechte Seite: Am 4. Oktober 1918 schrieb der Kavallerieoffizier Heinz Bömers an seinen Vater, den Senator und Inhaber einer Weinhandelsfirma Heinrich Bömers, dass er die angespannte militärische Lage als »eine Probe auf die Nerven Deutschlands« empfinde. Weiter kommentierte der Reserveleutnant die Wiederbesetzung des Reichskanzleramts, ohne die ganze Tragweite der innenpolitischen Krise des wilhelminischen Kaiserreichs zu reflektieren. Briefpapier mit eigens angefertigtem Militärbriefkopf, nach Kriegsende eingebunden und Teil des Familienarchivs. Foto StAB

ein Bremer Bürgerausschuss, der das Militärunternehmen politisch vorbereitete.²⁶ Allerdings war dieser Anspruch auf eine Mitgestaltung der politischen Ordnung verwickelt mit kurzfristigen wirtschaftlichen Interessen.

26 Vgl. Schöck-Quinteros (wie Anm. 1), S. 37–54, und Sommer (wie Anm. 1), S. 5–11. In vergleichender Perspektive: Hans-Joachim Bieber, *Bürgertum in der Revolution. Bürgerräte und Bürgerstreiks in Deutschland 1918–1920*, Hamburg 1992, S. 65–68 und 199–202.

Schon im Dezember 1918 hatte der preußische Generalkonsul in Bremen Erkundigungen bei einzelnen Wirtschaftsunternehmen eingeholt. Wenn die Weserstadt bereits vor der Ausrufung der Räterepublik als »Hochburg und Experimentierfeld der Spartakusgruppe« galt, »Terror der Arbeiterführung und der Arbeiter« eingeschlossen, dann mussten die damit in Zusammenhang gebrachten Probleme der Privatwirtschaft (ausbleibende auswärtige Aufträge, nicht gewährte Vorschüsse, Benachteiligung Bremer Unternehmen bei der Kreditvergabe) später noch drängender erscheinen.²⁷ »Wie überhaupt alles mit dem Geschäft werden soll, kann ich mir gar nicht vorstellen...«, schrieb der Kavallerieleutnant Heinz Bömers Ende November 1918 an seinen Vater, den Senator Bömers, gleichzeitig Inhaber der wichtigen Weinhandelsfirma Reidemeister & Ulrichs.²⁸ Zudem dürften die Radikalisierung der Revolutionspolitik, die Unsicherheit über die weitere Entwicklung in Bremen und nicht zuletzt die militärische Blockade der Hansestadt ab Ende Januar 1919 dazu geführt haben, dass die gesamte ökonomische Tätigkeit im



27 Bericht des Preußischen Generalkonsulats Bremen, 04. 12. 1918, StAB 7.298–33.

28 Brief von Heinz Bömers an seinen Vater, 28. 11. 1918, StAB 7.210–71. Vgl. auch: Kim Christian Priemel, Die deutschen Unternehmer in der Revolution. Zur Kartographie eines Forschungsfeldes. In: Karl Christian Führer u. a. (Hg.), Revolution und Arbeiterbewegung in Deutschland 1918–1920, Essen 2013, S. 311–335.

Unterweserraum gehemmt war, somit mögliche Umsätze nicht realisiert und Umstellungsmaßnahmen auf die Friedenswirtschaft nicht umgesetzt werden konnten.²⁹

Im Prozess der ökonomischen Demobilmachung drohte der Wirtschaftsstandort Bremen auch wegen der bald nach der Novemberrevolution durchgesetzten Arbeitszeitverkürzungen und Lohnsteigerungen einzelner Betriebe ins Hintertreffen zu geraten. Zudem hätten die von der Räterepublik ins Auge gefassten Sozialisierungsmaßnahmen, wären sie realisiert worden, zwar nur kurzfristig Bestand gehabt, dabei aber ohne Weiteres betriebs- und gesamtwirtschaftliche Schäden verursachen können. Die nachträgliche Rechtfertigung der Militäroperation damit, »daß der zweitgrößte Seehafen der kommunistischen Räterherrschaft entrissen und damit für den Schiffsverkehr und die so dringend nötige Zufuhr von Nahrungsmitteln geöffnet wurde...« (so Spitta 1939), war also teilweise zutreffend. Zwar blockierte die Räterepublik keine unmittelbar bevorstehenden Hilfslieferungen für die notleidende Bevölkerung, aber für ein Wiederaufleben der regionalen Wirtschaftstätigkeit war eine möglichst reibungslose und schnelle Reaktivierung Bremens als Frachthafen zu Destinationen in und außerhalb von Europa dringend geboten.³⁰

Schließlich drängten auch manche der an der Militäroperation beteiligten Offiziere auf ein baldiges Eingreifen, insbesondere Major Caspari selbst. Der ehemalige Kommandeur des in Bremen beheimateten 75. Infanterie-Regiments plädierte für einen schnell durchgeführten Sturmangriff, so dass die Verteidiger keine weiteren Vorbereitungen für eine Verteidigung der Stadt treffen konnten.³¹ Beim Werben für seinen Vorschlag stützte sich Caspari auf die Argumente der Mitglieder seiner Freiabteilung, die zu einem erheblichen Teil aus einkommensstarken, gebildeten, vermögenden und bisweilen auch politisch tonangebenden Familien stammten.³² Doch man täte Casparis

29 Einzelne Hinweise bei: Breves (wie Anm. 7), S. 188 f. und 195 f.

30 S. Theodor Spitta, Dr. Martin Donandt. Bürgermeister in Bremen, Bremen 1939, S. 78. Kuckuk (wie Anm. 1), S. 249, hat zu Recht darauf hingewiesen, dass im Januar 1919 noch kein Handel stattfand und eine Wiederaufnahme der Wirtschaftsbeziehungen unklar war. Zu Bremen: Karl Marten Barfuss, Zwischen Kriegswirtschaft und Weltwirtschaftskrise. Die Wirtschaftsentwicklung Bremens von 1918 bis 1933. In: Experiment Moderne. Bremen nach 1918, Bremen 2018, S. 124–141. Zu Deutschland im Allgemeinen: Bessel (wie Anm. 3), S. 91–102.

31 Sein Vertrauter Heyer erinnerte sich 1972 an eine Szene, in der »der Major uns vorschlug: daß wir einmarschieren würden und daß wir von den Gerstenbergern erwarteten, daß sie aus kameradschaftlichen Gründen uns nicht im Stiche lassen würden.« (Kuckuk, wie Anm. 15, S. 43). Vgl. auch Krose (wie Anm. 25).

32 »Die Sorgen der Bremer Freiwilligen fanden ihren Ausdruck in einer sehr deutlich gehaltenen Denkschrift über die unabsehbaren Folgen eines Nichteinmarsches. An Hand dieser Schrift machte Major Caspari dem Oberst Gerstenberg nochmals die dringende Notwendigkeit eines sofortigen Einmarsches in Bremen klar.« Leutnant Schneider, Über die Vorgeschichte des Kampfes um Bremen. In: Bundes-Organ des Kameradschaftsbundes der 75er in Bremen, 9

Ambitionen unrecht, wollte man seine Rolle auf die eines Fürsprechers der Bremer Elite reduzieren. Denn neben militärischer Zweckmäßigkeit bot ein schnelles gewaltsames Eingreifen dem Infanterieoffizier eine Gelegenheit, um sich durch eine erfolgreiche Kommandoführung bei der Militäroperation für eine Anschlussverwendung im neu zu ordnenden Militär- und Sicherheitsapparat der jungen Republik zu profilieren (was ihm schließlich auch gelang).³³ Als wilhelminischer Berufssoldat verfügte Caspari, wie zahlreiche andere am Militärunternehmen beteiligten Frontoffiziere auch, über keinerlei nennenswerte Qualifikationen, die im Zivilleben nachgefragt wurden. Dagegen hatte es Caspari schon als junger Leutnant während der Militäroperation zur Niederschlagung des chinesischen »Boxeraufstands« verstanden, in Einsatzsituationen Chancen zu erkennen und kurzerhand zur Mehrung seiner eigenen militärischen Reputation zu nutzen.³⁴ Zudem hatte sich Caspari als hoch dekoriertes und auch durch schwere Verwundungen ausgezeichnetes Frontkämpfer während des Ersten Weltkriegs das Charisma eines bewährten und erfolgreichen Kompanieführers erworben, der jederzeit bereit war, für das Gelingen eines Militärunternehmens sein Leben zu riskieren.³⁵

Während Gustav Noske und die örtlichen MSPD-Politiker, Bremer Landespolitiker und manche Wirtschaftsvertreter sowie die gegenrevolutionären Militärs ein Zweckbündnis bildeten, um dem Bremer Revolutionsregime ein schnelles und deswegen gewaltsames Ende zu bereiten, bleibt unklar, wieso die Räteregierung auf die Provokationen der Gegenseite überhaupt einging, insbesondere weil einzelne Forderungen dazu dienten, eine Ablehnung hervorzurufen.³⁶ Zugleich endeten schon die ersten Vorpostengefechte am 2. und 3. Februar mit hohen Verlusten für die Verteidiger, wobei es im Anschluss an eines dieser Scharmützel bei Etelsen im Kreis Verden zu einer unter dubiosen Umständen erfolgten, quellenmäßig nicht mehr zu erhellenden Erschießung eines gefangengenommenen Revolutionärs durch zu den Regierungstruppen gehörende Marinebrigadisten kam. Über die ungleichen Kräfteverhältnisse ließen diese ersten Feuergefechte jedenfalls keinen Zweifel

(1934), S. 19–21. Zitat: S. 20. Fast gleichlautend in den Caspari-Memoiren, StAB 7.298–1, p. 90.

33 Vgl. Keller (wie Anm. 2), S. 38–47. Zu den Kontinuitäten der Kommandobehörden: Ulrich Kluge, *Die deutsche Revolution 1918/19*, Frankfurt am Main 1985, S. 141–152.

34 Caspari war in China u. a. als berittener Infanterist zu wenig aufsehenerregenden Sicherungsaufgaben eingesetzt; allerdings gelang es ihm bei der Durchführung eines Patrouillenauftrags, reichhaltige feindliche Bagage zu erbeuten. Bereits bei seinem ersten Einsatz machte Caspari somit von sich reden – zum damaligen Operationsstab gehörte u. a. der Chinakenner Erich von Falkenhayn, der im Ersten Weltkrieg ab September 1914 die Funktion der Obersten Heeresleitung übernahm. Vgl. Alfred von Müller, *Die Wirren in China und die Kämpfe der verbündeten Truppen*, Berlin 1901, S. 329–336.

35 Vgl. zur Selbststilisierung Casparis: *Infanterie-Regiment Bremen im Felde 1914–1918*, Bremen 1919, S. 37–46.

36 Details der Verhandlungen bei: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 262–276.

zu.³⁷ Auch der Vorsitzende des Bremerhavener Soldatenrats hatte den Eindruck einer militärischen Unterlegenheit der Räteregierung gewonnen, die kaum auszugleichen war. Mit dem Hinweis, »dass es unmöglich sei, gegen eine Masse gut disziplinierter Truppen Bremen verteidigen zu können«, riet er von weiterer Gegenwehr ab. Ebenso skeptisch äußerten sich mehrere Mitglieder der Bremer Revolutionsorgane und empfahlen aufzugeben. Aber es kam anders: Die Räteregierung entschloss sich, dem Einmarsch der Division Gerstenberg mit »aktivem Widerstand« zu begegnen.³⁸

Warum entschlossen sich die Räteorgane trotz ihrer offenkundigen militärischen Unterlegenheit, die Auseinandersetzung auszutragen? Scheinbar verließen sich einzelne Mitglieder der Revolutionsgremien auf zugesagte auswärtige Hilfe – und in der Tat waren Wilhelmshaven, Cuxhaven, Bremerhaven und nicht zuletzt Hamburg Städte, in denen die USPD und linksradikale Kräfte stark in den Revolutionsorganen verankert waren. Allerdings gelang es diesen Kreisen nicht, die Initiative in den lokalen Entscheidungsgremien an sich zu reißen und vor Ort Handlungsfähigkeit zu erlangen. Vielmehr erschöpften sich die Reaktionen auf die Bedrohung der Bremer Räterepublik in Demonstrationen und Protesten sowie in unkoordinierten Einzelaktionen, etwa kurzfristigen Besetzungen von Rathäusern sowie anderer wichtiger Gebäude. Nur aus Cuxhaven strömten in nennenswertem Umfang kampfbereite Marineangehörige unter dem Kommando eines führenden Mitglieds des dortigen Arbeiter- und Soldatenrats nach Bremen.³⁹

Andere Revolutionspolitiker wie Adam Frasunkiewicz hofften, dass der Einmarsch in Bremen einen politischen Generalstreik im Ruhrgebiet auslösen würde: »Wir wollen diesen Kampf nicht. Wollen ihn aber die Konterrevolutionäre, nun gut, wir sind gerüstet und nehmen den Kampf auf, und wenn der starke Arm des Proletariats es will, dann stehen alle Räder still...«⁴⁰ Ob die

37 Zu den Details: Simon Sax, Auf der Flucht erschossen? Der Fall Max Latzel und Adolf Curdt. In: Eva Schöck-Quinteros (wie Anm. 1), S. 233–256. Mitnichten handelte es sich dabei um eine zurückgeschlagene Offensivoperation der Division Gerstenberg, wie ein Verteidiger sich erinnerte. BA: NY 4096–1, Bl. 99.

38 Zitat nach: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 287. Vgl. Breves (wie Anm. 7), S. 152; Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 109.

39 Grundlage hierfür waren Verbindungen zu Gleichgesinnten, welche einzelne Bremer Linksradikale schon Jahre vor den Ereignissen des Januars und Februars 1919 geknüpft hatten. BA: NY 4096–1, Bl. 108; Aussprache mit Willy Breitmayer, ca. 1955, BA: NY 4096–4. Angeblich waren schon im Dezember 1918 Waffen aus Cuxhaven nach Bremen gebracht worden. Die Bewaffnung der Bremer Arbeiterschaft 1918, Ausarbeitung, ohne Datum, BA: NY 4096–4. Jüngst zu Cuxhaven: Ingo Heidbrink, Rote Fahnen über der Elbmündung. Die Novemberrevolution in Cuxhaven. In: Stader Jahrbuch 108 (2018), S. 117–137. Zum weiteren Umfeld: Gerd Steinwascher, Politik und Gesellschaft in der Weimarer Republik. In: ders. (Hg.), Geschichte Niedersachsens, Bd. 5, Hannover 2010, S. 21–452, hier S. 26–45.

40 S. Protokoll der Sitzung vom 03.02.1919, Sitzungen des Arbeiter- und Soldaten-Rats in Bremen, [Bremen 1919], S. 83. Vgl. auch Ulrich Schröder, Adam Frasunkiewicz. Schumacher, Kriegsgegner, Häftling, Revolutionär, Parteisekretär,

damit einhergehende numinose Erwartung eines baldigen Zusammenbruchs der gesamten kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, wie ihre Initiatoren es schon bei der Ausrufung der Räterepublik verkündet hatten, den Ausschlag dafür gab, aktiv Widerstand zu leisten, muss Vermutung bleiben. Gleichwohl ähnelte der Entschluss der Bremer Räteregierung für eine militärische Verteidigung ihres Politikexperiments frappierend der aus Fehlinformationen und Autosuggestionen entstandenen Entscheidung zum Berliner Januaraufstand, also dem Ereignis, dass den Auslöser für die Ausrufung der Räterepublik in der Weserstadt gebildet hatte.⁴¹

Unabhängig davon mag der Entschluss zum militärisch perspektivlosen Widerstand in den örtlichen Revolutionsgremien auch deswegen mehrheitsfähig gewesen sein, weil die tragenden Kräfte der Räteherrschaft trotz der hoffnungslosen Lage und ihrer inneren Konflikte durchaus über Gemeinsamkeiten verfügten, auf die Gaard Kets vor Kurzem hingewiesen hat: die Gegnerschaft zur reformistischen MSPD sowie den bürgerlichen Führungsschichten und vor allem die Ablehnung einer schnellen verfassungspolitischen Grundsatzentscheidung für die parlamentarische Demokratie mit Mehrparteiensystem.⁴² Gerade letzteres bedrohte die Fortexistenz einer die Interessen der Arbeiterbewegung und ihrer Funktionäre besonders begünstigenden Räteorganisation. Entsprechend erfolglos waren ein Mitte Januar von Major Caspari unterbreitetes Angebot, dass die USPD zusammen mit der MSPD und den bürgerlichen Kreisen das Räteexperiment beenden sollte. Ebenso scheiterte der Versuch der in Bremen zurückgebliebenen MSPD-Politiker, durch die Anfang Februar wieder aufgenommene Zusammenarbeit mit der Räteregierung den Konflikt friedlich zu beenden.⁴³

Weil die verlustreiche Verteidigungsschlacht um die Bremer Räterepublik wegen der sicheren Niederlage ähnlich dem Berliner Januaraufstand enden musste, konnte dieser Opfergang zudem als ein positives Beispiel für zukünftige Klassenkämpfe dienen, auf die Frasunkiewicz hoffte: »Wir können

Lagerhalter. In: Bremisches Jahrbuch, 96 (2017), S. 102–143. Peter Weiss, Die Notizbücher. Kritische Gesamtausgabe, Berlin 2006, Bd. 1, S. 410, spricht von der per Telegramm eingegangenen Falschmeldung, dass 150.000 Bergarbeiter in den Streik treten würden, sollte die »Belagerung Bremens« nicht abgebrochen werden.

41 Im Januar 1919 publizierte der bedeutende Bremer Linksradikale Johann Knief unter seinem Pseudonym Peter Unruh die kurze Schrift »Vom Zusammenbruch des deutschen Imperialismus bis zum Beginn der proletarischen Revolution« und schloss mit den Worten »Die proletarische Revolution hat begonnen. Schon die nächsten Wochen können Entscheidungen bringen.« (StAB 7.298–34). Vgl. zum Kontext: Werner Müller, Die KPD in ihrem ersten Jahr. In: Alexander Galus (Hg.), Die vergessene Revolution von 1918/19, Göttingen 2010, S. 160–186; Jones (wie Anm. 5), S. 158–162.

42 Vgl. dazu jüngst: Kets (wie Anm. 13). Mit zahlreichen interessanten Beiträgen zur Theoriediskussion innerhalb der politischen Linken: Gaard Kets und James Muldoon, *The German Revolution and Political Theory*, London 2019.

43 Den Hinweis auf Casparis Initiative gab mir dankenswerter Ulrich Schröder, Email 07.09.2019. Zum Agieren der MSPD: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 271–273.

wohl äußerlich besiegt werden, wir können vielleicht für eine kurze Zeit zurückgedrängt werden, aber wir würden Mittel und Wege finden, um die Scharte wieder auszuweiten. Hoffen wir, daß es nicht notwendig sein wird, den Kampf mit äußerster Rücksichtslosigkeit, mit Waffengewalt zu Ende zu führen. Ich würde es sehr bedauern. Es würde sehr schmerzlich berühren, wenn ohne unsere Schuld noch viele unserer Parteigenossen des Proletariats ihr Leben lassen müßten, das für uns und die Revolution wertvoll ist und erhalten bleiben sollte.«⁴⁴ Billigend wurden die bei der Verteidigung Bremens unumgänglichen Opfer in Kauf genommen, ohne dass die in Frasunkiewicz' Worten ausgedrückte Kaltblütigkeit mit persönlicher Tapferkeit einherging. Statt am 4. Februar 1919 selbst für die Ideen der Arbeiterbewegung zu kämpfen und dabei ihr Leben zu riskieren, verließen wichtige Politiker der Räte-regierung das Bremer Rathaus, bevor die Gefechtshandlungen die Altstadt erreichten⁴⁵

III. Vorbereitungen, Planungen, Gefechtsverlauf: Der 4. Februar 1919 in militär- und operationsgeschichtlicher Perspektive

Während sich beide Seiten – unter gegenseitiger Beobachtung – auf eine gewaltsame Auseinandersetzung vorbereiteten, war die Entscheidung noch offen, ob der Konflikt mit militärischen Mitteln auszutragen oder auf einem politischen Weg zu lösen sei. Gerade für die Angreifer veränderte sich im Laufe der Entschlussfindung allerdings die äußere Grundlage dieses Abwägungsprozesses: Die gegenrevolutionären Offiziere befürchteten, dass die Bremer Räterepublik von auswärts militärische Unterstützung erhielt und deswegen die Chancen auf einen Erfolg der Regierungstruppen mit jedem Tag sinken würden. Im Nachhinein stellte sich diese Annahme zwar als weitgehend unrichtig heraus – aus dieser falschen Erwartung leiteten die gegenrevolutionären Militärs aber die Notwendigkeit ab, nach Abschluss des Aufmarschs eine baldige militärische Entscheidung zu erzwingen, wollten sie durch Abwarten den eigenen, sicher geglaubten Sieg nicht gefährden. Denn für eine »vollständige Umzingelung der Stadt, wie es vom militärischen Gesichtspunkt aus wünschenswert wäre« (so Wilhelm Krose, Casparis Adjutant), erwies sich Gerstenbergs über 3.500 Mann starker Großkampforderband als zu klein. Damit wurde nicht nur eine vollständige »Entwaffnung der Spartakisten« als Operationsziel aufgegeben, auch fehlten die militärischen Mittel, um vor und während des Gefechts auswärtige Unterstützung für die Verteidiger zu unterbinden.⁴⁶ Ferner zweifelte die Divisionsspitze an

44 S. Protokoll der Sitzung vom 03.02.1919, Sitzungen des Arbeiter- und Soldaten-Rats in Bremen, [Bremen 1919], S. 83.

45 Äußerungen Ruschs im Hamburger Arbeiter- und Soldatenrat, 06.02.1919, StAB 7.298–28.

46 Vgl. Hauptmann Danner, Zum Jahrestage der Einnahme von Bremen, Der Bahnenfelder – Nachrichtenblatt des Zeitfreiwilligenkorps »Groß Hamburg«, Nr. 6 (1920), S. 40–43, hier S. 42. Wilhelm von Staden, Zwei für die 75er erinnerungsvolle Tage aus dem Jahre 1918. In: Bundes-Organ des Kameradschaftsbundes

der Loyalität von Teilen der eigenen Truppe, da unter den von Gerstenberg ab Dezember 1918 aufgestellten Landesschützenverbänden Einzelfälle von Fraternisierung mit der Bremer Bevölkerung festgestellt wurden. Diese galten als Anzeichen für eine schleichende Erosion der eigenen Kampfmoral, ein schnelles Eingreifen erschien damit geboten: »Ein Steckenbleiben in dieser Lage war nicht möglich, es gab nur ein Vorwärts oder ein Zurück; und das Zurück konnte von unabsehbaren Folgen für ganz Deutschland sein...« resümierte der Planer dieser Militäroperation, Generalstabsoffizier Lothar Danner.⁴⁷

Gleichzeitig verbesserten die eigenen professionellen Gefechtsvorbereitungen die Aussicht der Angreifer darauf, durch den Einsatz von Waffengewalt erfolgreich ein schnelles und abruptes Ende der Räterepublik herbeizuführen. Für eine Eroberung Bremens konnten sich die Berliner Regierungstruppen auf die Hilfe örtlicher gegenrevolutionärer Kreise verlassen und dies, obwohl Kräfte der Revolutionsregierung am 1. Januar 1919 eine Entwaffnung des von der Westfront in die Weserstadt zurückgekehrten Infanterie-Regiments Nr. 75 erzwungen hatten. Noch während die Demobilisierung seines Regiments im Gange war, machte Major Caspari Stimmung gegen die Revolutionsorgane, attackierte mit großer rhetorischer Schärfe den örtlichen Soldatenrat und empfahl sich so als eine Zentralfigur für alle bevorstehenden gegenrevolutionären Aktivitäten. Weiterer Aufforderungen bedurfte es dagegen nicht. Noch bevor die auswärtigen Kampfverbände aus Berlin Ende Januar am Sammelort Verden eintrafen, hatten zahlreiche ehemalige Bremer Frontsoldaten aus eigener Initiative einen möglichen Militäreinsatz vorbereitet. Dazu gehörten geheime Erkundungsmissionen und verdeckte gegenrevolutionäre Propaganda, sogar Waffen und Munition wurden bereits gesammelt.⁴⁸

der 75er in Bremen, 4 (1929), S. 26–29, spricht noch für den 4. Februar 1919 von »immer wieder einlaufende[n] Nachrichten über Matrosenmassen, die am Hauptbahnhof ausgeladen wurden...« (S. 29). Quellengestützt kann dies nicht bestätigt werden. Vgl. Kuckuk (wie Anm. 1), S. 286 f.

- 47 Ausführlich erläutert Danner (wie Anm. 46), S. 43: »Schlimmer noch war eine Nachricht von der eigenen Truppe: die Schützen einer Kompanie waren am 2. Februar abends in Arsten auf Bremer Gebiet zu einer Tanzerei gewesen. Dort hatten sie sich von Frauenzimmern beschwatzen lassen. Der Vertrauensmann der Kompanie erklärte daraufhin, die Kompanie wolle sich an einem bewaffneten Vorgehen nicht beteiligen. (...) Die Brigade erhielt Anweisung, die Kompanie beim Angriff zunächst in das zweite Treffen zu nehmen...«, d. h. nur in hinterer Reihe am Gefecht vom 4. Februar 1919 teilnehmen zu lassen. Rückblickend erschien Danner »die eigene Truppe nicht ganz zuverlässig, ein Teil der Unterführer bedenklich...«.
- 48 Zur Rückkehr von Fronteinheiten und ihrem Verhältnis zu den Räten im Allgemeinen: Stephenson (wie Anm. 2), S. 193–201. StAB 7.298–1, p. 35–39; »Nachts wurden Propaganda-Handzettel in den Monaten Dezember/Januar verteilt, verschiedentlich mussten wir uns in Räuberzivil bei dieser Tätigkeit vor den Roten verdrücken. Dann erhielt ich Auftrag vom General-Kommando Hannover, Anmarschwege für Feldartillerie, Oldenburger Seite, zu erkunden, was sich in den verschiedensten Maskierungen vollzog. Andere Aufträge führten

Ebenso folgenreich war die Werbung für den von Major Caspari aufgestellten Freiwilligenverband, der schließlich auf über 300 Mann anwuchs: alle ortskundig, fast ausnahmslos Frontsoldaten und in einer übergroßen Mehrheit Offiziere. Diese Bremer Paramilitärs stammten aus einer Vielzahl von Einheiten des alten wilhelminischen Heeres, entsprechend buntscheckig war die Zusammensetzung nach Truppengattungen. Für die Führungs- und Stabsfunktionen griff Caspari auf bewährte Kräfte zurück, die ihm durch eine mehr oder weniger lange Dienstzeit in seiner früheren Einheit bekannt waren. Zahlreiche andere Caspari-Kämpfer wiesen Verwendungen bei den übrigen in der Weserstadt beheimateten Reserve-, Landwehr- und Ersatzeinheiten auf; mehr als nur vereinzelt traten der neu gebildeten Freiwilligen-einheit zudem Bremer Soldaten des 19. Dragoner-Regiments aus Oldenburg sowie des 26. Feldartillerieregiments aus Verden bei.⁴⁹ Seine sichtbaren Anwerbeerfolge verliehen Casparis Vorschlag, schnell und hart gegen die Räteregierung vorzugehen, zusätzliches Gewicht. Mit ihrem Sammlungscharakter reihte sich Casparis Formation in eine Gruppe paramilitärischer Einheiten ein, die ab Dezember 1918 vielerorts von renommierten, ehemaligen Frontoffizieren als Nebenverbände der reorganisierten, ehemals kaiserlich-preußischen Armee neu aufgestellt wurden und die nur durch die finanzielle sowie logistische Unterstützung der weiterarbeitenden Militärverwaltung einsatzfähig waren.⁵⁰

Gegenüber dem kleinen Freikorps Caspari setzte sich die von Oberst Gerstenberg kommandierte, extra für diesen Zweck zusammengestellte Division, die über 3.000 Mann umfasste, aus zwei Teilverbänden zusammen: der 3. Landeschützenbrigade und der 1. Marine-Brigade, die beide bereits im Nachgang der Berliner Januarunruhen in der Reichshauptstadt eingesetzt gewesen waren. Die 3. Landeschützenbrigade (sie umfasste die 7., 8. und 9. Landeschützenabteilung) war Teil des größeren Landeschützenkorps, das im November 1918 als Auffangbecken für das Personal bald zu demobilisierender Heeresregimenter geschaffen worden war. Die Kieler Marinebrigade dagegen stellte sich nicht in die Tradition einzelner wilhelminischer Militäreinheiten, sondern wurde Ende Dezember 1918 auf Veranlassung Noskes aus aktiven Marinesoldaten gebildet. Kavallerieoberst von Roden kommandierte diesen provisorischen Infanterieverband, der aus zwei Regimentern bestand und dem Maschinengewehr- und Artillerieabteilungen beigeordnet waren. Neben einzelnen Artillerie-, Pionier- und Fliegerabteilungen waren Gerstenbergs Stab weitere Divisionstruppen zugeteilt, u. a. die Freiabteilung Caspari, die aus dem Kreis des Verdener Feldartillerieregiments im Januar

mich zur A. G. Weser und ins Hafengebiet.«, Aussage Fritz Schütte, StAB 9.S 9–12. Ähnlich: Aussage Arthur Nicolaus, StAB 9.S 9–12.

49 Vgl. Leutnant Schneider (wie Anm. 32).

50 Vgl. Schulze (wie Anm. 2), S. 67f.; Keller (wie Anm. 2), S. 50f., und Rüdiger Bergien, *Bellizistische Republik. Wehrkonsens und »Wehrhaftmachung« in Deutschland 1918–1933*, München 2012, S. 80f. Zum Begriff des Paramilitarismus: Robert Gerwarth und John Horne, *Paramilitarismus in Europa nach dem Ersten Weltkrieg. Eine Einleitung*. In: dies. (wie Anm. 5), S. 7–27, hier S. 7–9.

1919 gebildete »Freiwilligenabteilung Pauli« und die Eskadron des Rittmeisters Krossa. Letztere wurde auf Anfrage Gerstenbergs sehr hastig aufgestellt, eine hoch motivierte, aber schlecht ausgerüstete und kleine Freiwilligeneinheit des Braunschweiger Husarenregiments.⁵¹

Für den Einsatz dieses heterogenen Großkampfverbandes entwickelte Hauptmann Danner, der Oberst Gerstenberg als Stabsoffizier zuarbeitete, einen konsistenten Gefechtsplan. Durch diverse Stabsverwendungen während des Ersten Weltkriegs war der Kavallerieoffizier Danner auf diese Aufgabe gut vorbereitet. Klugerweise berücksichtigten seine Überlegungen die instabile politische Lage in Norddeutschland. Da unsicher war, ob und welche Gegenmaßnahmen die Revolutionsorgane in den benachbarten Städten und Marinestandorten beim Einmarsch nach Bremen ergreifen würden, die Regierungstruppen aber ungefährdet an Bremen herangeführt werden sollten, kam für den Militärplaner nur eine Offensive von Süden sowie Osten in Frage. [s. Übersichtskarte S. 168/169]

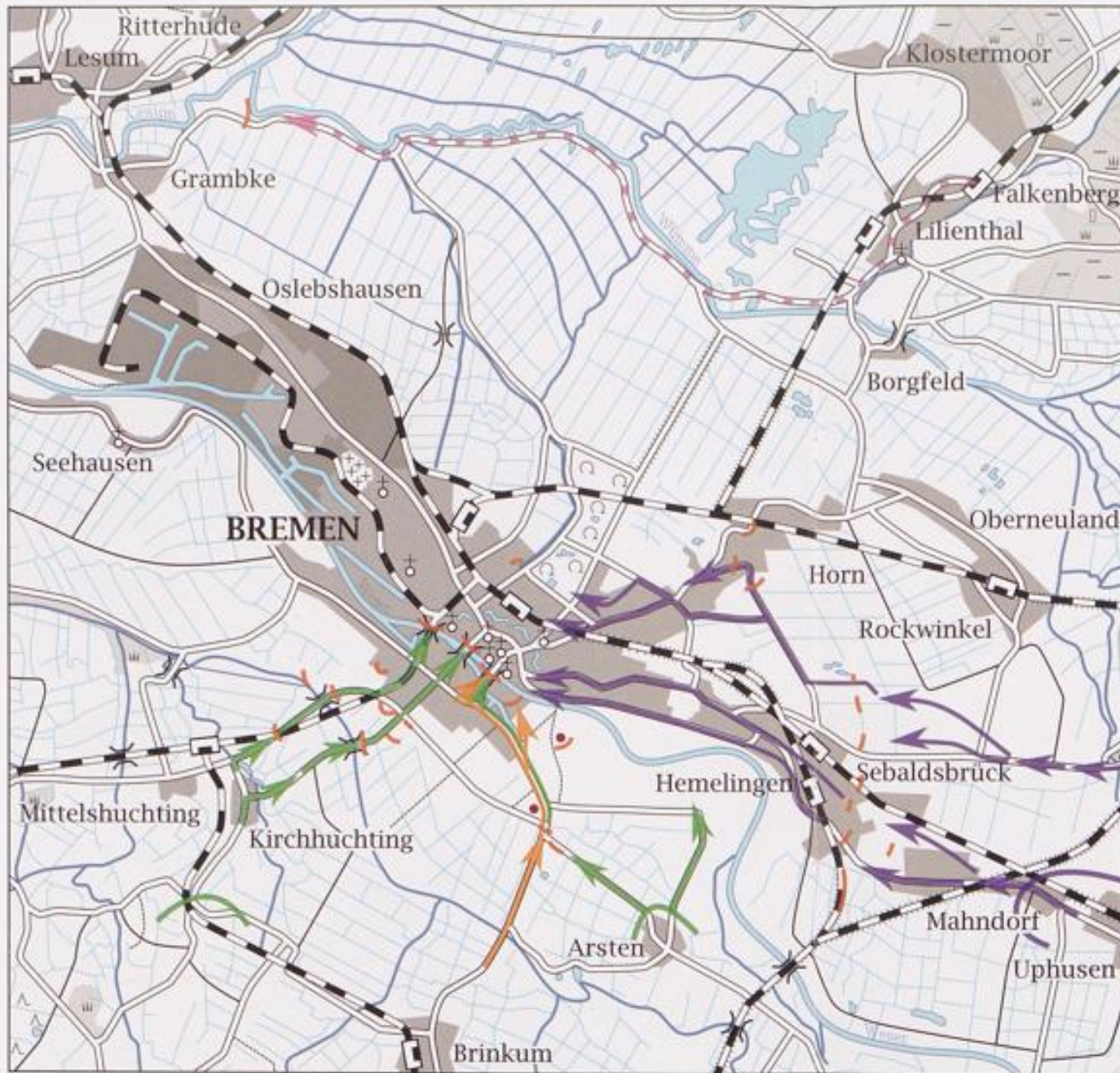
»Der Aufmarsch hatte sich demnach auf diesen Fronten zu vollziehen...«, erläuterte Danner nachträglich. »Unangenehm war, daß auf diese Weise die Weser zwischen die Truppenkörper zu liegen kam, über die zwischen Verden und Bremen auf 32 km keine Kolonnenbrücke führte. Nachträgliche seitliche Verschiebungen der Truppen waren daher ausgeschlossen. Trotzdem durften wir uns den Vorteil doppelseitigen Angriffs nicht entgehen lassen, der gerade einem schlecht geführten Gegner gegenüber durch wechselseitige flankierende Unterstützung das Durchschreiten von Hindernissen – für die Nordgruppe die Arbeitervorstadt Hemelingen, für die Südgruppe die Weser – erleichtern mußte.«⁵² Dabei bot die Weser den inneren Flügeln der Nord- wie auch der Südgruppe Schutz. Noch in Berlin entschied Danner, dass die Landesschützen den Sturm auf die Bremer Neustadt durchführen sollten, während die Marinebrigade nördlich der Weser operierte. Denn ein Gefecht auf freiem Feld, einen über die Weserbrücken auf die Bremer Altstadt vorgetragenen Frontalangriff oder eine andere anspruchsvolle Gefechtsaufgabe traute Danner der aus Kieler Marineangehörigen schnell aufgestellten Infanterieeinheit nicht zu. Stattdessen sollten die Marineregimenter, denen zur Wahrnehmung der Führungsaufgaben bewährte Heeresoffiziere zugeteilt worden waren, den Gegner auf dem östlich der Weser gelegenen Teil Bremens umfassen.⁵³ Parallel zu diesem auf beiden Seiten der Weser geführten Angriffsgefecht würde Krossas Husarenschwadron nach Bremen-Nord vorrücken und dort Sperr- und Sicherungsaufgaben übernehmen. Da Teile der

51 Vgl. Geschichte des 2. Hannoverschen Feldartillerie-Regiments 26 während des Weltkrieges 1914–1918, Lübeck o. J., S. 242; Alfons W. Rose, Bremen – die Entscheidung in der Revolte. Eine Widerlegung des Märchens vom »roten« Bremen, Bremen 1938, S. 2–24; Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 47–51; Wolfram Wette, Noske und die Revolution, Kiel, Heide 2010, S. 70–73; Georg Westermann, Die Braunschweiger Husaren im Weltkriege 1914/1918, Bd. 2, Oldenburg 1923, S. 376–378.

52 S. Danner (wie Anm. 46).

53 Der Lebenslauf eines solchen Heeresoffiziers ist dokumentiert in: StAB R.9. Nr. 206.

Kampfhandlungen in Bremen und Umgebung am 4. Februar 1919



Führer: Oberst Gerstenberg, I. Generalstabsoffizier: Hauptmann Danner		
3. Landesschützen-Brigade, Führer: Major Matzkiß		
Freikorps Caspari (Bremen)		
Hauptmann Machatius 1 Abteilung Paul 4	Hauptmann Reimers 2 Begleit-Geschütze 16	Oberleutnant Krull 3 + +
7. Abteilung 27 4 Pionierzug	8. Abteilung 11 4 Pionierzug	9. Abteilung 10 4 Pionierzug
Staffelstab —	Nachrichten Zug 2	
Marine-Brigade, Führer: Oberst von Roden		
Eskadron Krossa 3 Melder-Abteilung	Regiment 1 9 7	Regiment 2 9 15 15
Weitere Brigadetruppen		
Garde Feldartillerie 12 9	M.G. Abteilung 6	— 8 6

- ↑ Befehlsstelle, Stab
- Kompanie
- Bataillon (3 Kompanien)
- † M.G.
- Eskadron
- † Artilleriebatterie
- ☐ Minenwerfer
- Funker-Abteilung
- † Nachrichten-Abteilung
- Flammenwerfer-Abteilung
- ☐ Panzerwagen
- Flieger-Abteilung
- Kolonne
- ☐ Kraftwagen-Kolonne
- ☐ Wagen-Kolonne

Maßstab 1:100.000



Entwurf: Arnold-Bode-Schule, Kassel
Vorlage: STAB 11 - 6028; Die Wirren in der Reichshauptstadt und im nördlichen Deutschland, Berlin 1940.

Siedlung	
BREMEN	Stadtname
Arsten	Stadt- oder Gemeindeteil
■	Bebauung
+	Kirche
●	Gaststätte
■	Industrie- und Gewerbefläche
☐	Friedhof

Vegetation	
■	Grünfläche
■	Nadelwald
□	Laubwald
■	Moor mit Torfstich
Gewässer	
—	Fluss
—	Graben
—	Kanal
○	See

Verkehr	
—	Hauptstraße
—	Fußweg
—	Bahn mit Bahnhof (ohne Haltestellen)
—	Wirtschaftsweg, Feld- und Waldweg
—	Brücke
—	Damm/Deich
Truppenbewegung	
—	Freikorps Caspari
—	Marinebrigade
—	Eskadron Krossa
—	Verteidigung

Landeschützen als unzuverlässig galten, wurden Major Caspari und seinen Männern die zentralen Gefechtsaufgaben übertragen, nämlich: »Einmarsch in die Buntentorsvorstadt, Säuberung des linken Weserufer (Huckelriede, Werdergelände), Erzwingung des Uebergangs über die Brücke und Besetzung des Marktplatzes...« – um schließlich in der Altstadt mit den auf dem rechten Weserufer operierenden Kompanien der Marinebrigade zusammenzutreffen.⁵⁴

Im Laufe der Vorbereitung der Militäroperation rückten Caspari und seine Einheit so von der Peripherie in das Zentrum der Planungen zum Sturmangriff auf Bremen. Allerdings konnte sich der Bremer Major nicht mit seinem Alternativvorschlag durchsetzen, den Angriff »mit zusammengefaßter Kraft durchbruchartig nur auf der nördlichen Weserseite« durchzuführen. Als schlachterprobter Infanterieoffizier hielt Caspari die von Danner vorgesehene Zweiteilung der Kräfte auf beiden Seiten des Weserstroms für »bedenklich«, nach seinem Plan hätte die Entscheidung »an einer taktisch günstigeren Stelle« und nicht durch einen – wie sich im Nachhinein herausstellen sollte – »opfervollen Sturm« über die Bremer Weserbrücken erfolgen können. »Doch auf diesem Gebiete beliebte die ›Division‹ keine Ratschläge«, hielt Caspari rückblickend fest, nicht ohne als Berufsoffizier die Vorzüge von Danners Plan durchaus anzuerkennen: Das beidseitige Vorrücken täuschte eine größere Truppenstärke vor, es zwang den Verteidiger zu einer »Verzettelung seiner Kräfte und erschwerte ihm die Führung«.⁵⁵

Deutlich weniger professionell verliefen die Vorbereitungen der Verteidiger, denn die Bremer Revolutionsorgane konnten auf keinerlei Stabsexpertise zurückgreifen, und auch die Mitte Januar im Zuge innerer Auseinandersetzungen geschwächte örtliche Garnison fiel zur Verteidigung der Stadt aus.⁵⁶ Bereits Ende Januar hatten sich die Arbeiter zahlreicher Industriewerke bewaffnet, nachfolgend bildeten sich aus den Belegschaften der Großbetriebe die militärischen Grundeinheiten zur Verteidigung der Stadt. In Vorbereitung auf das Gefecht kümmerte sich das von den Revolutionsorganen eingesetzte »Oberkommando Bremen« (dem offenkundig auch der Anführer der Cuxhavener Marinesoldaten beitrug) engagiert um die Rekrutierung von Freiwilligen und die Beschaffung von Material. Ein elaborierter Operationsplan zur Verteidigung der Stadt existierte dagegen ebenso wenig wie eine zentrale Führung der Verteidigungskräfte. Mit letzterem verzichtete das militärische Kommando der Räteregierung freilich auf den Vorteil

54 S. Krose (wie Anm. 25), S. 43. Casparis Einheit hatte diese Aufgabe übernommen, von der als unzuverlässig geltenden Abteilung 8 des Landeschützenkorps, »infolge der tagelangen spartakistischen Einflüsse, denen sie in den Unterkunftsarten vor Bremen ausgesetzt war...«. Ganz ähnlich: StAB 7.298-1, p. 93.

55 StAB 7.298-1, p. 72.

56 Das Folgende nach: Kuckuk (wie Anm. 1), S. 277-282; Vorwärts und nicht vergessen (wie Anm. 7), S. 185 und 205f.; Die Bremer Linksradikalen. Aus der Geschichte der Bremer Arbeiterbewegung bis 1920, 2. Auflage, Bremen [nach 1969], S. 51f.

der inneren Linie, also den bei militärischen Auseinandersetzungen in der Regel beim Verteidiger liegenden Vorzug, durch ein zentral gesteuertes und schnelles Bewegen der eigenen Truppen lokal Kräfte zu konzentrieren und den Gegner wirkungsvoll zu bekämpfen – eine mögliche Gefährdung des eigenen Angriffsplans, die auch Hauptmann Danner schon erkannt hatte. Stattdessen beschränkten sich die vermutlich nicht mehr als 1.500 Anhänger der Räterepublik auf eine stationäre, in bis zu zehn Abschnitte gegliederte Verteidigung, die aus Maschinengewehrnestern und anderen vorbereiteten Stellungen heraus erfolgte, auf die innere Motivation der eigenen Kämpfer setzte und den Gegner durch fortwährenden Widerstand schwächen sollte.

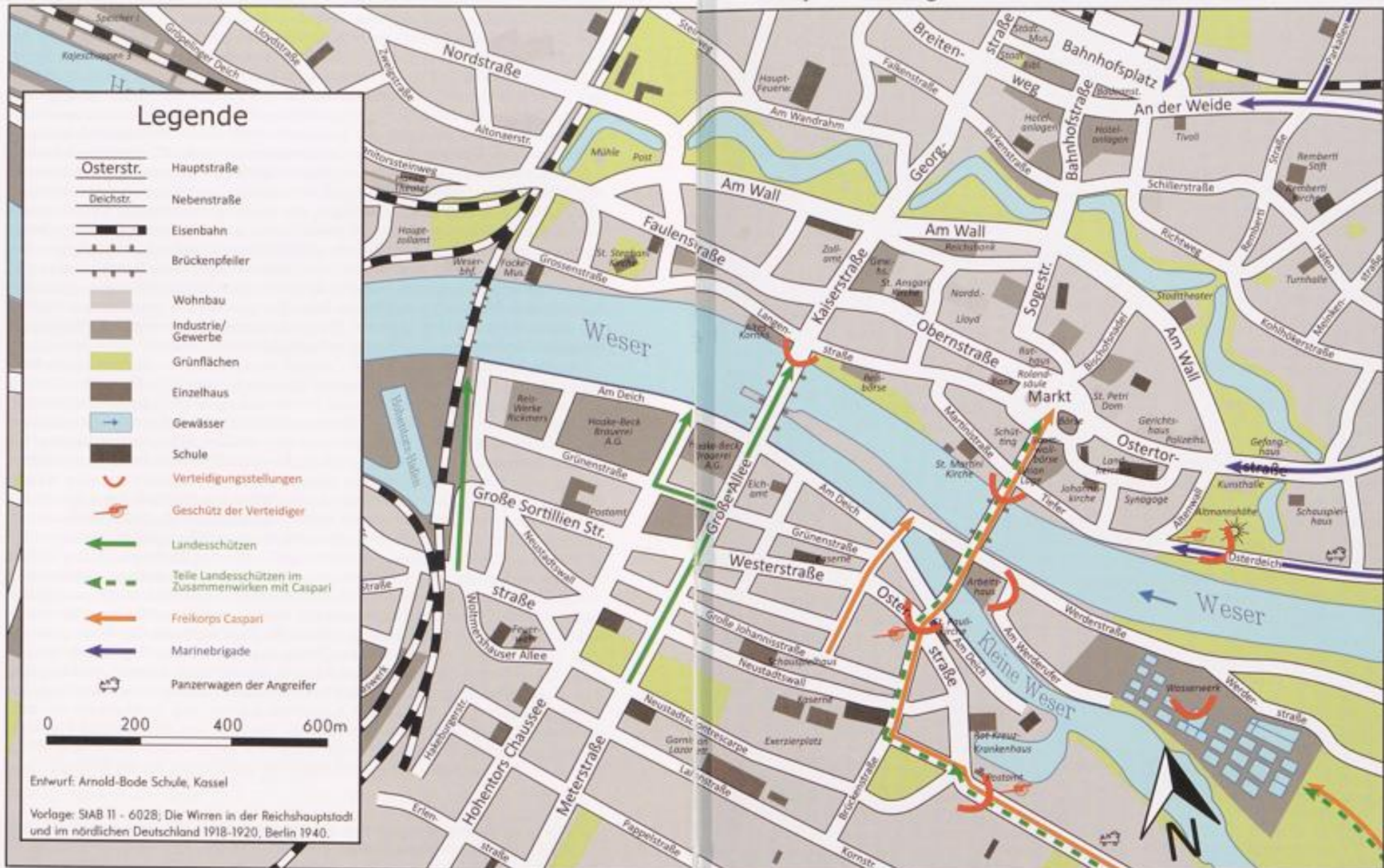
Mit militärischer Ausrüstung waren beide Seiten sehr ungleich ausgestattet: Während die Räterepublik nur über neun Geschütze und wenig mehr als 20 Maschinengewehre verfügte, die an manchen für die Verteidigung wichtigen Schlüsselstellungen positioniert wurden, zogen Gerstenbergs Truppen mit schweren und leichten Maschinengewehren, zahlreichen Kanonen, Minenwerfern und anderen Artilleriewaffen, zwei Panzerwagen und sogar einer Flammenwerferabteilung sowie diversen LKWs entlang der von Hauptmann Danner projektierten Bewegungsachsen gegen Bremen zu Felde, unterstützt von den eigenen Fliegern, deren Besatzungen Aufklärungsaufgaben erledigten und Propagandaflugblätter abwarfen.

Um die Flanken des Freikorps Caspari zu sichern, war die von Major Matthias, einem Artillerieoffizier, befehligte Landeschützen-Brigade mit ihren drei Abteilungen gegen die Bremer Neustadt angesetzt.⁵⁷ In den frühen Vormittagsstunden des 4. Februars 1919 wurde die Offensive mit der Erstürmung des Huchtinger Bahnhofs begonnen, von da aus erfolgte der Vormarsch auf die Bremer Neustadt. Das damals noch weitgehend unbebaute Gebiet südlich der Neuenlander Straße diente als Gefechtsfeld. »Von den Kämpfern sah man freilich so gut wie nichts,« denn die Verteidiger wussten die dort gelegene Gummifabrik und andere Industriegebäude als Deckung zu nutzen. »[N]ur die schnell verwehenden Rauchwolken der einschlagenden Artilleriegeschosse zeigten ungefähr die Lage der Front an.«⁵⁸ Bis 12 Uhr mittags hatten sich die Regierungstruppen bis zur damaligen Stadtgrenze vorgekämpft und rückten unter heftigen Straßenkämpfen weiter vor. Dabei besetzten die Freiwilligenverbände die Bremer Garnison (die sich für neutral erklärt hatte) und den Bahnhof Neustadt. Hier endeten die Feuergefechte erst um 18 Uhr 15. Eine einzelne Kompanie wurde zur Sicherung Habenhausens abgestellt, auch um den Rücken der sich zur Altstadt vorkämpfenden Regierungstruppen zu sichern. Gleichzeitig drang eine Abteilung der Landeschützen bis 15 Uhr zur Kaiserbrücke vor und verhinderte so, dass Arbeitereinheiten die Weser überqueren konnten, um durch einen Flankenangriff einen Sturm über die Große Weserbrücke zu unterbinden. Allerdings misslang den Landeschützen ein weiteres Vordringen an der Kaiserbrücke

57 Soweit nicht anders angegeben, das Folgende nach: Breves (wie Anm. 7); Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7).

58 S. Breves (wie Anm. 7), S. 126.

Kampfhandlungen in Bremen am 4. Februar 1919



wegen des erbitterten Widerstands der Verteidiger ebenso wie an der nördlich gelegenen Eisenbahnbrücke, da diese ausgedreht und damit unpassierbar war.⁵⁹

Auch auf dem gegenüberliegenden Weserufer rückten die Regierungstruppen entsprechend des Operationsplans vor. Nachdem das Gros der Marinebrigade Verteidigungsstellungen in Arbergen und Sebaldsbrück ausgeschaltet hatte, wurde gegen 11 Uhr 30 Hemelingen erreicht. Unter Sicherungsfeuer auf den Osterdeich drängten die Freiwilligenverbände weiter Richtung Altstadt und besetzten ab 16 Uhr zügig wichtige Plätze und Gebäude: die Domsheide und das Polizeihaus sowie (durch andere, unter Verlusten über die Vahr, Horn und Schwachhausen vorrückende Marinebrigadisten) den Hauptbahnhof und das Schauspielhaus. Ohne hierfür einen ausdrücklichen Befehl des Divisionsstabs abzuwarten, schalteten die Kämpfer der Marinebrigade eine am Altenwall liegende Geschützstellung der Verteidiger von rückwärts aus und beendeten damit ein Sperrfeuer, das dem Freikorps Caspari als Speerspitze der Angreifer bis dahin den Übergang über die Große Weserbrücke verwehrt hatte.⁶⁰

Am Gefechtstag rückte Casparis in drei Kompanien gegliederte Freiwilligeneinheit ab 10 Uhr zusammen mit einem Panzerwagen, Begleitgeschützen und beigeordneten Pioniereinheiten von seinem Nachtlager in Kirchweyhe gegen Bremen vor. Bereits an der Kreuzung Buntentorsteinweg-Neuenlander Straße kam es zum ersten schweren Feuergefecht: In einer dort gelegenen Gastwirtschaft hatten sich mehrere Verteidiger der Räterepublik verschanzt, die sich jedoch schnell ergaben. Diese Gefechtspause nutzte der Führer des Panzerwagens, um sich von einem Sanitäter verarzten zu lassen. Dann fiel ein Schuss und der Offizier ging tot zu Boden. Ein anderer Caspari-Kämpfer »steigt wieder in den Panzerwagen und was ihm jetzt vor sein Maschinengewehr kommt, das kann nicht mehr auf Rücksicht und Gnade rechnen. Er wird den meuchlings ermordeten Kameraden rächen.« Wegen der vorangegangenen Tötung eskalierte die Waffenanwendung, offensichtlich wurde kein Pardon mehr gegeben – unklar ist, wie viele Verteidiger der Räterepublik dabei starben. Laut eines anderen Erinnerungsberichts erregte dieser Vorfall heftige, anhaltende Aggressionen: »Jedenfalls erfasst uns eine Stinkwut über soviel Gemeinheit. Wir kommen in die richtige Stimmung.«⁶¹

59 Aussage Damköhler, StAB 9.S 9-12-5. Auch Weiss (wie Anm. 7), S. 126f. berichtet von diesem Kampfschauplatz.

60 Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 112.

61 S. Krose (wie Anm. 25), S. 43. Auch eine andere Quelle bestätigt den rigorosen Waffeneinsatz: »Überflüssig zu sagen, was jetzt mit dieser ›Arbeiter-Samariter-Station‹ geschieht.« Leutnant der Reserve Gerhard Schütte, Die Einnahme Bremens durch Regierungstruppen. In: Bundes-Organ des Kameradschaftsbundes der 75er in Bremen, 9 (1934), S. 6f. Ähnlich: Aussage Arthur Nicolaus, 01.01.1934, StAB 9.S 9-12-5. Dagegen hält Caspari in seinen Memoiren über die »Scheußlichkeit« fest: »Die ›Arbeiter-Samariter-Station Krimpek‹ hatte sich als ein hinterhältig getarnter Kampfstützpunkt der Spartakisten entpuppt. Und doch ist keinem Gefangenen etwas geschehen ... ›Die Behandlung gefangener Gegner regelt sich nach den Gesetzen‹, hieß es in dem befehl [sic!] des Gene-

Für den weiteren Vormarsch teilte sich das Freikorps auf. Die zweite Kompanie drang durch die Deichschart über den Stadtwerder vor, der Rest des Militärverbands rückte entlang des Buntentorsteinwegs weiter. Mit dieser Zangenbewegung sollte von zwei Seiten der für das Gelingen des Operationsplans entscheidende Übergang über die Große Weserbrücke erzwungen werden. Auf dem Stadtwerder nahmen die Angreifer trotz gegnerischen Feuers zügig die Gaststätte »Beim Kuhhirten« ein, sodann zogen sie zum Wasserwerk weiter und vertrieben die dort verschanzten Verteidiger. Von den Türmen dieses mehrstöckigen Gebäudes aus wurde die Artilleriestellung auf dem anderen Flussufer bekämpft, deren Beschuss den Übergang über die Große Weserbrücke verhinderte. Zeitgleich drangen Casparis Stab, die beiden anderen Kompanien und die Begleittruppen im intensiv geführten Straßenkampf von Huckelriede weiter bis zur Weserbrücke. Zum Spähen fuhr ein Panzerwagen vorweg, eine am Postamt 6 von den Verteidigern errichtete, mit einem Geschütz versehene Barrikade wurde von der Kanone der Infanterie-Begleitabteilung sturmreif geschossen und dann eingenommen. Durch die Sicherung der St. Paulikirche verschafften sich die Angreifer einen taktischen Vorteil, da auf dem Kirchturm ein Maschinengewehr aufgebaut und im Garten ein Minenwerfer aufgestellt wurden, um so das Gebiet der beiden Weserbrücken unter Beschuss zu nehmen. Ab 13 Uhr rückten die Regierungstruppen von der Osterstraße vor, zunächst über die Kleine Weserbrücke, dann bis zur Großen Weserbrücke. Dabei hoben die Angreifer Verteidigungsstellungen an der Kreuzung Osterstraße/Brückenstraße, im Arbeitshaus und den benachbarten Gebäuden aus.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Räteregierung ihre Kämpfer bereits aufgefordert, das Feuer einzustellen und die Waffen im Rathaus abzugeben. Dass diese Nachricht per Flugblatt verbreitet wurde und weitgehend wirkungslos blieb, dokumentiert (neben dem Fehlen funktionierender Befehlsketten und Meldewege) auf eindruckliche Weise die hohe individuelle Kampfbereitschaft der Anhänger der Räterepublik. Unterdessen musste ein erster Vorstoß des Freikorps Caspari über die Weserbrücke wegen zahlreicher Verluste abgebrochen werden. Während mit unterschiedlichen Vertretern der Räteorgane über eine Kapitulation verhandelt wurde, wobei Caspari mit dem Einsatz einer nicht existenten schweren Artillerie drohte, zogen die Regierungstruppen ihre vorhandenen Geschütze ins Stadtinnere nach, fassten den Einsatz dieser Waffen und der Maschinengewehre zusammen und legten das Gebiet vom Übergang der Großen Weserbrücke bis zum Marktplatz unter ein Sperr- und Sicherungsfeuer, um den Gegner so in Deckung zu halten und seine Möglichkeit zur personellen Verstärkung zu unterbinden. Diese artilleristische Vorbereitung ermöglichte es dem Freikorps Caspari, unterstützt von dem Panzerwagen, schließlich gegen 17 Uhr zum Marktplatz vorzustoßen und das Rathaus zu besetzen.

rals von Lüttwitz vom 26. 1. 1919.« (StAB 7.298-1, p. 94f.). Bettina Schleier, Die Todesopfer im Februar 1919 in Bremen. Eine Rekonstruktion. In: Experiment Moderne. Bremen nach 1918, Bremen 2018, S. 46-59, weist nur einen Todesfall aus.

Was folgte, waren nicht mehr als Nachgefechte: Noch bis 21 Uhr brauchten die Regierungstruppen, um entlang der Obernstraße und der Hutfilterstraße bis zum Brill vorzurücken, wo in der Sparkasse noch Widerstand geleistet wurde.⁶² Erst dann gelang es, den Übergang über die Kaiserbrücke sicherzustellen. Auf ein vereinbartes Leuchtkugelsignal hin lösten sich die verbliebenen Verteidiger von der Kampflinie, um sich über Gröpelingen nach Bremerhaven oder ins Umland zurückzuziehen. Unterdessen war Krossas Eskadron damit gescheitert, den nördlichen Stadtrand gegen abrückende Anhänger der Räterepublik zu sichern. Stattdessen hatten sich die Kavalleristen in einzelne Feuergefechte verstrickt. Gleichwohl: Das unerwartete Auftauchen von berittenen Regierungstruppen in ihrem Rücken mag die Verteidiger überrascht und verunsichert haben. Gegen 21 Uhr 30 erschossen Marinebrigadisten am Lloydbahnhof einen gefangenen genommenen Arbeiter, der sich widerspenstig verhalten haben soll. Laut den beteiligten Regierungssoldaten geschah dies auch, um ein Exempel zu statuieren und so die übrigen Arrestanten in Schach zu halten.⁶³ Mit dieser Gewalttat endete das Gefecht des 4. Februars 1919, und die politische Bewertung der Ereignisse begann.

»Die Kämpfe wären längst nicht so erbittert und verlustreich gewesen, wenn die Division Gerstenberg einfach einmarschiert wäre und die Stadt besetzt hätte, und zwar ohne Casparis Hilfe.«⁶⁴ Diese Bewertung des Weltkriegsveteranen und späteren Bremer Bürgermeisters Kaisen wirft Fragen auf: Forcierte Caspari mutwillig die Gewaltanwendung seiner Männer? Leisteten die Bremer Paramilitärs dabei keinen substantiellen Beitrag zum Gefechtserfolg, hätte die Besetzung Bremens also auch ohne sie stattfinden können? Was waren überhaupt die Erfolgsfaktoren, aus denen sich der unangefochtene Sieg der Angreifer ergab?

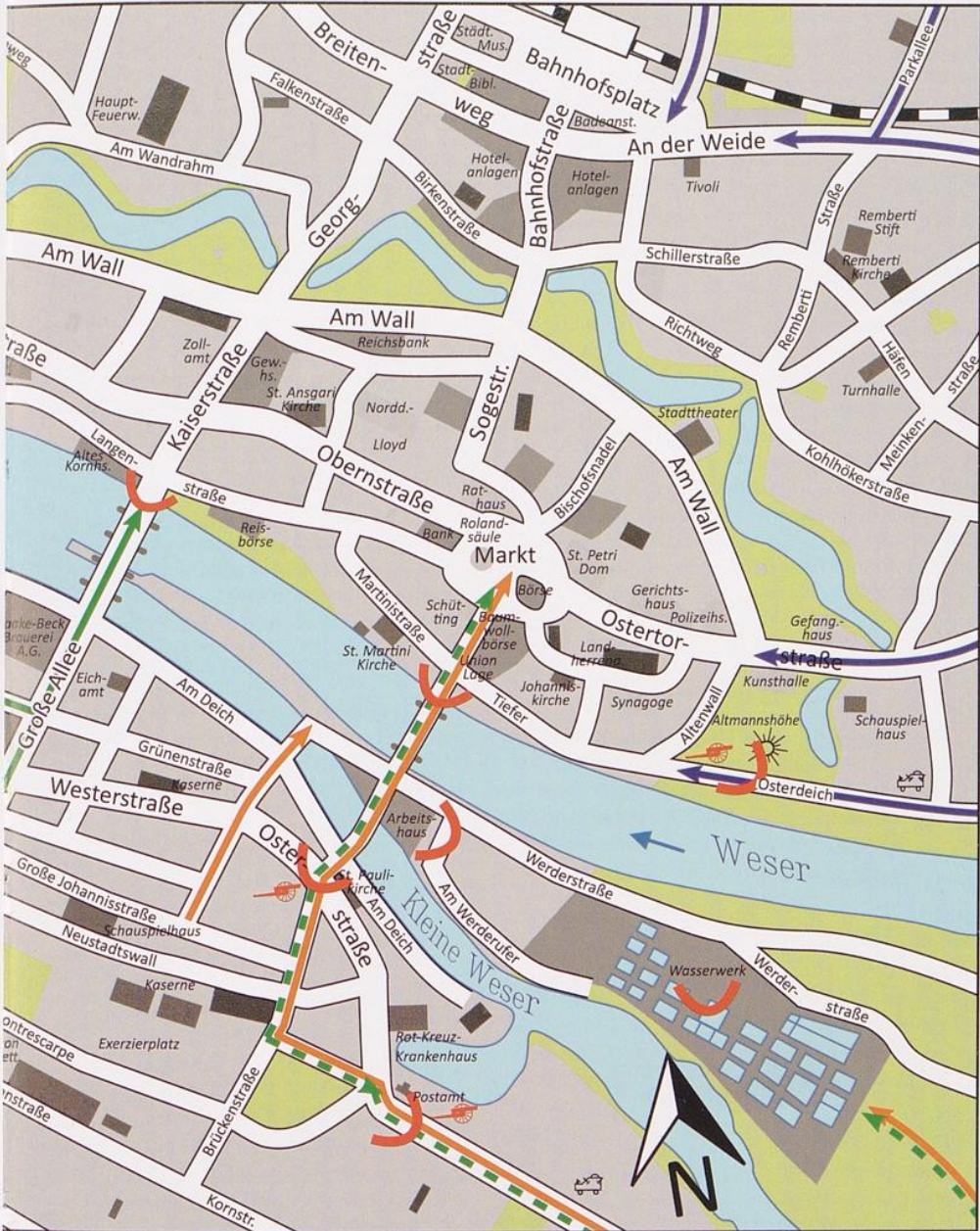
Nicht nur die deutliche quantitative Überlegenheit der Regierungstruppen ermöglichte ihren Triumph, auch die höhere militärische Qualität und Kampfkraft waren Garanten für einen überaus schnellen Gefechtserfolg, an dem alle Truppen der Division Gerstenberg ihren Anteil hatten. Mit einer funktionierenden Luftaufklärung, einer LKW-gestützten Logistik und dem Einsatz von zwei Panzerwagen, also einer Offensivwaffe, die erst am Kriegsende ihre Feuertaufe bestanden hatte, standen den Angreifern die neuesten technischen Mittel zur Verfügung. Gerstenbergs zur Besetzung Bremens eilig zusammengestelltes Detachement war somit moderner ausgerüstet als mancher Großkampffverband des kaiserlichen Heers bei Kriegsausgang. Demgegenüber konnte das militärische Kommando der Räterepublik nur mit Hilfe weniger Maschinengewehre und Artilleriegeschütze und damit zwar bewährter, aber wenig mobiler Waffensysteme die Verteidigung Bremens wagen.

62 Vgl. Kuckuk (wie Anm. 1), S. 460–462; StAB 7.298–1, p. 110.

63 Vgl. Schleier (wie Anm. 61), S. 55. Dokumentiert ist der Fall durch die Unterlagen in: StAB 3-R.9.–114.

64 S. Wilhelm Kaisen, *Meine Arbeit, mein Leben*, München 1969, S. 89.

Kampfhandlungen in Bremen am 4. Februar 1919



Neben den technischen Innovationen nutzten die Regierungstruppen auch die zeitgenössischen Angriffstaktiken zum eigenen Vorteil, speziell beim Vormarsch auf dem linken Weserufer.⁶⁵ Im vorangegangenen Krieg hatte der Kampf im besiedelten Gelände nur während des Vormarschs durch Belgien eine nennenswerte Rolle gespielt; Erfahrungen mit den besonderen Gefechtsformen des Stadt- und Häuserkampfes konnten deutsche Soldaten zwischen 1914 und 1918 daher kaum sammeln. Doch das im offensiven Infanteriekampf an West- wie Ostfront eingeübte Stoßtruppverfahren ließ sich offensichtlich gut für den Straßenkampf in Bremen adaptieren. Hierfür waren auch die Ortskenntnisse der Caspari-Kämpfer nützlich. Hinzu kam ein effektiver Einsatz der leichten Artillerie: teils in Form von Begleitgeschützen der Infanterie, die flexibel eingesetzt wurden, teils, um den Sturm über die Große Weserbrücke vorzubereiten, in Form eines massiven und gebündelten Artilleriefeuers, wie es bei den Material- und Abnutzungsschlachten in Frankreich Praxis gewesen war.⁶⁶ Zumindest ansatzweise agierten die Marinebrigadisten im Rahmen der im Heer üblichen Auftragstaktik, d. h. sich ergebende Gelegenheiten zur Offensive wurden genutzt. Weniger die quantitative Überlegenheit oder die überlegenen technischen Mittel, sondern vielmehr das Geschick ihres Anführers kann erklären, wieso Casparis Einheit, obwohl diese von Beginn an in harte Feuerkämpfe verwickelt war, nur drei Tote zu beklagen hatte – alles Reservisten oder ungediente Freiwillige. Dabei bewies die Bremer Freiwilligeneinheit eine auf hoher Einsatzbereitschaft gründende Kampfkraft, die eine notwendige Voraussetzung für die Umsetzung des Gefechtsplans bildete. Auch die Verteidiger orientierten sich bei der Vorbereitung und Umsetzung ihrer Defensivmaßnahmen an dem, was sie im Krieg gelernt hatten. Keineswegs glich ihre Kampfweise einem Partisanengefecht, wie ein nach 1945 in der DDR ansässiger Anhänger der Bremer Räterepublik meinte.⁶⁷ Vielmehr stützte sich die Verteidigung auf gut ausgebaute MG-Nester und eine durchdachte Aufstellung der wenigen Artilleriegeschütze sowie auf eine klare Ausrichtung der Verteidigungslinie in die Richtung, aus der zu Recht ein Vorrücken der kampfkraftstärksten Angriffsverbände vermutet wurde. Dies ermöglichte es zwar nicht, die Offensive zurückzuschlagen, aber bis in die Nacht hinein einen erbitterten

65 Vgl. Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 104f. Als Zusammenschau der Forschungsergebnisse: Stachelbeck (wie Anm. 2), S. 37–67. Zum Einsatz des Stoßtruppverfahrens in Berlin: Jones (wie Anm. 5), S. 191. Mit ähnlicher Wertung schon Schulze (wie Anm. 2), S. 40, und auch Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 104f. Noch 1918 war das 75. Infanterie-Regiment regelmäßig geschult worden: Zipfel und Albrecht, Geschichte des Infanterie-Regiments Bremen (1. Hanseatisches) Nr. 75, Bremen 1934.

66 Feldartillerie-Regiment 26 (wie Anm. 51), S. 191–211; Müller (wie Anm. 2), S. 220–236. Erfahrungen mit Gefechten im Stadtgebiet sammelten lediglich die Einheiten des kaiserlichen Feldheers, die am Handstreich gegen Lüttich beteiligt waren. Vgl. als ein Beispiel: Kurt Gabriel, Das 1. Hannoversche Infanterie-Regiment Nr. 74 im Weltkriege, Hannover 1931, S. 26–48.

67 Erinnerungen Miller, BA: DY 4096–1, Bl. 111.

Widerstand zu leisten und den Rückzug vieler Anhänger der Räterepublik zu decken.⁶⁸

Am 4. Februar 1919 setzten die Regierungstruppen (ebenso wie die Verteidiger) ihre Maschinengewehre, Artilleriegeschütze und übrigen Waffen ohne Rücksicht auf den militärischen Gegner oder die unbeteiligte Zivilbevölkerung ein, ganz zu schweigen von den unvermeidlichen Sachschäden. Dies ergab sich aus Casparis Gefechtsbefehl, und dies entsprach der Einsatzdoktrin der von der Reichsregierung ab Januar 1919 in Marsch gesetzten Freiwilligenverbände, was einen Leitartikler der Bremer Arbeiter-Zeitung wenig später dazu veranlasste, den 4. Februar 1919 mit Kampfhandlungen in Arras, Reims oder anderen Schlachtorten der Westfront zu vergleichen.⁶⁹ Dabei muss offen bleiben, ob die Angreifer zu einer noch rigoroseren Gewaltanwendung übergegangen wären, wenn ihre quantitative und qualitative Überlegenheit sich im Gefechtsverlauf nicht so klar abgezeichnet hätte. Unabhängig davon war der tatsächlich von beiden Seiten ausgeübte, massive Waffeneinsatz auch den geographischen Besonderheiten Bremens geschuldet: Die städtische Bebauung und die Teilung des Gefechtsfeldes durch die Weser erschwerten es den Angreifern, beim Vormarsch Verteidigungsstellungen zu umgehen; die gleichen Gründe behinderten taktische Rückzüge der unterlegenen Abwehrkämpfer und eine flexible Verteidigung der Stadt. Damit zerfiel die Eroberung Bremens in eine Abfolge von Feuerkämpfen, die gerade von den Angreifern mit äußerster Härte eröffnet und geführt wurden, mit dem Ergebnis von 83 Toten.

Situativ konnte der Einsatz physischer Gewalt durch die Regierungstruppen dabei über das Maß des Erforderlichen hinausgehen, wie sich schon beim ersten Feuergeschehen des Freikorps Caspari an der Kreuzung Bunten- torsteinweg-Neuenlander Straße zeigte – ganz zu schweigen von den vorsätzlichen und kaltblütig erscheinenden Tötungen gefangener Verteidiger der Räterepublik durch Angehörige der Marinebrigade. Allerdings blieben diese Einzelfälle überschießender Gewaltausübung hinter den massiven und brutalen Gewaltexzessen zurück, die paramilitärische Einheiten während der konfliktreichen Formationsphase der Weimarer Republik in Berlin, in München und andernorts verübten (mehr dazu im Fazit). Diese Feststellung zum 4. Februar 1919 mag überraschen, sie deckt sich aber mit der bekannten Vorgeschichte der beiden zu Gerstenbergs Detachement gehörenden Großeinheiten. So ist nicht bekannt, dass sich die Landesschützen oder die

68 Die nachträglich aufgestellten Behauptungen über erfolgreiche Entlastungsangriffe bei Bremen-Horn dürften Übertreibungen sein. Artikel aus »Die Rote Front«, Nr. 13/14, 1929, BA: NY 4096–4, Bl. 141 f.

69 Vgl. Brinkhus (wie Anm. 18), S. 137. Anschaulich ist die Aussage von Hellmut Kleine (StAB 9.S 9-12–5): »Leutnant Moritz baute seine Minenwerfer bei der Johanniskirche [korrigiert zu »Pauluskirche«] ein und begann mit dem Schiessen, das von mir mit den besten Wünschen begleitet wurde, nicht ahnend, dass eine der ersten Minen mein Elternhaus, Contrescarpe 49, treffen und dort beträchtlichen Schaden anrichten würde. Ich hätte dem Schulkameraden sicher mein Missfallen ausgedrückt.«

Marinebrigadisten bei ihrem ersten Einsatz, der Besetzung Berlins während der zweiten Januarhälfte, an irgendwelchen Gewaltexzessen beteiligten.⁷⁰

Dabei hatten die Einheiten des wilhelminischen Feldheeres, deren Mitglieder das Personal für die Landeschützeinheiten ebenso wie für Casparis Freiwilligenverband bildeten, während des Vormarschs durch Belgien durchaus brutale Strafmaßnahmen gegen die belgische Zivilbevölkerung durchgeführt; manche von den in Bremen eingesetzten Heeressoldaten waren sicherlich auch persönlich an den Repressalien des Spätsommers 1914 beteiligt gewesen.⁷¹ Später erlebten diese Männer alle Härten des Ersten Weltkriegs, also Hunger und Krankheit, psychischen Druck und physische Entbehrungen, Tod, Verstümmelungen und Verletzungen. Zudem waren unter Casparis Freiwilligen besonders viele Leutnants und Oberleutnants; nach 1914 entrichteten Truppenführer mit diesen Dienstgraden einen überaus hohen Blutzoll.⁷² Doch diese Vielzahl verrohender Fronterfahrungen resultierten nicht in einem enthemmten Gewalthandeln am 4. Februar 1919.⁷³ Vielmehr ist anzunehmen, dass gerade das Fehlen von Kampf- und Einsatzserfahrungen im Landkrieg die von einzelnen Marinebrigadisten begangenen Gefangenenerschießungen begünstigt haben dürften. Offensichtlich reagierten die hierfür kaum ausgebildeten Marinesoldaten in diesen Situationen über. Genauso plausibel erscheint, dass die beiden Fälle von drastischer Gewaltanwendung gegen unbewaffnete, schon gefangen gesetzte Gegner durch die besonders enge Verbindung der Marinebrigadisten zu Gustav Noske, zur MSPD und ihren politischen Zielen disponiert waren (hierauf wird noch zurückzukommen sein).

70 Vgl. Wirren in der Reichshauptstadt (wie Anm. 7), S. 68–72, sowie Aulke (wie Anm. 5), S. 370–376. Bei Jones (wie Anm. 5), S. 149–236, spielen beide Einheiten keine Rolle. Davon zu reden, dass Gerstenbergs Truppe »...bei der Niederschlagung der Arbeiter in Berlin bereits in Blut gewatet...« hätte, wie ein Verteidiger der Räterepublik kommentierte, ist somit eine starke Übertreibung. Erinnerungen Miller, BA: DY 4096–1, Bl. 107.

71 Vgl. zum Vormarsch im Herbst 1914: Müller (wie Anm. 2), S. 72–91. Auch die nachträglich publizierten Regimentsgeschichten dokumentieren das Mitwirken an den Geschehnissen: Infanterie-Regiment Bremen (wie Anm. 65), S. 211–227; Feldartillerie-Regiment 26 (wie Anm. 51), S. 19–21; A. von der Mense, Das Oldenburgische Dragoner-Regiment Nr. 19 im Großen Kriege 1914–1918, Oldenburg 1922, S. 14 f.

72 Major Caspari, Die Kämpfe im Oktober 1918, Bremen o. J.; ders., Die letzten Großkampftage, Bremen o. J.; Feldartillerie-Regiment 26 (wie Anm. 51), S. 64–74 und 92–99. Hubert Wetzel, Leutnantdienst tun heißt: seinen Leuten vorsterben, Süddeutsche Zeitung, 04. 07. 2017, <http://www.sueddeutsche.de/politik/erster-weltkrieg-leutnantdienst-tun-heisstseinen-leuten-vorsterben-1.3513920>. Zuletzt abgerufen am 20. April 2020. Vgl. auch: Ziemann (wie Anm. 2), S. 25–38, und Nübel (wie Anm. 2), passim.

73 Vgl. zu dieser Vermutung den klassischen Aufsatz: George L. Mosse, Der Erste Weltkrieg und die Brutalisierung der Politik. Betrachtungen über die politische Rechte, den Rassismus und den deutschen Sonderweg. In: Manfred Funke u. a. (Hg.), Demokratie und Diktatur. Geist und Gestalt politischer Herrschaft in Deutschland und Europa, Bonn 1987, S. 127–139. Kritisch wird diese »Brutalisierungsthese« u. a. diskutiert von: Ziemann (wie Anm. 2), S. 44–54.

Bemerkenswert sind auch das Verhalten und die Biographie Major Casparis selbst, des wichtigsten Bremer Akteurs innerhalb der Regierungstruppen. Von seiner Ausbildungszeit in den Kadettenanstalten Oranienstein und Lichterfelde an war der aus einer höheren Beamtenfamilie stammende Caspari durch die preußische Militärkultur sozialisiert worden. Folgt man den Ergebnissen eines einflussreichen Forschungsbeitrags, hätte diese Prägung den damals noch jungen Offizier zu einer spezifisch deutschen, äußerst aggressiven Ausübung des Kriegshandwerks disponiert. Obwohl Caspari, wie viele andere spätere Freikorpsoffiziere auch, seine ersten Einsatzerfahrungen während der überaus gewalttätigen wilhelminischen Kolonialkriege sammelte, kann sein Handeln ab 1914 nicht als Beispiel exzessiven Gewaltverhaltens gelten.⁷⁴ Zwar lässt Casparis rücksichtsloses Verhalten gegenüber belgischen Zivilisten im Herbst 1914 darauf schließen, dass er als Militärführer weitgehend frei von Skrupeln handelte, aber eine Neigung zu einer zweckfreien und überschießenden Gewaltausübung zeigte sich darin keineswegs.⁷⁵

Vermutlich war der Bremer Major damit kein Einzelfall, jedenfalls verzichteten die Bremer Freiwilligen darauf, sich im Nachhinein ihrer Gewalttaten zu rühmen – im Unterschied zu anderen Paramilitärs, die z. T. gewaltverherrlichende Memoiren veröffentlichten.⁷⁶ Zudem: In der eigenen Heimatstadt verübte Bluttaten hätten unvorteilhaft auf den Einzelnen zurückfallen können. So lösten etwa die Erschießungen der Marinebrigadisten neben nachträglicher Presseberichterstattung auch staatsanwaltschaftliche Untersuchungen aus, die allerdings ohne Verurteilungen endeten.⁷⁷ Die Eroberung Bremens in der Rückschau mit dem Vormarsch durch Belgien im Herbst 1914 zu vergleichen, wie es ein gegenrevolutionärer Kavalleriesoldat tat⁷⁸, bedeutete mitnichten, dass die Regierungstruppen sich am 4. Februar 1919 in Bremen ähnlich brutal gegenüber der Zivilbevölkerung verhalten hätten wie die Regimenter des wilhelminischen Heeres während der ersten Wochen des Ersten Weltkriegs.

74 Vgl. Isabel V. Hull, *Absolute Destruction. Military Culture and the Practices of War in Imperial Germany*, Cornell 2005, S. 91–196. Wenig aufschlussreich sind Casparis Erinnerungen an seine Zeit in China: *Expedition v. Rohrscheid in China 1900/1902* (Vortragsmanuskript), Bundesarchiv-Militärarchiv MSg 2–3035. Zur Kolonialkriegserfahrung zahlreicher Freikorpsoffiziere: Robert Heynen, *The German Revolution and the Radical Right*. In: Kets und Muldoon (wie Anm. 42), S. 45–68, hier S. 55–60.

75 Vgl. Hans Wrobels, *Bremens Polizeioberst Walter Caspari. Ein Kriegsverbrecher?* In: *Bremisches Jahrbuch* 91 (2012), S. 164–184.

76 Vgl. die Beispiele bei Gerwarth (wie Anm. 5), S. 159–161.

77 Vgl. Sax (wie Anm. 37); Schleier (wie Anm. 51), S. 55–57.

78 Vgl. Westermann (wie Anm. 51), S. 380.

IV. Engagement für und gegen die Bremer Räterepublik: Motivationen und Soziallagen

Angreifer und Verteidiger verband eine Gemeinsamkeit: Am 4. Februar 1919 trafen ausschließlich Freiwilligenverbände aufeinander, keiner der Kämpfer war durch eine Wehrpflicht oder ein sonstiges Rechtsgebot zur Teilnahme gezwungen. Deswegen müssen individuelle Beweggründe ein militärisches Engagement für und gegen die Bremer Räterepublik veranlasst haben, sonst wäre die von beiden Seiten betriebene massenhafte Mobilisierung von Kämpfern kaum erfolgreich gewesen. Doch welche politischen Ziele meinten Angreifer wie Verteidiger durch ihre Teilnahme am Gefecht zu unterstützen? Und welche – vielleicht eigennützigem – Vorteile versprachen sich die Beteiligten? Erhofften sie sich auch emotive Belohnungen und soziale Anerkennung?⁷⁹ Bei der Rekonstruktion solcher unterschiedlichen, sich im Einzelfall überlappenden Motivationsfaktoren kann es nur um einen Versuch gehen, auf Grundlage der spärlich überlieferten Quellen, insbesondere der Angaben zur sozialen Lage der Beteiligten, begründet auf Motive zu schließen.

Bis heute dominiert die Deutung, dass die Verteidiger der Bremer Räterepublik, die offenkundig fast vollständig aus der Bremer Arbeiterschicht stammten und sich schon vor 1914 durch Streiks, insbesondere in den Großwerften, und andere Aktionen am linksradikalen Rand der Arbeiterbewegung sowie klar gegen die Kriegspolitik der Reichsregierung positioniert hatten, diese Auseinandersetzung als Kampf für ihre politischen Ziele betrieben. »[R]evolutionäre Begeisterung, die Erkenntnis, im Interesse und für die Freiheit des gesamten deutschen Proletariats zu kämpfen...« – eine solche Sinnggebung hatten Frasunkiewicz und andere Politiker der Räteregierung vorgeprägt, zu ihrem eigenen Vorteil schrieb die KPD während der Weimarer Republik diese voluntaristische Deutung des militanten Engagements für die Räterepublik fort, wenig überraschend schloss sich die DDR-Geschichtsschreibung dem an.⁸⁰ Statt durch umsetzbare politische Nahziele motiviert zu sein, deren Verwirklichung die Verteidiger angesichts der eindeutigen militärischen Lage nicht erhoffen konnten, habe die massenhafte Mobilisierung von Teilen der Bremer Arbeiterschaft für die Räterepublik auf vielfachem Engagement für die politischen Fernziele des kommunistischen Flügels der Arbeiterbewegung basiert. Auch in der Bundesrepublik fand diese Deutung einen merklichen Widerhall. So formulierte Adolf Ehlers

79 Vgl. zur Vielschichtigkeit von Motivlagen: Rüdiger Bergien, Die Soldaten der »schwarzen Reichswehr«. Motive für den Dienst in Grenz- und Landesschutz zwischen 1918 und 1933. In: Christian Th. Müller und Matthias Rogg (Hg.), Das ist Militärgeschichte!, Paderborn 2013, S. 83–102, sowie Boris Barth, Freiwilligenverbände in der Novemberrevolution. In: Rüdiger Bergien und Ralf Pröve (Hg.), Spießer, Patrioten, Revolutionäre. Militärische Mobilisierung und politische Ordnung in der Neuzeit, Göttingen 2010, S. 95–116.

80 Erinnerungen Miller, BA: NY 4096–1, Bl. 109; Artikel aus »Die Rote Front«, Nr. 13/14, 1929, BA: NY 4096–4, Bl. 142. Vgl. Arne Andersen, »Lieber im Feuer der Revolution sterben, als auf dem Misthaufen der Demokratie verrecken!«. Die KPD in Bremen 1928–1933, München 1987, S. 25–29. Auch: Aulke (wie Anm. 5), S. 70.

(damals Kommunist, nach 1946 SPD-Mitglied und Senator) mit 50 Jahren Abstand zu den Geschehnissen: Es sei »ungefähr das [gewesen], was der große Karl Marx über die Pariser Kommune gesagt hat: Man muss trotzdem ein Beispiel geben! So ungefähr: Man muß auch heroisch untergehen können.«⁸¹ Für den Einzelnen fiel das offenkundige Risiko, Opfer der bevorstehenden militärischen Auseinandersetzung zu werden, mit der Aussicht zusammen, als ein Blutzuge der revolutionären Arbeiterbewegung ein dauerhaftes Andenken zu erhalten. Bereits wenige Tage nach dem 4. Februar 1919 begann mit dem Begräbnis der gefallenen Verteidiger der Räterepublik auf dem Waller Friedhof auch tatsächlich eine solche Memorialisierung und setzte sich in jährlichen Gedenkveranstaltungen fort.⁸²

Doch schon Ende Februar 1919 hob im linken Lager die Kritik an, dass das vorangegangene bewaffnete Engagement mit fehlgeleitetem Idealismus gleichzusetzen sei, ähnlich dem im August 1914 inszenierten Kriegspatriotismus, der viele junge Männer veranlasst habe, sich freiwillig zum Kriegsdienst zu melden.⁸³ Deswegen ist Inge Marszoleks Vermutung aufzugreifen, dass der individuelle Widerstand gegen die Regierungstruppen eine maßgebliche emotive Dimension besaß, die im Übrigen für das paramilitärische Engagement im bürgerlichen Milieu längst herausgearbeitet worden ist. Auch wenn kaum durch die Quellen zu belegen, dürften dabei ausgeprägte Revanchegefühle eine Triebfeder gewesen sein, wirkmächtig geworden in »eine[r] emotional hoch aufgeladene[n] Gemengelage«, die sich »auch aus Gefühlen wie Rache – an den Unternehmern, an den Sozialdemokraten« (Marszolek) speiste.⁸⁴

Für militante Arbeiter bot das Gefecht am 4. Februar 1919 eine Gelegenheit, an den Vertretern der alten Führungsschichten Vergeltung zu üben für die politischen, ökonomischen und alltäglichen Zurücksetzungen, denen sich die Arbeiterschaft in der wilhelminischen Gesellschaft ausgesetzt gesehen hatte.⁸⁵ Ein solcher Wunsch nach Revanche mag manche individuelle Teilnahme an der Verteidigung der Räterepublik motiviert haben – trotz des

81 Zitiert in: Kuckuk (wie Anm. 15), S. 51.

82 Vgl. Michael Brauer u. a., 75 Jahre für und gegen die Bremer Räterepublik. Drei Denkmale im Wandel der Zeit und im Spiegel des politischen Klimas, Bremen 1994, S. 131f.

83 Uphoff (wie Anm. 15), S. 99, formulierte: »In den Gefängnissen aber schmachten indessen manche von jenen, die auf eine ähnliche Weise wie die vielen Millionen 1914 unter dem Banne einer Suggestion handelnd, im Vollbewußtsein eines unantastbaren Rechts den Kampf mit der Waffe aufnahmen.«

84 S. Marszolek (wie Anm. 1), S. 526. Für das linksradikale militante Engagement zwischen 1920 und 1923 im Ruhrgebiet und andernorts arbeitet Sabine Hake, *The Proletarian Dream. Socialism, Culture, and Emotion in Germany, 1863–1933*, Berlin 2003, S. 177–204, an Hand literarischer Zeugnisse die emotive Dimension heraus. Ähnlich: Aulke (wie Anm. 5), S. 406f. Zum gegenrevolutionären Engagement: Bessel (wie Anm. 3), S. 256–261.

85 Vgl. zum Verhältnis Bürgertum–Arbeiterschaft: Budde (wie Anm. 3), S. 96–103; Hoffrogge (wie Anm. 3), S. 190f. Zur Gewaltbereitschaft in städtischen Arbeitermilieus: Wolfgang Hardtwig, *Gewalt in der Stadt 1917–1933. Erfahrung – Emotion – Deutung*. In: Friedrich Lengler (Hg.), *Kollektive Gewalt in der Stadt*.

zu erwartenden einseitigen Ausgangs der Auseinandersetzung, der bei nüchterner Abwägung ein Mitmachen eigentlich verbat. Dass dabei Aufforderungen des Oberkommandos der Verteidiger ignoriert wurden, »den Kampf als aussichtslos einzustellen«, war laut Wilhelm Kaisen auch »der suggerierten Furcht vor der Rache der ›Weißgardisten‹ zu verdanken gewesen.«⁸⁶ Gleichzeitig künden zahlreiche spätere Selbstzeugnisse der Verteidiger von einem anhaltenden Stolz auf die eigenen militärischen Leistungen.

Auch für die Gegenseite, also die Kämpfer der Regierungstruppen, stehen nur bruchstückhafte Quellen zur Verfügung, um die handlungsleitenden Motive zu erhellen. Ihr gegenrevolutionäres Engagement führte diese Männer ab Dezember 1918 zu jenen buntscheckigen Freiwilligeneinheiten, die als Produkte des Wandels vom kaiserlichen Wehrpflichtigenheer zur republikanischen Berufsmarine entstanden und gleichzeitig die überkommenen sozialen und politischen Bruchlinien widerspiegeln.⁸⁷ Speziell die in Kiel aufgestellte, nach ihrem ersten Einsatz in Berlin gen Bremen in Marsch gesetzte Marinebrigade war ein Ergebnis des durch die Militärrevolten in den Hafenstädten ausgelösten Auflösungsprozesses der kaiserlichen Hochseeflotte.⁸⁸ Neben Marinesoldaten niedriger Ränge setzte sich diese Einheit zum überwiegenden Teil aus Deckoffizieren zusammen, einer zwischen den Seeoffizieren und Unteroffizieren stehenden Dienstgradgruppe.⁸⁹ Bereits vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich Noske als Marinereferent der SPD-Reichstagsfraktion für die Belange dieser aus den unter-bürgerlichen Gesellschaftsschichten stammenden Berufssoldaten eingesetzt. Im November 1918 zum Gouverneur von Kiel ernannt, sollte Noske das politische Geschehen in geordnete Bahnen lenken, nutzte diese alten politischen Loyalitäten und schuf sich mit der 1. Marine-Brigade ein eigenes Machtmittel für die bevorstehenden innenpolitischen Auseinandersetzungen. Die meisten Mitglieder der Einheit waren der MSPD und der Regierung Ebert treu verbunden und sahen sich selbst als eine Kraft, die wieder Ordnung in die chaotischen Kieler Verhältnisse gebracht und die Revolutionswirren beendet hatte – während die Kommandobehörden der Marine sowie die Seeoffiziere überwiegend bürgerlicher Herkunft dabei versagt hatten. Entsprechend revolutionskritisch waren die Deckoffiziere eingestellt. Viele dieser Berufssoldaten engagierten sich bei

Europa 1890–1939, München 2013, S. 1–22, hier S. 10f. mit Hinweisen zur Forschungsliteratur.

86 S. Kaisen (wie Anm. 64), S. 89. Auch Peter Weiss (wie Anm. 40), Bd. 1, S. 16 spricht vom »Sieg der Weißen Gardien...«.

87 Vgl. dazu auch: Wolfgang Kruse, Krieg und Klassenheer. Zur Revolutionierung der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg. In: Geschichte und Gesellschaft, 22 (1996), S. 530–561, sowie Ziemann (wie Anm. 2), S. 54–65, und Stephenson (wie Anm. 2), S. 5f.

88 Vgl. zum sozialgeschichtlichen Hintergrund: Holger H. Herwig, The German Naval Officer Corps. A Social and Political History 1890–1918, Oxford 1973.

89 Vorgänge mit beispielhaften Personaldokumenten: StAB 3-R.9. Nr. 125, Nr. 191, Nr. 193, Nr. 204 und Nr. 208. Auch Aussagen von Heinrich Grenner und Otto Marx, StAB 9.S 9-12–5. Zur Deckoffiziersbewegung 1918: Wette (wie Anm. 16), S. 235–243.

den Regierungstruppen sicherlich auch, um ihre Militärkarrieren unter verbesserten Bedingungen fortsetzen zu können.⁹⁰

Wie ein Fremdkörper in dieser Einheit dürfte dagegen eine kleine Gruppe von Seekadetten gewirkt haben, die ebenfalls Teil der 1. Marine-Brigade geworden waren. Das Kriegsende und die Revolution hatten diesen angehenden Seeoffizieren, die zumeist aus bürgerlichem Elternhaus stammten, eine weitere Militärkarriere verbaut und um ihre Bewährung im Kampfeinsatz gebracht. Im Unterschied zu den überwiegend in Schleswig-Holstein beheimateten und bereits verheirateten Decks- und Unteroffizieren besaßen diese jungen Männer weder eine klare Zukunftsperspektive noch eigene Familien.⁹¹ Ihre soziale Herkunft und Lebenslagen ähnelten der des späteren Caspari-Kämpfers Carl Bövings, der seit 1917 in Kiel zum Seeoffizier ausgebildet wurde. Durch familiäre Verbindungen (Böving stammte aus einer gut gestellten bürgerlichen Bremer Familie) war der Seekadett während dieser Zeit gern gesehener Gast im Hause eines Admirals, bis zum November 1918 schien einer aussichtsreichen Militärlaufbahn nichts im Wege zu stehen. Wie viele andere junge Männer aus den gehobenen Schichten, die sich als Angehörige der »Kriegsjugendgeneration« über die ausgefallene Feuertaufe im Weltkrieg enttäuscht zeigten, war Böving von den politischen Geschehnissen betroffen und stellte resigniert fest, »daß das Nationalgefühl und Bewußtsein allmählich vollkommen einschläft. Das ist ein trauriges Zeichen, die Ereignisse sind so ernst und traurig, daß oft das Herz blutet.«⁹²

Ob bei den späteren Mitgliedern der Landeschützenverbände Revolutions-skepsis sowie Frustration über den Kriegsausgang vorherrschten und die Bereitschaft beförderten, sich einem gegenrevolutionären Freiwilligenverband anzuschließen, erscheint dagegen fraglich. Denn diese Militäreinheiten wurden in einer ganz anderen Situation nahe Marburg aufgestellt. Ab Dezember 1918 bot Artillerieoberst Gerstenberg den von der Westfront zurückgekehrten Soldaten, die aus welchen Gründen auch immer nicht ins Zivilleben zurückkehren wollten oder konnten, eine vorläufige Anschlussverwendung im provisorischen Militärapparat der jungen Republik an. Für viele der Freiwilligen bedeutete die Teilnahme bei den Landeschützenverbänden einen Aufschub, um nicht mit den eigenen unsicheren Berufs- und Zukunftsperspektiven konfrontiert zu sein.⁹³ Bevor ihr Regiment wieder in Verden eintraf,

90 »Jetzt hat man glücklich 12 Jahre gedient und nun wollt ihr Spartakisten uns die Karriere verderben...« – mit diesen Beschimpfungen sollen Marinebrigadisten ihre Gegner bedacht haben. S. Sax (wie Anm. 37), S. 240.

91 Ausarbeitung zur 1. Marine-Brigade, ohne Datum, Bundesarchiv-Militärarchiv: R 135–2. Vgl. zu den in der Marine gängigen Deutungen des Kriegsverlaufs und Kriegsendes: Mark Jones, From »Skagerrak« to the »Organisation Consul«. War Culture and the Imperial German Navy, 1914–1922. In: James E. Kitchen u. a. (Hg.), Other Combatants, Other Fronts. Competing Histories of the First World War, Newcastle upon Tyne 2011, S. 249–274.

92 Brief vom 11. 12. 1918, StAB 7.500–272. Zur Kriegsjugendgeneration: Jörn Leonhardt, Der überforderte Friede. Versailles und die Welt 1918–1923, München 2018, S. 645–649.

93 Vgl. Schulze (wie Anm. 2), S. 51 f.; Keller (wie Anm. 2), S. 121–136.

waren beispielsweise Soldaten des 26. Feldartillerie-Regiments als »Freiwilligen-Abteilung Bilow« bei ihrem Zwischenstopp in Hessen zu den bereits damals unter Gerstenbergs Kommando stehenden Einheiten übergetreten. Die Landeschützen rekrutierten fortwährend und auch parallel zur Vorbereitung des Gefechts um Bremen Mannschaften, geworben wurde mit fester Besoldung, Kost und Logis sowie dem Hinweis, die Einheit sei aus »alten 26ern, 74ern, 78ern und 91ern« zusammengestellt, also aus Soldaten norddeutscher Regimenter. Auf diesem Weg trat vermutlich auch Hugo Radziwill, der Bruder des Malers Franz Radziwill, der Militäreinheit bei. Indes brachte diese Wahllosigkeit bei der Rekrutierung von Kämpfern Nachteile mit sich.⁹⁴ Ihrer eigenen Führung galten die Landeschützen als unsichere Kantonisten, die um Caspari versammelten Bremer Freiwilligen verachteten sie als »Landsknechte«. Im Übrigen erzeugte eine über materielle Anreize vermittelte äußere Motivation offenbar keine hohe militärische Einsatzbereitschaft, auf die in Gefechtssituationen unbedingt Verlass war. In der Endphase des Gefechts gelang es den Landeschützeinheiten im Unterschied zu den Bremer Paramilitärs jedenfalls nicht, sich mit Waffengewalt einen Übergang über eine der Weserbrücken zu erzwingen.⁹⁵

Allerdings speisten sich manche Ressentiments gegen die Landeschützen auch aus der unverkennbar großen gesellschaftlichen Distanz der meisten Caspari-Kämpfer zu diesen sozial heterogen zusammengesetzten Militärverbänden. Im Unterschied zu Gerstenbergs sehr offener Rekrutierungspraxis wurde für Casparis Freiwilligeneinheit, von einer kleinen Gruppe putschbereiter Offiziere ausgehend, nur durch ein klandestines Schneeballsystem geworben, um so unter der Aufmerksamkeitsschwelle der Räteregierung zu bleiben. Zur paramilitärischen Mobilisierung dienten einerseits im Krieg geknüpft Militäernetzwerke, die gegenrevolutionäre Informationsvermittler noch erweiterten, andererseits die den Krieg überdauernden familiären, beruflichen und sozialen Beziehungen, die sich wie ein enges Raster über die räumlich begrenzte Welt des gesellschaftlich führenden Bremer Stadtbürgertums und der städtischen Mittelschichten legten.⁹⁶ Aus diesem sozialen Substrat formierte sich ab Ende Januar Casparis Freiwilligeneinheit.

94 Eberhard Schmidt, *Wohin in dieser Welt? Der Maler Franz Radziwill*, Halle 2019, S. 37. Beispiele von Personalunterlagen zu ehemaligen Landeschützen in: StAB 3–R.9. Nr. 211, Nr. 216, Nr. 227 und Nr. 228. Auch: Personen und Persönlichkeiten, Thedinghausen 2004, S. 9f.; Feldartillerie-Regiment 26 (wie Anm. 51), S. 242–244; Martin Drickel, »Lewer dod als Slaw«. Die Novemberrevolution 1918/19 in Verden, Verden 1988, S. 53–56.

95 S. Brinkhus (wie Anm. 3), S. 38. »Leider ließ die Disziplin der in Arsten liegenden Gerstenbergabteilung – ich möchte gleich bemerken, dass die Haltung der Gerstenbergabteilung aus Brinkum, mit der ich am nächsten Tag den Kampf mitgemacht habe, vorzüglich war!! – sehr viel zu wünschen übrig. Ich übergehe die traurigen Erfahrungen, die ich selbst dabei gemacht habe.« Aussage Damköhler, StAB 9.S 9-12–5.

96 Brinkhus (wie Anm. 3), S. 38–41. Zum Bremer Stadtbürgertum: Andreas Schulz, *Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880*, München 2002. Vgl. auch: Budde (wie Anm. 3), S. 103–107.

Dagegen belegen die Quellen nicht, dass Caspari mit »Hilfe von Obleuten der Gewerkschaften (...) unter den Soldaten werben ließ«, wie Peter Weiss es einer seiner literarischen Figuren in den Mund gelegt hat.⁹⁷ Genauso zweifelhaft ist Casparis Behauptung, dass sein Freikorps ein Schmelztiegel gewesen sei, in dem sich Männer unterschiedlicher politischer Ansichten und Berufsstände zusammmentaten.⁹⁸ Vielmehr besaß die Bremer Freiwilligeneinheit ein sehr einseitiges Sozialprofil: Neben einigen Berufssoldaten rekrutierte sich Casparis Einheit zum übergroßen Teil aus Angehörigen des Wirtschaftsbürgertums sowie der am Kriegsende noch quantitativ kleinen Schicht von Angestellten; hinzu kamen zahlreiche Staatsanwälte, Richter und Rechtsreferendare samt anderer Vertreter des Bildungsbürgertums. Das Freikorps Caspari setzte sich somit schwerpunktmäßig aus Angehörigen der gehobenen Gesellschaftsschichten zusammen; nur für 10 % der Caspari-Kämpfer ist ein unterbürgerlicher Berufsstand belegt.⁹⁹

Gleichzeitig dokumentieren die Mitgliederlisten des Freikorps, dass junge Männer des Bremer Stadtbürgertums, also der wirtschaftlichen und politischen Führungsschicht der Stadt, an der Militäroperation in großer Zahl teilnahmen, wie die Namen Noltenius, Thulesius, Kulenkampff, Lahusen, von Gröning und Melchers beispielhaft zeigen. Aus dieser Gruppe von Söhnen mehr oder minder bedeutender Familien des Bremer Bürgertums, zu denen etwa Cornelius Edzard, Dietrich Lahusen, Friedrich Karl Papendiek oder Willy Wiegand¹⁰⁰ rechneten, lassen sich einige prägnante Einzelfälle herausgreifen: Der aus einer bekannten Baumeisterfamilie stammende Eberhard Gildemeister diente ab 1915 als Kriegsfreiwilliger, nach der Beteiligung am Freikorps Caspari setzte Gildemeister, während des Kriegs zum Leutnant avanciert, sein gegenrevolutionäres Engagement in weiteren Freiwilligenverbänden fort.¹⁰¹ In Casparis Freikorps traf er auf Eugen Ritter, der als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren wurde. Seine Mutter war die Tochter des Inhabers von Koch & Bergfeld, einer bekannten Silberwarenfabrik. Für den freiwilligen Kriegsdienst verließ der junge Ritter 1916 vorzeitig

97 Auch ist von der Hand zu weisen, dass durch angebliche gewerkschaftliche Werbemaßnahmen der Räterepublik im nennenswerten Umfang Freiwillige abspenstig gemacht wurden und sich so die Spaltung der Arbeiterbewegung vertiefte, wie Peter Weiss (wie Anm. 7, S. 129) behauptet. Die Quellen hierfür bleiben unklar. Vgl. Peter Weiss (wie Anm. 40), Bd. 1, S. 13.

98 »In ihr waren Männer der verschiedenen Parteirichtungen von den Mehrheitssozialisten bis zu den Deutschnationalen und vielartige[r] Berufe wie Kaufleute, Juristen, Beamte, Angestellte, Arbeiter, Handwerker sowie Soldaten mit Dienstgraden vom Major abwärts bis zum einfachen Mann vertreten.« StAB 7.298-1, p. 78f.

99 Vgl. Brinkhus (wie Anm. 3), S. 36.

100 Vgl. Art. Cornelius Edzard, Dietrich Lahusen und Willy Wiegand, Bremische Biographie, S. 130f., 304f. und 557f.; Friedrich Karl Papendiek, Die Geschichte der Familie Papendiek, Königsberg 1931, S. 23. Weitere Beispiele in Brinkhus (wie Anm. 3), S. 34-41.

101 Lebenslauf, 03.12.1938, und Personalsachverhalt, [1938], StAB 7.136-1.

ein hessisches Privatinternat.¹⁰² Mit Heinrich und Heinz Bömers engagierten sich zwei Generationen einer Familie für das Militärunternehmen.¹⁰³ Neben der Leitung seiner Handelsfirma und dem Senatorenamt fungierte Bömers Senior als Verbindungsmann der Bremer Politik beim Stab Gerstenbergs. Wie auch andere Sprösslinge des Bremer Großbürgertums war sein Sohn, der 1893 geborene Heinz Bömers, als Leutnant der Reserve 1914 bei den Oldenburger Dragonern eingerückt und nahm mit seiner Einheit am Vormarsch durch Belgien teil. Im anschließenden Stellungskrieg kämpfte sein Regiment zumeist infanteristisch; sodann wurde es für kavalleristische Aufgaben an die Ostfront verlegt; die Rückkehr nach Oldenburg erfolgte im Dezember 1918, wo Bömers vermutlich auch Kriegskameraden für die Bremer Einheit anwarb.

Mit der sozialen Exklusivität von Casparis Freiwilligeneinheit fiel ein sehr hoher Anteil von Bremer Paramilitärs zusammen, nämlich über zwei Drittel, die während des Weltkriegs mindestens als Leutnants gedient oder im kaiserlichen Wehrpflichtigenheer eine Offizierskarriere angestrebt hatten.¹⁰⁴ Unklar bleibt, ob dieser hohe Prozentsatz von Militärführern unter den Caspari-Kämpfern Ergebnis einer planvollen Aufstellung war, etwa nach Vorbild der im russischen Bürgerkrieg eingerichteten gegenrevolutionären Offizierskompanien, oder sich aus dem gehobenen Sozialstatus der Mitglieder dieser Freiwilligeneinheit von selbst ergab.¹⁰⁵ Gleichzeitig engagierten sich mit Oberschülern und Studenten genau jene Sozialgruppen in nur begrenztem Maße im Freikorps Caspari, denen die Forschungsliteratur eine große Gewaltbereitschaft zuschreibt.¹⁰⁶ Wären in erheblichem Umfang ungediente, adoleszente Kämpfer zum Freikorps Caspari gestoßen, hätten diese den Ereignissen des 4. Februars 1919 ein anderes, sicherlich deutlich brutaleres Gepräge gegeben.

Vordergründige materielle Interessen, also die Erwartung von Sold, Kost und Logis, oder die Aussicht auf die Fortsetzung der eigenen Militärkarriere in der Nachkriegsarmee dürften für das Engagement der Bremer Freiwilligen wegen ihrer zumeist großbürgerlichen Herkunft irrelevant gewesen sein – zudem hatte Caspari seine Freiabteilung nur für diesen einen Einsatz gegründet und bot keine dauerhafte Betätigung.¹⁰⁷ Äußerlich motiviert war

102 Vgl. Diethelm Knauf u. a., *Mit Fotoapparat und Infanteriegewehr. Der Bremer Eugen Ritter: Bilder eines deutschen Lebens*, Bremen 2014.

103 Vgl. Bömers (wie Anm. 25), S. 45. Zu den Oldenburger Dragonern: Mense (wie Anm. 71), S. 32–37 und 110–117.

104 Zum Folgenden vgl. Brinkhus (wie Anm. 3), S. 35–41; Brinkhus (wie Anm. 18), S. 128–136.

105 Vgl. Ute Frevert, *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München 2001, S. 207–228. Zu den Offizierskompanien: Barth (wie Anm. 79), S. 96 f.

106 Vgl. dazu: Richard Bessel, *Politische Gewalt und die Krise der Weimarer Republik*. In: Lutz Niethammer u. a. (Hg.), *Bürgerliche Gesellschaft in Deutschland*, Frankfurt am Main 1990, S. 383–395.

107 »Mir schwebte hierbei nicht ein Gebilde in Art der sich überall bildenden Freikorps vor, sondern ich zielte vielmehr auf eine Erfassung von einigen Hundert

das paramilitärische Engagement von Angehörigen der führenden Schichten allerdings in anderer Hinsicht: Wie oben dargestellt, entsprach ein schnelles und deswegen nur mit militärischen Mitteln herbeizuführendes Ende der Räterepublik durchaus der materiellen Interessenlage des Bremer Wirtschaftsbürgertums. Später blickten Casparis Gefolgsleute in schlachtenfrohen Erinnerungen voller Stolz auf ihre eigenen Waffentaten zurück; dies konnte zuweilen auch nachträglichen Respekt für den Kampfeswillen des Gegners einschließen, was die eigenen Leistungen zusätzlich aufwertete – so wie Bürgersöhnen tatkräftiges Engagement beim Waffendienst bis 1918 generell dazu diente, gegenüber dem Adel als der reichsweit führenden Schicht an Sozialprestige zu gewinnen.¹⁰⁸

Dass sich überdurchschnittlich viele Söhne aus wohl situierten Familien im Freikorps Caspari engagierten, bedeutete freilich nicht, dass sich alle kontaktierten Aspiranten am Sammelplatz Verden eingefunden hatten. Vielmehr gesellten sich der Gruppe von zuletzt über 300 Männern nur jene zu, bei denen im Einzelfall die passende, also eine konservativ-nationale Einstellung mit einer trotz des Kriegsendes ungeschmälernten Kampfbereitschaft für diese politischen Ziele zusammenfiel.¹⁰⁹ Dabei verband die meisten Caspari-Kämpfer nicht nur eine ähnliche soziale Herkunft und politische Einstellung, auch ihre Lebenslagen ähnelten sich. Diese jungen Männer gehörten der »Frontkämpfer-Generation« erfahrener Veteranen des Grabenkriegs an, d. h. der Ausbruch des Ersten Weltkriegs und der Militärdienst hatte ihre schon begonnenen Karrieren als Kaufleute oder im Staatsdienst mit der zusätzlichen Konsequenz unterbrochen, die eigene Familien- und Haushaltsgründung hinauszuschieben.¹¹⁰ In doppelter Hinsicht konnten sich diese jungen

entschlossenen Bremern hin, die sich erst dann zu einer Truppe außerhalb Bremens zusammenschließen sollten, wenn die Stunde der Befreiung schlug – eine Freiabteilung, die sich wieder auflösen würde, nachdem die Räterediktatur gestürzt und die Arbeiterschaft entwaffnet war.« StAB 7.298–1, p. 54.

108 So erinnerte sich Leutnant Fichter in seiner Aussage (StAB 9.S 9-12–5.) über die Bekämpfung des am Altenwall positionierten Geschützes: »Wir hatten einen schneidigen Gegner vor uns, der das Geschütz ganz fabelhaft bediente. Wie beschossen es von oben und von der Erde und fügten ihm zahlreiche Verluste an Toten und Verwundeten zu. Aber immer sprangen aus den Häusern des Altenwalls Spartakisten vor und ans Geschütz. Wir konnten ihren Mut nur bewundern.« Vgl. zur Forschungsliteratur zum Thema Militärdienst und Bürgertum: Edgar Wolfrum, *Krieg und Frieden in der Neuzeit. Vom Westfälischen Frieden bis zum zweiten Weltkrieg*, Darmstadt 2003, S. 89 f.

109 Wie ein Freiwilliger, Eduard Freye, bemerkte, waren »nach 4 ½ Jahre [sic!] Krieg etwas Begeisterung und Wille unentbehrlich.« Statt der tatsächlichen Anzahl von rund 300 Mann habe man 2.000 bis 3.000 Teilnehmer erwartet. Aussage Eduard Freye, StAB 9.S 9-12–5.

110 Zwei Beispiele: Clemens Buff, Sohn des gleichnamigen Bürgermeisters, entschied sich, statt sein durch den Ersten Weltkrieg unterbrochenes Studium unmittelbar wieder aufzunehmen, für eine Teilnahme an dem Militärunternehmen. Aussage Clemens Buff, StAB 9.S 9-12–5. Der später als Notar tätige Alfred Uhlenhoff kehrte im Dezember 1918 mit der Absicht nach Bremen zurück, sein Referendariat zu beginnen. Aussage Alfred Uhlenhoff, StAB 9.S 9-12–5.

Männer damit eine Verpflichtung beim Freikorps Caspari leisten: Die mit ihrem familiären Hintergrund einhergehende finanzielle Selbständigkeit ermöglichte ein unbesoldetes paramilitärisches Engagement, gleichzeitig waren diese gerade aus dem Krieg heimgekehrten Soldaten persönlich zumeist noch ungebunden, wenngleich ihre Teilnahme am Militärunternehmen bei den eigenen Eltern zuweilen auf Unverständnis stieß.¹¹¹

*V. Zur paramilitärischen Mobilisierung des Bremer Großbürgertums:
Deutungen und Erwartungen angesichts des Kriegsendes*

Für Männer von gehobenem sozialen Status nicht überraschend, hinterließen zahlreiche Caspari-Kämpfer oder ihre Angehörigen Selbstzeugnisse, in denen sie ihren Einsatz gegen die Bremer Räterepublik ausführlich reflektierten. Die meisten dieser Texte entstanden nach 1933, denn freimütige Bekenntnisse zu diesem Abschnitt der eigenen Biographie bzw. Teil der Familiengeschichte konnten als vorteilhafte Loyalitätsbekundungen zum NS-Regime dienen. Bisweilen mit antisemitischen Invektiven verbunden, stilisierten sich die damals Beteiligten in ihren Ego-Dokumenten zu aufrechten Kämpfern gegen den Kommunismus.¹¹² Freilich verdecken diese Selbstbilder den Blick darauf, dass manche der jungen Bremer Soldaten seit Ende Oktober 1918 auch andere politische Sorgen beschäftigten als die Furcht vor einer von Russland ausgehenden und auf Deutschland ausgreifenden, bolschewistischen Weltrevolution.¹¹³ Denn neben dem eskalierenden russischen Bürgerkrieg waren die Zeitgenossen mit einem Neben- und Ineinander

111 Hierzu zwei Beispiele: »Ein ziemlicher Krach mit unserem alten Herrn, der unser Vorhaben als sinnlos, leichtsinnig und »ins Blaue« ansah, traf uns Feldsoldaten nicht eben schwer...«, so das Statement von Alfred und Hans Grote; »Meinen Eltern gegenüber hielt ich die Fiktion einer dringend erforderlichen Geschäftsreise nach Hamburg aufrecht...«, so Sophus Hennings, der für familiäre Vorbehalte gegen eine Teilnahme am Gefecht kein Verständnis hatte: »Im Laufe des Nachmittags kamen unter den fadenscheinigsten Vorwänden eine ganze Reihe von Absagen, u. a. nach Rücksprache mit meinem Vater, meiner Frau u.s.w. ...« StAB 9.S 9-12-5.

112 Beispiele: Hans Wilhelm Fichter, *Freiwillige 1919. Die Regierungsschutztruppe für Bremen, 1934*, StAB 6.15-21; Eugen Ritter, *Wie ich den ersten Weltkrieg, den Kampf um Bremen (4. Februar 1919), die Kämpfe in Oberschlesien im Selbstschutz erlebte, 1914-1935*, StAB 7.266-5; Friedrich Nebelthau, *Aus meinem Leben, Bremen 1939*, S. 179. Der Verfasser von Heinrich Bömers (wie Anm. 25), bezeichnete die Bremer Räterepublik noch 1964 als kommunistische »Gewaltherrschaft von Anfang 1919« (S. 50). Vgl. dazu auch Nele Falldorf, »Bremen war frei«. Erinnerungen des Freikorps Caspari im Jahr 1933. In: Schöck-Quinteros (wie Anm. 1), S. 185-209.

113 Vgl. Heynen (wie Anm. 74), S. 60-64; Robert Gerwarth und John Horne, *Bolschewismus als Fantasie. Revolutionsangst und konterrevolutionäre Gewalt 1917 bis 1923*. In: dies. (wie Anm. 5), S. 94-107. Zur Konstruktion von Stereotypen und Feindbildern während der Umbruchszeit 1918/19: Boris Barth, *Dolchstoßlegenden und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933*, Düsseldorf 2003.

verschiedener Ereignisse sowie paralleler Prozesse konfrontiert: mit den erbittert geführten Rückzugsgefechten des deutsche Feldheeres; mit den seit dem Waffenstillstandsgesuch vom 29. September 1918 begonnenen und erst am 11. November 1918 abgeschlossenen Waffenstillstandsverhandlungen; mit der ersten offenen Militärrevolte in Kiel am 4. November samt ihrer bekannten Folgen; nicht zuletzt mit den gewaltsamen, sich bis ins Jahr 1919 fortsetzenden Territorialauseinandersetzungen wegen der Neugründung des polnischen und anderer Nationalstaaten.¹¹⁴

Angesichts der Vielschichtigkeit dieses Geschehens soll versucht werden, durch die wenigen vorhandenen Quellen, etwa Feldpostbriefe, das paramilitärische Engagement des örtlichen Großbürgertums von seinem Anfang her zu verstehen und nicht aus der Rückschau, in der die ambivalenten Deutungsmuster, die am Beginn einer widersprüchlichen End- und Nachkriegszeit standen, auf ein stereotypes Motiv, den Anti-Bolschewismus, verkürzt wurden.¹¹⁵ Denn ohne die – spärlichen relevanten – Äußerungen der Casparikämpfer, die bereits vor den Ereignissen des 4. Februars 1919 niedergelegt worden waren, nachzuvollziehen und intentional zu deuten, bleibt der bemerkenswerte Einsatzwille der Bremer Paramilitärs unverständlich. Besonders gut dokumentiert ist die Perspektive des schon oben erwähnten Heinz Bömers. In seinen Briefen vom November 1918 äußerte Bömers seine unverhohlene Ablehnung der Bremer Revolutionsorgane: »Aus den Zeitungen ersehe ich, daß gerade in Bremen die Zustände auch sehr ernst sind. Ihr werdet schwere Tage haben. (...) Ich habe allerdings die Hoffnung, dass die Herrschaft der Arbeiter[-] und Soldaten-Räte nicht lange dauern wird.« Es gehe darum, dass »wir jetzt mit allen Mitteln versuchen müssen, gemässigte Elemente ans Staatsruder zu bringen und diese widerwärtigen Zustände zu beseitigen...« und dabei die Räteorgane »zu verdrängen. Ich zweifele nicht, dass das gelingen wird, wenn alles zu Hause ist.«¹¹⁶

Aus diesen Zeilen sprechen eine tiefe Skepsis gegenüber der Revolution und auch eine Geringschätzung der politischen Arbeiterbewegung, deren Machtteilhabe Bömers offenbar anmaßend fand. In seinen Worten wird anschaulich, dass eine gegenrevolutionäre Mobilisierung bereits vor Ausrufung

114 Vgl. die Skizze: Ewald Frie, 100 Jahre 1918/19. Offene Zukünfte. In: Zeithistorische Forschungen, Bd. 15 (2018), S. 98–114. Als Gesamtschau dieses Zeitabschnitts: Leonhardt (wie Anm. 92), S. 216–274.

115 Zum Quellenwert solcher Selbstzeugnisse: Jens Ebert, Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Briefe aus dem Weltkrieg 1914–1918, Göttingen 2014, S. 323–285; Klaus Latzel, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen. In: Militärgeschichtliche Zeitschrift, 56 (1997), S. 1–30; Wolfrum (wie Anm. 108), S. 106f. mit Angaben zur weiteren Forschungsliteratur. Vgl. als einen ähnlichen Ansatz: Wencke Meteling, Der Zusammenbruch 1918 in den Selbstzeugnissen adeliger preußischer Offiziere. In: Eckart Conze und Monika Wienfort (Hg.), Adel und Moderne. Deutschland im europäischen Vergleich im 19. und 20. Jahrhundert, Köln 2004, S. 289–321.

116 Briefe von Heinz Bömers an seinen Vater, 23.11.1918 und 26.11.1918, StAB 7.210–71.

der Bremer Räterepublik begonnen hatte und auch »Züge einer klassenpolitischen Auseinandersetzung trug« (Hans Mommsen).¹¹⁷ Allerdings entwarf der Kavallerieoffizier mitnichten das Schreckensszenario eines kommunistisch beherrschten Deutschlands – ebenso wenig wie andere Caspari-Kämpfer, deren Selbstzeugnisse überliefert sind. Entgegen seiner späteren Selbststilisierung als Vorkämpfer gegen den Bolschewismus teilte etwa Eugen Ritter seiner Mutter lediglich die Hoffnung mit, dass der Soldatenrat in Bremen nicht so sei, »wie ich es überall erlebt habe...«.¹¹⁸ Der schon oben erwähnte Marinekadett Böving äußerte nur knapp: »In Bremen scheint es auch ziemlich wild zuzugehen. Hoffentlich verläuft alles in Ruhe, die Spartacus-Gruppe darf keinesfalls die Oberhand gewinnen.«¹¹⁹ Diese Ende November 1918 verfassten Feldpostbriefe belegen die Sorge vor einer Radikalisierung der Bremer Verhältnisse, aber keinen aggressiven Anti-Kommunismus. Zwar befürchtete Böving gewaltsame Auseinandersetzungen, doch seine Hoffnung legte der Marinekadett darin, dass es dem Reichskongress der Arbeiter- und Soldatenräte gelinge, die Entwicklung in geordnete Bahnen zu lenken.¹²⁰ Ähnlich wie Heinz Bömers, der schrieb: »Die Hauptsache wird sein, daß durch die Nationalversammlung die A[rbeiter- und]S[oldaten-]Räte weggefegt und einigermassen sichere Verhältnisse eintreten« – offenkundig hatte sich der Senatorensohn bereits mit dem Ende der alten Ordnung abgefunden.¹²¹

Seine Zuversicht in die gemäßigten Revolutionskräfte hinderte den Seekadetten Böving jedoch nicht an Vorwürfen gegen das Gros der deutschen Bevölkerung, dem er schon vor der Novemberrevolution einen schwachen Willen und das Fehlen einer »geschlossene[n] Einigkeit« unterstellte. Neben bürgerlichem Klassendünkel (»Das Volk ist Arbeiter und besitzt auch in seinem Berufe selten Ehrgeiz und Ehrgefühl...«) entstand dieses Unverständnis für die fehlende Kriegsbegeisterung der Zivilgesellschaft auch, weil der Offiziersaspirant kaum mit den kriegsbedingten materiellen Sorgen breiter Bevölkerungsschichten konfrontiert war. Stattdessen erleichterten familiäre Geldgeschenke und Liebesgaben Böving das Leben in Kiel; zudem vermittelten seine Eltern ihm Einladungen zu Dinners befreundeter bürgerlicher Familien. Diese Verabredungen durchbrachen den monotonen Ausbildungs- und Kasernenbetrieb, der gleichwohl viel Zeit zum Doppelkopfspiel ließ.¹²² Mittels Warensendungen aus Bremen hielten auch manche frontnah eingesetzten großbürgerlichen Bremer Offiziere und späteren Caspari-Kämpfer ihren privilegierten Lebensstil aufrecht – Jagdvergnügen im Kreise der

117 S. Mommsen (wie Anm. 13), S. 69

118 Brief Eugen Ritters an seine Mutter, 21. 11. 1918, StAB 7.266–10.

119 Brief Bövings an seine Eltern, 01. 12. 1918, StAB 7.500–272. Zu Böving vgl. Brinkhus (wie Anm. 18), S. 132–135. Auch die in Bövings Erlebnisbericht (StAB 9.S 9-12–5) wiedergegebenen Tagebuchnotizen belegen keinen aggressiven Antikommunismus.

120 Briefe Bövings vom 22. 11. 1918 und 11. 12. 1918, StAB 7.500–272.

121 Brief von Heinz Bömers an seinen Vater, 28. 11. 1918, StAB 7.210–71.

122 Briefe vom 29.02.1918 und 01. 11. 1918. Zitat: Brief vom 11. 12. 1918, StAB 7.500–272. Ähnliche zeitgenössische Diagnosen verzeichnet: Meteling (wie Anm. 115), S. 296.

Kriegskameraden und Einkäufe in Brüssel eingeschlossen.¹²³ Offenbar waren viele Soldaten gehobener Herkunft aus eigener Wahrnehmung nicht darüber im Bilde, welchen bedrückenden Zustände in Deutschland herrschten und dass deswegen im Herbst 1918 nicht nur die Unterstützung für den Krieg, sondern auch die Loyalität breiter Bevölkerungsgruppen für das wilhelminische Kaiserreich erodierte.¹²⁴

Wenn die Feldpostbriefe somit eher ein Unverständnis der innenpolitischen Entwicklung samt ihrer Ursachen widerspiegeln statt der Sorge vor einer sich schnell ausbreitenden kommunistischen Weltrevolution (und dies obwohl die reichsweite Presse Bremen als Hochburg der Spartakisten perhorreszierte¹²⁵), dann müssen andere Gründe als ein angstgetriebener Anti-Bolschewismus für das paramilitärische Engagement des Bremer Bürgertums ausschlaggebend gewesen sein. Neben dem Interesse an einem schnellen Ende der Räterepublik zwecks einer Stabilisierung der hergebrachten Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung kann eine Mitwirkung am Militärunternehmen des 4. Februars 1919 auch als eine späte Reaktion auf die einschneidenden militärisch-politischen Geschehnisse am Kriegsende verstanden werden.

Denn trotz der verheerenden Feldschlachten des Frühjahrs und Sommers 1918 sowie der Auflösungserscheinungen des deutschen Frontheeres waren unter deutschen Frontoffizieren ebenso wie bei manchen Politikern und Militärplanern noch im Oktober 1918 Offensivszenarien virulent, insbesondere die Idee, den im Spätsommer begonnenen Rückzug an der Westfront abzubereiten und stattdessen eine Gegenoffensive zu beginnen.¹²⁶ In diesem Sinne schrieb der junge Oberleutnant Gildemeister in seinen durch eine Tageszeitung publizierten Feldpostbriefen: »[D]as Westheer lässt sich nicht besiegen. (...) Ist es der tragische Endkampf des Heldenvolkes? Es war viel für unsere Soldaten. Aber würden wir nicht gerade jetzt nicht immer mit grimmigem Mut zusammenstehen können?«¹²⁷ Wegen der für die deutsche Seite ungünstig verlaufenden Waffenstillstandsverhandlungen schlug der Artillerieleutnant vor, die sich anbahnende Einigung auszuslagen und stattdessen eine finale militärische Auseinandersetzung zu eröffnen. Für sich selbst erhoffte Gildemeister erkennbar die Teilnahme an einem solchen

123 Feldpostbriefe Erich Schröders an seine Schwester Elsa Noltenius, StAB 7.67–102. Mit ähnlichem Inhalt: Heinz Bömers Feldpostbriefe an seine Eltern, 03. 10. 1918 und 06. 10. 1918, StAB 7.266–10.

124 Zu den zunehmenden sozialen Spannungen in der deutschen Kriegsgesellschaft sowie zur Spaltung von »Front« und »Heimat«: Hirschfeld und Krumeich (wie Anm. 3), S. 119–151; Kocka (wie Anm. 3), S. 27–81; Bessel (wie Anm. 3), S. 10–44.

125 Aufschlussreich hierzu sind die Presseauschnittsammlungen: BA R 901/55880 bis 55884. Vgl. auch Wahl (wie Anm. 4), S. 201–216.

126 Vgl. dazu die grundlegende Studie: Michael Geyer, *Insurrectionary Warfare: The German Debate about a Levée en Masse in October 1918*. In: *Journal of Modern History*, 73 (2001), S. 459–527. Zur Gesamtlage: Hirschfeld und Krumeich (wie Anm. 3), S. 243–263; Leonhardt (wie Anm. 92), S. 872–887; Äfflerbach (wie Anm. 6), S. 458–506.

127 »Von unserem Rückzuge im Westen, 24. 10. 1918, StAB 7.136–1.

»Endkampf«. Frappierend ähneln diese Äußerungen dem bei seiner Umsetzung gescheiterten Plan der Seekriegsleitung, die kaiserliche Hochseeflotte in ein letztes Seegefecht mit der britischen Flotte zu führen, was bekanntlich den Kieler Matrosenaufstand auslöste.¹²⁸

An der Westfront wären solche verzweifelten Militäroperationen zwar am desolaten Zustand des Feldheers gescheitert, doch vordergründig hatte die Novemberrevolution der Armee die Möglichkeit genommen, den Gegnern im Herbst 1918 zu Land und zur See noch einmal Paroli zu bieten. Aber meldeten sich die jungen Männer des Bremer Großbürgertums im Januar 1919 zu einem gegenrevolutionären Militärunternehmen um dafür Vergeltung zu nehmen, dass der Matrosenaufstand vom Herbst 1918 ihnen die Chance genommen hatte, in einem rigoros geführten, jedoch aussichtslosen »Endkampf« die eigene Nation zu verteidigen (oder wegen der demütigenden Entwaffnung des Bremer Infanterieregiments Ende 1918)?¹²⁹ Neben solchen Deutungen im Sinne eines »exterministischen Nationalismus der Niederlage« (Wencke Meteling) waren ab Oktober 1918 unter Frontoffizieren auch Überlegungen verbreitet, in denen ein bedingungsloser »Endkampf« nicht als nationaler Selbstzweck ausgefochten werden sollte, sondern als eine letzte, aber realistische Möglichkeit galt, um in der Übergangszeit zwischen Krieg und Frieden die strategisch-militärische Lage des Deutschen Reichs zu verbessern.¹³⁰

So hoffte Heinz Bömers noch im Oktober darauf, den Vormarsch der Entente aufzuhalten und somit auf einen glimpflichen Kriegsausgang; bald blieb aber nur noch die Empfehlung eines Friedens um jeden Preis. Dabei sinnierte der Kavallerieoffizier über einen »Verzweiflungskampf« im Falle unannehmbar wirkender Waffenstillstandsbedingungen: »Ich hoffe bestimmt, dass dann ein Aufflackern der alten Energie eintreten würde, aber nur ein kurzes. [Im Original unterstrichen.] Wir würden die Front unter Anspannung aller Kräfte gegen die sicher im Frühjahr eintretenden wahnsinnigen Angriffe vielleicht einige Monate halten...«, ohne damit den Abschluss eines erträglichen Waffenstillstands erzwingen zu können. Trotz seiner skeptischen Einschätzung verwarf Bömers nicht grundsätzlich die Möglichkeit einer letzten Gegenoffensive. Ähnliche Überlegungen zu einem möglichen »Endkampf« stellte auch Böving an, mit deutlich positiverer Bewertung: »Gewiss, wenn denn möglich, die Gelegenheit zum Frieden annehmen, aber wenn es

128 Vgl. Gerhard P. Groß, Eine Frage der Ehre? Die Marineführung und der letzte Flottenvorstoß 1918. In: Stephan Huck u. a. (Hg.), Die Flotte schläft im Hafen ein. Kriegsalltag 1914–1918 in Matrosen-Tagebüchern, Wilhelmshaven 2014, S. 102–117.

129 Dass solche Motive durchaus ein paramilitärisches Engagement begründen konnten, hat Gerwarth (wie Anm. 5), S. 161, dargestellt. Zur nachlassenden Kampfbereitschaft im kaiserlichen Feldheere seit dem Frühjahr 1918: Ziemann (wie Anm. 2), S. 120–153.

130 S. Meteling (wie Anm. 115), S. 319. Zur Bandbreite der Endkampfüberlegungen pointiert: Hull (wie Anm. 74), S. 310. Vgl. zu den Besonderheiten der Fronttruppen: Stephenson (wie Anm. 2), S. 17–151.

mit deutscher Treue und deutscher Ehre unvereinbar ist, dann auch nicht verzagen, denn unmöglich ist ein besserer Friede noch lange nicht. Nur die Einigkeit kann uns nicht ganz untergehen lassen.«¹³¹ Für Bövings Einlassung mag eine Rolle gespielt haben, dass von weiten Teilen des Seeoffizierskorps der Wunsch nach einem letzten »Endkampf« auf See, um Großbritannien unter Druck zu setzen, ohnehin den ganzen Krieg über gehegt worden war. Am Kriegsende wurden solche Szenarien auch für die Landstreitkräfte durchgespielt, aber die innenpolitische Entwicklung stellte diese Überlegungen zunächst in Frage. Noch am 1. November 1918 formulierte Böving: »Augenblicklich ist die Flotte noch unbesiegt, die Heere stehen in Feindesland...«, um am 11. November resigniert mitzuteilen, »daß die Engländer alles erreichen und uns wie die Buren behandeln können.«¹³²

Doch in nationalkonservativen Militärkreisen keimte bald Hoffnung darauf, mit den sich von der Westfront zurückziehenden Truppen eine Armee zu reorganisieren und so wieder militärisch agieren zu können, wofür allerdings eine unverzügliche Wiederherstellung »geordneter Verhältnisse«, also die baldige Beendigung der Revolution, unerlässlich erschien. Die neben Bremen ab Ende Dezember 1918 mancherorts einsetzende Radikalisierung der Revolution bedrohte eine solche schnelle Rekonsolidierung der deutschen Landstreitkräfte, außerdem konnten örtliche Räteregimes für die Alliierten als Vorwand erhalten, um Teile Deutschlands zu besetzen. Entsprechend zielten die Militäroperationen der Regierungstruppen ab Januar 1919 schwerpunktmäßig auf eine Besetzung von Verkehrsknotenpunkten.¹³³ Dieses logistische Kalkül gewann auch an Bedeutung, weil die Militärpolitik der provisorischen Reichsregierung, abseits ihrer innenpolitischen Funktionen, mehreren während und nach der Lebensspanne der Bremer Räterepublik aktuellen außenpolitischen Zielen diene: So blieb eine militärische Reaktion auf ungünstig verlaufende Friedensverhandlungen als Option stets gegenwärtig. Noch im Sommer 1919 schlugen deutsche Generäle vor, den Versailler Vertrag abzulehnen und den Kampf gegen Frankreich und Großbritannien wieder aufzunehmen.¹³⁴ Davon unabhängig lieferten sich deutsche Einheiten, unbeschadet des mit den Alliierten ausgehandelten Waffenstillstands und des Rückzugs von der Westfront, bis ins Frühjahr 1919 erbitterte Gefechte mit den Kämpfern für eine polnische Unabhängigkeit; im Baltikum waren Truppenteile des kaiserlichen Heeres und ihre Nachfolgeverbände tief in die

131 Brief Heinz Bömers an seinen Vater, 20. 10. 1918, StAB 7.210–71.

132 Briefe Carl Bövings an seine Verwandten, 01. 11. 1918 und 11. 11. 1918, StAB 7.500–272. Vgl. Leonidas E. Hill, Signal zur Konterrevolution? Der Plan zum letzten Vorstoß der deutschen Hochseeflotte am 30. Oktober 1918. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 36 (1988), S. 113–129.

133 Zu den Phasen des Rekonsolidierungsprozesses: Keller (wie Anm. 2), S. 67–81. Zur Strategie des Freikorpsesinsatzes: Aulke (wie Anm. 5), S. 151. Zu den Quantitäten des Rückzugs: Bessel (wie Anm. 3), S. 74–90.

134 Dazu noch immer einschlägig: Hagen Schulze, Der Oststaat-Plan 1919. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 18 (1970), S. 123–163. Leonhardt (wie Anm. 92), S. 1012–1017, weist darauf hin, dass diesen Plänen jegliche Grundlage fehlte.

dortigen Nachkriegskämpfe verstrickt – beide Konflikte wurden mit dem Ziel ausgefochten, den Gebietsstand des Deutschen Reichs möglichst zu bewahren und in Osteuropa einen dauerhaften Einflussbereich zu sichern.¹³⁵

Mit dieser komplexen Gemengelage waren Bremer Paramilitärs unmittelbar konfrontiert: Mindestens einer der Caspari-Kämpfer war, bevor er nach Bremen zurückkehrte, in Auseinandersetzungen mit polnischen Unabhängigkeitskämpfern verwickelt; das Regiment eines anderen Freiwilligen sollte nach dem Rückzug von der Westfront postwendend nach Osten gesandt werden, um dort in die Kampfhandlungen einzugreifen.¹³⁶ Carl Böving verband Ende November 1918 seine Erwartung, dass die Engländer als eine ordnungsstiftende Kraft Norddeutschland besetzen würden, sogar mit der Hoffnung darauf, dann schnell Truppenverbände nach Ostmitteleuropa zu entsenden, dort in die Nationalitätenkämpfe einzugreifen und dabei das Ausgreifen Russlands nach Westen einzudämmen.¹³⁷ Dass dabei ebenso der Bolschewismus bekämpft wurde, erschien nachrangig. Damit bedeutete die schnelle Niederschlagung der Bremer Räterepublik auch einen Störfaktor zu beseitigen, der eine Wiederherstellung der militärischen und damit außenpolitischen Handlungsmöglichkeiten des Deutschen Reichs behinderte.

Aus Opportunität gingen Generäle und Offiziere andernorts sogar politische Bündnisse mit den rätekommunistischen Parteien ein. Um in Ungarn, das als Teil des Habsburgerreichs zu den Verlierern des Ersten Weltkriegs gehörte, einen Verteidigungskrieg zur Bewahrung eines möglichst großen Territorialbestandes wirkungsvoll führen zu können, unterstützen national-magyarische Militärs im Frühjahr 1919 die in Budapest ausgerufenen Räterepublik.¹³⁸ Aus dem Imperativ einer schnellen militärischen Rekonsolidierung zwecks wirksamer Territorialverteidigung wurden im Nachkriegseuropa demnach sehr unterschiedliche innenpolitische Konsequenzen gezogen: Im Bremer Fall motivierte es die Söhne des örtlichen Großbürgertums zum paramilitärischen Engagement gegen die Räterepublik – ein eigener Beitrag zur Rekonsolidierung Deutschlands als Groß- und Militärmacht. Nach dem 4. Februar 1919 bestand für das Gros dieser Männer deshalb keine Notwendigkeit, das Kriegshandwerk länger auszuüben und aus der paramilitärischen Betätigung einen Beruf zu machen. Stattdessen löste Caspari seine Einheit auf, deren Mitglieder zumeist schnell wieder in ihr Zivilleben zurückkehrten.¹³⁹

135 Vgl. zu den Ereignissen im Baltikum: Gerwarth (wie Anm. 5), S. 95–104. Barth (wie Anm. 113), S. 232–237 gibt eine geraffte Darstellung zu den Auseinandersetzungen in Polen.

136 Aussagen Phillip Winters und Joh. Eggers, StAB 9.S 9-12–5.

137 Brief Carl Bövings an seine Verwandten, 27. 11. 1918, StAB 7.500–272.

138 Vgl. Leonhardt (wie Anm. 92), S. 868–680. Mit anderer Akzentuierung: Gerwarth (wie Anm. 5), S. 171–180.

139 Laut Bergien (wie Anm. 79), S. 89f., war es nicht untypisch, dass nur örtlich aktive Freiwilligeneinheiten nach der Stabilisierung der lokalen Ordnung zügig demobilisiert wurden. Zur gegenläufigen Tendenz einer politischen Radikalisierung bei adeligen Berufsoffizieren: Meteling (wie Anm. 115), S. 309–318.

VI. Fazit: Verantwortung und Gewalt

Für die Ereignisse des 4. Februars 1919 lässt sich keine Einzelursache identifizieren, dafür ist das Gefüge verschiedener Bedingungen zu komplex, die das Gefecht um Bremen ermöglichten und dessen Verlauf mitbestimmten, unter anderem: die bereits vor 1914 begonnene Radikalisierung von Teilen der Bremer Arbeiterbewegung und Arbeiterschaft sowie die militante Reaktion der gemäßigten MSPD darauf; ein damit korrespondierender politischer Eskalationskurs Gustav Noskes und der provisorischen Reichsregierung; die wirtschaftlichen Interessen und politischen Ordnungsvorstellungen der traditionellen städtischen Führungsschichten; das aus dem Auflösungsprozess des deutschen Westheers entstandene personelle Potential zur Bildung von Freiwilligenverbänden, deren Mitglieder zumeist Kampf- und Fronterfahrung mitbrachten; der Profilierungsdrang von Berufsmilitärs in der Hoffnung auf eine Weiterbeschäftigung in der Nachkriegszeit; der Einsatzwille einer Gruppe junger, großbürgerlicher und nationalkonservativer Frontoffiziere aus Bremen. Dass dieser summarischen Aufzählung Unvollständigkeit entgegengehalten werden kann, markiert nur eine Grenze des Ansatzes, der diesem Beitrag zu Grunde liegt. Ebenso fehlt der Geschichtswissenschaft ein methodisches Werkzeug, um eine solche Vielzahl heterogener Determinanten zu gewichten.¹⁴⁰

Allerdings lassen sich einige Besonderheiten des Bremer Falls herausgreifen, die z. T. auch einen über das Thema des 4. Februars 1919 hinausgehenden Erkenntnissertrag versprechen. Die Verantwortung für die Niederschlagung der Räterepublik lässt sich nicht einseitig zuweisen, gleichwohl fällt das Agieren Gustav Noskes und seines Umfelds als eine notwendige Bedingung für den Waffengang heraus: Ohne das forsche Agieren der provisorischen Reichsregierung wäre es nie zu einem gewaltsamen Konflikt gekommen, denn erst deren harte Forderungen provozierten den perspektivlosen Widerstand der Bremer Räteregierung. Ob die zahlreichen Bremer Interventionen zu Gunsten einer Militäroperation dabei ins Gewicht fielen, ist ebenso wenig zu klären wie, ob eindringliche Warnungen vor einem militärischen Eingreifen einen friedlichen Ausgang ermöglicht hätten. Gleichwohl: Das Insistieren der traditionellen städtischen Führungsschicht auf ein schnelles Eingreifen der Regierungstruppen beleuchtet die Verbindung konservativer politischer Ordnungsansprüche mit konkreten kommerziellen Belangen. Letztere wurden durch ein promptes Militärunternehmen begünstigt, das vordergründig der »Not der Vaterstadt« (Spitta) galt. Schon wegen der zahlreichen Todesopfer kann diese nur oberflächlich camouflierte Gleichsetzung der Belange einer einzelnen, nämlich der eigenen Gesellschaftsschicht mit dem Wohl des bremischen Gemeinwesens in der Rückschau kaum als Ausweis politischen Verantwortungsbewusstseins gelten.

140 Die damit im Zusammenhang stehenden methodischen Probleme können hier nicht erörtert werden. Als Einführung in das Thema noch immer hilfreich: Chris Lorenz, *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*, Köln 1997, S. 189–230.

Gerade weil der provisorischen Reichsregierung und der gegenrevolutionären Militärführung eine Niederschlagung der Bremer Räterepublik auch als eine Machtdemonstration dienen sollte, ist erklärungsbedürftig, warum die in Bremen durchgeführte Militäroperation nicht mit einem exzessiven Gewalteininsatz einherging und damit kein Schritt in der »Abfolge von Tabubrüchen [war], in deren Verlauf sich die Spirale der Gewalttaten intensivierte« (Mark Jones). Vielmehr setzte sich in Bremen nicht die Liquidierung revolutionärer Politiker fort, die nach der Niederschlagung des Berliner Januaraufstands stattfand. Ebenso wenig kam es an der Weser zu summarischen Erschießungen gefangener Gegner oder verdächtiger Zivilisten wie ab März 1919 in Berlin oder in München, ganz zu schweigen von den Massakern, die sich rund 12 Monaten später im Ruhrgebiet zutrugen.¹⁴¹ Deswegen und auch weil der Bremer Räteregierung ebenso wenig irgendwelche Bluttagen zuzurechnen sind, lassen sich die Abläufe des 4. Februars 1919 nur eingeschränkt mit den etablierten Mustern der Gewaltgeschichte darstellen.¹⁴²

Dieser Beitrag argumentiert vielmehr, dass die Militäroperation gegen Bremen als ein – sicherlich seltenes – Beispiel für eine qualitativ wie quantitativ vergleichsweise eingehegte Ausübung paramilitärischer Gewalt in der Frühphase der Weimarer Republik anzusehen ist – vermutlich, da die mit der Durchführung betrauten Regierungstruppen nicht für einen entgrenzten Waffeneinsatz disponiert waren, trotz Prägungen durch die preußisch-deutsche Militärtradition und einschneidende Fronterfahrungen. Doch weder die Militärkultur der kaiserlichen Armee noch die mutmaßliche Verrohung durch den Krieg determinierten eine Ausübung brutaler politischer Gewalt in der Formationsphase der Weimarer Republik. Vielmehr sind die überlieferten Akte kaltblütiger Gewaltanwendung, nämlich die beiden Fälle willkürlicher Gefangenenerschießungen, den Marinebrigadisten zuzurechnen, also im Landkrieg unerfahrenen, dafür durch die Kieler Ereignisse politisierten, unterbürgerlichen Berufssoldaten, die in ihrer Mehrzahl Noske und der MSPD nahestanden. Demgegenüber zeigt das Verhalten der als »Landsknechte« verachteten Landeschützen einen besonderen Aspekt der Transformation des kaiserlichen Wehrpflichtigenheers zur Berufsmarine der Weimarer Republik auf: Nur mangels Alternativen waren zahlreiche Mannschaften und Offiziere dieser heterogen zusammengesetzten Freiwilligeneinheit beigetreten. Entsprechend ging die in Zweifel gezogene innere Einstellung der Landeschützen mit einem überschaubaren Gefechtserfolg einher, freilich fiel die Einheit auch nicht mit Gewalttaten auf.

Gegenüber diesem und anderen 1918/19 vielerorts aufgestellten Freiwilligenverbänden bildete Casparis Militärverband seinem Sozialprofil nach einen Sonderfall. Gewaltbereite Schüler und Studenten prägten dieses Freikorps kaum. Auch Berufsmilitärs traten dieser Einheit nur in begrenzter

141 S. Jones (wie Anm. 5), S. 335. Zum Ruhrgebiet jüngst: Rainer Pöppingshege, *Republik im Bürgerkrieg. Kapp-Putsch und Gegenbewegung an Ruhr und Lippe 1919/20*, Münster 2019 mit einer Übersicht zur relevanten Literatur.

142 Zur Anregung, auch Fälle mit keiner oder geringer Gewaltanwendung zu untersuchen: Schnell (wie Anm. 5), S. 21 f.

Zahl bei, gleichwohl waren die überwiegend aus gehobenen Gesellschaftsschichten stammenden Mitglieder sehr wohl Militärprofis: Bis zu vier Jahre Kriegserfahrung bedeuteten eine vielschichtige Einsatz- und Gewaltexpertise, vermutlich waren die Caspari-Kämpfer deswegen in der Lage, ihre Waffen effektiv und rücksichtslos einzusetzen, dabei aber kontrolliert und keineswegs enthemmt, einmal abgesehen von der Eskalation beim ersten Feuergefecht.

Gleichzeitig war die Motivlage der Bremer Paramilitärs vielschichtig. Vorbehalte gegen den politischen Gestaltungsanspruch der organisierten Arbeiterbewegung, eine national-konservative Gesinnung und die Überzeugung von der Richtigkeit der hergebrachten Wirtschafts- und Sozialordnung sowie zuweilen auch ein materielles Eigeninteresse – all dies kam zusammen. Dass sich ein aggressiver Anti-Bolschewismus schon vor dem 4. Februar 1919 manifestierte, ist allerdings ebenso wenig belegt wie sich aus der Revolutionserfahrung speisende, handlungsleitend gewordene Rache- und Vergeltungsgefühle.¹⁴³ Vielmehr spiegelt sich in einer Verflechtung von Interessen, Motiven und Intentionen ein besonderer national-lokaler Doppelcharakter der Bremer Führungsschicht wider.¹⁴⁴ Als Teil des spätwilhelminischen Großbürgertums dachten diese jungen Männer in nationalen Kategorien. Sich an einer schnellen Beendigung der Bremer Räteherrschaft zu beteiligen, galt dabei als ein persönlicher Beitrag zur Selbstbehauptung des Deutschen Reichs, insbesondere um eine Revision der niederschmetternden Resultate des Ersten Weltkriegs vorzubereiten. Gleichzeitig bildete das Bremer Stadtbürgertum eine lokale, traditionsreiche Sozialformation mit dem hergebrachten Anspruch, die politische Entwicklung Bremens trotz der Zäsur von 1918 weiterhin mitzugestalten. Auch in diesem Selbstbewusstsein wurzelte die hohe Bereitschaft, sich in Casparis Freiwilligeneinheit zu engagieren. Ohne damit die Folgen des 4. Februars 1919 vollständig benannt zu haben (was weiteren Forschungen vorbehalten ist), war die Militäroperation, wie das Beispiel der Familie Bömers zeigt, für diese Kreise durchaus erfolgreich: Aus bürgerlichen Vorkriegspolitikern gebildete Nachkriegssenaten regierten Bremen auch nach 1918, durch ihr paramilitärisches Engagement hatten die Söhne des Bremer Stadtbürgertums ihren Vätern Zugriff auf politische Ämter und fortwährenden Einfluss gesichert.

Freilich verblieb auch die Verantwortung für die Geschehnisse ihrer Heimatstadt in den Händen dieser traditionellen Führungsgruppen, darunter die neue Aufgabe, die junge Demokratie der Weimarer Republik unter den schwierigen Umständen der Nachkriegszeit vor Ort zu stabilisieren. Dass diese Herausforderung gut gemeistert wurde, kann mit Blick auf die NS-Machtübernahme 1933 kaum gesagt werden.¹⁴⁵ Insofern steht die Kontinuität

143 Zur gegenrevolutionären Propaganda ab Februar 1919: Sommer (wie Anm. 1), S. 14–28.

144 Vgl. als Problemaufriss: Klaus Tenfelde, Stadt und Bürgertum im 20. Jahrhundert. In: ders. und Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Wege zur Geschichte des Bürgertums, Göttingen 1994, S. 317–353.

145 Vgl. zur Politik ab 1918: Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 3, Bremen 1995, S. 221–291 und 446–471.

politischer Eliten in Bremen, gerade wegen ihres durch den 4. Februar 1919 begrenzten gesellschaftlichen sowie parlamentarischen Rückhalts und der entsprechend defizitären Gestaltungskraft der liberal-konservativen Minderheitssenate während der Nachkriegszeit, beispielhaft für Strukturprobleme der Weimarer Republik im Allgemeinen.

**Von Revolutionären
zu Verteidigern der parlamentarischen Republik.
Franz Starker, Friedrich Frese
und Hans Hackmack in den 1920er Jahren**

Von Ulrich Schröder

1. Einleitung

Das im Februar 1924 gegründete »Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« war der mit Abstand mitgliederstärkste Wehrverband der Weimarer Republik, dessen Ziel laut Gründungsaufruf »die Stärkung der Republik und der gewaltfreie Schutz vor deren links- und rechtsextremistischen Feinden« war.¹ Die meisten Mitglieder waren Sozialdemokraten, jedoch waren zumindestens in den Vorständen zahlreicher Gliederungen auch Angehörige der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und der katholischen Zentrumspartei (Z) vertreten. Im Bündnis mit diesen beiden bürgerlichen Parteien hatte die Mehrheitssozialdemokratische Partei Deutschlands (MSPD) im Juli 1919 die Weimarer Reichsverfassung beschlossen, während die linke Unabhängige Sozialdemokratische Partei (USPD) ihr nicht zugestimmt hatte.² Sie bekannte sich in ihrer im März 1919 verabschiedeten Programmatischen Erklärung zur Diktatur des Proletariats in der Form des Rätessystems und

- 1 Abgedr. in Johannes Tuchel, Marion Goers u. a., Gedenkstätte Deutscher Widerstand (Hrsg.), Für Freiheit und Republik! Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold 1924 bis 1933. Begleitband zur Ausstellung der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 2018, S. 11. Zum Reichsbanner vgl. Karl Rohe, Das Reichsbanner Schwarz Rot Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik, Düsseldorf 1966; Benjamin Ziemann, Die Zukunft der Republik? Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold 1924–1933, Bonn 2011; ders., Veteranen der Republik. Kriegserinnerung und demokratische Politik 1918–1933, Bonn 2014; Sebastian Elsbach, Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold: Republikschutz und politische Gewalt in der Weimarer Republik, Stuttgart 2019, und (zu Bremen) Ulrich Schröder, »Wir sind kein Kriegerverein, aber wir sind auch kein Debattierklub.« Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold in Bremen und Umgebung 1924–1933, in: Brem. Jb., Bd. 93 (2014), S. 121–156.
- 2 Zur USPD vgl. Robert F. Wheeler, USPD und Internationale. Sozialistischer Internationalismus in der Zeit der Revolution, Frankfurt a. M., Berlin, Wien 1975; Hartfried Krause, USPD. Zur Geschichte der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Frankfurt a. M., Köln 1975, sowie Andreas Braune, Mario Hesselbarth u. Stefan Müller (Hrsg.), Die USPD zwischen Sozialdemokratie und Sozialismus 1917–1922, Stuttgart 2018.

bekräftigte dieses Ziel im Aktionsprogramm vom Dezember des Jahres.³ Es verwundert daher nicht, dass noch fünf Jahre später – nachdem sich die MSPD und der rechte Parteiflügel der USPD längst zusammengeschlossen hatten – linke Sozialdemokraten Vorbehalte gegen die neuartige Organisation hegten.⁴ Umso bemerkenswerter ist es, dass in Bremen drei ehemalige Unabhängige, Franz Starker, Friedrich Frese und Hans Hackmack, dem Reichsbanner nicht nur beitraten, sondern dort sogar Leitungsfunktionen bekleideten.⁵ Und nicht nur das: Bereits in der Revolution 1918/19 und in den darauf folgenden Jahren waren sie politisch besonders hervorgetreten. Starker und Frese sind heute so gut wie vergessen, während Hackmack in erster Linie als Lizenzträger und erster Chefredakteur des *Weser-Kurier* bekannt ist, also der Geschichte seit 1945 zugeordnet wird. Im Folgenden wird ihre jeweilige Entwicklung vom Revolutionär zum Verteidiger der parlamentarischen Demokratie nachgezeichnet.

Die Quellenlage zur Biografie Hackmacks ist günstig. Das Staatsarchiv Bremen verfügt über seinen umfangreichen Nachlass. Er hat mehrere Broschüren und Leitartikel veröffentlicht und in den Jahren 1967 sowie 1970 autobiografische Skizzen verfasst. Zudem liegt bereits ein biografischer Abriss vor, in dem sein Lebensabschnitt der Jahre 1919 bis 1933 jedoch nur auf zwei Seiten abgehandelt wird.⁶ Für Starker und Frese stellen Zeitungen die wichtigsten Quellen dar. Das gilt insbesondere für die »Bremer Arbeiter-Zeitung« (BAZ), das Parteiblatt der Bremer USPD, und die »Bremer Volkszeitung« (BVZ), seit dem 1. Oktober 1922 das Organ der »Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands« (VSPD). Zwar berichteten sie durchaus parteiisch, jedoch enthalten ihre Versammlungsberichte zumeist eine vollständige Aufzählung der Debattenredner und der von ihnen vertretenen Meinungen.⁷ Als unverzichtbar erwiesen sich auch die von der Nachrichtenstelle der Polizeidirektion bzw. ihrer Vorläuferinstitution gesammelten Dokumente und Spitzelberichte, die – obwohl nicht minder tendenziös – Einblicke in Vorgänge vermitteln, über die sonst kaum berichtet wurde.⁸ Nicht zuletzt wurden Wiedergutmachungsakten und die Wortprotokolle des Bremer Arbeiter- und Soldatenrats und der Bremischen Nationalversammlung sowie der Bürgerschaft ausgewertet.

3 Die beiden Dokumente sind abgedruckt in: ebd., S. 237–239 und 240–243.

4 Vgl. Ziemann, *Veteranen* (wie Anm. 1), S. 84; zu deren Zurückhaltung in der ehemaligen USPD-Hochburg Hemelingen vgl. Schröder, *Kriegerverein* (wie Anm. 1), S. 139 f.

5 Zu Einzelheiten s. u.

6 Renate Meyer-Braun und Klaus Auf dem Garten, *Hans Hackmack – Ein Leben für das freie Wort*. Ein Projekt des Staatsarchivs und der Hochschule Bremen, Bremen 2000.

7 Auf weitere Pressequellen wird in den Fußnoten verwiesen.

8 StAB 4,65. Zu nennen sind vor allen Dingen die Protokolle des Bremer Soldatenrats, Zeitungsausschnitte und Polizeiberichte (PBe) zum Deutschen Metallarbeiterverband (DMV), zur USPD und zur »Republikanischen Schutzwehr« sowie ihren Nachfolgeorganisationen.

Die drei biografischen Abrisse befassen sich schwerpunktmäßig mit den Jahren der Weimarer Republik. Ihre Anordnung folgt dem Alter der dargestellten Personen. Da sie sich im gleichen Umfeld bewegten, kommt es gelegentlich zu Überschneidungen. Das Resümee enthält einen kurzen Vergleich.

2. Franz Starker

Franz Hermann Starker wurde am 7. April 1881 als Sohn des Webers Johann Starker und seiner Ehefrau Agnes in der oberschlesischen Kleinstadt Ziegenhals (Głucholazy) geboren.⁹ Er absolvierte eine Lehre als Steinmetz, trat 1898 dem Steinarbeiterverband und ein Jahr später der SPD bei. Nachdem er im Jahre 1904 seine aktive Wehrpflicht erfüllt hatte, ging er auf Wanderschaft. Drei Jahre später trat er aus der katholischen Kirche aus, was den Bruch mit seinen Angehörigen nach sich zog. Er lebte zeitweilig in Hamburg, wo er 1910 Bertha Maidorn heiratete und wegen Streiks auf die Schwarze Liste gesetzt wurde. Im September 1913 ließ sich das Ehepaar in Bremen nieder. Bereits am 3. August 1914 wurde Franz Starker zum Militärdienst eingezogen, von dem ihn erst die militärische Niederlage des Deutschen Reichs im November 1918 erlöste.¹⁰ Er teilte die bitteren Erfahrungen der einfachen Soldaten: »Ich weiß ja auch, wie es draußen im Felde war. Den Offizieren ist immer extra serviert worden und da kam immer noch etwas Fett hinzu, damit die Suppe Augen hatte, wir haben es nicht bekommen.«¹¹ Weitere Einzelheiten aus seinem Kriegsdienst sind nicht bekannt.

Zurück in Bremen gehörte er dem Arbeiterrat (AR) als USPD-Mitglied an. In der Vollsitzung am 22. November 1918 meldete er sich erstmals zu Wort. Er kritisierte die Weigerung des Soldatenrats, revolutionäre Arbeiter zu bewaffnen. »In Zeiten der Not muß ich meine Waffe zu Hause haben.«¹²

Einen dem Arbeiter- und Soldatenrat (AuSR) am 9. Dezember vorliegenden Antrag auf Wiedereinsetzung des Senats und der Bürgerschaft wies er scharf zurück und vertrat damit die Meinung der großen Mehrheit.¹³ Anfang Januar 1919 gab er sich zuversichtlich, beim Regieren und in der öffentlichen Verwaltung auf die Hilfe bürgerlicher Fachleute verzichten zu können, »denn wir haben uns in die einzelnen Abteilungen und Ressorts so eingearbeitet, daß es absolut nicht nötig ist, die bürgerliche Gesellschaft als Fragekasten

9 Geburtsurkunde, Archiwum Państwowe W Opolu, A/1881 nr 69. Ich danke Anna Czech vom Staatsarchiv Bremen für die Vermittlung dieses Dokuments.

10 Polizeiliche Aufenthaltsbescheinigung v. 30. 5. 1950 und Protokoll der Vernehmung Bertha Starkers am 13. 7. 1951, StAB 4, 54-E3417.

11 Protokolle des Arbeiter- und Soldatenrats Bremen (Prot. AuSR Bremen), Staatsarchiv Bremen, 3. 1. 1919, S. 14.

12 Prot. AuSR Bremen, 22. 11. 1918, S. 9. Zum anfänglichen Widerstand des Soldatenrats gegen die Bildung Roter Garden vgl. Peter Kuckuk, Bremen in der Deutschen Revolution 1918/1919, Revolution, Räterepublik, Restauration, Bremen, 2. erweiterte Aufl. unter Mitarbeit von Ulrich Schröder, 2017, S. 132 ff.

13 Prot. AuSR Bremen, 22. 11. 1918, S. 33. Zum Hintergrund vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 89 ff.

und Antworts- und Bestimmungskasten zu gebrauchen.«¹⁴ Unmittelbar nach der Proklamierung der Räterepublik am 10. Januar bestimmte ihn der AuSR zum Leiter des Volkskommissariats für das Bau- und Wohnungswesen. Damit war er auch für städtische Einrichtungen, Stadterweiterung, öffentliche Grundstücke, Unterwieserkorrektion, Erleuchtungs- und Wasserwerke, die Waldeputation und Friedhöfe zuständig.¹⁵ Hermann Wenhold, als führender Vertreter des Bürgerausschusses einer der schärfsten Gegner der Räteregierung, zollte dem Führungsstil des 37-Jährigen im Rückblick durchaus Respekt: »Die Beamten hatten sich anscheinend vorgenommen, ihn mit Akten zuzudecken. Hatten immer so: Volksbeauftragten mit der Bitte um Entscheidung usw., hatten sie das dann zugeschrieben. Aber er fiel nicht drauf rein, er entschied nichts, sondern er sammelte diese Akten und ließ die Herren zu sich kommen und bat sie dann um Vortrag. Dann stellte er sich hin, von seinem Schreibtisch stand er auf [...] und sagte dann: ›Von mich aus: genehmigt.‹«¹⁶



Abb. 1: Franz Starker. Foto: privat

In der AuSR-Sitzung am 13. Januar beantragte der ultralinke Kommunist Karl Plättner im Namen der »Revolutionären Vertrauensleute«, führende Bremer Mehrheitssozialisten und »Spitzen der Bourgeoisie« als Geiseln zu nehmen und jeweils drei von ihnen zu erschießen, sobald in Berlin ein Aufständischer exekutiert werde. Diese Maßnahme, als Antwort auf das von Freikorps bei der Niederschlagung des Januaraufstandes angerichtete Blutbad gedacht, stieß im Plenum jedoch auf breite Ablehnung. Besonders vehement

14 Prot.AuSR Bremen, 3.1.1919, S. 14.

15 StAB 4,65-220; zur Verwaltungsorganisation der Räterepublik vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 190 ff.

16 Interview mit Peter Kuckuk vom 3.12.1971, zit. ebd., S. 195. Zum Bürgerausschuss vgl. René Swen Kaminska, Der Bürgerausschuss. Ein wenig beachteter Akteur, in: Eva Schöck-Quinteros, Ulrich Schröder u. Joscha Glanert (Hrsg.), Revolution 1918/19 in Bremen, »Das ganze Deutsche Reich steht heute gegen uns.«, Bremen 2018, S. 35–54. Wenhold (1891–1976), war DDP-Politiker und 1922–1931 Direktor der Sparkasse Bremen.

sprach sich Starker gegen den Antrag aus, der ihm »unmenschlich« erschien: »Beim Kampf gibt es keine Rücksichten, und, Genossen, jedes Mittel wird angewandt, um dem Gegner auf den Leib zu kommen, doch solche Arbeit, diese Blutarbeit, die kann ich auf keinen Fall mitmachen.«¹⁷ Einen ihm am selben Tag von Major Walter Caspari unterbreiteten Vorschlag, die Unabhängigen sollten mit bürgerlicher Unterstützung allein die Macht übernehmen, die Kommunisten also ausbooten, wies er brüsk zurück.¹⁸ Genauso entschieden verurteilte er eine Woche später den sog. Jörn-Putsch. Am 20. Januar hatten bewaffnete Arbeiter unter Führung des ultralinken Volksbeauftragten Karl Jörn öffentliche Gebäude, die Reichsbank sowie die Kaserne besetzt, die Herausgabe von Waffen erzwungen und einen neuen Stadtkommandanten eingesetzt. Ultimatив forderte Starker die mitregierenden KPD-Mitglieder im AuSR dazu auf, sich von ihren putschistischen Genossen zu distanzieren und sie zur Rechenschaft zu ziehen: »Wir wollen nicht mehr am Drahtseil ziehen oder gezogen werden wie Hampelmänner, daß man über unsere Köpfe weg Beschlüsse faßt. Stimmt ihr denjenigen zu, die über unsere Köpfe hinweg Beschlüsse fassen, dann trennen sich unsere Wege.«¹⁹

In der letzten AuSR-Sitzung am 3. Februar begrüßte er im Namen der USPD-Fraktion die wieder aufgenommene Zusammenarbeit mit den Mehrheitssozialisten. Der vom Rat der Volksbeauftragten unter Vermittlung der Bremerhavener und Hamburger Soldatenräte ausgearbeiteten Resolution, die dem Stab der Division Gerstenberg noch am selben Abend unterbreitet werden sollte, stimme sie einstimmig zu.²⁰ Bekanntlich griffen die Regierungstruppen und das Freikorps Caspari die Räterepublik am folgenden Tag an und zerschlugen sie.

Seitdem herrschte Belagerungszustand in der Hansestadt, jedoch verlangte die Arbeiterschaft bereits kurz nach ihrer militärischen Niederlage die Freilassung der politischen Gefangenen und setzte ihre Forderung mit Proteststreiks, Streikdrohungen und schließlich einem Generalstreik bis zum 5. März weitgehend durch.²¹ Gleichzeitig herrschte Wahlkampf, denn die Provisorische

17 Prot. AuSR Bremen, 13.1.1919, S. 23 ff. Zu den Berliner Massakern vgl. Mark Jones, Am Anfang war Gewalt. Die deutsche Revolution und der Beginn der Weimarer Republik, Berlin 2017, S. 190 ff.

18 So jedenfalls verstand Starker die Intention des späteren Freikorpsführers, der sich am 4. 2. 1919 maßgeblich an der Niederschlagung der Bremer Räterepublik beteiligte. Er schilderte die Begegnung in zwei Bürgerschaftsreden mit fast denselben Worten. Vgl. Verhandlungen der Bremischen Bürgerschaft vom Jahre 1921. Stenographisch aufgezeichnet (Verh.BrBürg.), Sitzungen am 5. 11. und 16. 12. 1921, S. 944, 1091. Zu Caspari vgl. Karl Schneider, Auswärts eingesetzt. Bremer Polizeibataillone und der Holocaust, Essen 2011, S. 566 ff.

19 Prot. AuSR Bremen, 20. 1. 1919, S. 30; zum »Jörn-Putsch«, von dem sich ein Teil der KPD distanzierte, vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 211 ff.

20 Prot. AuSR Bremen, 20. 1. 1919; zum Inhalt der Resolution und zum Verlauf der Sitzung vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 271 ff.

21 Vgl. Ulrich Albert, Der 21er Ausschuß im Kampf gegen die Provisorische Regierung – Von der militärischen Niederschlagung der Räterepublik bis »Stacheldraht-Ostern« (Frühjahr 1919), in: Peter Kuckuk (Hrsg.), Die Revolution

Regierung hatte den 9. März als Termin für die Wahl der Bremischen Nationalversammlung (BrNV) angesetzt. Am 18. Februar verabschiedete die Mitgliederversammlung der USPD ihre Kandidatenliste mit Starker auf Platz 37.²² Warum er sein Mandat nicht antrat, obwohl die Partei 38 Sitze gewann, bleibt unklar. Am 22. April – es herrschte »Stacheldrahtostern« – wurde er auf offener Straße verhaftet. Zwar entließen ihn die Bremer Richter acht Tage später aus der Untersuchungshaft, weil er sich nicht strafbar gemacht habe, doch ließ ihn der Stadtkommandant noch an Ort und Stelle in Schutzhaft nehmen. Dabei berief sich dieser auf den verschärften Belagerungszustand, den die Reichsregierung angeordnet hatte.²³ Erst am 14. Juni wurden Starker und drei Mitgefängene, darunter Adam Frasunkiewicz, auf freien Fuß gesetzt.²⁴

Die Mitgliederzahl des Ortsvereins Bremen der USPD war seit Anfang November 1918 (230) bis Ende März 1919 (6 214) um mehr als das 27-Fache gewachsen und stieg weiter an.²⁵ Die Generalversammlung wählte am 2. Juni 1919 einen neuen Vorstand und beschloss, einen Sekretär einzustellen. Eine Auswahlkommission hatte bereits unter den zwölf Bewerbern eine Vorauswahl getroffen. Die Versammelten entschieden sich für Franz Starker.²⁶ Unmittelbar nach seiner Haftentlassung bezog er das Parteibüro in der Oberstraße 33.²⁷ Am 27. d. M. berichteten er und Adam Frasunkiewicz in einer öffentlichen Volksversammlung über ihre Haft. Anschließend ging Starker ausführlich auf die von den Freikorps ausgehende Gefahr ein und warnte vor Spitzeln.²⁸ Über seine Vortrags- und Versammlungstätigkeit in den folgenden Wochen – am 7. Juli z. B. in Syke – ist nur wenig bekannt.²⁹ Anfang Oktober schätzte ihn die Nachrichtenstelle der Regierungsschutztruppe (RST) in einem internen Bericht als einen »Führer des radikalen Flügels« der USPD ein.³⁰

1918/1919 in Bremen, Aufsätze und Dokumente, Bremen 2010, S. 105–130, hier S. 105ff.

22 BAZ, 20. 2. u. 22. 2. 1919.

23 BAZ, 8. 5. 1919 (Brief Starkers aus der Haft), und die am 6. 6. 1919 in der Bremischen Nationalversammlung gehaltene Rede des BAZ-Chefredakteurs Alfred Faust (1883–1961), Verhandlungen der verfassungsgebenden Bremischen Nationalversammlung vom Jahre 1919/20, Stenographisch aufgezeichnet (Verh. BrNV), S. 342.

24 BAZ, 16. 6. 1919. Frasunkiewicz (1873–1923) war bis zum Sturz der Räterepublik 2. Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten gewesen; zu seiner Biografie vgl. Ulrich Schröder, Adam Frasunkiewicz, Schuhmacher, Kriegsgegner, Häftling, Revolutionär, Parteisekretär, Lagerhalter: Eine politische Biografie, in: Brem. Jb., Bd. 96 (2017), S. 102–143.

25 Vgl. Adam Frasunkiewicz, Vor zwei Jahren, in: BAZ, 5. 11. 1920 (zu 1918), und BAZ, 3. 6. 1919 (zu 1919).

26 Ebd.

27 BAZ, 6. 6. und 16. 3. 1919.

28 BAZ, 28. 6., und Bremer Nachrichten (BN), 29. 6. 1919.

29 Polizeibericht (PB) v. 7. 7. 1919, StAB 4,65-220.

30 R.S.T./Ic., gb.-Nr. 2464, Ber. vom 4. 10. 1919, StAB 4,65-220, Bl. 209. Als weiterer Exponent galt Frasunkiewicz, der seit August den Posten eines Bezirksparteisekretärs bekleidete.

In der seit dem Spätsommer reichsweit geführten Grundsatzdebatte, ob sich die Partei der Anfang März 1919 gegründeten Dritten (Kommunistischen) Internationale anschließen solle, positionierte er sich zunächst nicht.³¹ In der Mitgliederversammlung (MV) am 6. November bezog er jedoch Stellung: Die USPD-Vertreter sollten an einer geplanten Konferenz der 2. Internationale in Genf teilnehmen, »dort mit dem linken Flügel der Sozialisten Fühlung nehmen und abermals die Entfernung der Rechtssozialisten aus der Internationale verlangen. Bei einem Anschluß an die dritte Internationale würden sich die wenigsten Genossen über deren Grundsätze im Klaren sein. Die USP. müsse sich klar und offen zur Diktatur des Proletariats aussprechen, die die Grundlage für die dritte Internationale bildet. Bei unseren Maßnahmen dürfen wir die Verbindung mit den Proletariern der Westländer nicht verlieren, um auch sie in die revolutionäre Internationale hineinzuziehen.«³² Er unterstützte damit eine mittlere Linie, die Alfred Henke in der zwei Tage zuvor begonnenen MV vertreten hatte.³³ Die Mehrheit stimmte jedoch der radikaleren Resolution Frasunkiewicz' zu, der sowohl eine Beteiligung an der Genfer Konferenz als auch einen bedingungslosen Anschluss an die 3. Internationale ablehnte und kurz darauf als Delegierter am Leipziger Parteitag teilnahm.³⁴ Dieser beschloss, in Beitrittsverhandlungen einzutreten, jedoch möglichst im Verbund mit sozialrevolutionären Parteien, die der Komintern bislang nicht angehörten.³⁵

Als Reaktion auf den Kapp-Lüttwitz-Putsch Mitte März 1920 bildeten die drei Bremer Arbeiterparteien MSPD, USPD und KPD einen gemeinsamen Aktionsausschuss, dem Starker angehörte. Wie die Kommunisten verzichteten er und seine USPD-Genossen auf einen Generalstreik in Bremen. Rufe man ihn aus, so erweise man den Unternehmern damit nur einen Gefallen, denn es mangle ihnen just an Rohstoffen.³⁶ Statt dessen, so Starker, müssten die Arbeiter bewaffnet werden. In der Bremischen Nationalversammlung, der er mittlerweile angehörte,³⁷ müsse man darauf drängen und in den Betrieben müsse dafür mobilisiert werden.³⁸ Am 19. März stritt er in der Konstituante für die Forderung: »Wir haben durchaus nicht die Absicht, irgend ein Blutbad anzurichten, wie es vielleicht die rechte Seite beabsichtigt. [...] Wir fordern die Waffen, um uns zu schützen, um das System, das wir einführen

31 In der MV am 19. 9. 1919 äußerte er sich nur vage, BAZ, 20. 9. 1919. Zur Entwicklung auf Reichsebene vgl. Krause, USPD (wie Anm. 2), S. 142 ff., zur Entwicklung in Bremen vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 24), S. 124 ff., 129 ff.

32 BAZ, 7. 11. 1919.

33 Henke (1868–1946) war 1917 Mitbegründer der USPD und 1912 bis 1918 Mitglied des Deutschen Reichstags. Während der Räterepublik war er Vorsitzender des Rats der Volksbeauftragten. 1919/20 war er Mitglied der Deutschen Nationalversammlung und danach bis 1932 des Deutschen Reichstags.

34 BAZ, 6. u. 7. 11. 1919.

35 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 2), S. 162.

36 BAZ, 17. 3. u. 22. 3. 1920.

37 Wahrscheinlich seit der Sitzung am 31. 10. 1919, sein Eintritt ist zwar im Register des Protokollbandes vermerkt, nicht jedoch im Sitzungsprotokoll selbst.

38 BAZ, 17. 3. 1920.

wollen, zu erhalten. [...] Wollt ihr uns die Waffen nicht geben, dann holen wir sie uns.«³⁹ Obwohl ein Großteil der MSPD-Fraktion den Vorstoß der Unabhängigen unterstützte, scheiterte er am Einspruch des Senats, der sich aus Vertretern des rechten Parteiflügels unter Führung von Karl Deichmann und aus Bürgerlichen zusammensetzte.⁴⁰

Auf Starkers Tätigkeit als Parlamentarier kann nicht ausführlich eingegangen werden. Er setzte sich z. B. für die Arbeiter der Atlaswerke ein, die aufgrund einer Aussperrung in Not geraten waren, und wandte sich gegen die von der preußischen Eisenbahnverwaltung geplante Schließung des Eisenbahnausbesserungswerks in Sebaldsbrück.⁴¹ Am 9. Januar 1920 trieb er Bürgermeister Deichmann mit Fragen zum sog. Geheimprotokoll in die Enge, das von diesem wahrscheinlich gefälscht worden war, um Gustav Noske einen Vorwand für die militärische Intervention zu liefern.⁴² In der Sitzung am 28. Mai attackierte er die aus der Regierungsschutztruppe hervorgegangene Sicherheitspolizei (Sipo), insbesondere ihre Nachrichtenabteilung 1c, und forderte die Einsetzung eines Untersuchungsausschusses.⁴³ Sie unterhalte Spitzel, die sie aus rechtsextremistischen Organisationen rekrutiert habe, und unternahme mit ihnen verdeckte Operationen gegen unabhängige Sozialisten und Kommunisten. Anfang Mai sei im Nebenraum des USPD-Büros ein Spion entdeckt worden.⁴⁴

Mit der Verabschiedung der bremischen Verfassung am 11. Mai 1920 hatte die Konstituante ihren Auftrag erfüllt, und so begannen Mitte Mai die Wahlkämpfe für die neue Bürgerschaft und auch für den Reichstag, die beide am

39 Verh.BrNV, S. 1775 f.

40 Vgl. Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Bd. 3, *Bremen in der Weimarer Republik (1918–1933)*, Bremen, erw. u. verb. Aufl., 1995, S. 251 ff., Karl-Ludwig Sommer, *Weltkrieg, Revolution und Streiks. Die SPD-Bürgerschaftsfraktion in unruhigen Zeiten*, in: Klaus Wedemeier (Hrsg.): *Gewollt und durchgesetzt, Die SPD-Bürgerschaft des Landes Bremen von der Jahrhundertwende bis zur Gegenwart*, Opladen 1983, S. 205–219, hier S. 216, und Elias Angele, *Vorkämpfer der Demokratie? Die Stadtwehr in Bremen 1919–1921*, in: Schöck-Quinteros u. a. (Hrsg.), *Revolution (wie Anm. 16)*, S. 303–344, hier S. 329 f.

41 Verh.BrNV, 19. 12. 1919, S. 1345 ff., und 13. 2. 1920, S. 1604 ff.

42 Ebd., S. 1400 ff. Zu Einzelheiten vgl. Phil Kahrs, *Das Geheimprotokoll, Original oder Fälschung?* In: Schöck-Quinteros u. a. (Hrsg.), *Revolution (wie Anm. 16)*, S. 161–183, passim. Karl Deichmann (1863–1940) war Vorsitzender des Zentralvorstandes des Deutschen Tabakarbeiterverbandes, nach der Niederschlagung der Räterepublik war er Mitglied der Provisorischen Regierung, 1919/20 und erneut von 1928 bis 1931 Mitglied des Koalitionssenats und Senator.

43 Zur Regierungsschutztruppe bzw. der ab 1. 11. 1919 bestehenden Sipo vgl. Joscha Glanert, *Paramilitär oder Polizei? Die Regierungsschutztruppe Bremen*, in: Schöck-Quinteros u. a. (Hrsg.), *Revolution (wie Anm. 16)*, S. 285–301, passim, und Schneider, *Auswärts eingesetzt (wie Anm. 18)*, S. 35 ff. Zur Nachrichtenstelle vgl. Sigrid Dauks / Eva Schöck-Quinteros (Hrsg.), *»Aus Gründen der inneren Sicherheit des Staates ...«*, *Ausweisung, Verfolgung und Ermordung des Bremer Arbeiters Johann Geusendam (1886–1945)*, Bremen 2009, S. 75 f.

44 Verh.BrNV, 28. 5. 1920, S. 2119 ff.

20. Juni gewählt werden sollten.⁴⁵ Am 29. April berief die MV der Bremer USPD den Tischler Josef Böhm (1887–1954) als Nachfolger Starkers in das Amt des Parteisekretärs, denn dieser hatte vermutlich gekündigt. Um Böhm im Wahlkampf zu entlasten, stellte der Ortsvorstand ihn jedoch wenig später wieder als 2. Parteisekretär ein.⁴⁶ Die USPD wurde sowohl bei der Bürgerschaftswahl mit 30,7 % der Wählerstimmen als auch bei der Reichstagswahl (31,5 %) die mit Abstand stärkste politische Kraft in Bremen.⁴⁷ Der Ortsverein zählte Ende Juni 11039 Mitglieder und hatte binnen eines Jahres 79 öffentliche Versammlungen und zwölf Mitgliederversammlungen durchgeführt.⁴⁸ Die Mehrheitssozialisten mussten deutliche Stimmenverluste hinnehmen und warben für eine Regierungsbeteiligung der Unabhängigen sowohl auf Landes- als auch auf Reichsebene.⁴⁹ Doch bereits am 12. Juni lehnte die MV der Bremer USPD entsprechende Angebote ab. Auch Starker – frisch gewählter Bürgerschaftsabgeordneter – sprach sich dagegen aus.⁵⁰ Im August beteiligte er sich führend an den von allen drei Arbeiterparteien getragenen Solidaritätsaktionen für Sowjetrußland im polnisch-russischen Krieg.⁵¹

Gegen Ende des Monats ging der Parteistreit um den Beitritt der Unabhängigen zur Dritten Internationale in die zweite, nunmehr entscheidende Runde.⁵² Er endete bekanntlich mit der Parteispaltung auf dem Hallenser Parteitag. Während sich auf Reichsebene eine Mehrheit für die Annahme der »21 Bedingungen« und somit für die Vereinigung mit der KPD entschied, stimmten die Bremer Unabhängigen in einer MV am 14. September und in einer Urwahl, die dem Parteitag vorausging, mehrheitlich dagegen. Anders als bekannte Bremer Genossen wie Alfred Henke, Adam Frasunkiewicz und Hans Hackmack, die sich als Gegner der 21 Bedingungen exponierten, hielt Starker sich in der öffentlich geführten Debatte mit Meinungsäußerungen zurück.⁵³

Obwohl sich in Bremen die Anzahl der Parteiübertritte zur Vereinigten

45 Vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 265 ff.

46 BAZ, 1. 5. u. 10. 7. 1920 sowie PB v. 9. 7. 1920, StAB 4,65-221. Da im Polizeibericht von der »Kündigung Starkers« die Rede ist, bleibt unklar, wer wem gekündigt hat. Für ein mögliches Motiv der einen oder anderen Seite fehlen Anhaltspunkte.

47 Zu den Wahlergebnissen insgesamt vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 267.

48 BAZ, 10. 7. 1920.

49 Zu Bremen vgl. Sommer, Weltkrieg (wie Anm. 40), S. 217, und Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 268 f., und zur Reichsebene Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1980, S. 359 ff.

50 BAZ, 14. 6. 1920.

51 Großdemonstration am 14. 8., gemeinsame Solidaritätskundgebung in Ritterhude am 21. 8. und stellvertretender Vorsitz im gemeinsamen Aktionsausschuss, PB v. 17. 8. 1920, BAZ, 24. 8. u. 28. 8. 1920. Zu Einzelheiten vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 24), S. 128 f.

52 Zu den Hintergründen und zum Verlauf der Auseinandersetzung in Bremen vgl. ebd., S. 129 ff.

53 Seine Ablehnung der 21 Bedingungen zeigte er nur, indem er den Redebeitrag eines Befürworters in der MV am 14. 9. durch zahlreiche Zwischenrufe störte, PB v. 15. 9. 1920, StAB 4,65-221. Zu Hackmack s. u.

Kommunistischen Partei (VKPD) in Grenzen hielt, breitete sich erhebliche Unzufriedenheit im Ortsverein aus.⁵⁴ Bis zum Januar 1921 verlor er 3061 Mitglieder, nachdem deren Anzahl gut drei Monate zuvor bei 11077 gelegen hatte.⁵⁵ Finanzielle Probleme verschärften die Krise noch. Starker und Böhm wehrten sich gegen die Forderung des Bezirkssekretärs Frasunkiewicz, 50 Prozent des Ortskassenbestands an die Bezirkskasse abzuführen, die vor allem durch den Reichstagswahlkampf in die Verlustzone geraten war. Auf dem Bezirksparteitag am 14. November kam es deshalb zum offenen Eklat mit wechselseitigen Drohungen.⁵⁶ In der Generalversammlung des Ortsvereins am 4. Mai 1921 erstattete Starker den Geschäftsbericht. Er beschwerte sich darüber, dass die Berliner Parteizentrale »von den Ortsgruppen stets grosse Geldsummen [verlange], die aufgebracht werden müssten.« Weiterhin klagte er »über den schlechten Besuch der von der U.S.P. veranstalteten Versammlungen. Die Arbeiterschaft sei zu interessenslos, und das müsse unbedingt anders werden.« Auf Zweifel am Kassenbericht, die Frasunkiewicz und der Bezirksvorsitzende Emil Sommer in der Aussprache geäußert hatten, reagierte er in seinem Schlusswort äußerst erbost: »Sagt es doch frei heraus, daß wir euch als Sekretäre nicht mehr haben wollen.« (sic!)⁵⁷

Zu Jahresbeginn 1921 hatte die »Rest-USPD« zwei weitere Niederlagen erlitten: Die Arbeiterparteien verloren am 9. Januar einen vom bürgerlichen Minderheitssenat herbeigeführten Volksentscheid, auf den entsprechend den Bestimmungen der neuen Landesverfassung am 20. Februar eine Neuwahl der Bürgerschaft folgte.⁵⁸ Die Unabhängigen – aus der Juniwahl noch als stärkste Kraft hervorgegangen – erzielten nur noch 19,7 % der Wählerstimmen und stellten nunmehr 23 Abgeordnete, 14 weniger als zuvor.

Starker gehörte sowohl der alten wie auch der neuen Fraktion an und vertrat sie in den Deputationen für Gefängnisse, Friedhöfe und in der Quartierdeputation.⁵⁹ Er meldete sich relativ häufig zu Wort, zum einen in Angelegen-

54 PBe v. 17. 11. u. 27. 11. 1920, StAB 4,65-222, Bl. 9, 10, 13.

55 Mitgliederstand vom 30. 9. 1920, PB v. 22. 1. 1921, StAB 4,65-222.

56 Vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 24), S. 123f.

57 PB v. 6. 5. 1921, StAB 4,65-222, Bl. 4 ff. Der sprachlich arg holperige Bericht des Polizeispitzels weicht erheblich vom parteioffiziellen Bericht der BAZ ab, der am 6. 5. 1921 erschien. Der PB wurde den »Bremer Nachrichten« und der rechtslastigen Wochenzeitung »Der Rote Sand« (DRS) zugespielt, die Starker in mehreren Ausgaben unterstellten, er habe Parteigelder unterschlagen und die Spuren seines Fehlverhaltens verwischen wollen (DRS, 6. 5., 13. 5., 20. 5. und 27. 5. 1921). Dieser dementierte die Vorwürfe zu Beginn der am 19. 5. 1921 fortgesetzten Generalversammlung in einer längeren Erklärung (BAZ, 20. 5. 1921). Da das Gerücht weiterhin kursierte – u. a. am 30. 9. 1921 in der Bürgerschaft – erstattete er Anfang 1922 Strafanzeige gegen das Blatt »Der Rote Sand« (Verh. BrBürg 1921, S. 716 f., PB v. 28. 4. 1922, StAB 4,65-222). Am 12. 10. 1922 gewann er den Prozess (BVZ 13. 10. 1922).

58 Zum Hintergrund und zu Einzelheiten vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 279 ff., und Karl-Ludwig Sommer, Wilhelm Kaisen. Eine politische Biografie, Bonn 2000, S. 80 ff.

59 Verh. BrBürg 1920, S. 48 f., und 1921, S. 75. 1920 gehörte er außerdem der Verkehrsdeputation an.

heiten, mit denen er als Deputierter befasst war, weiterhin zu sozialen bzw. ökonomischen Problemen der Arbeiter, Steuerfragen und immer wieder mit kritischen Beiträgen zur Stadtwehr,⁶⁰ zur Sipo und ihrer Nachrichtenabteilung.⁶¹ Zur Veranschaulichung seien nur wenige Beispiele aufgeführt: Am 23. Oktober 1920 beantragte er als Beitrag zur »Kommunalisierung und Sozialisierung« die Einrichtung einer Stadtgärtnerei.⁶² In einer am 13. Mai 1921 gehaltenen Rede stellte er fest, dass die Gefängnisse völlig überfüllt seien. Deshalb forderte er, vermehrt Bewährungsstrafen zu aussprechen.⁶³ Am 8. Oktober 1920 beklagte er die große Anzahl von Obdachlosen. Zur Bekämpfung der Wohnungsnot seien die Beschlagnahme großer Wohnungen und Neubaumaßnahmen notwendig.⁶⁴ Im Zeitraum zwischen Juni 1920 und Juli 1922 hielt er mindestens 17 Redebeiträge polizeikritischen Inhalts. Da er u. a. über Informanten mit Insiderwissen verfügte, gelang es ihm häufig, Skandale aufzudecken. So appellierte er am 5. November 1921 an das »Ehrgefühl der bürgerlichen Vertreter [...], mit uns zusammen diesen Sumpf zu säubern.« Als Beispiel für abstoßende Polizeipraktiken führte er an, dass der Sipo-Oberleutnant Kruse bei Hausdurchsuchungen eine Frau gezwungen habe, sich vor den Polizisten nackt auszuziehen, »damit er sie genau untersuchen kann.«⁶⁵ Der Nachrichtenabteilung warf er im Mai 1922 vor, bei der Suche nach Waffen auf dem Waller Friedhof Gräber von Revolutionsopfern geschändet zu haben.⁶⁶

Im August 1921 prägten zwei Massenkundgebungen, zu denen die drei Arbeiterparteien und der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund (ADGB) gemeinsam aufgerufen hatten, das politische Erscheinungsbild der bremsenden Arbeiterschaft. Am 13. d. M. demonstrierten ca. 25 000 Menschen gegen die Brotverteuerung. Insgesamt elf Redner traten auf, darunter Starker. Am letzten Monatstag versammelten sich erneut Tausende Demonstranten. Wie überall im Reich protestierten sie gegen die Ermordung des demokratischen Zentrumspolitikers Matthias Erzberger durch Angehörige der rechtsterroristischen Organisation Consul (OC) und forderten den »Schutz der Republik«.⁶⁸ Zu den neun Rednern gehörte wiederum Starker, der nach Beendigung der Großkundgebung noch eine unangemeldete Demonstration durch in Bahnhofsnähe gelegene »Honoratiorenviertel« anführte.⁶⁹ Im folgenden innerpar-

60 Zur Stadtwehr vgl. Angele, Vorkämpfer (wie Anm. 40), passim.

61 Im Sprecher-Verzeichnis für das Jahr 1920 erscheint sein Name 12-mal (18 Seiten), für 1921 18-mal (22 S.), für 1922 18-mal (23 S.) und für 1923 zweimal (3 S.)
Zum Jahr 1923 s. u., Verh.BrBürg 1920–1923.

62 Verh.BrBürg 1920, S. 438 f.

63 Verh.BrBürg 1921, S. 346 f.

64 Verh.BrBürg 1920, S. 354.

65 Verh.BrBürg 1921, S. 944.

66 Verh.BrBürg 1922, S. 444.

67 BAZ, 15. 8. 1921, vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 283 f.

68 BAZ, 31. 8. 1921 (Demonstrationsaufruf), u. 1. 9. 1921 (Bericht). Der ehemalige Reichsfinanzminister fiel dem Mordanschlag am 21. 8. 1921 zum Opfer. Zu Hintergründen und politischen Folgen im Reich vgl. Schröder, Frasunkiewicz (wie Anm. 24), S. 135 ff.

69 Bereits am 12. 6. 1921 hatte er eine Demonstration gegen den Mord an Karl Gareis,

teilichen Meinungsstreit, ob die USPD in eine Reichsregierung unter bürgerlicher Beteiligung eintreten und sich mit der MSPD zusammenschließen solle,⁷⁰ hielt er sich zunächst zurück. In Mitgliederversammlungen am 18. Oktober und 1. November unterbrach er jedoch Alfred Henke und Alfred Faust, die sich für einen politischen Kurswechsel einsetzten, durch ständige Zwischenrufe.⁷¹ In der vorläufig letzten Aussprache über das Thema am 20. d. M. erläuterte er seine Bedenken gegen eine Teilnahme an einer Koalitionsregierung: »Wohl könne mal eine Situation kommen, bei der ein Eintreten der Partei erforderlich sei, wenn z. B. ein Wirth⁷² durch die Reaktion ermordet würde und das Zentrum dadurch in scharfe Oppositionsstellung gedrängt würde. Die Sozialisten dürften aber nicht den Schwanz einer solchen Koalition bilden. Die Frage der Einigung könne nur mit a l l e n Arbeiterparteien gelöst werden.«⁷³ Die schloss er mit seiner Forderung, die KPD einzubeziehen, jedoch de facto aus.

Die durch den politischen Mord an Reichsaußenminister Walther Rathenau am 24. Juni 1922 ausgelöste Protestbewegung der Arbeiterschaft erreichte noch stärkere Ausmaße als die vom Vorjahr. Reichsweiten Demonstrationstreiks am 27. Juni – Starker sprach in Osterholz-Scharmbeck – folgte eine weitere allgemeine Arbeitsniederlegung am 4. Juli.⁷⁴ Nunmehr steuerte der Zentralvorstand der USPD zügig den Eintritt in die Koalition und den Zusammenschluss mit der MSPD an. Dafür holte er sich die Unterstützung einer Reichskonferenz, die am 2. Juli in Berlin stattfand.⁷⁵ In den Mitgliederversammlungen des Bremer Ortsvereins stieß der neue Kurs auf breite Zustimmung. Starker äußerte sich am 6. Juli allerdings nach wie vor skeptisch. »Wichtiger wie (sic!) die Frage der Koalition sei die Frage der Einigung der Arbeiterschaft.« Er verspreche »sich von dem Eintritt in die Koalitionsregierung keine Förderung der Einigungsbestrebungen. Die Förderung der Einigkeit sei aber das brennendste Problem.« Frasunkiewicz teilte seine Position.⁷⁶ In der folgenden MV am 25. Juli schlossen sie sich jedoch der Mehrheitsmeinung an.⁷⁷ Auf dem Geraer Parteitag, der die Vereinigung am

den Fraktionsvorsitzenden der USPD im bayerischen Landtag, organisiert, BAZ, 27. 4. 1922.

70 S. u. (Hackmack).

71 PB v. 20. 10. u. 2. 11. 1921, StAB 4,65-223.

72 Joseph Wirth (1879–1956), Zentrumspartei, Reichskanzler (Mai 1921 bis November 1922).

73 BAZ, 21. 11. 1921.

74 Vgl. Winkler, *Revolution* (wie Anm. 49), S. 427f., u. Martin Sabrow, *Der Rathenau-Mord. Rekonstruktion einer Verschwörung gegen die Republik von Weimar*, München 1994, S. 157ff. Zum Streik und zur Protestbewegung in Osterholz-Scharmbeck vgl. Ulrich Schröder, *Rotes Band am Hammerand. Geschichte der Arbeiterbewegung im Landkreis Osterholz von den Anfängen bis 1933*, Bremen 2007, S. 183f.

75 Zur Reichskonferenz, von der Hackmack als Teilnehmer berichtete, s. u.

76 BAZ, 7. 7. 1922.

77 BAZ, 26. 7. 1922. Die Koalitionsfrage erwies sich bald als obsolet, weil DDP und Zentrum eine Zusammenarbeit mit der USPD ablehnten.

23. September beschloss, vertrat Starker die Bremer USPD als einer von drei Delegierten.⁷⁸

Im fusionierten Ortsverein der Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (VSPD) bekleidete er kein Vorstandsamt, und in Plenarsitzungen der Bürgerschaft ergriff er nur noch wenige Male das Wort. Am 14. April 1923 gab der Bürgerschaftspräsident seinen Austritt aus dem Parlament bekannt.⁷⁹ Ein Grund dafür wurde nicht genannt, jedoch fällt auf, dass die VSPD nur fünf Tage später bekannt gab, sie habe die »Republikanische Schutzwehr« (RSW) gegründet, deren Zweck es sei, »alle organisatorischen Einrichtungen der bremischen Arbeiterschaft gegen Überfälle putschistischer Elemente zu sichern« und alle »gewalttätigen Angriffe und Aktionen abzuwehren, die sich gegen die Republik und die Arbeiterklasse richten.«⁸⁰

Als Leiter fungierte Starker, der sich zuvor für die Neugründung engagiert und damit gegen parteiinterne Widerstände durchgesetzt hatte.⁸¹ Die ca. 600 Mann starke und mit Gummiknüppeln bewaffnete Formation sicherte z. B. die Feierlichkeiten am 1. Mai und gegen Ende des Monats eine öffentliche Parteiversammlung in den Centralhallen.⁸² Der Leiter forderte strikte Disziplin von seinen Leuten. Wer bei Einsätzen oder Ausflügen unentschuldigt fehlte, hatte eine Strafe in Höhe eines Stundenlohns an die Parteikasse zu zahlen.⁸³ Die Dringlichkeit strenger Maßnahmen begründete er im Juli mit der angespannten politischen Lage: »Besonders die Rechtsputschisten treiben es in letzter Zeit schlimmer als jemals. Die Felddienst- und Nachtübungen fänden ganz öffentlich, wie überall, ganz besonders in der Umgebung von Bremen statt. [...] Die Reichswehr erwarte mit Ungeduld den Tag, an dem sie auf die Arbeiterschaft losgelassen werden können (sic!).«⁸⁴

Die aufgeheizte Stimmung entlud sich in einem Zwischenfall, der sich am Abend des 15. September ereignete: An der Huchtinger Heerstraße fingen mehrere Dutzend RSW-Leute eine etwa 20-köpfige Gruppe des rechtsgerichteten »1. Hanseatischen Jungkorps Bremen« ab, die zu einer Felddienstübung bei Heiligenrode unterwegs war.⁸⁵ Ein Teil der uniformierten und mit Schlagwaffen ausgerüsteten Jugendlichen konnte fliehen, einige bezogen

78 BAZ, 13. 9. 1922; zum Parteitag vgl. Krause, USPD (wie Anm. 2), S. 256 ff.

79 Verh.BrBürg 1923, S. 160.

80 Statut, abgedr. in BVZ, 19. 4. 1923. Ähnliche Selbstschutzverbände der VSPD hatten sich zeitgleich in zahlreichen deutschen Städten herausgebildet. Eine Dachorganisation existierte allerdings nicht; vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 17 ff.

81 PBe v. 20. 4. u. 28. 4. 1923, StAB 4,65-1309.

82 PBe v. 1. 5. u. 28. 5. 1923, ebd.

83 PBe v. 30. 5. u. 10. 7. 1923, ebd.

84 Ebd. Den Hintergrund bildete die durch die französische Ruhrbesetzung entfachte allgemeine nationalistische Erregung, vgl. Winkler, Revolution (wie Anm. 49), S. 554 ff.

85 Die Jugendorganisation unterstand dem Oberleutnant a.D. Erich Baumbach, war im Mai 1921 gegründet worden und stand der DNVP nahe. Im August 1924 entwickelte sich daraus der »Jungstahlhelm«, vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 209.

Oefftl. Versammlung der VSPD.

Donnerstag, 27. Sept., 7 Uhr 30. In den Centralhallen (Eingang Düsternstr.)

„Der Bürgerblock und sein Jungkorps“

Ein Protest gegen die Verhaftung des Gen. Starker

Referent: Alfred Faust-Bremen

Eintritt: 1 Million

Freie Aussprache!

**Vereinigte Sozialdem. Partei
Ortsgruppe Bremen**

J. H. Schmalzfeldt & Co., Bremen, German G.A.

Abb. 2: Aufruf zur öffentlichen Protestversammlung am 27. September 1923 gegen die Verhaftung Starkers, Plakat der VSPD, 50 x 58,5 cm. Foto: StAB

jedoch Prügel und erlitten Verletzungen. Starker, der persönlich nicht an der Schlägerei beteiligt und erst aus einer Saalveranstaltung herbeigerufen worden war, stellte sich Polizeibeamten »als Vertrauensmann der Partei« und wurde in der Wache verhört.⁸⁶ Vier Tage nach dem Vorfall erging ein richterlicher Haftbefehl gegen ihn, und er kam in Untersuchungshaft.⁸⁷ Der BVZ-Redakteur Alfred Faust forderte in der Bürgerschaftsdebatte am 21. September und acht Tage später in einer großen öffentlichen Protestversammlung seine sofortige Freilassung. Er prangerte die vergleichsweise rücksichtsvolle Behandlung an, »die den 20 Rechtsputschisten und Hakenkreuzlern zugebilligt wurde«, und urteilte, dass Bremen neben Bayern »der reaktionärste Staat« in Deutschland sei.⁸⁸

86 BVZ und BN, 17. 9. 1923, Verh.BrBürg 1923, S. 541 ff. Die kontroverse Presseberichterstattung über den Vorfall und die in der Bürgerschaftsdebatte am 21. 9. 1923 vorgetragenen gegensätzlichen Positionen lassen Fragen zum tatsächlichen Verlauf offen. Das gilt auch für die Zeugenaussagen im nachfolgenden Prozess, dazu s. u.

87 BVZ, 21. 9. 1923.

88 Verh.BrBürg 1923, S. 546 f., BVZ, 28. 9. 1923.

In seiner gerichtlichen Vernehmung als Angeklagter führte Starker aus, dass der rechte Terror, insbesondere aber ein Sprengstoffanschlag auf das sozialdemokratische Verlagshaus in Münster, die Arbeiterschaft dazu aufgerüttelt habe, »selbst den Schutz ihres Eigentums, ihrer Organisationen, der Verfassung und der Republik zu übernehmen.«⁸⁹ Der spektakuläre Strafprozess begann am 16. Oktober und endete nach drei Tagen mit seiner Verurteilung zu neun Monaten Gefängnis »wegen Mittäterschaft an gemeinschaftlicher Körperverletzung mittels gefährlicher Werkzeuge.«⁹⁰ Die drei angesehenen Verteidiger, Dr. Hugo Abraham, Dr. Carl Hertel und Dr. Paul Levi aus Berlin, setzten Haftentlassung durch und kündigten Revision an.⁹¹

Am 29. September, während Starker in U-Haft saß, hatte General Friedrich von Loßberg, der Befehlshaber des Wehrkreiskommandos VI, alle Selbstschutzorganisationen in seinem Bezirk verboten, somit auch die bremische RSW.⁹² Doch am 8. April 1924 beobachtete ein Polizeispitzel, dass während einer öffentlichen Wahlkampfveranstaltung der VSPD mit Alfred Henke ein neuer Ordnerdienst auftrat, dessen Mitglieder »teilweise eine weiße Binde mit einem Stempel ›Reichsbund Republik‹, über welche quer eine Schleife mit den Farben der Republik gezeichnet war, am linken Arm trugen.« In seinem Bericht vermutete Polizeioberleutnant Kruse zu Recht, dass Starker wieder der Leiter sei. Es werde noch ermittelt.⁹³ In einer Versammlung des »Vereins Republik«⁹⁴ erklärte Parteisekretär Josef Böhm vier Tage später, die neu gegründete Organisation sei im gerade laufenden Reichstagswahlkampf für den Saalschutz zuständig. Starker bewertete die vorausgegangene Veranstaltung mit Henke als Fiasko und forderte mehr Aktivität und Disziplin von den Ordnern.⁹⁵ In der Tat war der Saalschutz in den folgenden Wählerversammlungen am 14. und 15. April besser organisiert und vermochte sich mit körperlicher Gewalt gegen zumeist kommunistische »Ruhestörer« durchzusetzen.⁹⁶

Am 12. Juni versammelten sich die Vereinsmitglieder, um ihre Organisation aufzulösen und sich dem im Februar in Magdeburg gegründeten

89 BVZ, 18. 10. 1923; zum Sprengstoffanschlag am 24. 6. 1923 vgl. Wolf-Michael Catenhusen (Hrsg.), 100 Jahre SPD in Münster (1878–1978), Münster 1978, S. 26.

90 BVZ, 16., 17., 18. (Zitat) u. 19. 10. 1923, BN, 17. u. 18. 10. 1923.

91 H. A. war jüdischer Rechtsanwalt u. Notar mit Kanzlei in der Obernstraße, C. H. war Bremer Vorsitzender und Bürgerschaftsabgeordneter des Zentrums, P. L. hatte 1919/20 die KPD geleitet und war nach seinem Parteiausschluss im April 1921 zunächst USPD- und danach VSPD-Mitglied geworden, vgl. Hermann Weber u. Andreas Herbst, Deutsche Kommunisten, Biographisches Handbuch 1918 bis 1945, Berlin 2004, S. 452f. Darauf, dass Starker den Rest der Haftstrafe verbüßen musste, findet sich kein Hinweis.

92 Amtliche Bekanntmachungen, 30. 9. 1923, StAB 4,65-1309; er stützte sich auf den drei Tage zuvor vom Reichspräsidenten verhängten Ausnahmezustand, vgl. Winkler, Revolution (wie Anm. 49), S. 613.

93 PB v. 9. 4. 1924, StAB 4,65-1310; zur Rolle Friedrich Freses als »Organisator« s. u.

94 Auch »Vereinigung Republik« genannt.

95 PB v. 14. 4. 1924, ebd.

96 BVZ, 14. 4. 1924, u. PB v. 16. 4. 1924, StAB 4,65-1027.

»Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« anzuschließen.⁹⁷ Der VSPD-Kassierer Gottlieb Fauth erklärte, dass sich die neuartige Organisation nicht nur auf Sozialdemokraten stützen dürfe, sondern »a l l e Republikaner umfassen« müsse. Man wolle vor allem republikanische Kriegsteilnehmer aufnehmen. »Im großen und ganzen wäre das Reichsbanner genauso aufgezogen wie der »Stahlhelm.« Als erster Debattenredner sprach Starker sich für die neue Organisationsform aus. Sie sei längst überfällig gewesen. Die Versammlung wählte ihn als Beisitzer in den provisorischen Vorstand. Zum Vorsitzenden bestimmte sie Friedrich Frese.⁹⁸

Obwohl im Rang zurückgestuft, führte der ehemalige RSW-Leiter bei Unternehmungen im Freien noch das Kommando. Am 1. Juli 1924 beobachtete ein Polizei-Wachtmeister am Stadtwald einen »Spaziergang«, an dem ca. 160 noch mit RSW-Anstecknadeln geschmückte Männer unter Starkers Anleitung teilnahmen.⁹⁹ Am 8. Februar 1925 schützten von ihm geführte Reichsbanner-Leute eine sozialdemokratische Revolutionsgedächtnisfeier am Massengrab der Revolutionsopfer auf dem Waller Friedhof. Die Abwehr kommunistischer Störungsversuche endete in einer schweren Schlägerei.¹⁰⁰

Politischen Vorbehalten, die etliche sozialdemokratische Funktionäre dem Reichsbanner vor allem in der Anfangszeit entgegenbrachten, trat Starker vehement entgegen. In einer VSPD-MV im Oktober 1925 ging er auf den verbreiteten Vorwurf ein, es enthalte »außer unseren Genossen auch Demokraten und Zentrumsleute [...]. Aber als das Reichsbanner gegründet wurde, war es das Gebot der Stunde, den Rechts- und Linksputschisten entgegenzutreten und da mußten a l l e Republikaner zugreifen. Wem das Reichsbanner nicht straff genug erscheint, dem muß man vorwerfen, daß er nicht mitarbeitet daran, daß es im Reichsbanner anders wird. Differenzen zwischen Partei und Reichsbanner kann es nicht geben, denn j e d e r Genosse im Reichsbanner weiß, was er d e r P a r t e i schuldig ist.«¹⁰¹ Ähnlich argumentierte er in der Generalversammlung der SPD am 1. Februar 1926.¹⁰² In seinem Amt als Beisitzer im Ortsvorstand des Reichsbanners bestätigten ihn seine »Kameraden« Jahr für Jahr bis 1928.¹⁰³ Seine öffentlichen Auftritte fanden wahrscheinlich in bescheidenem Rahmen statt und wurden daher in der Presse kaum erwähnt. So hielt er am 6. November 1927 während eines Werbeumzugs durch die Neustadt eine Ansprache und Anfang Juli 1929 weihte er in Osterholz feierlich den Wimpel der neu gegründeten Jungbanner-Gruppe.¹⁰⁴

97 Zum Gründungsprozess auf Reichsebene vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 44 ff.

98 BVZ, 13. 6. 1924, u. PB v. 14. 6. 1924. Vgl. auch Schröder, Kriegerverein (wie Anm. 1), S. 124 ff. Zu Frese s. u.

99 PB v. 2. 7. 1924, StAB 4,65-1027. Die Oberleitung lag jedoch in anderen Händen.

100 BVZ u. Arbeiter-Zeitung, Organ der KPD Bezirk Nordwest, 9. 2. 1925, PB v. 17. 2. 1925, StAB 4,65-1027.

101 BVZ, 21. 10. 1925.

102 BN, 21. 2. 1926; zum Redebeitrag seines Vorredners Friedrich Frese s. u.

103 BVZ, 17. 6. 1925, 27. 1. 1927, u. 3. 2. 1928.

104 PB v. 7. 11. 1927, StAB 4,65-1033, u. BVZ, 3. 7. 1929.

Seit Mitte der 1920er Jahre spielte er offenbar in der SPD wieder eine größere Rolle als in den ersten Jahren nach der Parteifusion im Oktober 1922. Auf der Wahlvorschlagsliste zur Bürgerschaftswahl am 13. November 1927 belegte er Platz 41 und wurde auch gewählt.¹⁰⁵ Als Abgeordneter – er gehörte dem Bauausschuss an – trat er aber insgesamt wenig hervor. Besonders hartnäckig setzte er sich im Interesse proletarischer Anlieger dafür ein, einen stinkenden Müllberg am Hohweg zu verlagern und dort statt dessen einen gepflasterten Radweg anzulegen.¹⁰⁶ Auch in die am 30. November 1930 gewählte Bürgerschaft zog er ein, meldete sich dort aber nur zweimal kurz zu Wort.¹⁰⁷

In Mitgliederversammlungen der Partei beteiligte er sich umso häufiger an Debatten.¹⁰⁸ Ein besonders umstrittenes Thema bildete die Wehrpolitik der SPD. Die Generalversammlung wählte ihn am 12. Februar 1929 als Delegierten zum Magdeburger Parteitag, der Ende Mai über die »Richtlinien zur Wehrpolitik« abstimmen sollte. Die Parteilinke wollte den Entwurf mit einem radikal antimilitaristischen Gegenantrag zu Fall bringen, scheiterte aber.¹⁰⁹ Starker stimmte mit der unterlegenen Minderheit.¹¹⁰

Am 15. Mai diskutierte die MV den »Berliner Blutmai«, der über 30 Tote und 194 Verletzte gekostet und zum Verbot des Rotfrontkämpferbundes (RFB) geführt hatte. Während Henke als Referent den Polizeieinsatz als übermäßig hart kritisierte und das RFB-Verbot als unzweckmäßig ablehnte, verteidigte Starker die vom preußischen Innenminister Albert Grzesinski (SPD) verfügte Maßnahme. »Wer an die Gewalt appelliert, muß damit rechnen, daß sie sich gegen ihn wendet.«¹¹¹

Von seinem früher vertretenen Ideal der proletarischen Einheit hatte er sich meilenweit entfernt.

Nachdem die SPD in der Bürgerschaftswahl am 20. November 1930 gegenüber der Wahl drei Jahre zuvor mehr als 11000 Stimmen verloren und die NSDAP mehr als 25000 Stimmen hinzugewonnen hatte, trafen sich am 18. Dezember die Vertrauensmänner der Partei, um die Ursachen der Niederlage zu analysieren und Konsequenzen zu beraten.¹¹² Starker betonte, an Energie habe es der SPD im Wahlkampf nicht gefehlt, jedoch müsse sie »sich auch um die selbständigen Existenzen kümmern, nicht allein um die Arbeiterschaft.«¹¹³

105 BVZ, 2. 11. 1927.

106 Verh.BrBürg 1928, S. 385f., Verh.BrBürg 1929, S. 329f., 393ff., u. Verh.BrBürg 1930, S. 5, 147f., 150f.

107 Verh.BrBürg 1931, S. 9, u. Verh.BrBürg 1932, S. 268.

108 Auf Einzelbelege wird verzichtet.

109 BVZ, 13. 2. 1929; zum Parteitag und zur Entwicklung des Parteistreits vgl. Heinrich August Winkler, *Der Schein der Normalität. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1924 bis 1930*, Berlin/Bonn 1985, S. 629 ff.

110 Protokoll des sozialdemokratischen Parteitags in Magdeburg 1929, Magdeburg 1929, Neudruck Glashütten 1974, S. 271. Die Bremer Delegierten Josef Böhm und Anna Stiegler stimmten mit der Mehrheit.

111 BVZ, 16. 5. 1929. Zum »Blutmai« und den Folgen vgl. Winkler, *Schein* (wie Anm. 109), S. 672 ff.

112 Zur Wahl vgl. Schwarzwälder, *Geschichte* (wie Anm. 40), S. 608 ff.

113 BVZ, 19. 12. 1930.



Abb. 3: Franz Starker mit seiner Ehefrau Bertha und seinen beiden älteren Kindern hinter Grabsteinen vor seiner Werkstatt in der Holsteiner Straße 112. Datierung: um 1928. Foto: privat

Dahinter stand zweifellos die Einsicht, dass die Mittelschichten das wichtigste Wählerreservoir der NSDAP bildeten.¹¹⁴ Hinzu kam wohl, dass er als mittlerweile selbständiger Steinmetz die in der Handwerkerschaft verbreiteten Existenzsorgen durchaus nachvollziehen konnte.¹¹⁵ Weiterhin forderte er in seiner Rede, es sei höchste Zeit, »die Reihen des Reichsbanners zu stärken, auch die führenden Genossen unserer Partei müssen bei den Aufmärschen des Reichsbanners zur Stelle sein.« In der Generalversammlung am 5. Februar 1932 warb er erneut dafür, »daß wir Parteimitglieder solche selbständigen Existenzen unterstützen, die politisch zu uns stehen. Deren gibt es in Bremen eine recht erhebliche Anzahl.« Die SPD müsse endlich damit aufhören, Reichskanzler Brüning's Notverordnungspolitik zu tolerieren, denn durch ständiges Nachgeben würden »weite Kreise unserer Wählerschaft vor den Kopf gestoßen.«¹¹⁶

114 Verwiesen sei z. B. auf die zeitgenössische Studie des Soziologen Theodor Geiger, Panik im Mittelstand, in: Die Arbeit, Zeitschrift für Gewerkschaftspolitik und Wirtschaftskunde, Jg. 1930, Heft 10, S. 637–654.

115 Ab 1927 war sein Steinhauerei-Betrieb im Adressbuch Bremen unter der Rubrik »Handel und Gewerbe« aufgeführt.

116 BVZ, 6. 2. 1931. Zur kontrovers diskutierten Tolerierung der Präsidialkabinette Brüning durch die SPD vgl. Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin/Bonn 1987, S. 218 ff.

Starker war oft in Auseinandersetzungen mit SA-Leuten verwickelt, die sich ab 1931 häuften.¹¹⁷ Am 9. November des Jahres sondierte er in der Nähe des am Fangturm gelegenen Parteihauses (Geeren) die angespannte Sicherheitslage. Dabei traf er am Ansgaritor auf eine Gruppe von Nazis. Sie brachten ihm mit Totschlägern eine schwere Schädelverletzung bei, die auf einer Polizeiwache verbunden werden musste.¹¹⁸ Im Reichstags-Wahlkampf des Sommers 1932 trat er in den Stadtteilen Walle und Findorff als Redner auf.¹¹⁹ Ein Nationalsozialist aus Walle wies seinen Ortsgruppenleiter im Januar 1936 darauf hin, dass er »früher einer der größten Hetzer« im Stadtteil gewesen sei. Er habe »verschiedentlich bei Kundgebungen der ›Eisernen Front‹, auch noch am 4. März 1933 auf dem Pulverberg in übelster Weise auf unseren Führer und die Bewegung schamlose Hetzreden gehalten.«¹²⁰ Er war bei den Braunhemden besonders verhasst. Kurz nach der Machtübernahme der NSDAP verbrachte er etwa drei Monate in Schutzhaft. Er litt ständig unter den Folgen seiner Verletzungen, sodass er ab Juli 1936 seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Am 9. April 1937 starb er daran.¹²¹

3. Friedrich Frese

Friedrich Frese wurde am 27. August 1882 als achtes Kind eines Schuhmachers in Bremen geboren. Sein Vater war nebenberuflich als Hilfstotengräber tätig, um seine große Familie ernähren zu können. Nach achtjährigem Besuch der Volksschule am Buntentor absolvierte Friedrich Frese eine Lehre als Silberschleifer bei der Silberwarenfabrik Koch und Bergfeld.¹²² Dort blieb er als Ausgelernter weiterhin beschäftigt. Im Alter von 15 Jahren wurde er im Arbeiter-Turnverein aktiv. Mit 18 Jahren trat er dem Deutschen Metallarbeiterverband (DMV) bei und übernahm das Amt des Werkstatt-Vertrauensmanns.

117 Voranmeldung der Ansprüche auf Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis 8. Mai 1945, eingegangen am 5. 11. 1949, StAB 4,54-E3417; zu den Auseinandersetzungen in Bremen allgemein vgl. Schröder, Kriegerverein (wie Anm. 1), S. 133f., und im Reich Elsbach, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 448ff.

118 Zeugenaussagen Starkers in BVZ, 19./20. 12. 1931, und 21. 3. sowie 25. 3. 1932, Prozessberichte in der Bremer Nationalsozialistischen Zeitung, 16. und 19. 12. 1931 sowie 22. 3. 1932, Voranmeldung der Ansprüche (wie Anm. 117) und Protokoll der Vernehmung Bertha Starkers am 13. 7. 1951, StAB 4,54-E3417. Zu den Auseinandersetzungen am 8. Jahrestag des Hitlerputsches, bei denen der SA-Mann Wilhelm Decker in der Bornstraße ums Leben kam, und den nachfolgenden Prozessen vgl. Schwarzwälder, Geschichte (wie Anm. 40), S. 566f.

119 BVZ, 25./26. 6. und 13. 7. 1932.

120 Anonymes Schreiben an Ortsgruppenleiter Stürmann v. 28. 1. 1936, StAB 7,1066-161. (Zur Eisernen Front s. u.)

121 Protokoll der Vernehmung Bertha Starkers am 13. 7. 1951, wie Anm. 118, und handschriftlicher Vermerk in Sterbehauptregister 1937, Standesamt Bremen Mitte, Nr. 1246, StAB 4,60-7046.

122 Vgl. Theo Niehues, »Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold« in Bremen, Hausarbeit Päd. Hochschule Bremen 1967, (masch.), S. 42.

Bereits als Sechzehnjähriger hatte er seinen älteren Bruder beim Flugblattverteilen und Kassieren für die SPD begleitet. Im Jahre 1902 erwarb er deren Mitgliedschaft. Nach Beendigung seines Militärdienstes (1902 bis 1904) wurde er »sofort wieder aktiv in der Partei als Bezirksführer«, desgleichen im Vorstand der Silberarbeiter-Branche des DMV und später ehrenamtlich in der Ortsverwaltung. Im Arbeiter-Turnverein fungierte er als Vorsitzender, Turnwart und Jugendleiter.¹²³ Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges nahm er regelmäßig an den vom Bildungsausschuss der Partei geförderten politischen Schulungskursen Anton Pannekoeks teil und besuchte auch Vorträge der SPD-Wanderlehrer Dr. Hermann Duncker und Engelbert Graf.¹²⁴ Die Lehrtätigkeit Pannekoeks, dem Frese auch als Hilfsbibliothekar der Zentralbibliothek zur Seite stand, trug wesentlich dazu bei, dass sich im Bremer Parteiverein der SPD ein Stamm gestandener Linksradikaler herausbildete, der in Mitgliederversammlungen dominierte.¹²⁵

Wann Frese im Ersten Weltkrieg zum Militärdienst eingezogen wurde, ist nicht überliefert. Bei Abschluss des Waffenstillstandes im November 1918 gehörte er einem Landsturmbataillon an, das sich in Belgien aufhielt. Während des Rückmarschs war er im Soldatenrat (SR) seiner Einheit aktiv. Seine Parteigenossen von der USPD beriefen ihn unmittelbar nach seiner Ankunft in der Hansestadt in die Wirtschaftsabteilung des Bremer SRs.¹²⁶ Seit dem 3. Dezember 1918 fungierte er als Vertrauens- und Ersatzmann des für die Bekleidung verantwortlichen SR-Mitglieds. Am 2. Januar 1919 beschloss das SR-Plenum einstimmig, ihn »an den tägl[ichen] Sitzungen mit beratender Stimme teilnehmen zu lassen«, und bereits am 11. d. M. wählte es ihn in die Exekutive.¹²⁷ Am Tag darauf folgte das Gremium seinem Vorschlag, der Forderung unzufriedener Unteroffiziere nach Neuwahl des SRs nicht nachzugeben, sondern stattdessen eine Garnisonsversammlung einzuberufen. »Es handelt sich ja bei den aktiven Unteroffizieren um deren Zukunft und diese werden wir ihnen sicherstellen. Sie sollen sich dann konsequent auf den soz[ialistischen] Standpunkt stellen. Dies wird natürlich verschiedenen schwerfallen, aber sie werden umlernen. Die ganze Neuwahl wäre ja gegen unser Gesetz. Es würde dies Bürgerkrieg nach sich ziehen [...]. Die Elemente,

123 Friedrich Frese, Antrag auf Ausstellung eines Ausweises für politisch, rassisch und religiös durch den Nazismus Verfolgte v. 27. 2. 1947, Lebenslauf (zit. Frese, Lebenslauf), StAB-4,54, E2856.

124 Ebd.; zu Duncker vgl. Weber u. Herbst, Kommunisten (wie Anm. 91), S. 165 f., und zu Graf https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Engelbert_Graf. Zugriff 7. 10. 2019].

125 Vgl. Karl-Ernst Moring, Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890–1914. Reformismus und Radikalismus in der Sozialdemokratischen Partei Bremen, Hannover 1968, S. 113 ff., und Hansgeorg Conert, Reformismus und Radikalismus in der bremischen Sozialdemokratie vor 1914. Die Herausbildung der »Bremer Linken« zwischen 1904 und 1914, Bremen 1985, S. 226 ff.

126 Frese, Lebenslauf, StAB 4,54, E2856.

127 Protokolle des Soldatenrats Bremen, S. 16, 32, 38 (zit. Prot.SRBr.), StAB 4,64-540.≠

die bisher im Dunkeln gearbeitet haben, würden dies dann öffentlich tun. Wir werden mit den Leuten schon fertig werden.«¹²⁸

Am 14. Januar besetzten Soldaten der Garnison wichtige Standorte in der Bremer Innenstadt und nahmen drei führende Kommunisten, den Stadtkommandanten und zwei Soldatenräte, fest. Etwa 80 bewaffnete Matrosen marschierten zur A.G. Weser, um die Werftarbeiter zu entwaffnen. Es kam zu einem Feuergefecht mit Toten auf beiden Seiten. Im Laufe des Nachmittags gelang es einer aus Alfred Henke, dem Vorsitzenden des Rats der Volksbeauftragten (RdV), dessen Stellvertreter Adam Frasunkiewicz und Frese (alle USPD) bestehenden Delegation, einen Kompromiss zu vermitteln. Die Soldaten hatten ihr Ziel nicht erreicht, durften aber unter Mitnahme ihrer Waffen zur Kaserne zurückkehren.¹²⁹ Frese selbst schilderte seine Rolle 28 Jahre später so: Er habe bei »dem im Januar 1919 versuchten Putsch der Militaristen des Soldatenrats gegen die Arbeiterschaft der A.G. Weser [...] den Angriff zum Stehen« gebracht und »den Rückzug der aufgehetzten Soldaten« erwirkt. »Am gleichen Abend griff ich als Beauftragter des Arbeiter- und Soldatenrats unter eigener Lebensgefahr bei den Zusammenstößen an den Brücken und auf den grossen Plätzen Bremens ein und veranlasste die Zurücknahme der Militärposten.«¹³⁰ Ein Augenzeuge bestätigte Freses abendlichen Einsatz in der Innenstadt. Gemeinsam mit dem kommunistischen Volksbeauftragten Karl Jörn habe er eine erregte Menge beruhigen können, die die Freilassung der Gefangenen gefordert habe und unter Maschinengewehrfeuer gegen eine von Soldaten besetzte Weserbrücke vorgegangen sei. Bis sich schließlich auch die Brückenwache zurückgezogen habe, sei allerdings einige Zeit vergangen.¹³¹

Als Hauptverantwortlicher für den Putschversuch galt Heinrich-Friedrich Meyer, der Vorsitzende des SR-Exekutivrats, der Bremen fluchtartig verließ. Der SR erneuerte am 16. Januar sein Führungspersonal und wählte Frese zum vorläufigen 1. Vorsitzenden.¹³² Als am 20. Januar beim sog. Jörn-Putsch Kommunisten die Kaserne besetzten und die Herausgabe sämtlicher Waffen verlangten, erfüllte die neue SR-Spitze ihre Forderung »unter Protest« und gab auch weiteren Forderungen nach, »weil«, so Frese in der Vollsitzung des Arbeiter- und Soldatenrats, »wir in diesen mit den Kommunisten konform gingen.«¹³³ Fünf Tage später bestätigte der SR seine Wahl zum 1. Vorsitzenden.¹³⁴

128 Ebd., S. 39. Den Wunsch der Unteroffiziere, ihre Rangabzeichen zu behalten, trug er jedoch am 13. Januar in der Vollsitzung des Bremer Arbeiter- und Soldatenrats vor, vgl. Prot. AuSR Bremen, 13. 1. 1919.

129 Vgl. Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 206 f.

130 Frese, Lebenslauf, StAB-4,54, E2856.

131 Der Augenzeugenbericht erschien am 15. Januar 1919 in der 2. Morgenausgabe der bürgerlichen »Weser-Zeitung« (WZ). Das Blatt berichtete auch über das Feuergefecht auf dem A.G. Weser-Gelände, nannte allerdings Jörn statt Henke als Mitglied der Vermittler-Delegation.

132 WZ, 16. und 17. 1. 1919, 2. Morgenausgabe.

133 Prot. AuSR, 20. 1. 1919; zum »Jörn-Putsch« s. o.

134 Prot. SRBr., S. 49, StAB 4,64-540.

Nachdem die Division Gerstenberg mit dem Auftrag, die Bremer Räterepublik zu zerschlagen, in Verden aufmarschiert war, entsandte der AuSR Verhandlungsdelegationen ins Hauptquartier der Truppe, um den drohenden Angriff abzuwenden. Frese gehörte der zweiten Delegation an, die in den frühen Morgenstunden des 2. Februar das »Verdener Abkommen« aushandelte.¹³⁵ Die Reichsregierung lehnte es ab, obwohl die Bremer Revolutionäre erhebliche Zugeständnisse gemacht hatten. In der letzten AuSR-Sitzung am 3. Februar 1919 sprach Frese nach Starker. Er habe noch am Morgen einen Leutnant, der sich dem von Bremer Freiwilligen gebildeten »Freikorps Caspari« habe anschließen wollen, in einer Arrestzelle eingesperrt. Abschließend erklärte er im Namen seiner Kameraden, »daß sie sich voll und ganz auf den Boden der Revolution stellen.«¹³⁶ Er gehörte auch der dritten Verhandlungsdelegation an, die noch am selben Abend nach Verden fuhr. Sie wurde dort von Gerstenbergs Stabsoffizieren bereits nicht mehr empfangen.¹³⁷

Am 5. Februar, einen Tag nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik, lieferte ein Schutzmann Frese wegen »Aufruhrs« ins Amtsgerichtsgefängnis Verden ein,¹³⁸ von wo aus er 13 Tage später ins Gefängnis Oslebshausen verlegt wurde. Am 6. März 1919 kam er mit weiteren politischen Gefangenen auf freien Fuß – das Ergebnis eines erfolgreichen Generalstreiks der Bremer Arbeiterschaft.¹³⁹

Nach seiner Haftentlassung fand er wieder bei Koch und Bergfeld Beschäftigung und beteiligte sich nach eigenen Angaben aktiv an der politischen und gewerkschaftlichen Arbeit in der USPD und im DMV, insbesondere auch am Generalstreik der bremischen Arbeiterschaft im April 1919. Diese Auseinandersetzung ging als »Stacheldraht-Ostern« in die Annalen ein, weil das Bürgertum ihm mit einem Abwehrstreik begegnete und der Stadtkommandant den verschärften Belagerungszustand über die Stadt verhängte, die mit Stacheldraht-Verhauen zerniert war.¹⁴⁰

Äußerungen Freses, wie er die Rolle und Aufgaben der Gewerkschaften zur Zeit des revolutionären Umbruchs sah, sind nicht überliefert. Deshalb sei kurz dargestellt, welche Positionen im Frühjahr 1919 in seiner Partei zu diesem Thema vertreten wurden. In der »Programmatischen Kundgebung«, die der Berliner Parteitag der USPD Anfang März verabschiedete, hieß es,

135 Abgedruckt bei Kuckuk, Bremen (wie Anm. 12), S. 457. Zu den Verhandlungen vgl. ebd., S. 262 ff.

136 Prot. AuSR Bremen, 3. 2. 1919, S. 85. In Wirklichkeit erklärte sich die Garnison für neutral.

137 Ebd. und Bericht Karl Vögedings in der BAZ v. 13. 3. 1919.

138 Niedersächsisches Staatsarchiv, Standort Stade, Rep 80 Verden, Nr. 4_06, Gefangenenbuch Amtsgericht Verden 1918/1919.

139 Frese, Lebenslauf, StAB-4,54, E2856, und BAZ, 8. 3. 1919. Zum Generalstreik vgl. Torben Abt, »Der Kampf geht weiter!« Die Auseinandersetzungen zwischen 21er-Ausschuss und der Regierung bis April 1919, in: Schöck-Quinteros u. a. (Hrsg.), Revolution (wie Anm. 16), S. 257–283, hier S. 260 ff.

140 Frese, Lebenslauf, StAB 4,54 E2856, zum Hintergrund vgl. Abt, Kampf (wie Anm. 139), S. 264 ff.

das klassenbewusste Proletariat habe »erkannt, daß sein Befreiungskampf [...] nicht nur mit den bisherigen Organisationen durchgeführt werden kann, sondern daß dazu auch eine neue proletarische Kampforganisation erforderlich« sei, nämlich das Räteresystem.¹⁴¹ Der Bremer unabhängige Sozialist Martin Boldt erklärte in einem am 19. März 1919 in der BAZ abgedruckten Grundsatzartikel, die Gewerkschaften hätten sich »längst überlebt aber, – nur in ihrer Form und Taktik, ja sogar mit ihrem grundsätzlichen Programm, nicht aber mit der Koalition der Arbeitermassen.« Naheliegender als die Bildung einer »Einheitsorganisation«, die von vielen Kommunisten propagiert wurde,¹⁴² sei zunächst »die Zusammenfassung aller Berufe auf der Grundlage des Räteresystems« mit dem Ziel der »Erreichung der wirtschaftlichen Macht und sozialen Gleichberechtigung durch die Gewerkschaften selbst.«

Vorerst zogen Bremer Unabhängige und Kommunisten noch an einem Strang. Die DMV-Mitgliederversammlung verurteilte am 18. März 1919 mit großer Mehrheit »die bisherige Politik im rechtssozialistischen Sinne« und forderte die »Absetzung aller Beamten, Ortsverwaltungs-, Kommissions- und Vorstandsmitglieder, die sich während des Krieges oder nach demselben in diesem Sinne betätigt oder dazu bekannt haben und sofortige Neuwahl für dieselben.« Der DMV sollte zu einer »reinen Kampforganisation« umgestaltet werden. Die ca. 850 anwesenden Metallarbeiter wählten bereits einen ersten und zweiten Geschäftsführer: Joseph (Sepp) Miller (KPD) und Karl Vögeding (USPD).¹⁴³ Am 14. Juni erfolgte wahrscheinlich die Wahl Friedrich Freses zum weiteren Geschäftsführer.¹⁴⁴

In der ersten Septemberhälfte 1919 gründeten Kommunisten die Allgemeine Arbeiter-Union (AAU). Mit ihrer Absicht, die Gewerkschaften abzuschaffen, stießen sie auf den erbitterten Widerstand der führenden DMV-Funktionäre mit USPD-Parteibuch.¹⁴⁵ In drei aufeinander folgenden Metallarbeiter-Versammlungen versuchten die Kommunisten, den geschlossenen Übertritt des Bremer DMV-Ortsverbands zur AAU durchzusetzen, scheiterten jedoch, obwohl sie zunächst die Mehrheit stellten, an der Polizeistunde und Geschäftsordnungstricks der Unabhängigen, die sich nunmehr mit den Mehrheitssozialisten verbündeten.¹⁴⁶ In einer vierten Versammlung am 13. November

141 Abgedruckt in Braune, Hesselbarth u. Müller (Hrsg.), USPD (wie Anm. 2), S. 237.

142 Ausführlich dazu: Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD, Diss. Phil. Hamburg 1970, S. 132 ff., 162 ff.; vgl. auch Helmut Gätsch, Die Freien Gewerkschaften in Bremen 1919–1933, Bremen 1969, S. 22 ff., und Arne Andersen u. Uwe Kiupel, IG Metall in Bremen. Die ersten 100 Jahre, Bremen 1991, S. 22 f.

143 BAZ, 25. 3. 1919. Zu Miller vgl. Weber u. Herbst, Kommunisten (wie Anm. 91), S. 508 f.

144 So jedenfalls laut seiner eigenen Angabe (Frese, Lebenslauf, StAB-4,54, E2856), ein Versammlungsbericht liegt nicht vor, jedoch die Ankündigung mit dem Tagesordnungspunkt »Erledigung der Wahl des Bürobeamten«, BAZ 13. 6. 1919.

145 Vgl. Kuckuk, Linksradikale (wie Anm. 142), S. 197 ff.

146 Ebd., S. 200 f., und Andersen u. Kiupel, IG Metall (wie Anm. 142), S. 23.

1919 weigerte sich Sepp Miller als erster Bevollmächtigter, zu erklären, ob er die kurz zuvor von der zentralen Generalversammlung in Stuttgart gefassten Beschlüsse anerkenne und gewillt sei, »die Zersplitterungstaktik der Unio-nisten zu bekämpfen.«¹⁴⁷ Als ein weiterer Antrag, ihn als Versammlungs-leiter abzulösen, angenommen wurde, forderte er seine Anhänger auf, den Saal zu verlassen. Frese wurde statt seiner gewählt. Dessen Versuche, die Versammlung weiterzuführen, scheiterten im Tumult.¹⁴⁸ Wenige Tage später erhielten Miller und weitere kommunistische Gewerkschaftsangestellte ihre Kündigungsschreiben.¹⁴⁹

Trotz des gegen die kommunistischen AAU-Anhänger gerichteten Zweck-bündnisses blieb der politische Gegensatz zwischen Unabhängigen und Mehrheitssozialisten zunächst bestehen. Frese, der mittlerweile wohl als 1. Bevollmächtigter fungierte, hob diesen in einer Mitgliederversammlung Anfang Januar 1920 ausdrücklich hervor.¹⁵⁰ Bei der Neuwahl der Ortsverwal-tung am 12. März bestätigte ihn die Generalversammlung mit großer Mehrheit im Spitzenamt.¹⁵¹ Im Sommer 1920 kehrten einige Tausend AAU-Mitglieder in den DMV zurück und versuchten nunmehr, die Bremer Verwaltungsstelle zu erobern.¹⁵² Dies und des Weiteren die Abspaltung des linken USPD-Flü-gels im Oktober des Jahres führten zum Zusammenrücken der Bremer Unab-hängigen und Mehrheitssozialisten vor allem in den Gewerkschaften.¹⁵³ Im Februar 1921 vereinbarten die DMV-Vertrauensleute der USPD zunächst un-ter sich und danach gemeinsam mit denen der MSPD vertrauliche Listen für die Neuwahl der Ortsverwaltung. Der Coup gelang. Die Generalversamm-lung am 2. März bestätigte nicht nur Frese als ersten Bevollmächtigten, son-dern besetzte alle Ämter mit Mitgliedern der USPD und MSPD im Verhältnis 6 : 4.¹⁵⁴ In zwei weiteren Mitgliederversammlungen im Mai und Juni 1921 ging Frese als Versammlungsleiter scharf gegen die kommunistische Opposition vor, die ihm Parteilichkeit vorwarf und einen Misstrauensantrag stellte, den er nicht zur Abstimmung zuließ. Beide Sitzungen verliefen tumultarisch.¹⁵⁵ Am 11. Juni leitete er gegen zwölf Kommunisten ein Ausschlussverfahren ein, weil sie die MV drei Tage zuvor »dauernd gestört und Anordnungen der Versammlungsleitung nicht befolgt« hätten.¹⁵⁶ Im November 1922 trat er

147 Zur 14. Generalversammlung des DMV im Oktober 1919 vgl. Fritz Opel, *Der Deutsche Metallarbeiter-Verband während des ersten Weltkrieges und der Revo-lution*, Köln, 4. Aufl. 1980, S. 102 ff.

148 BAZ, 14. 11. 1919 (daraus das Zitat), und *Der Kommunist*, 16. 11. 1919.

149 Vgl. Kuckuk, *Linksradikale* (wie Anm. 142), S. 204.

150 PB v. 3. 1. 1920, StAB 4,65-551, Bl. 18.

151 BAZ, 15. 3. 1920, und Andersen u. Kiupel, *IG Metall* (wie Anm. 142), S. 24.

152 Ebd., S. 23, u. Gätsch, *Gewerkschaften* (wie Anm. 142), S. 30 f. Die AAU Bremen löste sich am 19. 8. 1920 auf.

153 PB v. 7. 7. 1920 (StAB 4,65-551, Bl. 33), BAZ, 29. 1. 1921, und *Rote Fahne*, Bezirk Nordwest, 3. 2. 1921.

154 PBe v. 23. 2. u. 26. 2. 1921, StAB 4,65-551, Bl. 53 u. 57, BAZ, 3. 3. 1921.

155 PBe v. 13. 5. u. 9. 6. 1921, StAB 4,65-551, Bl. 101 u. 114.

156 Einschreiben Freses, StAB 4,65-551, Bl. 125. Zwischen USPD und MSPD ab-geschlossene Listenverbindungen sowie Gewerkschaftsausschlüsse gehörten

aus gesundheitlichen Gründen von seinem Amt als erster Bevollmächtigter zurück, fungierte aber von 1923 bis 1933 weiter als besoldeter Hauptkassierer der DMV-Ortsverwaltung.¹⁵⁷ In den wenigen Jahren seiner Tätigkeit



Abb. 4: Der Hamburger Polizeioberst Carl Friederich (links) hält eine Ansprache auf einer Bremer Reichsbanner-Kundgebung anlässlich des Republikanischen Tages am 26. Mai 1929, rechts neben ihm: Friedrich Frese. Foto: Bremer Volkszeitung v. 27. 5. 1929

als führender DMV-Funktionär hatte Frese sich aus einem Verbündeten der Kommunisten zu deren scharfem Gegner entwickelt.

Das, aber wohl auch sein Durchsetzungsvermögen und Organisationstalent, mögen den Ortsvorstand der VSPD dazu bewogen haben, ihn etwa im April 1924 als Organisator des »Vereins Republik« einzusetzen und ihn wenig später dazu zu bestimmen, den ehrenamtlichen Vorsitz des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold in Bremen zu übernehmen.¹⁵⁸ Die Gründungsversammlung des Reichsbanners am 12. Juni 1924 wurde bereits beschrieben. Frese trat in zahl-

reichen Versammlungen, bei Feiern, Bannerweihen und Aufmärschen der jungen Organisation in Bremen und in Ortschaften der Umgebung als Redner auf.¹⁵⁹ So behandelte er in einer am 23. August 1924 in Hemelingen durchgeführten Werbeveranstaltung »eingehend die Gründe, die uns veranlassen mit den republikanischen Kreisen aus dem Bürgertum [...] eine gemeinsame Abwehrfront zu bilden. Das Reichsbanner soll keine politische Organisation sein, sondern dem Schutz der heutigen Staatsform und nebenbei der Pflege der Kameradschaft dienen.« Offenbar galt es in der ehemaligen USPD-Hochburg, erhebliche Vorbehalte auszuräumen, die sowohl unter linken Sozial-

1920/21 in den Freien Gewerkschaften zur gängigen Praxis, vgl. Winkler, Revolution (wie Anm. 49), S. 422f.

157 Vgl. Andersen u. Kiupel, IG Metall (wie Anm. 142), S. 24, Frese: Beilage zum Antrag auf Grund des Gesetzes zur Wiedergutmachung nationalsoz. Unrechts, datiert vom 10. 2. 1950, StAB 4,54, E2856. Zum Nachfolger als 1. Bevollmächtigter wurde Oskar Schulze (USPD) gewählt, der bereits zuvor als Strippenzieher hervorgetreten war.

158 Frese, Lebenslauf, StAB 4,54, E2856. Zum »Verein Republik« bzw. zur »Vereinigung Republik« s. o.

159 Etliche Ankündigungen und Meldungen in der BVZ sowie in der Gaubeilage Hamburg-Nordhannover-Bremen der Verbandszeitung »Das Reichsbanner« (Rb-Gaubeilage), daher ohne Belege.

demokraten als auch in DDP- und Zentrumskreisen vorherrschten.¹⁶⁰ Seit dem Juni 1925 arbeitete er auf Anordnung der in Hamburg ansässigen Gau-leitung systematisch am Aufbau einer Kreisorganisation, deren Leitung er zusätzlich zu seinem stadtbremschen Amt übernahm.¹⁶¹ Zahlreiche Rundschreiben und Einladungen, die er von seinem im Gewerkschaftshaus gelegenen Büro (Faulenstraße 58/60, 3. Etage rechts) an die Ortsvereine der Umgebung verschickte, belegen dies.¹⁶² Dabei entwickelte er Ehrgeiz, der an Imponiergehabe grenzte. Um eine Gaukonferenz vorzubereiten, die am 13. Dezember 1925 in Bremen stattfinden sollte, trommelte er die Ortsvorstände zusammen. Für den Empfang der Delegierten am Vorabend plante er einen Fackelzug »mit anschließenden Begrüßungsfeierlichkeiten in 3 Lokalen. Wir haben die Absicht, dieses Mal alles bisher Gebotene zu übertreffen.«¹⁶³ Seine besondere Vorliebe galt der von ihm aufgebauten »Marineabteilung«. Sie bestand aus drei Booten, die mit bis zu 14 jungen Ruderern besetzt waren.¹⁶⁴ Er selbst übernahm auf einer achttägigen »Ferienfahrt«, die im Mai 1926 wesenabwärts von Kassel nach Bremen führte, das Steuer der größeren »Vorwärts«.¹⁶⁵

Programmatische Aussagen Freses sind kaum überliefert. Die Zusammenfassung seiner am 13. Juni 1925 auf der ersten Generalversammlung des Bremer Ortsvereins gehaltenen Rede gehört zu den wenigen Ausnahmen: Er schilderte den Ausgang der Novemberrevolution, »als die erste republikanische Regierung glaubte, monarchistische Offiziere und Unteroffiziere zum Schutz gegen die Linksputschisten in den Sold der Republik nehmen zu müssen. Die Abhängigkeit der Regierung von den Generälen« habe u. a. zum Kapp-Lüttwitz-Putsch geführt und schließlich zur Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold als »republikanische Abwehrbewegung«. Infolge seines schnellen Wachstums sei allerdings kaum Zeit geblieben, »für eine Vertiefung des republikanischen Gedankens zu sorgen.« Hier müsse die Arbeit des Reichsbanners ansetzen. »Uns allen sei es nicht leicht geworden, unsere uns lieb gewordene Parteifahne vorübergehend zurückzustellen und mit Angehörigen anderer Parteien unter Schwarz-Rot-Gold zu kämpfen. Der Verstand sagt uns aber, daß die Republik unter allen Umständen erhalten und ausgebaut werden muß, weil nur auf diesem Kampfboden unsere

160 Vgl. Schröder, Kriegerverein (wie Anm. 1), S. 138 ff. Vorbehalte gab es auch unter Bremer Sozialdemokraten, denen Frese entgegnetrat, Hans Hackmack, BVZ – eine kämpferische Zeitung (Aufzeichnungen vom April 1967), StAB 7,123-63.

161 Rundschreiben Freses an Ortsvereine der Umgebung v. 9. 6. 1925, StAB 7,88-50/2.

162 Sie befinden sich in den erhaltenen Akten des Ortsvereins Vegesack und Umgebung, StAB-7,88, Bände 50/2 – 50/8.

163 Rundschreiben Freses an Ortsvereine v. 26. 11. 1925, StAB 7,88-50/2.

164 Hans Hackmack, Die Bremer Reichsbanner-Marine-Abteilung (April 1967), StAB 7,129-15, Bd. 1.

165 Vgl. Friedrich Frese, Unser guter Kamerad, in: Walter Hammer (Hrsg.): Theodor Haubach zum Gedächtnis, Frankfurt a. M. 1955, S. 33–35; Kopie in: StAB 7,123-63.

wirtschaftlichen und sozialen Ziele erreicht werden können. Das Reichsbanner will keinen Militarismus. Gerade wer wie wir die Erziehungsarbeit des preußischen Kommis am eigenen Leibe erfahren hat, der kann nur Haß gegen den Militarismus predigen. Wir wollen aber Erziehung zur Disziplin.« Damit fiel ein Schlüsselbegriff, der sein Denken und Handeln bestimmte. Von der Jugend forderte er Wehrhaftigkeit und Disziplin, denn auch »im modernen freiheitlichen Staatswesen müss[t]en disziplinierte Machtmittel vorhanden sein«, auf die Parlamentarier allein und »nur auf unsere ökonomische Macht« sei kein Verlass. »Militärische Gewalt, komme sie von rechts oder links«, könne »nur mit militärischer Gewalt begegnet werden.« Ziel sei es, »gegen Reaktion und Bolschewismus ein schlagfertiges Heer zu schaffen. [...] Schon durch das Zeigen der republikanischen Macht« werde »der Gegner von der Gewaltanwendung zurückgeschreckt. Wir wollen Völkerbund und Weltfrieden.«¹⁶⁶

Zwar neigte Frese zu martialischer Rhetorik, jedoch zeigte er beim Gedenken an Weltkriegsgefallene Empathie und distanzierte sich damit vom hohlen Pathos der rechtsgerichteten Veteranenverbände und Parteien. So bekannte er am 2. Juli 1927 in Worpswede: »Wir lehnen die Redensarten ab, dass unsere Brüder freudig gestorben seien für ihr Vaterland. Mit allen Fasern haben sie sich bis zuletzt an ihr Leben geklammert und die letzten Gedanken waren nicht beim Vaterland, sondern bei den Lieben daheim.«¹⁶⁷

Für Frese stand die Vereinbarkeit republikanischen Engagements im Reichsbanner und sozialdemokratischer Parteidisziplin außer Zweifel. In der SPD-Generalversammlung am 1. Februar 1926 wies er die Befürchtung Oskar Schulzes scharf zurück, die Reichsbannerbewegung könne der SPD das Wasser abgraben. »Für die Parteigenossen im Reichsbanner stehe selbstverständlich die Partei im Vordergrund.«¹⁶⁸ In Reichsbanner-Versammlungen betonte er wiederholt, dass der Verband keine Ersatzorganisation für Partei und Gewerkschaft sei.¹⁶⁹

Als die bremische Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) sich zu Beginn der Weltwirtschaftskrise radikalisierte und eine von der Parteilinie abweichende Haltung einnahm, empörte sich Frese. Die Jugendorganisation hatte die Verfassungsfeier am 11. August 1929 boykottiert und führte bei Demonstrationen ein Transparent mit sich, dessen Aufschrift lautete: »Republik das ist nicht viel. Sozialismus heisst das Ziel!«¹⁷⁰ In der SPD-Generalversammlung am 17. Februar 1930 verlangte er »Disziplin«. Politische Schulung der Arbeiterjugend sei notwendig, aber sie dürfe »nicht zur Vergiftung der Jugend

166 BVZ, 17. 6. 1925.

167 Rb-Gaubeilage, 1. 8. 1927.

168 BN, 21. 2. 1926, (daraus das Zitat) u. BVZ, 2. 2. 1926.

169 Rb-Gaubeilagen v. 15. 2. 1927 u. 26. 1. 1929.

170 Vgl. Karl Grobe, Ein Arbeiterleben in Bremen, Erinnerungen, in: Hartmut Müller (Hrsg.), Bremer Arbeiterbewegung 1918 bis 1945 – »Trotz alledem«, Dokumente und Materialien zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Bremen, Berlin 1983, S. 7–9, hier S. 7f., sowie Wolfgang Merkel und Beenhard Oldigs, 80 Jahre Bremer Arbeiterjugendbewegung, 40 Jahre Landesjugendring, Bremen 1987, S. 33.

durch eine bestimmte Richtung führen.« Dem Partei-Urgestein Karl Klawitter, welcher der SAJ zu Beginn der Debatte das Recht auf Nichtteilnahme zugebilligt hatte, warf er gar parteischädigendes Verhalten vor.¹⁷¹

Gegen Ende des Jahres traten die drei Reichsbanner-Ortsvereine Ost, West und Süd an die Stelle des bisherigen Ortsvereins Bremen und Frese übernahm die Ämter des Bezirks- und Kreisführers.¹⁷² Wenige Monate später – Ende April 1931 – erklärte er seinen Rücktritt.¹⁷³ Eine Begründung ist nicht überliefert. Freses Arbeitsschwerpunkte lagen beim DMV und beim Reichsbanner. In Parteiversammlungen meldete er sich kaum zu Wort. Dennoch zählte er auch in der SPD zu den Spitzenfunktionären. Dem Vorstand des Bremer Ortsvereins gehörte er von 1929 bis 1932/33 als Beisitzer an.¹⁷⁴

Im Mai 1933 wurde er kurzzeitig in Haft genommen und aus seinem Amt als DMV-Hauptkassierer entlassen.¹⁷⁵ Bis 1939 vermittelte das Arbeitsamt ihm keine Arbeit. Laut eigenen Angaben nahm er während der gesamten Dauer der NS-Herrschaft an illegalen Zusammenkünften mit Parteigenossen teil. Ab Mai 1939 fand er Beschäftigung im Rüstungswerk Schäfer & Co, wurde aber im August 1944 kurzzeitig im Arbeitererziehungslager Farge inhaftiert («Aktion Gewitter»)¹⁷⁶ Ab Mai 1945 war er als Vermittler im Arbeitsamt Bremen tätig. Gleichzeitig beteiligte er sich am Wiederaufbau der SPD in Bremen-Woltmershausen und der Gewerkschaften. Er starb am 19. August 1963.

4. Hans Hackmack

Hans Hackmack wurde am 11. April 1900 als Sohn des Schlossers Ludwig Hackmack und seiner Ehefrau Dora in Hamburg geboren. Beide Eltern waren aktive Sozialdemokraten.¹⁷⁷ Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte er bis Ostern 1918 eine kaufmännische Lehre in der Firma Herrm. & Reinke. Dort war er bis zu seiner Einberufung zum Militär im Juni als Handlungsgehilfe weiter beschäftigt.¹⁷⁸ Noch während seiner Lehre hatte er sich im Arbeiter-Stenografen-Verein »Stolze-Schrey« zum Stenografie-Lehrer fortbilden lassen.¹⁷⁹

Hackmack engagierte sich als Jugendlicher im sozialistischen »Jugendbund für Hamburg-Altona«, der nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges am anti-

171 BVZ, 14. 2. 1930 (Klawitter) u. 19. 2. 1930 (Frese).

172 Rb-Gaubeilage, 11. 1. 1931.

173 Rb-Gaubeilage, 16. 5. 1931. Theo Niehues, der 1966/67 das Reichsbanner als Examenskandidat untersuchte, erhielt vom Amtsnachfolger Oscar Drees die Auskunft, es hätten zwischen Frese und dem Reichsbanner im Reich »Unstimmigkeiten geherrscht«. Näheres konnte oder wollte er nicht sagen; Fragebogen in: StAB 7,123-63.

174 BVZ, 4. 3. 1929, 18. 2. 1930, 10. 2. 1931 u. 16. 2. 1932.

175 Frese, Lebenslauf, StAB 4,54, E2856, daraus auch das Folgende.

176 Zur Aktion Gewitter vgl. Marc Buggeln, Bunker »Valentin«: Marinerüstung, Zwangsarbeit und Erinnerung, Bremen 2010, S. 122 ff.

177 Vgl. Meyer-Braun u. Auf dem Garten, Hackmack (wie Anm. 6), S. 27.

178 Abschrift eines Arbeitszeugnisses v. 12. 6. 1918, StAB 7,123-2.

179 Vgl. Meyer-Braun u. Auf dem Garten, Hackmack (wie Anm. 6), S. 7.

militaristischen Kurs festhielt. Die Hamburger SPD- und Gewerkschaftsführungen befürworteten dagegen die Burgfriedenspolitik und gingen gegen die oppositionelle Jugend vor. Am 3. März 1916 beschlossen sie, die Tätigkeit des Jugendbundes zu unterbinden und entzogen ihm die Jugendheime. Kurz darauf gründeten die jungen Leute die »Freie Jugendorganisation von Hamburg-Altona und Umgebung«, die den 16-jährigen Hans Hackmack als einen von zwei Delegierten zur illegalen Jugendkonferenz entsandte. Diese fand am 23./24. April 1916 in Jena statt und stand unter dem Einfluss Karl Liebknechts.¹⁸⁰ Hackmack warb in einem ausführlichen Artikel, der 1917 in der Zeitschrift »Proletarier-Jugend« kurz vor ihrem Verbot erschien, für eine Jugendorganisation, die klassenbewusst, zugleich aber parteiunabhängig sein sollte. An der gewerkschaftlichen Organisation der jugendlichen Arbeiter hielt er trotz Kritik jedoch fest.¹⁸¹

Am 1. April 1918 trat er noch vor seinem achzehnten Geburtstag der USPD bei.¹⁸² Im selben Monat verfasste er eine Broschüre unter dem Titel »Die sozialistische Jugendbewegung«, die im Berliner A. Hoffmann's Verlag erschien.¹⁸³ Am 21. Juni zog ihn das Hamburger Bezirkskommando II zum verhassten Kriegsdienst ein. Einer Grundausbildung in Langenfelde bei Altona folgte im Herbst eine Spezialausbildung als Granatwerfer in belgischen Standorten. Zu einem Kampfeinsatz kam es nicht mehr.¹⁸⁴ Kurz nachdem die Abdankung Kaiser Wilhelms II. bekannt geworden war, wählten seine Kameraden Hackmack zum Soldatenrat.¹⁸⁵ Nach dem Rückmarsch zu Fuß ins Rheinland wurde er fußkrank nach Hamburg transportiert und dort am 5. Dezember endgültig aus dem Militärdienst entlassen.¹⁸⁶ Sofort nahm er seine publizistische Tätigkeit wieder auf und veröffentlichte in mehreren linken Zeitungen Artikel zum Thema sozialistische Jugendbewegung.¹⁸⁷

Mittlerweile hatte ihn Alfred Henke als Schreibratent entdeckt und warb ihn im Januar 1919 als Redakteur für die Bremer Bürger-Zeitung an.¹⁸⁸ Nur

180 Vgl. Volker Ullrich, Trotz alledem! Der Konflikt um den Hamburger Jugendbund 1916, in: ders., Vom Augusterlebnis zur Novemberrevolution. Beiträge zur Sozialgeschichte Hamburgs und Norddeutschlands im Ersten Weltkrieg, Bremen 1999, S. 39-53, passim. Zur Jenaer Jugendkonferenz vgl. Ottokar Luban, Die Auswirkungen der Jenaer Jugendkonferenz 1916 und die Beziehung der Zentrale der revolutionären Arbeiterbewegung zur Führung der Spartakusgruppe, in: Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 11, 1971, S. 185-223.

181 Hans Hackmack, Die politische Jugend, in: Proletarier-Jugend, 2. Jg. Nr. 6, Juni 1917, fortgesetzt in Nr. 7, Juli 1917, StAB 7,123-30 (veröffentlichte Zeitungsartikel 1915-1919).

182 StAB 7,123-2 (Aufstellung von Mitgliedschaften nach Mitgliedsbüchern).

183 Vgl. Hans Hackmack, Die Jugend der neuen Zeit, Berlin 1919, S. 3. Die Broschüre konnte nicht beschafft werden.

184 StAB 7,123-3 (Persönliche Papiere und biographisches Material).

185 Vgl. Hackmack, Jugend der neuen Zeit (wie Anm. 183), S. 18.

186 StAB 7,123-3.

187 U. a. »Die freie Jugend« in »Rote Fahne« (Hamburg) v. 3. 12. 1918 und »Die Jugend und die Revolution« in: »Die Freie Jugend« Nr. 2 (Bremen), 2. 1. 1919, StAB 7,123-30.

188 Vgl. Meyer-Braun u. Auf dem Garten, Hackmack (wie Anm. 6), S. 9.

fünf Tage nach seiner Arbeitsaufnahme – am 5. Februar – ging die Druckerei J. H. Schmalfeld infolge der Niederschlagung der Bremer Räterepublik in den Besitz der MSPD über. Zwei Tage später rief er gemeinsam mit Alfred Faust als Chefredakteur und Paul Schulz als Geschäftsführer die »Bremer Arbeiter-Zeitung« als Organ der bremischen USPD ins Leben.¹⁸⁹

Bereits am 18. Februar trat der 18-Jährige – gerade erst zugezogen – in der MV des Ortsvereins als Debattenredner auf.¹⁹⁰ Eine große öffentliche Wählerversammlung beschloss am 6. März eine von ihm eingebrachte Resolution. »Im Interesse der schulpflichtigen Jugend« forderte sie »die schleunigste Räumung der Schulen von jeglichem Militär und Desinfektion der Schulräume (auch des Gewerkschaftshauses).«¹⁹¹ Am 27. Juli – nach dem Erscheinen seiner überarbeiteten Broschüre »Die Jugend der neuen Zeit« – referierte er in der Mitgliederversammlung zum Thema Jugendbewegung. Energisch vertrat er seinen Standpunkt, »dass die Jugend in erster Linie politisch frei sein müsse und nicht in den Parteihader hineingezogen werden dürfe«. Damit setzte er sich per Abstimmung gegen Adam Frasunkiewicz durch, der eine enge Anbindung an die Partei verlangte.¹⁹² Er konnte jedoch nicht verhindern, dass die Mitglieder der Bremer »Freien Sozialistischen Jugend« sich mehrheitlich der KPD anschlossen, woraufhin er im Herbst mit ca. 60 Jugendlichen die »Junge Garde« gründete.¹⁹³ An seinem Ziel, »eine s e l b s t ä n d i g e ›Freie sozialistische Jugendbewegung‹ zu schaffen und auszubauen«, hielt er fest. In einem an den außerordentlichen Parteitag in Leipzig gerichteten Antrag, den die Ortsmitgliederversammlung am 6. November einstimmig beschloss, forderte er dafür finanzielle und personelle Unterstützung sowie die Bereitstellung von Räumlichkeiten.¹⁹⁴

Hackmack machte sich nicht nur einen Namen als Anwalt der Jugendlichen, sondern er profilierte sich zunehmend auch im innerparteilichen Meinungsstreit. Bereits Anfang Oktober 1919 zählte ihn ein Spitzel der Regierungsschutztruppe zu den Vertretern der »gemäßigte[n] Richtung«. ¹⁹⁵ Am 7. September 1920 befeuerte er mit einem Leitartikel die Debatte um die »21 Bedingungen« für den Beitritt der USPD zur Dritten Internationale.¹⁹⁶ Deren Ziel war es, einen Keil in die Partei zu treiben und den linken Flügel abzuspalten. Hackmack bewertete die Ergebnisse einer Reichskonferenz, auf der die aus Moskau zurückgekehrten Mitglieder der vierköpfigen Verhandlungsdelegation ihre konträren Standpunkte vorgetragen hatten. Mit dem

189 Vgl. Alfred Faust, *Wie ich nach Bremen kam*, II, BVZ, 12. 12. 1953.

190 BAZ, 20. 2. 1919.

191 BAZ, 8. 3. 1919.

192 Bericht Hase, *Stadtwehr Bremen*, v. 23. 7. 1919, StAB 4,65-220, Bl. 115.

193 Vgl. Merkel u. Oldigs, *80 Jahre (wie Anm. 170)*, S. 22 f. Die JG schloss sich wenig später der »Sozialistischen Proletarierjugend« (SPJ) an, ebd.

194 BAZ, 7. 11. 1919. Der Antrag wurde dem Parteitag (30. 11.–6. 12. 1919) nicht vorgelegt.

195 Wie Anm. 30.

196 Hans Hackmack, *Nach der Reichskonferenz. Wir bleiben, was wir sind*, BAZ, 7. 9. 1920.



Abb. 5: Das Foto zeigt (v. r.) Alfred Faust, Hans Hackmack und Friedrich Henke im Druck- und Redaktionsgebäude der Bremer Arbeiter-Zeitung in Bremen-Walle, Steffensweg 5. Ihre Ressorts: A. F.: Chefredakteur, H. H.: Lokales, Jugend- und Frauenfragen, F. H.: Gewerkschaftliches und Umgegend. Datierung: 1920 oder 1921. F. Henke, der Bruder Alfred Henkes, gehörte 1921 dem Bremer Ortsvorstand der USPD an. Foto: StAB

»Vergewaltigungsplan« werde »in die Partei ein Spaltpilz hineingetragen [...], der die Geister früher oder später scheiden wird.« Den Befürwortern der 21 Bedingungen warf er Verfälschung marxistischer Grundsätze vor: So sei die »Diktatur des Proletariats [...] die Diktatur der Arbeiterklasse gegen die Bourgeoisie, nicht aber [...] die Gewaltherrschaft einer kleinen (und gar noch unkontrollierbaren) Instanz gegen Teile des Proletariats selbst, wie das bei Durchführung der Moskauer Bedingungen geschehen müßte.« Abschließend forderte er dazu auf, »konsequent den Weg des revolutionären Klassenkampfes zu beschreiten« und sich dabei »weder von rechts noch von links ablenken« zu lassen. Am selben Abend bekräftigte er in einer vor ca. 1500 USPD-Mitgliedern gehaltenen Ansprache noch einmal seine Position.¹⁹⁷ Ein Polizeispitzel unterstellte ihm, er habe seinen Redebeitrag in die Länge gezogen, »um die Diskussion am Schluss auszuschalten«, und damit für Unmut gesorgt.¹⁹⁸

197 BAZ, 8. 9. 1920.

198 PB v. 8. 9. 1920, StAB 4,65-221. Die beiden weiteren Redner waren Frasunkiewicz und Henke, die sich ebenfalls gegen die 21 Bedingungen aussprachen.

Während sich die Parteimehrheit auf dem Hallenser Parteitag im Oktober 1920 für den Beitritt zur Dritten Internationale entschied, lehnten die unabhängigen Sozialisten in Bremen und im Bezirk Nordwest die 21 Bedingungen mehrheitlich ab. Trotz Mitgliederverlusts blieb die »Rest-USPD« vor Ort die stärkste Arbeiterpartei. Als Redakteur des Parteiorgans beeinflusste Hackmack stets die innerparteiliche Meinungsbildung. Sein besonderes Engagement galt jedoch nach wie vor der Kinder- und Jugendarbeit.¹⁹⁹ Im Jahre 1920 veröffentlichte er die Broschüre »Arbeiterjugend und sexuelle Frage«. Damit stellte er ein auch im proletarischen Milieu tabuisiertes Thema zur Diskussion, das Jungen und Mädchen brennend interessierte.²⁰⁰ Des Weiteren trat er besonders für die Förderung der Volksbildung und die Rechte von Schullehrerinnen ein.²⁰¹

Den ersten bedeutenden innerparteilichen Richtungsstreit nach dem Hallenser Parteitag löste die Ermordung des ehemaligen Reichsfinanzministers Matthias Erzberger (Zentrum) durch OC-Mitglieder am 26. August 1921 aus.²⁰² Zur Debatte standen das Bedürfnis nach Einheit der Arbeiterschaft, d. h. Zusammenrücken der beiden sozialdemokratischen Parteien, und damit verbunden der mögliche Eintritt der USPD in die Reichsregierung unter Kanzler Joseph Wirth (Z), die über keine parlamentarische Mehrheit verfügte.²⁰³ Nach dem Erscheinen von Grundsatzartikeln des BAZ-Chefredakteurs Alfred Faust und Orts-Parteisekretärs Josef Böhm dafür und des linken Bezirkssekretärs Adam Frasunkiewicz dagegen²⁰⁴ meldete Hackmack sich in der BAZ-Ausgabe vom 17. September zu Wort. Er konstatierte den Abbau der revolutionären Errungenschaften von 1918 seit fast drei Jahren. »Gebot der Stunde« sei es, »weitere Angriffe auf den Bestand [...] mit aller Energie und mit allen zweckentsprechenden Mitteln abzuwehren.« Der politische Mord habe gezeigt, dass sich »in gewissen Punkten [...] die Interessen der proletarischen Kräfte mit denen eines Teils des Bürgertums« berühren. Eine Regierungsbeteiligung der USPD könne dazu dienen, wenigstens »Gegenwartsaufgaben« zu lösen, die

199 BAZ, 4. 5. u. 19. 5. 1921, 20. 1. 1922.

200 Hans Hackmack, Arbeiterjugend und sexuelle Frage, Proletarische Jugend, Sammlung sozialistischer Jugendschriften, Heft 1, Berlin, Verlagsgenossenschaft »Freiheit« e.G.m.b.H., 1920. Die Broschüre (24 S.) erlebte bis 1922 mehrere Auflagen. Zur Tabuisierung des Themas vgl. Stefan Bajohr, Sexualaufklärung im proletarischen Milieu. Geschlechtskrankheiten und staatliche Eheberatung 1900 bis 1933, in: Paul Pasteur, Sonja Niederacher u. Maria Mesner (Hrsg.), Sexualität, Unterschichtenmilieus und ArbeiterInnenbewegung, Leipzig 2003, S. 59–69, hier S. 60 ff.

201 BAZ, 11. 9., 25. 9., 1. 10. 1920 u. 21. 1. 1922. 1921 veröffentlichte er die Broschüre »Eine Einführung in die sozialistische Gedankenwelt« (Verlagsgenossenschaft »Freiheit«), die ebenfalls mehrere Auflagen erfuhr. In bremischen Parteigremien und -versammlungen trat mehrfach seine Ehefrau Emmi (1899–1987), mit der er schon seit seiner Hamburger Jugendzeit verbunden war, als Mitstreiterin auf, vgl. Meyer-Braun und Auf dem Garten, Hackmack (wie Anm. 6), S. 10 f.

202 S. o.

203 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 2), S. 234 ff.

204 BAZ, 31. 8., 7. 9. u. 16. 9. 1921.

Erkämpfung des Sozialismus bleibe jedoch das Endziel. Der Weg der Einigung der Arbeiterklasse werde schwer sein, aber er halte es für »verderblich [...], wenn man das große Sehnen der Arbeiterschaft ignorieren würde.«

In der Mitgliederversammlung am 20. November bekräftigte Hackmack noch einmal seine Position. Nach kontroverser Diskussion einigten sich die Anwesenden darauf, das Thema vorerst ruhen zu lassen, zumal die bürgerlichen Regierungsparteien DDP und Zentrum eine Koalition mit der USPD mittlerweile abgelehnt hatten.²⁰⁵

Die Ermordung des Außenministers Walther Rathenau durch OC-Mitglieder am 24. Juni 1922 bewirkte eine noch gewaltigere Protestbewegung der Arbeiterschaft als das Attentat auf Erzberger. Unter dem Druck, endlich ein strenges Republikenschutzgesetz durchzusetzen, beschloss eine am 2. Juli einberufene Reichskonferenz der USPD, »mit der SPD über die Frage des Eintritts in die Reichsregierung zu verhandeln.«²⁰⁶ Hackmack, der die Bremer Ortsgruppe in Berlin vertreten hatte, erstattete der Mitgliederversammlung vier Tage später Bericht. Er sah sich durch die Konferenzbeschlüsse in seinen bereits 1921 vertretenen Überzeugungen voll bestätigt: Der Rathenau-Mord lasse »keine Täuschung darüber zu, daß sich die Revolution aus den bekannten Gründen in der Defensive, in der Abwehr der reaktionären Gefahr befindet und daß es in einem solchen Moment nicht um die Erkämpfung unsrer sozialistischen Endziele geht, sondern zunächst um die unbedingte Sicherung und Verteidigung der republikanischen Staatsform. Diese ermöglicht uns Sozialisten erst, frei und ungehindert für unsre wirtschaftlichen und politischen Ideen einzutreten im Gegensatz zu der autokratischen monarchistischen Staatsform. Die Verteidigung der Republik erfordere daher im gegenwärtigen Moment das höchste Interesse der Arbeiterschaft.« In ihren Reihen habe der Mord »die politischen Gegensätze abgeschliffen und mehr als durch Artikel, Resolutionen und Versammlungsreden« sei »durch die Schüsse auf Rathenau die proletarische Einigung gefördert worden.«²⁰⁷

Während der Eintritt in die Reichsregierung erneut am Widerstand der bürgerlichen Parteien scheiterte, vereinigten sich die beiden sozialdemokratischen Parteien binnen weniger Monate zur »Vereinigten Sozialdemokratischen Partei Deutschlands« (VSPD).²⁰⁸ Die beiden Bremer Ortsvereine fusionierten am 31. Oktober, die beiden Parteizeitungen schlossen sich bereits zu Beginn des Monats zur »Bremer Volkszeitung« (BVZ) zusammen. Der Redaktion gehörten der bisherige Mehrheitssozialist Wilhelm Kaisen als Chefredakteur sowie Alfred Faust und Hackmack an, der wie zuvor in der BAZ das Lokalressort übernahm.²⁰⁹

205 BAZ, 21. 11. 1921. Zur Entwicklung im Reich vgl. Winkler, *Revolution* (wie Anm. 49), S. 455 ff.

206 BAZ, 5. 7. 1922.

207 BAZ, 7. 7. 1922.

208 Vgl. Krause, USPD (wie Anm. 2), S. 249 ff., 254 ff. Zum Zusammenschluss in Bremen vgl. Schröder, *Frasunkiewicz* (wie Anm. 24), S. 138 f.

209 Hans Hackmack, *BVZ – eine kämpferische Zeitung*, Manuskript April 1967, Bl. 1, StAB 7,123-63. Im folgenden Jahr kam der Redakteur Schwarz hinzu, *BVZ*, 5. 5. 1923.

Über seine Tätigkeit in den folgenden Jahren finden sich nur wenige Presse-notizen.²¹⁰ Rückblickend hat er sie jedoch selbst charakterisiert: »Von jeher waren sozialdemokratische Redakteure neben ihrer eigentlichen Berufsarbeit gleichzeitig als Funktionäre in den Vorständen der Arbeiterorganisations-tätig und wurden, da sie allgemein als belesen und stets aufs aktuellste informiert galten, von den verschiedenen Organisationen häufig als Referenten herangezogen. Die tägliche Zeitungsarbeit, vorbereitendes Studium für die Vorträge, die man übernommen hatte, die Abende am Rednerpult und in den Sitzungen, dann so um Mitternacht Heimkehr – da hieß es schon die Ohren steif halten, geistig rege zu bleiben und nicht in der Routine zu ermüden.«²¹¹

Die Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold Ende Februar 1924 löste Diskussionen zwischen BVZ-Redakteuren und Parteisekretären aus, denn diese Organisationsform war neu. »Wer und was steckte hinter der Neugründung? Was wollte man denn überhaupt und welche Genossen könnten da aus Überzeugung mitmachen? Würde mehr draus werden als nur die Neugründung einer mit vielen Fragezeichen belasteten Sache, die sich bald wieder im Sande verlaufen würde? War da an Militärspielerei gedacht, eine republikanisch aufgeputzte Kriegervereinsmeierei?« Hackmack hegte – wie er später selbst berichtete – starke politische Vorbehalte, war er doch aus der sozialistischen Hamburger Jugendbewegung hervorgegangen, die ihn antimilitaristisch geprägt hatte.²¹² Etwa im zweiten Halbjahr 1924 veröffentlichte er die pazifistische Broschüre »Eine Friedensrede an die deutsche Jugend«. Darin rechnete er mit den nationalistischen und revanchistischen Umtrieben im Reich ab und warnte die »Jugendfreundinnen und -freunde« davor, sich von rechtsradikalen bzw.

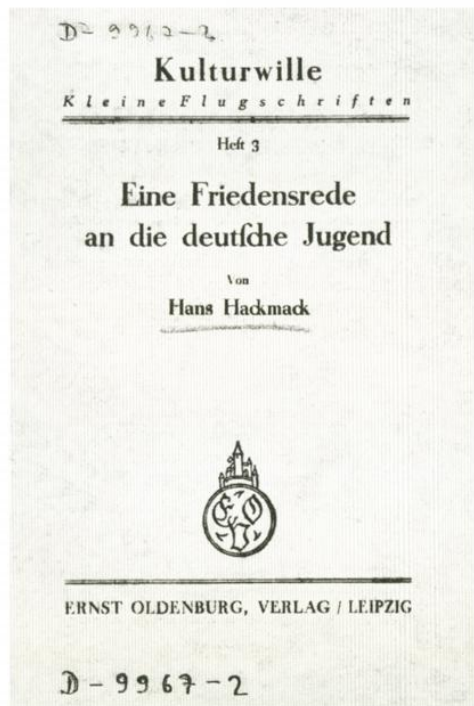


Abb. 6: Titelseite der Broschüre »Eine Friedensrede an die deutsche Jugend« von Hans Hackmack (1924)

210 Eine Auswahl: BVZ, 17. 4. 1923 (Vortrag), 1. 11. 1923 (Platz 74 auf der Kandidatenliste zur Bürgerschaftswahl), 24. 4. 1924 (2 Wahlkampfauftritte).

211 Hackmack, BVZ (wie Anm. 209), Bl. 3.

212 Ebd.

reaktionären Bünden und Wehrverbänden wie dem Stahlhelm umgarnen zu lassen. Seine Argumentation – auch sein Verzicht auf sozialistische Propaganda – unterschied sich wenig vom Reichsbanner-Narrativ, jedoch lehnte er die in nationalistischen Jugendbünden übliche Militärspielerei strikt ab. »Ist es nicht wie ein Symbol,« fragte er, »dass man diese dem Drill und Kadavergehorsam unterworfenen Jugendlichen alle einheitlich kleidet?«²¹³ Damit distanzierte er sich unübersehbar auch vom republikanischen Reichsbanner, das seine Mitglieder dazu anhielt, uniformähnliche »Einheitskleidung« zu tragen.²¹⁴

Infolge der regelmäßigen BVZ-Berichterstattung über Reichsbanner-Aktivitäten – u. a. im Zuge der zahlreichen Wahlkämpfe – entwickelte sich jedoch allmählich ein Vertrauensverhältnis. Am 1. Oktober 1927 trat Hackmack dem republikanischen Wehrverband schließlich bei und widmete sich dort der Mitgliederschulung, »die umso dringlicher war, als das Reichsbanner ganz neue Kreise erfaßte, denen politisches Denken noch fremd war.«²¹⁵

Den Schwerpunkt seiner Arbeit als SPD-Funktionär bildete nach wie vor die Jugendarbeit. Als gewähltes Mitglied der Jugendkommission setzte er sich im Ortsvorstand für die Bereitstellung von Versammlungsräumen und Jugendheimen für Arbeiterjugendliche sowie die allgemeine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage ein.²¹⁶ Entgegen seinem früheren Bekenntnis zur Autonomie der proletarischen Jugendbewegung verlangte er nunmehr Parteidisziplin von der »Sozialistischen Arbeiterjugend« (SAJ).²¹⁷ Es gelang ihm, den Druck der kritischen »Rote-Falken-Post« unter seine Kontrolle zu bringen, und er »schäumte vor Wut«, als es dem aufmüpfigen Gruppenleiter Robert Meyer gelang, eine Ausgabe mit besonders provokantem Inhalt unzensiert aus der Partei-Druckerei zu schmuggeln.²¹⁸ Nachdem der Bremer Jugendverband die Verfassungsfeier 1929, eine für das Reichsbanner bedeutende Festveranstaltung, boykottiert hatte, warf Hackmack dem linkssozialistischen Vorsitzenden Karl Grobe in der SAJ-Generalversammlung vor, das Ansehen der Partei geschädigt zu haben, und betrieb dessen Ablösung.²¹⁹ In

213 Hans Hackmack, Eine Friedensrede an die deutsche Jugend, Reihe Kulturwille, Kleine Flugschriften, Heft 3, Leipzig, Ernst Oldenburg Verlag 1924, S. 10.

214 Vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 96.

215 Hackmack, BVZ (wie Anm. 209), Bl. 5. Das Eintrittsdatum geht aus dem Mitgliedsbuch hervor, StAB 7,123-3.

216 BVZ, 22. 2. 1927, 14. 2. 1928, 4. 3. 1929 u. 19. 2. 1930.

217 Die SAJ war 1922 aus dem Zusammenschluss von SPJ (USPD) und Arbeiterjugendvereinen (MSPD) hervorgegangen.

218 Vgl. Merkel u. Oldigs, 80 Jahre (wie Anm. 170), S. 32 f. (Zitat S. 32).

219 Vgl. Wolfgang Merkel u. Beenhart Oldigs-Kaluza, Die Entwicklung der SAJ und des FSJ während der Weltwirtschaftskrise in Bremen unter besonderer Berücksichtigung ihrer Kultur- und Bildungsarbeit und der ökonomischen und sozialen Lage der Bremischen Arbeiterjugend, Gemeinsame wissenschaftliche Diplomarbeit, Universität Bremen 1985, S. 137. Aus Protest gegen die Wehr- und Erfüllungspolitik der SPD trat im Oktober 1931 ein Großteil der bremischen SAJ-Mitglieder gemeinsam mit Grobe zur Sozialistischen Arbeiterpartei über.

der nachfolgenden Generalversammlung der Partei am 17. Februar 1930 beharrte er darauf, »daß bei allen großen Aktionen im Interesse der Geschlossenheit der Bewegung auch die Arbeiterjugend mit den Parteigenossen und den übrigen Zweigen der Arbeiterbewegung aufmarschieren muß.«²²⁰

Die Gröpelinger SAJ-Gruppe Lassalle rechnete ihm seine Bereitschaft, vor Jugendlichen über das Thema Sexualität zu sprechen, hoch an: »Verständlich und ruhig erklärte er alle Zusammenhänge der menschlichen Biologie. Die Spannung im Saal war greifbar. Viele Fragen wurden gestellt, und zur großen Überraschung der Anwesenden auch beantwortet. Das hatten sie noch nie erlebt. Hackmann (sic!) nahm kein Blatt vor den Mund: ›Und wer mir nicht offen in die Augen gucken kann, der soll bitte rausgehen.‹ Das funktionierte. Die Jugendlichen waren fasziniert.«²²¹ Sein Einfluss in der Bremer SPD nahm gegen Ende der Weimarer Republik noch zu. Im Februar 1931 wählte ihn die Generalversammlung zum Schriftführer und bestätigte ihn im folgenden Jahr im Vorstandsamt.²²²

Am 10. Januar 1931 übernahm er auch im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold eine Funktion, die des stellvertretenden Ortsvereinsvorsitzenden Bremen West.²²³ Als wenig später nach dem Rücktritt Friedrich Freses vom Posten des Bezirksleiters eine Neuwahl erforderlich wurde, rückten der Lehrer Oscar Drees und Hackmack als dessen Stellvertreter am 27. April nach.²²⁴ Seitdem übte der 31-Jährige mit pazifistischer Vergangenheit das zweithöchste Amt des Wehrverbandes in Bremen aus. Wegen seiner gleichzeitigen Zugehörigkeit zum Partei-Vorstand war »auch zur SPD das Band eng geknüpft. Aus der Entwicklung ergab sich von selbst die Losung: Enger zusammenrücken! Aus diesem Grundgedanken ging auch die Eiserne Front hervor«, so Hackmack rückblickend.²²⁵

Der Erdrutsch-Wahlsieg der NSDAP am 14. September 1930 hatte in den Reihen des Reichsbanners eine stark mobilisierende Wirkung ausgeübt. Seine neu gebildete »Schutzformation« (Schufo) bestand aus motivierten und wehrsportlich trainierten jüngeren Mitgliedern, die den Angriffen gegnerischer Organisationen wie Stahlhelm, SA und Rotfrontkämpferbund durchaus Paroli bieten konnten.²²⁶ Ende Oktober 1931 hob Hackmack auf einer Kundgebung in Leeste hervor, »daß es nicht zuletzt dem Reichsbanner zu verdanken sei, wenn nach der Katastrophenwahl [...] die Bäume der Nazioten nicht in den Himmel gewachsen sind [...]. Ungebrochen ist auch heute der republikanische Abwehrwille des Reichsbanners, das für die Bevölkerung

220 BVZ, 19. 2. 1930.

221 Vgl. Tim Jesgarzewski, Für Freundschaft, Solidarität und Gerechtigkeit, Luise Nordhold – Biografie einer Sozialdemokratin 1917–2017, Bremen, 2. ergänzte Aufl. 2017, S. 47.

222 BVZ, 20. 2. 1931 u. 17. 2. 1932.

223 Rb-Gaubeilage, 7. 2. 1931.

224 Rb-Gaubeilage, 16. 5. 1931.

225 Hackmack, BVZ (wie Anm. 209), Bl. 5.

226 Vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 357 ff., und Elsbach, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 363, zur Entwicklung in Bremen vgl. Schröder, Kriegerverein (wie Anm. 1), S. 132 ff.

in Stadt und Land den innern Frieden verteidige. Die kommenden Zeiten, die durch den Volksfeind Kapitalismus zu bitteren Notzeiten gemacht werden, sollen entscheidend mitgestaltet werden, durch ein stets schlagfertiges Reichsbanner, das auf den Ruf seiner Führer bereitstehe, die Demokratie, die Errungenschaften der Arbeiterbewegung, die Freiheit zu verteidigen!²²⁷ Am 16. Dezember 1931 schlossen sich die Zentralvorstände von SPD, ADGB, Reichsbanner und Arbeitersportorganisationen zur »Eisernen Front« (EF), einem antifaschistischen Abwehrkartell, zusammen, dem sich sämtliche Untergliederungen auf Bezirks- und Ortsebene anschließen sollten.²²⁸ Damit entwickelte sich das Reichsbanner de facto zu einer sozialdemokratischen Vorkampfordorganisation. Hackmack betonte in der Bremer Gründungsveranstaltung am 13. Januar 1932, dass sie »keine Aggressivorganisation« sei, sondern sich strikt »auf die Abwehr irgendwelcher illegalen Aktionen gegen die Republik und den Schutz der Einrichtungen der Arbeiterschaft« beschränke.²²⁹



Abb. 7: Kasten mit Drei-Pfeile-Symbol, wahrscheinlich auf Veranlassung Hackmacks am 5. April 1932 in der »Bremer Volkszeitung« abgedruckt. Die offensive Parole war in antifaschistischen Kreisen sehr populär.

Als einer der ersten Bremer Reichsbanner- bzw. EF-Funktionäre ließ er sich Ende März in der Anwendung neuer antifaschistischer Propaganda-Methoden schulen, die der Psychologe Sergej Tschachotin entwickelt hatte.²³⁰ Unter Hackmacks Führung durchstrichen junge Reichsbanner-Leute am 3. April in Leeste und Umgebung zahlreiche Hakenkreuze mit Kreide und raubten ihnen dadurch ihre propagandistische Wirkung.²³¹ Zwei Tage später druckte die BVZ die als »Zerstörungswerkzeuge« eingesetzten »Drei Pfeile« erstmals in einem »Kasten« ab. Gegen Mitte Juni erhob die EF sie zu ihrem offiziellen Symbol.²³² Im Wahlkampf vor der Reichstagswahl vom 6. November 1932 trat Hackmack am 27. 10.

227 BVZ, 31. 10. 1931.

228 Vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 392 ff., Elsbach, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 405 ff., und Winkler, Weg (wie Anm. 116), S. 514 ff.

229 BVZ, 14. 1. 1932.

230 Hans Hackmack, Das Reichsbanner in Bremen, Jungbanner in Bremen, Manuskript April 1967, StAB 7,123-63. Zum sog. Symbolkampf und seinem Erfinder vgl. Sergej Tschachotin, Dreipfeil gegen Hakenkreuz, Kopenhagen 1933, und Richard Albrecht, Symbolkampf in Deutschland 1932: Sergej Tschachotin und der »Symbolkrieg« der »Drei Pfeile« gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland. In: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, 22, (1986), S. 498-533.

231 BVZ, 4. 4. 1932.

232 Vgl. Tschachotin, Dreipfeil (wie Anm. 230), S. 83 f., und Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 404 f.

in Huckelriede und am 5. 11. in Arsten als Wahlkampfredner auf.²³³ Nach einem Verlust der NSDAP von mehr als 2 Millionen Stimmen bei dieser Wahl ging Oscar Drees am 16. Januar 1933 in einer Rede vor der Generalversammlung des Bezirks Bremen davon aus, »den braunen Faschismus zurückgedrängt [zu] haben«. Die Versammelten bestätigten ihn und Hackmack einstimmig in ihren Ämtern.²³⁴

Am 1. Februar, zwei Tage nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, sagte der stellvertretende Bezirksleiter der neuen Reichsregierung auf einer Vegesacker EF-Kundgebung den Kampf an.²³⁵ Vier Tage später beschwerte er sich gemeinsam mit Drees bei Polizeisenator von Spreckelsen (DVP) und der Polizeiführung über ständige Übergriffe der SA im Wahlkampf und das parteiische Verhalten der Polizei. Energisch verlangten die beiden Abhilfe.²³⁶ Solange es unter dem neuen Regime – wenn auch beschränkt – noch möglich war, Kundgebungen der EF durchzuführen, war Hackmack aktiv dabei. Überliefert sind Wahlkampfeinsätze in Blumenthal am 7., in Verden am 10. und in Oberneuland sowie Osterholz am 21. Februar.²³⁷ Am 6. März hielt er auf der Trauerfeier für den Reichsbanner-Mann Johann Lücke, der sechs Tage zuvor vom SS-Sturmführer Otto Löblich erschossen worden war, die Gedenkrede: »Die tödliche Kugel, die politische Gegner auf ihn abgefeuert hatten, galt nicht nur ihm, sondern der Freiheit.«²³⁸ Wenig später – unmittelbar nach dem Rücktritt der sozialdemokratischen Senatoren am 6. März – verbrannte er gemeinsam mit Parteisekretär Josef Böhm etwa 14000 Mitglieder-Karteikarten der Bremer SPD und des Reichsbanners in der Heizungsanlage des Parteihauses.²³⁹ So gelang es, zahlreiche Mitglieder vor politischer Verfolgung zu schützen.

Hans Hackmack selbst blieb als exponierter Sozialdemokrat davon nicht verschont.²⁴⁰ Er erhielt Berufsverbot und saß vom 6. Juni bis zum 16. August als Schutzhäftling im Gefangenenhaus am Ostertor ein. Nach seiner Entlassung beteiligte er sich an illegalen Zusammenkünften und Aktivitäten im sozialdemokratischen Milieu. Ab November 1934 verbüßte er sechseinhalb Jahre lang Untersuchungs-, Straf- und Lagerhaft in diversen Gefängnissen und Konzentrationslagern, zuletzt im KZ Sachsenhausen.

233 BVZ, 24. und 28. 10. sowie 5. 11. 1932, angekündigt wurde er als Redakteur, nicht als Reichsbanner-Funktionär.

234 BVZ, 17. 1. 1933.

235 Vgl. Ulrich Schröder, Aus dem Innenleben eines republikanischen Wehrverbandes. Der Ortsverein Vegesack und Umgegend des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold 1924–1934, in: Brem. Jb., Bd. 92 (2013), S. 217–270, hier S. 258.

236 Bericht an Polizeipräsident Petri v. 29. 2. 1933, StAB 4,65-1038.

237 Vgl. BVZ, 9. 2. 1933 (Blumenthal), Hermann Deuter, 150 Jahre SPD-Ortsverein in Verden. 150 Jahre Kampf für soziale Gerechtigkeit und Demokratie, o. O. 2019, S. 83 (Verden), und BVZ, 22. 2. 1933 (Oberneuland und Osterholz).

238 BVZ, 10. 3. 1933.

239 Hans Hackmack, Das Reichsbanner in Bremen, Material für eine Prüfungsarbeit des Herrn Theo Niehues, Bremen, Bl. 2, StAB 7,129-15, Bd. 1.

240 Zum Folgenden vgl. ausführlich Meyer-Braun u. Auf dem Garten, Hackmack (wie Anm. 6).

Im letzten Kriegsjahr zwang ihn die Organisation Todt zu Schanzarbeiten in Holland und Frankreich.

Zurück in Bremen, engagierte er sich zunächst in der »Kampfgemeinschaft gegen den Faschismus«. Die US-amerikanische Militärregierung bestimmte ihn zum ersten Lizenzträger der neu gegründeten Zeitung »Weser-Kurier«, die seit dem 19. September 1945 zunächst zweimal wöchentlich und später täglich erschien. Bis 1960 betätigte er sich als Chefredakteur und Gesellschafter. Er veräußerte schrittweise Anteile des Presseunternehmens. 1956 erwarb der Geschäftsführer Hermann Rudolf Meyer die Anteilsparität. Nach seinem Rückzug ins Privatleben, der vor allem aus gesundheitlichen Gründen erfolgte, widmete Hackmack sich zeitgeschichtlichen Forschungen. Zu geplanten Veröffentlichungen, etwa zu Heinrich Vogeler, kam es nicht mehr.²⁴¹ Er starb am 28. Mai 1970.

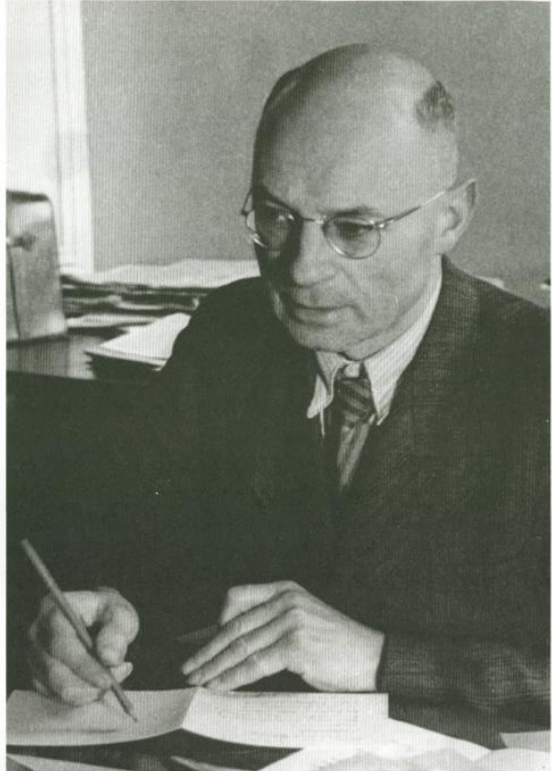


Abb. 8: Hans Hackmack als Chefredakteur und Lizenzträger des Weser-Kurier im Jahre 1946. Foto: StAB

5. Vergleich

Frese und Hackmack stammten aus Arbeiterfamilien und waren frühzeitig mit der Lebenswelt der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung vertraut. Starker wuchs wahrscheinlich in einem streng katholischen Milieu auf. Während er als Steinmetz und Frese als Silberschleifer Handwerker- bzw. Facharbeiterlehren absolvierten, erlernte Hackmack den kaufmännischen Beruf eines Handlungsgehilfen.

241 Hackmacks Buch »Leben und Wirken Heinrich Vogelers seit dem Ersten Weltkrieg. Teilthemen für eine biografische Arbeit«, gab der Kunsthistoriker und Verleger Karl-Robert Schütze 1980 aus dem Nachlass heraus.

Im November 1918, als die Revolution ausbrach, waren Starker und Frese 37 bzw. 36 Jahre alt. Hans Hackmack – im April 1900 geboren – war deutlich jünger und gehörte der nachfolgenden Generation an. Alle drei hatten im Ersten Weltkrieg als einfache Soldaten dienen müssen, jedoch blieb dem Jüngsten ein Kampfeinsatz erspart. Noch in Belgien wurden er und Frese von ihren Kameraden als Soldatenräte gewählt. Ob auch Starker dieses Amt versah, lässt sich nicht klären. Als überzeugte Sozialisten mit USPD-Partei-buch hassten alle drei den Kriegsdienst und den preußischen Militarismus. Kaum nach Bremen zurückgekehrt, begannen Starker und Frese im Arbeiter- bzw. Soldatenrat mitzuarbeiten. Während der Räterepublik nahmen sie führende Positionen als Volkskommissar bzw. Soldatenratsvorsitzender ein. Beide bekannten sich zur Revolution und zum Klassenkampf und verbrachten nach der Niederschlagung der Räterepublik einige Wochen in Haft.

Hackmack – von Alfred Henke aus Hamburg angeworben – trat Anfang Februar 1919 seine Stelle als Redakteur der »Bremer Arbeiter-Zeitung« an und beteiligte sich alsbald aktiv am Parteileben der Bremer Unabhängigen Sozialisten. Sein besonderes Engagement galt der Jugendorganisation, für deren Unabhängigkeit er eintrat. Starker übte seit dem Juni 1919 die Funktion des Sekretärs der USPD-Ortsgruppe aus und seit dem Herbst gehörte er der Bremischen Nationalversammlung an. Frese stieg im November d. J. zum ersten Bevollmächtigten der DMV-Ortsverwaltung auf. Alle drei übten somit erheblichen politischen Einfluss in der Bremer Arbeiterbewegung aus, wobei die Nachrichtenstelle der RST Starker als einen Führer des »radikalen Flügels« und Hackmack als Vertreter der »gemäßigte[n] Richtung« einschätzte.

In den Auseinandersetzungen um die »21 Bedingungen« der Dritten Internationale, die im Herbst 1920 zur Spaltung der USPD führten, bezog der junge Redakteur klar Stellung. Er bezeichnete sie als »Vergewaltigungsplan« und distanzierte sich scharf von einem Verständnis der »Diktatur des Proletariats« als Diktatur einer revolutionären Partei. Starker und Frese lehnten die 21 Bedingungen ebenfalls ab, explizite Stellungnahmen sind jedoch nicht überliefert. Letzterer – zunächst ein Verbündeter der Kommunisten – entwickelte sich im Verlauf innergewerkschaftlicher Richtungs- und Machtkämpfe zu ihrem erbitterten Gegner. Gleichzeitig näherte er sich mehrheitssozialistischen Gewerkschaftern an.

Der politische Mord an Matthias Erzberger im August 1921 löste eine neuerliche Grundsatzdebatte um den politischen Kurs der USPD aus. Wiederum zählte Hackmack zu dem Parteiflügel, der neue Wege gehen wollte. Um die massiv bedrohten Errungenschaften der Revolution zu bewahren, plädierte er für eine Beteiligung an einer Koalitionsregierung mit Mehrheitssozialisten und republikanisch eingestellten bürgerlichen Parteien. Gleichzeitig drückte er seine Hoffnung auf Einigung der sozialdemokratischen Parteien aus. Starker opponierte gegen diesen Kurs und sprach sich für die Einigung aller Arbeiterparteien aus. Als die Debatte nach der Ermordung Walther Rathenaus im Juni 1922 erneut entbrannte, behielt er seine Position zunächst bei, stimmte dem Zusammenschluss von USPD und MSPD aber zu, nachdem die zentrale Parteileitung ihn de facto vorgegeben hatte. Hackmack sah sich nunmehr in seiner Position bestätigt und erklärte »die unbedingte Sicherung

und Verteidigung der republikanischen Staatsform« für vordringlich. Damit formulierte er bereits ein Ziel, das der Programmatik des eineinhalb Jahre später gegründeten Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold entsprach.

Das Haupthindernis für den Beitritt scheint für ihn zunächst darin bestanden zu haben, dass der republikanische Kriegsveteranenverband, obwohl antimilitaristisch eingestellt, seinem Erscheinungsbild einen militärischen Anstrich verlieh. Dem überzeugten Pazifisten war das zuwider. Zudem teilte er als Intellektueller vermutlich die unter SAJ-Mitgliedern verbreiteten Vorbehalte gegen das oft robuste Auftreten der Reichsbanner-Leute.²⁴² Seine beruflichen Kontakte bewirkten eine allmähliche Annäherung, sodass er dem Wehrverband im Herbst 1927 schließlich beitrug. Er übernahm dort zwar Schlungsaufgaben, blieb aber länger als drei Jahre nur einfaches Mitglied.

Einen völlig anderen Typus verkörperte Starker: Im innerparteilichen Diskurs eher zurückhaltend, neigte er zur Tat. Vielleicht gab er im April 1923 sein Bürgerschaftsmandat auf, um sich ganz der Organisation und Leitung der »Republikanischen Schutzwehr« widmen zu können. Dabei forderte er Disziplin und war nicht zimperlich. Nachdem RSW-Mitglieder am 15. September 1923 rechtsgerichtete Jugendliche verprügelt hatten, bezeichnete ihn ein anonymer VSPD-Genosse als »Draufgänger«, der »vor nichts zurückschrecke«.²⁴³ Seit 1919 hatte er immer wieder vor konterrevolutionären Gefahren gewarnt, denen die Arbeiterbewegung notfalls gewaltsam entgegentreten müsse. Bezeichnenderweise betrachtete er aber nicht die politischen Morde an bürgerlichen Republikanern, sondern »die Sprengung unseres Parteigebäudes in Münster« als Schlüsselereignis, das zur Bildung von sozialdemokratischen Republikenschutz-Organisationen geführt habe.²⁴⁴ Nach deren Verbot war die Gründung des »Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold« für ihn ein konsequenter Schritt. Zwar verteidigte er dessen beanspruchte Überparteilichkeit, jedoch ließ er keinen Zweifel am Vorrang seiner sozialdemokratischen Gesinnung.

Auch Frese war »Parteisoldat«. Aus den großen innerparteilichen Meinungskämpfen hatte sich der hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionär nach 1919 wohl stets herausgehalten. Der kommunistischen Opposition in der DMV-Ortsverwaltung trat er scharf entgegen und operierte auch mit Ausschlussverfahren. Möglicherweise bestimmte ihn der Ortsvorstand der VSPD nicht zuletzt deshalb zum Vorsitzenden des bremischen Reichsbanner-Ortsvereins. Zudem galt er als guter Organisator, und Starker war bürgerlichen Demokraten vermutlich nicht vermittelbar. Frese führte den Wehrverband straff und forderte strikte Disziplin von seinen Leuten. Diesen Anspruch

242 Zur Gröpelinger SAJ-Gruppe »Lassalle« vgl. Jesgarzewski, Freundschaft (wie Anm. 221), S. 36; zu den Differenzen generell vgl. Rohe, Reichsbanner (wie Anm. 1), S. 317 f.

243 PB v. 20. 9. 1923, StAB 4,65-1309. Ähnlich charakterisierte ihn Alfred Faust – jedoch wohlwollender – in der Bürgerschaftsdebatte am 21. 9. 1923, Verh.BrBürg 1923, S. 546 f.

244 S. o. Allerdings existierte die RSW bereits, als der Sprengstoffanschlag verübt wurde.

stellte er auch an sich selbst und der entsprach – obwohl militärisch anmutend – seiner politischen Sozialisation in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung der Kaiserzeit.

In den letzten Jahren der Weimarer Republik zählten er und Hackmack nicht mehr zum linken Parteiflügel der SPD, während Starker ihn zumindestens wehrpolitisch unterstützte, im Übrigen aber auch zur Mehrheit neigte. Alle drei waren Antifaschisten, die sich der ab 1930 immer stärker werdenden nationalsozialistischen Bewegung mutig entgegenstellten. Starker bezahlte seine Haltung 1937 mit dem Leben, die beiden anderen leisteten nach der nationalsozialistischen Machtübernahme Widerstand und wurden politisch verfolgt.

Von der großbürgerlichen Villa zum Behördensitz: die Geschichte der Häuser Contrescarpe 22/24

Von Bernhard Springfeld

Einführung

Es gibt nicht viele Dienstgebäude in der bremischen Verwaltung, die so geschichtsträchtig sind wie der Dienstsitz des Senators für Inneres an der Contrescarpe 22/24. Der Altbau, eine ehemalige großbürgerliche Villa, ist fast 200 Jahre alt, aber auch der sogenannte »Neubau« ist inzwischen über fünfzig Jahre alt.

Die Geschichte der Gebäude steht in engem Zusammenhang mit der Geschichte der Wallanlagen und der Contrescarpe, prägte die alte Villa dort doch über Jahrzehnte das Straßenbild. Verbunden mit der Geschichte der Gebäude sind auch die Lebenswege der Menschen, die dort einmal gelebt und gearbeitet haben. Mit dem hier vorgelegten Beitrag sollen die Gebäude, ihre Bewohner als Vertreter des Bremer Stadtbürgertums und deren Wohnalltag in Beziehung gesetzt werden.¹ Die Beschreibung konzentriert sich dabei auf die Personen, die das Gebäude maßgeblich geprägt haben. Nach der Übernahme des Gebäudes Contrescarpe 22/23 durch den Bremer Staat und diversen Umbauten für Verwaltungszwecke hat es seine Identität als Wohngebäude verloren und ist zumindest im Inneren nur noch in kleinen Resten als solches zu erkennen. Seit 1939 ist es nicht mehr mit Menschen verbunden, die in dem Haus lebten, sondern nur noch mit Behördennamen. 18 Innensensatoren, die amerikanische Militärregierung, den Senator für politische Befreiung und den Senator für das Bauwesen hat die alte Villa seit 1939 gesehen und wurde somit zum Handlungsort von Politik und Verwaltung.

Die dazugehörige Adresse lautet »Contrescarpe 22/24«, ohne dass die Grundstücke zu den Hausnummern 22, 23 und 24 noch als drei getrennte Liegenschaften zu erkennen sind. Das Dienstgebäude des Senators für Inneres steht auf den Grundstücken Contrescarpe 22/23 und auf einem kleinen Teil des Grundstücks Contrescarpe 24. Die Bürgermeister-Smidt-Schule (heute Hausnummer Contrescarpe 26) steht auf dem größten Teil des Grundstücks Contrescarpe 24 sowie den Grundstücken Contrescarpe 25 und 26.

1 Zum Bremer Bürgertum im 19. Jahrhundert vgl. Andreas Schulz, Vormundschaft und Protektion. Eliten und Bürger in Bremen 1750–1880, München 2002.



Abb. 1: Blick auf das Grundstück Contrescarpe 22–24 zwischen Wallanlagen und Rembertiviertel. Foto: Roland Schiffler

*Die Contrescarpe – großbürgerliche Wohnadresse
am Rande der neu gestalteten Wallanlagen*

Der Straßenname Contrescarpe kommt aus der französischen Festungskunde und bedeutet Außenböschung, die die Escarpe, die innere Grabenböschung der früheren Stadtbefestigung, als Gegenwall ergänzt. In Bremen ist der Name Contrescarpe seit 1675 belegt.² Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts hatten die Festungswerke, die Bremen noch im 17. Jahrhundert zu einer der am stärksten befestigten Städte Deutschlands gemacht hatten, ausgedient.³ Der Unterhalt war teuer und aufwendig, die Festungswerke verfielen langsam⁴. Die Militärtechnik, insbesondere die Artillerie, hatte sich so entwickelt, dass selbst die stärksten Befestigungsanlagen einer Stadt keinen Schutz mehr bieten konnten. Außerdem widersprachen starke Stadtbefestigungen der

2 Monika Porsch, Bremer Straßenlexikon, Bremen 2003, S. 114.

3 Proclam vom 14. Juli 1721, in: Herbert Schwarzwälder, Sitten und Unsitten Bräuche und Missbräuche im alten Bremen in den Proklamen eines Hochedlen und Hochweisen Rathes dieser Stadt, Bremen 1984, S. 17f.

4 Schon 1765 hieß es in einem Rapport: »Contre escarpe beinahe gänzlich verfallen und an mehreren Stellen mit Kohlgärten occupiert.« Der Wall verkam zu einer Müllkippe und Jugendliche trieben mit den Wachsoldaten ihren Schabernack. Nach Christine Holzner-Rabe, Das Wallbuch – Der Wegweiser durch die Bremer Wallanlagen, Bremen 2001, S. 19.

bremischen Neutralitätspolitik des frühen 19. Jahrhunderts. Auch die Bevölkerung wuchs und drängte über die Enge der Altstadt hinaus in die Vorstädte. Wurden im Jahr 1744 noch 28.000 Einwohner in Bremen gezählt, waren es 1807 schon 35.052. Davon lebten fast 21.000 in der Altstadt, knapp 8.000 in der Vorstadt und gut 7.000 in der Neustadt.⁵

Am 27. September 1796 »fassten Rat und Bürgerschaft einen Beschluss, der einen ersten Schritt zur ›Entfestigung‹ darstellte: die Abtragung des Brautwalls auf der Halbinsel zwischen Großer und Kleiner Weser...«⁶ 1802 beschlossen der Rat und die Bürgerschaft dann endgültig die Abtragung aller Befestigungen und Wälle. Anstelle der stark vernachlässigten Wallanlagen sollten »freundliche Gartenanlagen und terrassenartige Spaziergänge mit schattigen Ruheplätzen und Lauben«⁷ entstehen. In einer Aktennotiz aus demselben Jahr heißt es: »... daß man bey der Anlage den Stadtgraben, den Wall und die Contrescarpe alle drey in Harmonie miteinander anlegen mußte...«

Eine Deputation »wegen Angelegenheiten und Unterhaltung öffentlicher Spaziergänge« aus sieben Mitgliedern der Kirchspiele und drei Mitgliedern des Rates wurde gebildet, die die Neugestaltung der Wallanlagen planen sollte.⁸ Am 6. September 1802 begannen die Arbeiten mit der Abtragung der Befestigungen zwischen der Bischofsnadel und dem Ostertor. 1805 wurde die Contrescarpe als Fahrweg »und [ein] breiter Spaziergang angelegt, woran zwanzig Mann arbeiteten.«⁹

Nachdem das Festungswerk abgetragen war, wurden Wall und Graben durch Isaac Hermann Albert Altmann in die heutige Parkanlage umgewandelt.¹⁰ Die Arbeiten wurden im Jahre 1811 weitgehend abgeschlossen.

Wohlhabende Bremer Bürger erkannten schnell die stadtnahe, aber noch ländlich geprägte Lage der Contrescarpe und begannen sich dort nach und nach Sommerhäuser zu bauen. Im Jahre 1836 schrieb der Arzt Philipp Heinen über das neue Wohngebiet außerhalb des Walls: »... seit wenigen Jahren ist es Gebrauch geworden, daß selbst wohlhabende Städter ihren temporären Aufenthalt in demselben im Sommer in einen fortwährenden verwandelten. Die Häuser selbst stehen... nicht dicht aneinander, sondern sind durch Gärten

5 Hans Ludwig Schaefer, *Bremens Bevölkerung in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts* (VStAB, Heft 25), Bremen 1957, S. 35.

6 Herbert Schwarzwälder, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen*, Band 1, Bremen 1995, S. 520.

7 Ebd., S. 547.

8 Herbert Schwarzwälder *Das große Bremen-Lexikon*, 2. Auflage, Bremen 2003, S. 944.

9 Johann Hermann Duntze, *Geschichte der freien Stadt Bremen*, Band 5, Bremen 1851, S. 619ff.

10 Isaak Hermann Albert Altmann (* 15. August 1777 in Bremen, † 15. Dezember 1837 in Bremen) stammte aus einer Gärtnerfamilie und gründete nach seinen Lehr- und Wanderjahren im Jahre 1800 ein eigenes Geschäft in seiner Heimatstadt Bremen. 1803 berief man ihn zum Sachverständigen, der die Umgestaltung der Wallanlagen zu einem Park leitete.

und Gemüseländereien von einander getrennt, so daß sie frei von der Luft [umweht werden].«¹¹

Da die Contrescarpe aber bis 1849 außerhalb des Altstadtbereichs und damit in der Vorstadt lag, behielten die Altstadtbürger mit vollem Bürgerrecht ihren Hauptwohnsitz in der Altstadt, um ihr Bürgerrecht weiterhin ausüben zu können.¹² Erst 1849 konnten auch die Vorstadtbürger das volle Bürgerrecht erwerben und die Sommersitze wurden zunehmend Hauptwohnsitz.¹³ Die Contrescarpe begann sich von der agrarisch geprägten Vorstadt zu einem gehobenen Wohnviertel zu wandeln.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Contrescarpe zu einer der besten Wohnadressen.¹⁴ – Senatoren, Kaufleute, Aeltermänner und ihre Witwen wohnten hier. Namen wie Hachez, Lürman, Donandt, Gildemeister, Wolde, Melchers, Gröning, Ichon finden sich zum Beispiel im Bremer Adressbuch des Jahres 1866.

Nach 1871 kam es in Bremen zu einem großen Bauboom, der auch vor dem Gebiet um die Contrescarpe nicht Halt machte. Wer es sich leisten konnte, präsentierte in prunkvollen Villen seinen Reichtum. Einem neuen Modetrend folgend waren die Villen nicht mehr – wie noch in den 1860er Jahren – am englischen Tudorstil orientiert, sondern an den Prunkbauten des Barocks oder der Renaissance. So baute sich z. B. der Petroleum-Kaufmann Franz Schütte sein »Schloss« 1881/82 an der Kohlhöckerstraße.

Nach dem Ersten Weltkrieg und besonders nach der Inflation von 1923 verlor die Contrescarpe etwas von ihrem Glanz. In viele der großen Häuser – die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in der Regel von einer Familie bewohnt wurden – zogen neben den Eigentümern auch Mieter ein (vermutlich um die hohen Kosten, die ein solches Haus verursachte, zu decken). Jetzt findet man in den Adressbüchern neben Kaufleuten und Prokuristen, vielen Witwen, Rechtsanwälten, Ärzten, Privatleuten oder Direktoren auch Berufsbezeichnungen wie Hilfspostschaffner, Baumwollklassierer, Bahnarbeiter, Damenfriseur oder Rangierer. Neubauten an der Contrescarpe wurden selten, und viele der alten Wohnhäuser wurden als Büros genutzt. Diese Mischung aus Firmen, Behörden und Wohnen hat sich bis heute erhalten.

11 Philipp Heineken, Die freie Hansestadt Bremen und ihr Gebiet in topographischer, medizinischer und naturhistorischer Sicht, Band 1, Bremen 1836, S. 28 f.

12 Vgl. dazu u. a. Klaus Schwarz, Wirtschaftliche Grundlagen der Sonderstellung Bremens im deutschen Wohnungsbau des 19. Jahrhunderts, in: Brem. Jb. 57, 1979, S. 46 f.

13 Zur Entwicklung des Bürgerrechts vgl. Karl Reinke, Das bremische Bürgerrecht, in: Brem. Jb. 32, 1929, S. 195.

14 Im Wahlbezirk 20, zu dem die Contrescarpe mit den Hausnummern 1 bis 43 gehörte, verteilten sich die 641 Wahlberechtigten nach dem Bremer Adressbuch von 1887 wie folgt: Privatiers (5 %), Kaufleute (23,5 %), Akademiker und vergleichbare Berufe (4 %), Selbstständige, Unternehmer (8 %), Arbeiter [wahrscheinlich in der Mehrzahl das Personal in den großen Häusern] (2,5 %), vgl. dazu Peter Wolbert Meyer, Entdeckt im Viertel – Architektonische Konfektion an Bremer Häusern, Bremen 1987, S. 45.

Die Wallanlagen haben den Zweiten Weltkrieg fast unbeschädigt überstanden. Nach dem Kriege stellte sich die Frage, unter welchen Prämissen der Wiederaufbau gerade der Innenstadt erfolgen sollte. Insbesondere der prognostizierte Autoverkehr mit seinen Platzbedarfen kam dabei in den Blick. Hier setzte sich aber der Denkmalschutz durch, der sich vehement dagegen wehrte, die Wallanlagen dem automobilen Verkehrsfluss zu opfern.¹⁵ Auch der Stadtplaner Wilhelm Wortmann schrieb zur neuen Bebauung der Contrescarpe¹⁶: »Zu hohe Bebauung an der Contrescarpe, wie sie leider schon an einigen Stellen vorhanden ist, macht den Sinn ihrer gärtnerischen Gestaltung [der Wallanlagen] unkenntlich und zerstört den Maßstab. Die gleiche oder noch schlimmere Wirkung würde die Zerstückelung durch neue Überquerungen der Anlage und der Wasserfläche und Durchbrechung des Walls [bewirken].« Glücklicherweise wurde das historische Gesamtbild der Wallanlagen an der unteren Contrescarpe – sieht man einmal von einigen mehr oder weniger gelungenen Um- oder Neubauten ab – im Zuge des Wiederaufbaus und später nicht beeinträchtigt.

Die Villen der Familien Smidt

Einer der ersten Bürger, die sich ein Sommerhaus an der Contrescarpe bauen ließen, war der damals 35-jährige Ratsherr und spätere Bürgermeister Johann Smidt.¹⁷ Der zweistöckige klassizistische Bau entstand 1808¹⁸ auf einem ungefähr 4.000 m² großen Grundstück (Nr. 18, später Nr. 24/25), das sich von der Contrescarpe bis zur Kohlhöckerstraße erstreckte. Der Gartenfreund und Nelkenzüchter Smidt ließ im Garten auch einen Kuh- und Hühnerstall bauen. Unter den Aufzeichnungen Smidts befindet sich ein etwa 50 Seiten starkes Heft mit dem Titel »Beschreibung der in meinem Garten befindlichen Fruchtbäume, aufgenommen im Jahr 1808«. Da Smidt auf bestes Obst und Gemüse großen Wert legte, wurden in einer kleinen Baumschule auf dem Grundstück junge Stämme veredelt. Auch Wein wurde – wenn auch erfolglos – auf dem Grundstück angebaut, und im hinteren Teil des Grundstücks standen Orangenbäume in der Sonne.¹⁹

15 Vgl. dazu u. a. E. Noltenius, Über den Wiederaufbau der bremischen Innenstadt, in: Der Wiederaufbau – Mitteilungsblatt des Vereins »Wiederaufbau-Gemeinschaft Stadtmitte Bremen«, Nr. 2, Bremen Mai/Juni 1948, S. 2 ff., auch ebd. Nr. 2/3 Dezember 1950.

16 Wilhelm Wortmann, Die Wallanlagen im Wandel der Zeit von 1800–1955, in: ebd., 9. Jahrgang Nr. 1, Bremen August 1955, S. 3 ff.

17 Biographische Daten s. u. a. Schwarzwälder, Bremen-Lexikon (wie Anm. 8), S. 813 f. Einen interessanten Einblick in das Privatleben Johann Smidts aus seinen Briefen gibt seine Enkelin Bernhardine Schulz-Smidt (Pseudonym Ernst Oswald) in dem Band Bürgermeister Johann Smidt, das Lebensbild eines Hanseaten, Bremen 1914.

18 Gustav Brandes, Aus den Gärten einer alten Hansestadt, Bremen 1939, nennt das Jahr 1804.

19 Vgl. dazu u. a. Gundula Lang, Bürgerliche Privatgärten in deutschen Landen um 1800. Fallstudien zu Gestalt, Nutzung und Bedeutung im Kontext des

Erst als der Siebzigjährige das Haus ab 1842 ganzjährig bewohnte, verlor das Anwesen seinen Charakter als Sommersitz mit landwirtschaftlicher Nutzung. Die Ställe wurden beseitigt und das Haus durch einen Seitenflügel für die Tochter Wilhelmine erweitert (wahrscheinlich Nr. 24). Die unverheiratete Wilhelmine führte ihrem Vater bis zu seinem Tode den Haushalt. 1868 wurde das alte Smidt'sche Haus von seinem Sohn Johann (John 1809–1887) abgerissen. Er ließ sich nach Entwürfen von J.O. Bredehorst ein neues Haus (Hausnummer 25) bauen. Über das ca. 1880 vom Architekten Gustav Runge²⁰ neu erbaute Haus Nr. 24 gibt es nur spärliche Informationen.²¹

Das Smidt'sche Anwesen war damit etwas Besonderes: Es verfügte nicht nur über ein einzelnes Haus, sondern versammelte ein ganzes Ensemble von Häusern. Die Grundstücke der drei Söhne von Johann Smidt bildeten ein gemeinsames Gartengrundstück, dessen Zentrum die gemeinsame Terrasse des Smidt'schen Hauses an der Contrescarpe war. Alle Smidt'schen Häuser blieben im Familienbesitz. Nach der weitgehenden Zerstörung des Anwesens durch Bomben im Jahre 1942 (mit Ausnahme der Hausnummer 32, das sich der Smidt-Enkel Johann nach Plänen der Architekten Otto Gildemeister 1890/91 erbauen ließ) wurde auf dem Grundstück Contrescarpe 24 eine Baracke als Behördensitz gebaut. Nach dem Abriss des ehemaligen Smidt'schen Hauses und der Baracke entstanden auf dem Grundstück Turnhalle und Lehrtrakt der Bürgermeister-Smidt-Schule.²²

Die Villa der Familie Lürmann

Theodor Gerhard Lürman, geboren am 7. Juli 1789 in Hamburg, war ein erfolgreicher Kaufmann und späterer Aeltermann, der es in der Firma seines Vaters zu großem Reichtum und in der Stadt zu Einfluss brachte.²³ Die Firma

gesellschaftlichen Umbruchs, Worms 2007 (Benrather Schriften – Bibliothek zur Schlossarchitektur des 18. Jahrhunderts und zur Europäischen Gartenkunst, Band 3); Barbara Hartz-Bentrop, *Private Gärten in Bremen – Ein Jahrhundert Gartenarchitektur 1905 bis 2005*, Bremen 2006, S. 15f.

20 Gustav Runge (* 31. Mai 1822 in Bremen, † 19. Februar 1900). Nach einer Lehre bei dem Architekten Jacob Ephraim Polzin (s. Anm. 32) besuchte er das Polytechnikum in Karlsruhe. Danach ging er in die USA, wo er beim Bau des Opernhauses von Philadelphia beteiligt war. Nach seiner Rückkehr nach Bremen in den 1860er Jahren plante und baute er in den Jahren 1868 bis 1871 das Schloss »Mühlenthal« von Ludwig Knoop in St. Magnus im neugotischen Stil. Daneben entstanden nach seinen Plänen die Badeanstalt am Breiten Weg (zerstört), das Haus Heineken an der Oberneulander Landstraße 114 und viele andere Wohnhäuser im damals beliebten Stil der Neorenaissance.

21 Carl Thalenhorst u. a. (Hrsg.), *Bremen und seine Bauten 1900–1951*, Bremen 1952, S. 430.

22 Vgl. dazu Uwe Schwartz, *Smidts Garten*, Manuskript, Bremen o. J.

23 Vgl. *Der Club zu Bremen* (Hrsg.), Christian Abraham Heineken, *Geschichte der Freien Hansestadt Bremen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Franzosenzeit*, bearbeitet von Wilhelm Lührs, Bremen 1983, S. 296; Johann Hermann Duntze, *Geschichte der freien Stadt Bremen*, Band 4, Bremen 1851, S. 569.

Stephan Lürman & Söhne verkaufte schlesisches Leinen auf Kommissionsbasis nach Übersee. Ansässig war die Firma in der Martinstraße 24, später in der Obernstraße 9. 1811 wurde Theodor Gerhard Lürman Teilhaber der Firma seines Vaters. Im selben Jahr heiratete er am 22. November Dorothee Wilhelmine Friederike Frank (genannt Minna), geboren am 1. März 1791. Aus der Ehe gingen insgesamt sechs Kinder hervor, von denen allerdings nur die Söhne Theodor (1816–1899) und August (1820–1902) sowie die Tochter Minna (1823–1880) die Eltern überlebten. Als der Firmengründer Stephan Lürman im Jahre 1816 starb, hinterließ er seinen Kindern ein Vermögen von über 230.000 Louis d'Or Reichstaler (Rth). Davon erbte Theodor Gerhard gut 52.000 Rth. – ein großes Vermögen, das ungefähr 260.000 Talern Gold entsprach (nach heutiger Kaufkraft: ungefähr 1,3 Millionen Euro).²⁴ Dies gab ihm die Mittel, das Grundstück zu kaufen und das Sommerhaus zu bauen.

Die Familie Lürmann, ansässig in der Altstadt, verbrachte die Sommermonate während der Abwesenheit von Johann Smidt, der ab November 1815 Bremen beim Bundestag in Frankfurt am Main vertrat, in Smidts Gartenhaus.

Angeregt durch den Bau des Smidt'schen Hauses, ließ sich 1822 auch das Ehepaar Theodor Gerhard und Minna Lürmann auf dem Grundstück Nr. 22 ein Sommerhaus errichten.²⁵ Zu diesem Zeitpunkt verzeichnete das Bremer Adressbuch für die Contrescarpe lediglich 18 Bewohner in 17 Häusern.

Über den Kauf des Grundstückes, den Bau des Hauses und das Leben an der Contrescarpe hat August, ein Sohn von Theodor Gerhard Lürman, in seinen Erinnerungen der Nachwelt ein recht genaues Bild hinterlassen²⁷: Die Sommermonate in Smidts Gartenhaus gaben »meinen Eltern die Veranlassung zu dem Ankauf des an den Garten von Bürgermeister Smidt im Südosten grenzenden, von der Contrescarpe bis zur Kohlhöckerstraße sich erstreckenden Gemüselandes und des dazu gehörenden, an der Ecke der Kohlhöckerstraße und der Meinkenstraße gelegenen Bauernhauses... und zu dem Bau des Gartenhauses.«²⁸

Für den Bau des Sommerhauses kaufte Lürman am 11. und 12. Januar 1822 zwei Grundstücke an der Contrescarpe und am 21. Juni 1823 noch ein

24 Andrea Weniger, *Der Sammler und die Seinigen. Die Gemäldesammlung des Aeltermann Theodor Gerhard Lürman (1789–1865) im Kontext ihrer Entstehungszeit in Bremen* (unveröffentl. Magisterarbeit), Oldenburg, November 2008, StAB U-1283, S. 233.

25 Bei der Hausnummer 22 handelt es sich um die frühestens ab 1868 vergebene Nummerierung, die noch heute gültig ist. Davor hatte das Haus die Nummer 17. Dies gilt u. a. auch für die Häuser an der Contrescarpe 21 (ehemals 19b) und 25 (ehemals 28).

26 Bremer Adressbuch von 1822, S. 257 f.

27 August Lürman, *Erinnerungen aus den Jahren meiner Kindheit und ersten Jugendzeit*, nach dem Original abgeschrieben 1961 von Bernhard von Basewisch in: StAB 7,128, weitere Ausführungen nach Weniger, *Der Sammler* (wie Anm. 24).

28 Ebd.

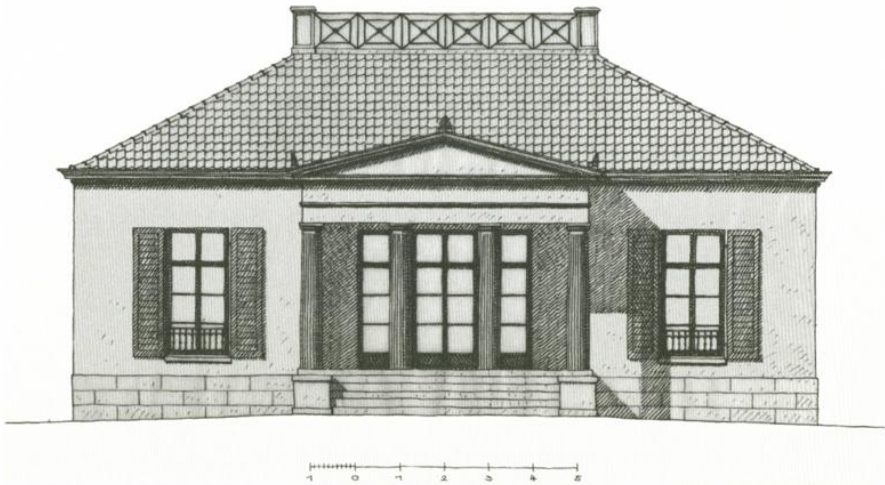


Abb. 2: Rekonstruktionszeichnung des von Jacou Ephraim Polzin entworfenen Sommerhauses Lürmann, 1828. Foto: Senator für Inneres

drittes dazu.²⁹ Die ursprüngliche Größe war imponierend: über 6.800 m²³⁰ erstreckten sich von der Contrescarpe bis zur Kohlhöckerstraße und von der Meinkenstraße bis zum angrenzenden Smidt'schen Grundstück im Nordwesten. Das Anwesen wurde wie ein Landgut genutzt: Westlich neben dem Haupthaus lag ein Gärtner- und Waschhaus, in der südöstlichen Ecke ein strohgedecktes, zum Hofmeierhaus mit Pferde- und Kuhstall umfunktioniertes Bauernhaus. Parallel dazu verlief eine Kegelbahn. In der nordwestlichen Ecke hatte Theodor Gerhard Lürman ein Gewächshaus speziell für seine Frau Minna, die eine begeisterte Hobbybotanikerin war, errichten lassen.³¹ August Lürman schreibt, das Gewächshaus sei »die tägliche Freude seiner blumenkundigen Mutter« gewesen.

29 Vgl. Akten des ehemaligen Erbe- und Handfestenamtes für die Contrescarpe 22/23, in: StAB 4,45/1-R 57 Bl. 9.

30 Nach dem Auszug aus dem Kataster vom 12. Oktober 1866 (in: StAB 7,128) hat das Grundstück eine Fläche von 2 Morgen und 78 Quadratruten. Ein Bremer Morgen hatte eine Fläche von umgerechnet 2572 m² (vgl. Wikipedia, aufgerufen am 9. 1. 2015) und eine Quadratrute von 21,42 m² (vgl. Herbert Schwarzwälder, Das große Bremen-Lexikon, 2. Auflage, Band 2, S. 750). Das ergibt eine Gesamtfläche von 6819 m². Vgl. auch Kataster vom 3. September 1881, in: StAB 4,45/1-R 57 Bl. 9. Nach der Bodenrichtwertkarte <https://www.bodenrichtwerte-boris.de/borisde/?lang=de> (aufgerufen 5. April 2020) hätte das Grundstück einen rechnerischen Wert von ca. 6,8 Millionen Euro.

31 Weniger, Der Sammler (wie Anm. 24), S. 18.

Das eingeschossige Sommerhaus der Lürmans wurde durch den angesehenen Bremer Architekten und Zimmermeister Jacob Ephraim Polzin³² gebaut. Die Grundsteinlegung fand am 8. Mai 1822 statt.³³ »Er hatte das Haus im klassizistischen Stil errichten lassen. Das eingeschossige Haus war 16,70 Meter breit und etwa zehn Meter hoch... Zudem wies es eine attraktive Besonderheit auf: Auf dem Walmdach befand sich eine vergitterte Plattform, die einen Rundblick über den Stadtgraben und die Altstadt im Südwesten, das Herdentor im Nordwesten, das Ostertor im Südosten und dazwischen im Norden über Felder und Wiesen bot... Der quadratische Grundriss des Hauses... war symmetrisch angelegt. In der zentralen Süd-Nord-Achse befanden sich hintereinander liegend zwei größere Räume: vorne, zum Stadtgraben hin der Gartensaal und dahinter vermutlich der Salon oder das Wohnzimmer.«³⁴ Daneben soll es noch drei weitere Zimmer im Dachstuhl gegeben haben. Mit dieser Bauweise unterschied es »sich so von anderen Wohnhäusern in Bremen, dass dem jungen Kaufmann unverantwortlicher Luxus vorgeworfen wurde.«³⁵

Einen breiten Raum in den Erinnerungen von August Lürman nimmt eine Schilderung des großbürgerlichen Alltags in dem neuen Haus ein: »Unser Familienleben war zumal im Sommer ein für Eltern und Kinder sehr behagliches und erfreuliches. Wenn es das Wetter gestattete, brachten meine Eltern in Gemeinschaft mit uns die Abende regelmäßig im Vorbau »unter den Säulen« zu, dort zum 7 Uhr Tee vielfach von Freunden besucht... Bei sehr warmem Wetter pflegten wir Mittags im Freien unter den in der Mitte des Gartens stehenden Ahornbäumen zu essen, von welchen Bäumen noch jetzt einer, der große in der Mitte der jetzigen hinteren Grenze der beiden Gärten stehenden vorhanden ist...

Die Wohnung im Garten bot mir im Sommer die Gelegenheit zu vielen sommerlichen Freuden ... Die Fischerei in den Stadtgräben zwischen Osterthor und Heerdenthor war von meinem Vater gepachtet, was mir die Gelegenheit zum Fischen und unserer Familie die viel benutzte Gelegenheit zu

32 Jacob Ephraim Polzin (* 1778 in Labiau bei Königsberg, † 18. November 1851 in Bremen). Nach seinem Studium, an der Akademie in Kopenhagen, wurde er 1806 zum Bauleiter für die Bauarbeiten am Schloss Christiansborg in Kopenhagen ernannt. 1811 kam er nach Bremen, wo er 1812 mit einem Entwurf für die Umgestaltung des Marktplatzes auf sich aufmerksam machte. 1814 heiratete er die Tochter des Ratszimmerermeisters Johann Georg Poppe. In den nächsten Jahren baute er verschiedene Häuser auf dem Teerhof und an der Schlachte. Weitere – durch Karl Friedrich Schinkel beeinflusste – Arbeiten entstanden in den Jahren ab 1820 in der Gegend des Walls und an der Contrescarpe. Von seinen Bauten sind nur noch das Haus Contrescarpe 22, die umgebaute Vegesacker Stadtkirche und das Teehaus des ehemaligen Gutes Rosenthal in der Marcusallee 1A erhalten. Vgl. auch Historische Gesellschaft des Künstlervereins (Hrsg.), »Bremisches Jahrbuch«, Band 30, Bremen 1926, S. 401.

33 Vgl. Georg Brauer, Auszug aus der Familiengeschichte und den Stammtafeln der Familie Lürman, Bremen 1933, hektografiertes Manuskript, in: StAB 7,128.

34 Weniger, Der Sammler (wie Anm. 24), S. 17.

35 Lydia Niehoff, Am Lehnhof 9, unveröffentlichtes Manuskript, Bremen 2014.

abendlichen Ruderfahrten [wie auch die Söhne von Johann Smidt³⁶] mittels unsres vor dem Garten ankernden Schiffes bot.«³⁷ Im Winter fanden regelmäßig musikalische Aufführungen im Hause der Lürmans statt.

Als am 18. März 1849 die neue Verfassung Bremens in Kraft trat, wurde die rechtliche Benachteiligung der Vorstadtbürger aufgehoben und alle »Staatsgenossen« bekamen gleiche Rechte³⁸, womit ein Hauptwohnsitz in der Altstadt überflüssig war. Auch die Lürmans gaben zwischen 1849 und 1859 ihren Wohnsitz in ihrem Geschäftshaus in der Altstadt auf und bezogen die Villa an der Contrescarpe als Hauptwohnsitz. Im Zuge der Gleichstellung von Altstadt- und Vorstadtbürgern wurde auch die so genannte »Torsperre« von 1766³⁹ ab 1848 aufgehoben. Noch in den zwanziger Jahren war darauf geachtet worden, dass Gäste rechtzeitig aufbrachen, um das hohe Torgeld am Bischofstor nicht bezahlen zu müssen, wenn sie nach Mitternacht in die Altstadt zurückkehrten. Ab jetzt war die Bewegungsfreiheit zwischen Alt- und Vorstadt nicht mehr eingeschränkt, und dies führte zu einem enormen Wertzuwachs der Grundstücke an der Contrescarpe. Theodor Gerhard Lürman nutzte die Gunst der Stunde und verkaufte den nordöstlichen, an die Kohlhöckerstraße grenzenden Teil seines Grundstücks. August Lürman bemerkt in seinen Erinnerungen dazu, dass der Preis »nach der von meinem Vater häufig mit Genugtuung gemachten Äußerung« die Ankaufskosten für das ganze Grundstück und die Baukosten des Hauses gedeckt hätten.

Wie auch einige andere wohlhabende Bremer sammelte Lürman Gemälde. Kurz vor seinem Tod umfasste seine Gemäldeammlung 256 Werke, hauptsächlich niederländischer Meister des 17. Jahrhunderts und zeitgenössischer deutscher Akademiemaler, für die eine angemessene Unterbringung gebraucht wurde. 1853 ließ er sich ein eigenes Galeriegebäude vom Architekten der Kunsthalle, Lüder Rutenberg⁴⁰, errichten. Dafür wurde das

36 Hermann Entholt, Ansicht der Geschichte Bremens im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts 1850–1875, in: Brem. Jb. 42, 1947, S. 53.

37 Lürman, Erinnerungen (wie Anm. 27); vgl. dazu auch Weniger, Der Sammler (wie Anm. 24), S. 19; s. auch Brandes, Aus den Gärten (wie Anm. 18), S. 80 ff.

38 S. Artikel 15 § 28 Verfassung des Bremischen Staats, publicirt am 21. März 1849, in: Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen 1849.

39 Proclam vom 23. Dezember 1766, in: Schwarzwälder, Sitten (wie Anm. 3), S. 82 f.

40 Lüder Rutenberg, geboren als Sohn eines Baumeisters am 8. Februar 1816 in Bremen, gestorben am 14. Juni 1890 in Bad Harzburg. Nach einer Lehre in der Firma seines Vaters, dem Studium der Physik, Chemie und Technik und einer ausgedehnten Europareise kehrte er 1841 nach Bremen zurück und trat in die väterliche Firma ein. 1847 wurde er Meister und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einer der größten Bauunternehmer und -spekulanten in Bremen. Sein erster großer Bau war 1847–1849 die Kunsthalle. Ab 1853 stieg er ins Brauereigeschäft ein. Nach der Baukrise gründete er die »Kaiserbrauerei«, später »Beck's Bier.« In seinem ehemaligen Wohnhaus, Am Dobben 91 (erbaut 1864), hat heute das Ortsamt Bremen-Mitte/Östliche Vorstadt seinen Sitz. Vgl. dazu auch Uwe Martin, »Bauen und Brauen – Der Unternehmer Lüder Rutenberg (1816–1890)«, in: Wiltrud Ulrike Drechsel u. a. (Hrsg.), Östliche Vorstadt. Zur Entstehung eines Stadtteils im 19. Jahrhundert (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens), Bremen 1985, S. 157 ff.

Garten- und Waschhaus umgebaut sowie durch einen Gang mit dem Haupthaus verbunden. Für diesen Umbau wurde das Anwesen mit einer weiteren Handfeste von 8.000 Thalern belastet. Es ist nicht verwunderlich, dass das Galeriegebäude in vielen Details bis hin zur Raumaufteilung an die schräg gegenüberliegende Kunsthalle erinnerte, gehörte Theodor Gerhard Lürman 1823 doch zu ihren Gründern. Der Anbau hat das Gesicht und die Aufteilung des Hauses stark verändert. August Lürman schrieb dazu in seinen Erinnerungen: »Neben dem Wohnhaus befand sich das Gärtnerhaus nebst Waschhaus, welches jetzt die untere Etage des nach 1849 erbauten Nebenhauses bildet. Die Räume der beiden unteren Etagen des jetzigen Haupthauses sind abgesehen von dem hinteren Ausbau noch diejenigen des alten Hauses, welches über denselben noch kleinen, von meinen Brüdern bewohnten Aufbau, enthaltend ein Wohnzimmer und zwei kleine Schlafzimmer hatte... Das Schlafzimmer meiner Eltern war der jetzige Vorraum dieses Anbaus. Mein Zimmer, zugleich Arbeits- und Schlafzimmer, befand sich in der untersten Etage in einer zu diesem Zweck hergestellten kleinen Abteilung des jetzigen grossen Zimmers, des »Billardsaals«, so genannt, weil anfangs dort ein Billard gestanden hatte. Vor diesem Saal und somit auch vor der mein Zimmer enthaltenen Abteilung befand sich ein etwa 10 Fuß vorspringender »Bogen«, ein Träger der vor dem oberen Saal befindlichen Terrasse. Infolgedessen hatte ich an meinem vor einem schmalen bis auf die Erde reichenden Fenster stehenden Arbeitstisch sehr mangelhaftes Licht, die Lüftung meines Zimmers konnte nur durch die Eingangstür vom Billardsaal aus geschehen...« Das Galeriehaus zierten – ganz nach dem klassischen Vorbild des Erechtheions auf der Akropolis in Athen – zwei Karyatiden.

Gerhard Theodor Lürman starb am 20. Februar 1865 im Alter von 76 Jahren. Der »Bremer Bürgerfreund« widmete ihm in seiner Ausgabe vom 22. Februar 1865 einen ehrenvollen Nachruf: »... Mit dem Verstorbenen, welcher am 14. Septbr. 1830 in das Collegium der Aeltermäner gewählt ward, ist abermals ein biederer, wackerer Ehrenmann... ein Mann, welcher die Zierde und der Stolz der Bremer Börse war, dessen Name in den fernsten Kreisen mit hoher Achtung genannt wird... aus unser Mitte geschieden...«⁴¹ Er wurde vier Tage später in der Familiengruft auf dem Dovenhorskirchhof bestattet⁴². Seine Frau Minna, die an Brustkrebs erkrankt war, starb knapp zwei Jahre später am 12. Februar 1867.

Nach dem Tod von Theodor Gerhard Lürman und seiner Frau Minna wurde das Grundstück an der Contrescarpe an seine beiden Söhne August und Theodor sowie an Tochter Minna vererbt.⁴³ Das riesige Grundstück wurde

41 »Bremer Bürgerfreund« vom 22. Februar 1865.

42 »Bremer Bürgerfreund« vom 26. Februar 1865.

43 Daneben vererbte er seinen drei Kindern ein großes Barvermögen von knapp 550 000 Talern Gold, Grundstücke in Schönebeck, seine Gemäldesammlung, die einen Wert von über 20 000 Talern Gold hatte, die Geschäftshäuser der Firma Stephan Lürman & Sohn mit einem Wert von 52 500 Reichstalern und den Anteil an der Firma Stephan Lürman & Sohn mit einem Wert von 475 000 Talern Gold. Insgesamt betrug der Wert des Erbes ohne die Grundstücke an

geteilt. Beide Söhne setzten die Bautätigkeit ihres Vaters fort. Es war ausdrücklicher Wunsch ihrer Eltern gewesen, dass die drei Geschwister das Grundstück weiter bewohnen sollten. Dieser Wunsch sollte auch die Versorgung der geistig zurückgebliebenen Minna sicherstellen. Konsul Theodor Lürman ließ die Villa an der Contrescarpe 22/23 1866 von Heinrich Müller⁴⁴ aufstocken. Der Architekt Eduard Gildemeister lobte die Arbeit Müllers im Jahre 1900: »Ebenfalls der Berliner Schule [die u. a. Heinrich Müller vertrat] gehören die an letzteres [das Haus Contrescarpe 20] angrenzende Wohnhäuser der Brüder Lürman an, von denen namentlich dasjenige des Konsuls Th. Lürman [Contrescarpe 22] ... durch die... Verwendung einer älteren Säulenhalle und die vornehme Verteilung der Räume bemerkenswert ist.«⁴⁵ Wie stilbildend das Haus Contrescarpe 22 war, zeigt ein Neubau am Osterdeich Nr. 58. Als sich Theodor Lürman 1893 dieses Haus bauen ließ, wurde der Grundriss von den Architekten Gildemeister und Sunkel dem älteren Lürman'schen Haus an der Contrescarpe nachgebildet⁴⁶. Sein Bruder, der Senator und spätere Bürgermeister August Lürman⁴⁷ ließ sich auf dem Nebengrundstück, Contrescarpe 21, ebenfalls von Heinrich Müller, ein eigenes Haus bauen.

Am 21. April 1890 war sogar Kaiser Wilhelm II. zwischen zwei Programmpunkten anlässlich der Grundsteinlegung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. auf dem Domshof dort einmal zu Gast.⁴⁸ Das Programm vermerkt: »9 ¼ Uhr Abfahrt seiner Majestät vom Bahnhofs. Fahrt durch die folgenden Straßen: Bahnhofstraße, Contrescarpe bis zum Hause des Herrn Senator Dr. Lürman.« Die Tochter von August Lürman hat diesen und den zweiten Besuch des Kaisers am 18. Oktober 1893 beschrieben: »Wir wendeten uns sofort dem Saal zu, in welchem Präsident Buff⁴⁹ dem Kaiser den versammelten Senat

der Contrescarpe und in Schönebeck knapp 1,1 Millionen Taler (nach heutiger Kaufkraft knapp 18 Millionen Euro). Vgl. *Recess* in StAB 4,45/1-R 57 Bl. 9.

44 Heinrich Müller (* Februar 1819 in Oberneuland, † 8. März 1890 in Bremen). Er erlernte den Beruf des Maurers und besuchte ab 1838 das Polytechnikum in München. Ab 1849 schuf er in Bremen eine große Anzahl repräsentativer Bauten, erst im klassizistischen, später im Tudor- und zuletzt im üppigen Neo-Renaissance-Stil wie das Wohnhaus von Franz Schütte an der Kohlhöckerstraße. Jahrzehntlang war er der Stararchitekt der bremischen Oberschicht. Müller war überdies lange Jahre Präsident des Bremer Künstlervereins, dessen Gebäude am Domshof er 1876 im neogotischen Stil umbaute. Viele seiner Bauten, wie die neue Börse am Markt, die neogotische Rembertikirche, das »Museum« am Domshof, das Logenhaus am Wall wurden während des Zweiten Weltkriegs zerstört.

45 Thalenhorst, Bremen und seine Bauten (wie Anm. 21), S. 423.

46 Ebd., S. 448.

47 August Lürman (* 22. September 1820, † 13. Oktober 1902). In einem Nachruf in der »Weser-Zeitung« vom 26. Oktober 1902 heißt es, er sei ein Mann »von vornehmer und gütiger Gesinnung, immer hilfsbereit für Schwache und Unglückliche«. August Lürman war neben seinem Senatorenamt auch Mitglied in der Deputation für die Wallanlagen.

48 Das Folgende nach den Archivalien aus StAB 7,128.

49 Carl Friedrich Christian Buff (* 1820 in Ibbenbüren, † 1891 in Bremen) war ein Kaufmann sowie Senator und im Jahre 1890 Bürgermeister in Bremen.

vorstellte. Inzwischen strömte das Gefolge die Treppe herauf und im Nu war der ganze Raum ... mit den glänzendsten Uniformen und interessantesten Erscheinungen gefüllt, worunter die ehrwürdige, wenig gebeugte Gestalt des alten Grafen Moltke.« Der Glanz vergangener Zeiten ist längst vorbei. Heute ist in diesem Gebäude eine Rechtsanwaltspraxis untergebracht.

Wahrscheinlich um diese Zeit wurde auch die Eiche gepflanzt, die heute noch in der hinteren linken Ecke des Parkplatzes auf dem ehemaligen Grundstück Contrescarpe 22 steht. Mit einem Umfang von knapp vier Metern und einer Höhe von knapp 20 Metern ist sie der letzte, eindrucksvolle Rest des ehemals so großzügigen Gartens. Drei andere große Eichen, die noch lange vor dem Eingang des Neubaus gestanden haben, wurden Ende der achtziger Jahre gefällt, um die Lichtverhältnisse in den Büros zu verbessern.⁵⁰ Auch die große Kastanie, die auf dem Grundstück Nr. 21 an der Grenze zum Grundstück Contrescarpe 22/24 steht, dürfte aus dieser Zeit stammen.

Wie der Garten des Lürman'schen Hauses früher einmal ausgesehen hat, und ob das Grundstück noch landwirtschaftlich genutzt wurde, ist nicht überliefert. Durch die dichte Bebauung des ehemaligen Grundstücks ist heute auch nicht mehr ansatzweise zu erkennen, wie der Garten gestaltet war. Außer einem unbeschrifteten Plan von Altmann für den »Aeltermann Lürman« aus dem Jahre 1883 gibt es keine Unterlagen. Auch ob dieser Plan umgesetzt worden ist, ist nicht bekannt. Es ist aber anzunehmen, dass der Garten Ende des 19. Anfang des 20. Jahrhunderts ähnlich wie andere große Gärten an der Contrescarpe ausgesehen hat.

Mit dem Tode der Brüder Theodor (1889) und August (1902) und ihrer Frauen war die große Zeit der Familie Lürman vorüber. Vermutlich musste das große Haus verkauft werden, um alle Mitglieder der 18-köpfigen Erbengemeinschaft auszuzahlen, zumal die Firma Stephan Lürman & Sohn 1903/04 in Konkurs ging.⁵¹

Johann Georg und Adele Wolde – Umbau des Anwesens

In der »Abkündigung« vom 30. September 1903 wird das Grundstück so beschrieben: »Das... Grundstück [besteht aus] einem Wohnhaus mit Anbau und Seitenflügel, Nebenhaus mit Veranda, Schuppen, zwei Treibhäusern, Lagerplatz, Hofplatz, Garten, Fahrweg und Zubehör...«⁵² Neuer Eigentümer wurde der Bankier Johann Georg Wolde.⁵³

Johann Georg Wolde wurde am 18. November 1845 als Sohn des Bankiers Carl Heinrich Wolde in Bremen geboren. Die Bank, vormals Schultze & Wolde –

50 Vermerk vom 9. Juli 1886, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-11.

51 Der Bankrott wurde durch Spekulationsgeschäfte, der seit 1855 als Bank agierenden Firma »Bank-Wechsel- und Commissionsgeschäft« verursacht. Vgl. dazu die Ausführungen bei Weniger, Der Sammler (wie Anm. 24), S. 31.

52 Vgl. Angabebuch Bd. 124, S. 129 in: StAB 4,45/1-R 57 Bl. 9.

53 Vgl. auch Dorothee Hansen (Hrsg.), Johann Georg Wolde und Adele Wolde – ein Bremer Sammlerpaar, Bremen 2003.

Geld und Wechselnegocianten, hatte ihren Sitz in der Langenstraße 144/145, an der Ecke zum Markplatz. Johann Georg Wolde wurde 1870 Teilhaber der Bank. 1904 wurde die Bank von ihm und seinem Bruder Heinrich August Wolde an die Berliner Discontogesellschaft verkauft, da beide keine Nachkommen hatten. Johann Georg Wolde blieb aber bis zu seinem Tode im Jahre 1911 im Aufsichtsrat der Bank. 1930 wurde die Firma, die bis dahin 136 Jahre bestanden hatte, aus dem Handelsregister gelöscht.

Johann Georg Wolde war seit 1872 mit der Baronesse Adele Knoop verheiratet. Adele Wolde wurde am 6. März 1852 in Moskau als Tochter des Baumwollkaufmanns Baron Ludwig Knoop geboren. Adele, »sorgfältig und behütet erzogen und aufgewachsen, sah in ihrem Hause [gemeint ist Haus Schotteck in Lesum] viele interessante Menschen, bemühte sich um eine mit »hochstrebender Geistespflege« verbundene Geselligkeit, deren »veredelnde Werte« auch ihr Mann zu schätzen wußte und nicht minder im Stadthaus an der Contrescarpe förderte.«⁵⁴

Der Kaufpreis für das Anwesen an der Contrescarpe betrug 275 000 Mark (nach heutiger Kaufkraft ca. 2,4 Millionen Euro). Dazu kamen noch die Kosten für den luxuriösen Um- und Ausbau. Entsprechend hoch waren die Belastungen, die auf dem Anwesen lagen: Ein Recess vom 27. Oktober 1903 verzeichnet fünf große Handfesten in einer Gesamthöhe von 250 000 (Gold-) Mark. Den Auftrag für den Umbau bekamen der Architekt und Wohnraumgestalter Rudolf Alexander Schröder⁵⁵ und Maurermeister D. H. Kahrs. Für Rudolf Alexander Schröder war es der erste Auftrag als Innenarchitekt.⁵⁶ Schröders Stil wurde von dem späteren Kunsthallendirektor Emil Waldmann als »hanseatisch« beschrieben: »Man kann die Zimmer und Gemächer, die er gebaut hat, ausräumen, und sie sind immer noch wohltuend in ihrer Wirkung... Daher ist es fast ein körperliches Wohlbehagen, was einen erfüllt, wenn man diese Räume betritt...«⁵⁷

Das Haus hat durch diesen Umbau die stärksten Veränderungen erfahren: Ein besonderes Schmuckstück des Hauses war der Musiksalon, in dem die

54 Bremer Nachrichten vom 5. November 1977.

55 Rudolf Alexander Schröder, (* 26. Januar 1878 in Bremen, † 22. August 1962 in Bad Wiessee). Nach seinem Studium und einem längeren Aufenthalt in Paris war er seit 1907 an der Innenausstattung der großen Passagierschiffe des Norddeutschen Lloyd beteiligt, so auch 1929 an der Innenausstattung der »Bremen«. Daneben entwarf er auch die Innenausstattung für Bürgerhäuser. Für das neue Rathaus entwarf er den Teppich im Senatssaal und die Möbel im Bibliothekszimmer. Neben seiner Tätigkeit als Innenarchitekt ist Schröder auch als Schriftsteller und Übersetzer bekannt geworden. Von 1946 bis 1950 leitete er von Bergen aus die Bremer Kunsthalle und wurde danach zum Ehrenvorsitzenden des Kunstvereins gewählt. Von 1953 bis 1958 war er Vorsitzender der Jury für den Literaturpreis der Stadt Bremen.

56 Vgl. Weser-Kurier vom 2. Februar 1978 »Der Dichter als Innenarchitekt«.

57 Emil Waldmann, in: A. G. Bruckmann (Hrsg.), Die Kunst. Monatshefte für freie und angewandte Kunst. 18. Band – Angewandte Kunst (= »Dekorative Kunst«), München 1908, S. 145 ff.

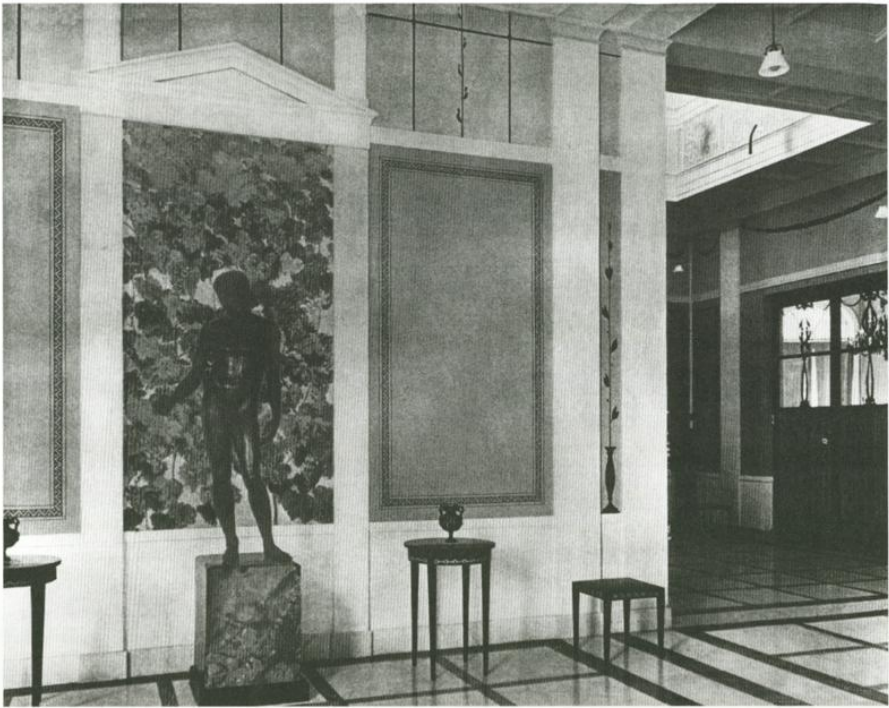


Abb. 3: Vorraum und Flur im Haus Wohlde, 1904–05. Foto: Senator für Inneres

Woldes ihre Gesellschaften gaben und wo sich der Kunstkreis »Die goldene Wolke« traf. Zwei Konzertflügel standen in dem Saal, die Palisandermöbel hatten hellgrau gestreifte Samtbezüge und der weiße Stuck stand im Kontrast zu den lavendelblauen Wänden. Die weiße Eingangstür war mit goldenen Ornamenten und grünseidenen Taftgardinen verziert. Selbst die geschnitzten Spiegelrahmen waren vergoldet. Der Umbau Schröders war an Luxus kaum zu überbieten: Die Türen und Möbel der Eingangshalle bestanden aus hellem Mahagoni mit reichen Einlagen, die Wände gelb gestrichen und mit verschiedenfarbigen Umrandungen verziert – der obere Teil hell grünblau mit aufgemalten Blumen. Für den Boden wurde weißer und grauer Marmor verwendet. Auch die Möbel im Wohnzimmer wurden aus Mahagoni mit Einlagen hergestellt, die Gardinen und Möbelbezüge waren tiefgrün. Der hellbraune Teppich hatte farbige Blumenränder. Alles war nach dem damaligen Zeitgeschmack aufeinander abgestimmt. Sogar Funktionsräume wie die Garderobe aus weißgestrichenem Holz und einer Wandbespannung aus gelbbraunen handgestrichenen Tapeten waren mit großer Sorgfalt gestaltet.

Der Kunsthistoriker Alfred Lichtwark schrieb 1912 über den Umbau: »Schröder hat eine beglückende Phantasie und einen großen Geschmack.

Obleich hier nur ein einzelner alles geschaffen hat, Architektur, Decoration und Mobiliar, wirkt es nicht frostig, sondern lebendig und behaglich...⁵⁸ Hier gab ein »trefflich von Mass und Form beherrschtes Gartenhaus am Rande der Wallanlagen den Rahmen für eine wohleingerichtete Häuslichkeit.«⁵⁹ Allerdings gab es auch herbe Kritik an der »biedermeierlichen Behaglichkeit« des Hauses. Harry Graf Kessler äußerte sich im Jahre 1905 (nachdem er das Kulenkampff-Haus an der Contrescarpe 44 besucht und als »unausstehlich« bezeichnet hatte) in seinem Tagebuch: »Überall Rosen und Impotenz, aber ein gewisses Maß, so daß der Eindruck weniger übel ist...«⁶⁰

Nach dem Tode Woldes im Jahre 1911 bewohnte seine Witwe das Haus noch bis 1922. Nach der Inflation im Jahre 1923 verkaufte Adele Wolde das Haus und zog sich endgültig nach St. Magnus in die Villa »Schotteck« zurück. Seit 1924 ist sie nicht mehr im Adressbuch für die Contrescarpe verzeichnet. Als Adele Wolde am 30. Juni 1932 im Alter von 80 Jahren starb, hielt Rudolf Alexander Schröder die Grabrede und schuf auch ihren Grabtempel auf dem Waller Friedhof.

Carl Stimming und der Norddeutsche Lloyd

Mitte der 1920er Jahr kaufte der Norddeutsche Lloyd das Anwesen, das damit ein Teil des umfangreichen Immobilienvermögens der Firma wurde. Die Villa wurde ihrem führenden Manager zur Verfügung gestellt – einerseits als Bestandteil seiner Vergütung, andererseits aber auch, um den Norddeutschen Lloyd entsprechend zu repräsentieren. Damit blieb das luxuriöse Haus nicht länger im Eigentum einer alteingesessenen Familie des Bremer Stadtbürgertums.

Ab 1926 wird der Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd, Carl Stimming, als Bewohner des Hauses Contrescarpe 22/23 geführt.

Über Carl Joachim Stimming gibt es nur relativ wenige biographische Daten, insbesondere über sein Privatleben ist wenig bekannt.⁶¹ Er wurde am 15. Mai 1876 als Sohn eines Brauereibesitzers in Fürstenwalde/Spree geboren. Nach seinem Jurastudium und dem Assessorexamen im Jahre 1901 begann er eine Laufbahn in der kaiserlichen Marineverwaltung, war von 1903 bis 1910 zuletzt Abteilungsvorstand bei der Kaiserlichen Marineintendantur in Kiel und avancierte zum Dezernenten für die Garnisonsverwaltung. Schon 1902 wurde er zum Norddeutschen Lloyd abgeordnet. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde er mit der Organisation der Proviantzentrale betraut. 1915 wechselte er zum Reichsschatzamt, wo er am 1. September 1917 zum Geheimen Oberregierungsrat und vortragenden Rat ernannt wurde. Im selben Jahr verließ er den Reichsdienst und trat in den Vorstand des Nord-

58 Zit. nach Hansen, Johann Georg Wolde (wie Anm. 53), S. 15.

59 Bremer Nachrichten vom 14. Januar 1978.

60 Bernd W. Seile, Bremens »Belle Epoque« in: Nils Aschenbeck, Bremen lang und breit, Bremen 1995, S. 41.

61 Historische Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften (Hrsg.), Neue Deutsche Biographie, Bd. 25, Berlin 2011, S. 351 f.

deutschen Lloyds ein. Zunächst leitete er die »Kajüt- und Zwischendeckabteilung« und »Personen-Verkehrsabteilung«, ab 1919 die Zentralabteilung und wurde im April 1921 Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd. In seine Amtszeit fielen der Neubau der »Bremen« (Indienststellung 1929) und der »Europa« (Indienststellung 1930).

Neben seinem Amt als Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd saß Stimming noch in den Aufsichtsräten der Deutschen Bank sowie der Darmstädter und Nationalbank Berlin. Außerdem war er Aufsichtsratsvorsitzender der Deutschen Luft-Hansa. Auch dem Verband Deutscher Reeder gehörte er von 1924 bis 1929 an. Politisch engagierte er sich in der nationalliberalen Deutschen Volkspartei.

1909 heiratete Carl Joachim Stimming seine Frau Annemarie, geborene Klitzing (1887–1965). Aus der Ehe gingen die Kinder Wolfgang (* 1910) und Renate (* 1923) hervor. Am 6. November 1931 starb Stimming in Hamburg an den Folgen eines Autounfalls. Verschiedentlich wurde die Vermutung geäußert, dass es sich um einen Selbstmord gehandelt hat⁶². Auslöser soll die dramatisch schlechte finanzielle Situation des Norddeutschen Lloyd gewesen sein. Im Gegensatz zu den Woldes haben Carl Joachim Stimming und seine Frau in dem Haus keine größeren sichtbaren baulichen Spuren hinterlassen. Sie waren auch die Letzten, die die Villa an der Contrescarpe 22/23 in Gänze bewohnten. Die Zeit der herrschaftlichen Villen und repräsentativen Stadthäuser neigte sich endgültig dem Ende zu. Vielmehr erzielte der Norddeutsche Lloyd in den folgenden Jahren Einnahmen aus der Immobilie, indem er die Villa an der Contrescarpe mehreren Mietparteien überließ. So war u. a. von 1938 bis 1941 das mexikanische Konsulat in dem Haus untergebracht.

Umwandlung zum Behördensitz und Einzug des Senators für Inneres

Bis 1935 wurden die föderale Struktur des Deutschen Reiches und damit die Länder als selbstständige Einheiten weitgehend aufgelöst. Viele Aufgaben, die vorher Ländersache waren, gingen mehr und mehr auf das Reich über. Mit dem Abschluss der »Verreichlichung« der Länderpolizeien im Jahre 1936 übernahm der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei nicht nur fast alle polizeilichen Aufgaben, sondern auch die polizeilichen Liegenschaften in den Ländern. Entsprechend war der Senator für die innere Verwaltung nur noch für die Polizeiverwaltung und den Bereich der Verwaltungspolizei zuständig.⁶³ Auch das Polizeihaus am Wall, in dem der Senator für die innere

62 So in: Historische Gesellschaft zu Bremen und Staatsarchiv Bremen (Hrsg.), *Bremische Biographie 1912–1962*, Bremen 1969, S. 504. »Die trostlose Finanzlage in der sich dieser [der Norddeutsche Lloyd] befand, gilt als Hauptursache für seinen Tod. Ob er, wie ein Gerücht es will, durch Selbstmord endete oder nicht, muß dahingestellt bleiben.«

63 Das Landesverwaltungsgesetz vom 21. September 1933 hatte den Senat in seiner Struktur und Aufgabenstellung massiv verändert. Die Zahl der Senatoren wurde auf sechs verringert, darunter der Senator für Inneres und Justiz. Der

Verwaltung untergebracht war, ging in das Eigentum des Reichs über.⁶⁴ Im Folgenden kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen dem Polizeipräsidenten und der inneren Verwaltung über die Nutzung von Räumen im Polizeihaus. Während das Polizeiamt (später Stadtamt) mehr Räume forderte, um zusätzlich eingestellte Beamte unterzubringen, forderte der Polizeipräsident den Auszug der inneren Verwaltung und des Polizeiamtes. Am 18. Januar 1939 kam es zu einem Ultimatum an den Regierenden Bürgermeister. Die Dienststellen der inneren Verwaltung und der kommunalen Polizei sind »unverzüglich aus dem Polizeipräsidium herauszuverlegen und... innen 2 Monaten über die Erledigung der Angelegenheit zu berichten.«⁶⁵ Im September 1938 begannen die Planungen für einen Umzug der Dienststelle Senator für die innere Verwaltung und der kommunalen Polizei. In einem Schreiben an den Polizeipräsidenten wurde ein Bedarf von 27 Büros für die innere Verwaltung und 19 für die kommunale Polizei errechnet.⁶⁶ Mehrere Liegenschaften wurden geprüft. Die Suche gestaltete sich schwierig, da der Raumbedarf von 45 bis 50 Räumen in einem stadt eigenen Gebäude nicht zu decken und die Anmietung einer Fremdimmoblie nicht gewünscht war.⁶⁷

Am 27. September 1938 wurde das Gebäude Contrescarpe 22/23 dem Regierenden Bürgermeister zum Kauf angeboten. »Herrliche Lage zwischen Bischofs- und Ostertor vor den Wallanlagen. – Sehr repräsentabler und ruhig wirkender Bau mit großer Vorfahrt von der Contrescarpe aus. – Erstklassiger baulicher Zustand. – Zur Seite des Hauptgebäudes befindet sich ein mit diesem verbundenes Nebenhaus. Das Hauptgebäude enthält 24 grosse, luftige Räume, die für Bürozwecke in Frage kommen und sich z.T. noch unterteilen lassen. Beide Baulichkeiten werden zzt. als Mietwohnungen von

»Regierende Bürgermeister« hatte nun eine »Führerstellung« gegenüber den Senatoren. Mit der »Verreichlichung« im Jahre 1936 fungierte der Senator für die Innere Verwaltung zwar formal noch als Polizeiaufsichtsbehörde, und der Polizeipräsident war Dienstvorgesetzter der bremischen Verwaltungs-, Kriminal- und Schutzpolizei. In der Realität hatte er aber weitgehend nur noch kommunale Aufgaben im Bereich des Ordnungsrechts. Ihm unterstanden das Ernährungs- und Wirtschaftsamt, das Gesundheitswesen, die Volkspflege (Soziales), die Kriegswirtschaftsverwaltung und das Stadtamt mit seinen 314 Mitarbeitern (1943), von denen sich der größte Teil mit der finanziellen Abwicklung von Bombenschäden beschäftigte. Nach Herbert Schwarzwälder, Geschichte der Freien Hansestadt Bremen, Bd. 4, Bremen in der NS-Zeit, Bremen 1995, s. auch Der Senator für Inneres und Sport der Freien Hansestadt Bremen (Hrsg.), Polizei.Gewalt. Bremens Polizei im Nationalsozialismus, Bremen April 2011.

64 Schreiben des Senators für die Finanzen an den Regierenden Bürgermeister, 27. 2. 1939, Akten des Senators für Inneres 102-11-10/002.

65 Schreiben des Polizeipräsidenten an den Regierenden Bürgermeister, 18. 1. 1939, Akten des Senators für Inneres 102-11-10/002.

66 Schreiben der inneren Verwaltung an den Polizeipräsidenten, 19. 9. 1938, Akten des Senators für Inneres 102-11-10/002.

67 Die Bremer Nachrichten berichteten am 17. 3. 1939 über die Umzugspläne der bremischen Behörden.

mehreren Parteien benutzt. Es dürfte nicht schwerfallen, durch Nachweis anderer Wohnungen die beiden Gebäude freizumachen.« – so der Makler in seinem Angebot.⁶⁸ Für die relativ kleine Behörde mit 31 »Beamten usw.« des Senators für die innere Verwaltung wurde ein Raumbedarf von 23 Büros festgestellt, der mit den zur Verfügung stehenden Räumen gut gedeckt werden konnte. Darüber hinaus hätten sogar noch zwei Wohnungen weitervermietet werden können (nämlich an den NDL-Direktor Karstedt mit 12 Räumen im Anbau und Senator Dr. Fischer mit fünf Räumen im zweiten Stock). Für die Herrichtung und Ausstattung der Räume wurde ein Betrag in Höhe von 14 300 Reichsmark veranschlagt. Mit dem Kaufanteil Bremens in Höhe von knapp 100 000 Reichsmark sollte der Ankauf und die Herrichtung der Gebäude insgesamt knapp 180 000 Reichsmark kosten (nach heutiger Kaufkraft knapp 1,2 Millionen Euro). In Anbetracht des Grundstücks- und Gebäudewerts von gut 500.000 Reichsmark war dies ein überraschend preisgünstiges Angebot. Penibel wurde der Bauwert der von der inneren Verwaltung benutzten Räume im Polizeipräsidium berechnet. Insgesamt waren es 595 m². Dazu, so der Verfasser der Kostenberechnung, würden die Mieteinnahmen von 2.200 Reichsmark der Stadt Bremen zustehen.

In einem Schreiben vom 20. Mai 1939 an den Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei wies der Regierende Bürgermeister darauf hin, dass die durch die »gemeinsame Unterbringung von Senator für die innere Verwaltung, Polizeipräsident und Polizeiamt [ab November 1939 Stadtamt] bedingten Raumschwierigkeiten nicht länger tragbar« seien. Da das Reich die Kosten für die Verlagerung zu tragen hätte, beantragte er die Übernahme der Kosten. Der Vertreter Oldenburgs und Bremens beim Reich, Senator Vagts, wurde gebeten, die Angelegenheit zügig zu verfolgen. Am 3. Juni 1939 teilte der Senator für die innere Verwaltung dem Senator für Arbeit und Technik mit, das Gebäude Contrescarpe 22/23 zu kaufen. Alle anderen Gebäude, die für eine Unterbringung der inneren Verwaltung in Frage gekommen wären, wurden für andere Zwecke verwendet. In der Sitzung des Senats (korrekt: Besprechung der Senatoren beim Regierenden Bürgermeister) berichtete Senator Dr. Fischer⁶⁹ über den beabsichtigten Kauf des Gebäudes – allerdings

68 Vertrauliches Schreiben des Haus- und Grundstückmaklers F. Wilh. Feldhusen, 27.9.1938, Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

69 Dr. Hans-Joachim (Jochen) Fischer (* 20. Juli 1904 in Varel/Oldenburg, † 16. Oktober 2000 in Oldenburg) arbeitete nach Jurastudium und Promotion als Referendar in der Rechtsanwaltspraxis von Johann Heinrich Böhmcker, dem späteren Regierenden Bürgermeister von Bremen. Fischer trat 1929 in die NSDAP ein. Nach mehreren Stationen in Eutin und Münster wurde er am 1. April 1939 zum Senator für die Innere Verwaltung ernannt. Am 1. November 1939 übernahm er auch das Ressort Arbeit. Außerdem wurde er Reichsverteidigungsreferent für Bremen.

Am 1. Juli 1944 wurde er Regierungspräsident in Osnabrück und als Stellvertreter von Gauleiter Paul Wegener Reichsverteidigungskommissar im Gau Weser-Ems. Als solcher nahm er auch weiter an den Senatssitzungen teil. Nach Kriegsende und einem langen Entnazifizierungsverfahren arbeitete er als Rechtsanwalt in Oldenburg.

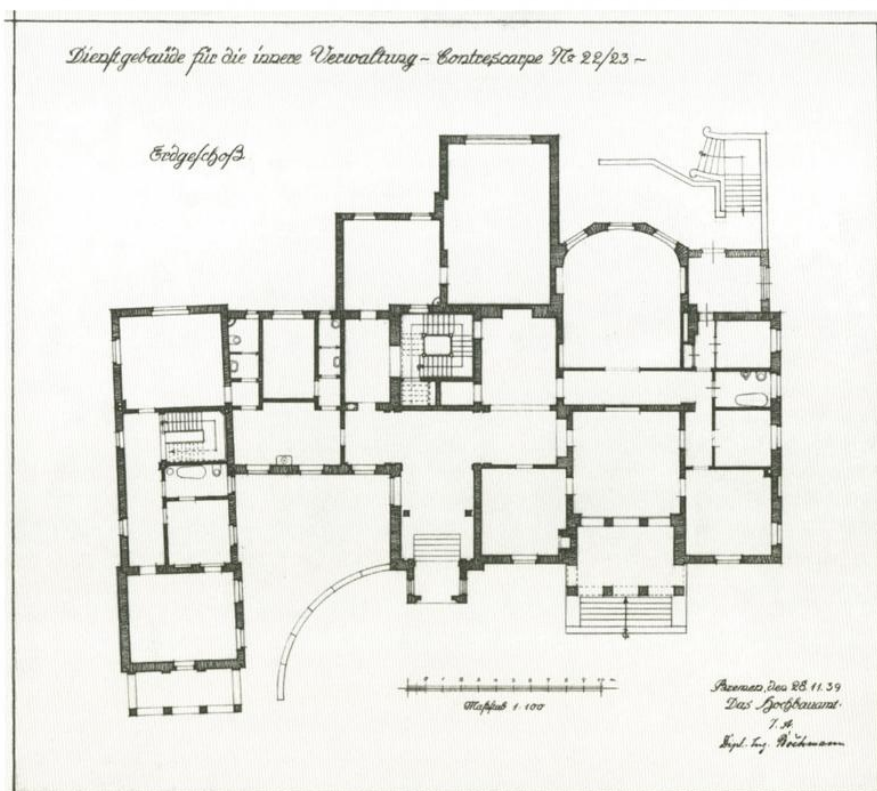


Abb. 4: Grundriss Erdgeschoss Contrescarpe 22–24, Hochbauamt Bremen, 28. 11. 1939. Foto: Landesamt für Denkmalpflege

unter der Voraussetzung, dass sich »der Reichsführer SS ... mit 200 000 RM daran beteilige.« Die Verhandlungen zogen sich bis Ende August 1939 hin. Bei einer Besichtigung des Gebäudes an der Contrescarpe entschied der Regierende Bürgermeister, dass das Gebäude gekauft werden solle.⁷⁰ Am 25. August 1939 kam die prinzipielle Zusage des Reichsführers SS und Chefs der Deutschen Polizei, einen Betrag von 152 120 RM zu erstatten und am 11. September 1939 wurde der zugesagte Betrag bewilligt.⁷¹ Jetzt gab auch der Senator für Finanzen seine Zustimmung zum Ankauf des Gebäudes. Am 27. September 1939 wurde der Kaufvertrag mit dem Norddeutschen Lloyd

70 Vgl. Vermerk vom 23. 8. 1939 in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

71 Schreiben Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei 11. 9. 1939, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

abgeschlossen.⁷² Der Kaufpreis betrug die geforderten 150 000 Reichsmark. Am 1. Oktober 1939 ging das Gebäude in das Eigentum der Stadtgemeinde Bremen über.

Da der Zweite Weltkrieg begonnen hatte, sollte das Gebäude schnell bezogen werden. Der bisherige Hausmeister wurde vom Senator für die innere Verwaltung übernommen, sollte die Heizung bedienen und den Garten in Ordnung halten. Dreien der sechs Mieter (der mexikanische Konsul Urdaneta, Frau Voigt und das Ehepaar Harder) sollte gekündigt werden. Auch Direktor Karstedt sollte bewegt werden, seine Wohnung möglichst zum 31. Dezember 1939 zu räumen. Während das mexikanische Konsulat und Konsul Urdaneta schon am 10. November 1939 ausgezogen waren und das Ehepaar Harder am 23. Dezember, wurde mit Frau Voigt eine Vereinbarung getroffen, die Wohnung zum 15. Januar 1940 zu verlassen.

Nur mit einem Mieter, dem Amtsgerichtsrat Dr. Fischer, gab es Probleme. Ihm war die Wohnung zum 31. März 1940 gekündigt worden.⁷³ Es scheint, als wollte der Amtsgerichtsrat die Gunst der Stunde nutzen und forderte beträchtliche Ausgleichszahlungen und einen Mietkostenzuschuss für eine neue Wohnung

Diese Forderung war dem Senator für die innere Verwaltung zu hoch. In einem Vermerk vom 27. Januar 1940 heißt es dazu deutlich: »...Für einen Beamten der Besoldungsgruppe A2 c2 ist es zumutbar, wenn er eine Miete von 140.- RM aufbringen muß... Es ist allgemeiner Grundsatz, daß ein Beamter 1/5 seines Gehaltes... verwohnen kann.« Am selben Tag schrieb der Senator persönlich an den Amtsgerichtsrat: »... Zu meinem Bedauern glaube ich aus Ihrem Schreiben vom 25. Januar 1940 entnehmen zu sollen, daß Sie das Ihnen auf meine Veranlassung vom Bremer Staat gewährte große Entgegenkommen nicht richtig zu würdigen wissen... muß ich die Vorwürfe zurückweisen, die für den Bremer Staats darin liegen, daß Sie schreiben, er könne froh sein, wenn er überhaupt in den Besitz der Räume gelange... Sie scheinen mir bei den in diesen Worten enthaltenen Vorwurf das öffentliche Interesse an der Erlangung des Hauses Contrescarpe 22/23 seitens des Bremer Staates nicht richtig gegenüber Ihren privaten Interessen einzuschätzen... Ich kann mich auch mit Ihrer Art, Ihre Ansprüche immer höher zu schrauben, nicht einverstanden erklären. Es ist nun schon das dritte Mal, daß Sie mit erhöhten Ansprüchen kommen. Sie wissen, daß ich mich auch in Ihrem Interesse bei dem Herrn Senator für die Finanzen für eine Erfüllung Ihrer Ansprüche ohne besonders gründliche rechtliche Beurteilung derselben eingesetzt habe. Ich habe Ihnen jedoch schon bei Beendigung unserer letzten Besprechung gesagt, daß dies Entgegenkommen auf Gegenseitigkeit beruhen müßte. Nachdem Sie nunmehr wiederum Ihre Ansprüche erhöht haben, glaube ich auf Ihrer Seite dies Entgegenkommen nicht feststellen zu können.«

72 Kaufvertrag vom 27.9.1939, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

73 S. dazu u.a. Schreiben Dr. Fischer an das Amt für Wohnung und Siedlung 20.12.1939 sowie den Vorgang in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/001.

Nach längerem Schriftwechsel, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ und persönlichen Verhandlungen mit dem Senator erhielt Senator Dr. Fischer am 11. Februar 1940 die Mitteilung, dass Amtsgerichtsrat Dr. Fischer eine Wohnung in der Mathildenstraße mieten werde – Zum 19. April 1940 sollte die Wohnung endgültig geräumt und eine Abfindung gezahlt werden.

Auch dem Direktor des Norddeutschen Lloyd sollte eine »Abfindung« in Höhe von 1100 Reichsmark gezahlt werden. Hervorgehoben wurde in dem Schreiben an das Amt für Wohnung und Siedlung, »daß Karstedt sich stets entgegenkommend zeigte.«⁷⁴

Nachdem das Haus Contrescarpe 22/23 in das Eigentum der Stadtgemeinde Bremen übergegangen war, ordnete Senator Dr. Fischer am 6. Dezember 1939 an, auch das Haus Contrescarpe 24 zu kaufen. Allerdings gestalteten sich die Verhandlungen mit »Frau Georg Smidt W[it]we.« noch Anfang 1940 schwierig. Auch eine beabsichtigte Anmietung der ersten und zweiten Etage kam für die Eigentümerin nicht in Frage. Mathilde Smidt wollte das große Haus für vier Mietparteien umbauen lassen, um sich eine (finanzielle) Existenz zu schaffen. Ende September 1940 änderte sie ihre Meinung und wollte die erste Etage jetzt doch an den Senator für die innere Verwaltung vermieten. Nach weiteren Verhandlungen und der strikten Weigerung von Frau Smidt das Haus zu verkaufen, entschied Senator Dr. Fischer, die Angelegenheit bis auf Weiteres ruhen zu lassen. Am 3. Dezember 1941 überwies der Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei noch einmal knapp 24 500 RM für Möbel, Einrichtungsgegenstände (u. a. 220,25 RM für einen Kronleuchter für das Zimmer des Senators, Umzugskosten und Mietentschädigung. Damit war der Kauf nach über drei Jahren seit dem ersten Angebot des Maklers abgeschlossen.

Am 26. Januar 1942 kam es gegen 22.00 Uhr bei einem Fliegerangriff zu kleineren Beschädigungen am Dienstgebäude Contrescarpe 22/23.⁷⁵ Da im Garten des Hauses phosphorhaltige Brandmittel gefunden wurden, erging am 16. Juli 1942 die Verfügung des Polizeipräsidenten als örtlicher Luftschutzleiter an den Senator für die innere Verwaltung, dass es verboten sei, »die in einem Umkreis von 70 Metern um die Einschlagstelle befindlichen Garten- oder Feldfrüchte« zu ernten oder sonstwie zu verwerten. Nachdem der Gasabwehrdienst den Garten des Hauses Contrescarpe 22 untersucht hatte, wurde die Verfügung am 7. August 1942 wieder aufgehoben. Der bei diesem Bombenangriff entstandene Sachschaden wurde nach der Kriegsschäden-Verordnung mit 10 895 Reichsmark abgegolten.

In der Nacht vom 13. auf den 14. September 1942 wurde das Gebäude Contrescarpe 24/25 gegen 02:23 Uhr durch einen zweiten Bombenangriff

74 Schreiben des Amtes für Wohnung und Siedlung 19.07.1940 an den Senator für Arbeit und Technik, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/001.

75 Lagebericht des Polizeipräsidenten als örtlicher Luftschutzleiter vom 27. Januar 1942. Durch den Einschlag einer schweren Minenbombe (1.800 kg) kamen im Gebiet um die Contrescarpe 26 Menschen ums Leben und 28 wurden verletzt. 48 Wohnhäuser wurden schwer beschädigt, in: StAB 3-M.2.h.3 Nr. 144 Bd. II.

zerstört.⁷⁶ Auch ein Teil des Gebäudes Contrescarpe 22/23 wurde beschädigt. Insgesamt brannte eine Fläche von 375 m² aus, und es entstand ein Schaden an Einrichtungsgegenständen in Höhe von knapp 20 000 Reichsmark.⁷⁷ Menschen kamen glücklicherweise nicht zu Schaden. Nach dem Bombenangriff wurde die Dienststelle Anfang Oktober 1942 in das zweite Obergeschoss der neuen inneren Klinik der Städtischen Krankenanstalt verlegt. Vorschläge, die Behörde an verschiedenen Standorten unterzubringen, wurden von Senator Dr. Fischer am 28. August 1943 abgelehnt: »Die Verwaltung soll zurückkommen, aber Ausweichstelle Krankenanstalt ... soll einsatzbereit bleiben.«⁷⁸ Anfang September 1943 zog die Abteilung I (Abteilung für Kriegsschäden) wieder in das Dienstgebäude Contrescarpe 22/23.

Da die Gebäude Contrescarpe 24/25 durch den Bombenangriff stark beschädigt waren, schien die Gelegenheit günstig, mit Frau Smidt, der Eigentümerin, wieder Verhandlungen über einen Ankauf aufzunehmen. Ihr wurde im Tausch gegen das Grundstück Contrescarpe 24/25 ein Haus in der Blumenthalstraße angeboten. »Die Familie Smidt hat bei diesem Verfahren den Vorteil, wieder im Besitz eines bezugsfreien, angemessenen Wohnhauses zu sein und, da die Grundstücke an der Contrescarpe mit sämtlichen Ansprüchen aus der Sachschädenfeststellung von uns erworben werden sollen, keine weitere Arbeit mit dem Stadtamt.«⁷⁹ Aber auch dieser Vorschlag wurde von Frau Smidt abgelehnt. Am 11. März 1943 teilte ihr Rechtsvertreter mit, dass Frau Smidt klar zum Ausdruck gebracht hat, »daß sie ... nicht bereit ist, ihren Grundbesitz freiwillig zu übertragen... Frau Smidt hat mit ihrem verstorbenen Ehemann Jahrzehnte auf diesem Grund und Boden in sehr glücklicher Ehe gelebt, der zudem alter ererbter Smidt'scher Familienbesitz ist... Sie hält sich an die Hoffnung, daß es ihr beschieden sein möchte, nach Beendigung des Krieges auf diesem Grund und Boden wiederum ein Haus zu haben, in dem sie ihr Leben beschließen kann.«⁸⁰

Um die Dienststelle wieder an ihrem alten Standort unterzubringen, wurde 1942/43 auf dem Grundstück Contrescarpe 24/25 eine 306 m² große Baracke gebaut. Als noch eine zweite Baracke im Garten gebaut werden sollte, wandte sich der Sohn von Frau Smidt, Rittmeister Otto Smidt, in einem für die damalige Zeit ungewöhnlich scharfen Brief an den Senator für die innere Verwaltung: »Ganz besonders befremdend wirkt es aber, wenn eine Behörde in Verfolgung eigennütziger Absichten mit der wie in diesem Falle gezeigten Rücksichtslosigkeit sich über die berechtigten Interessen und Gefühle von durch Kriegsschicksal so schwer betroffenen hinwegsetzt...«⁸¹ Daraufhin

76 Bericht des Polizeipräsidenten als örtlicher Luftschutzleiter – 2. Lagebericht vom 14. September 1942, in: StAB 3-M.2.h.3 Nr. 144 Bd. II, s. auch Bremer Zeitung vom 15. September 1942.

77 Vgl. Akte Senator für Inneres 102-11-10/004.

78 Handschriftliche Notiz auf einem Vermerk vom 26. 8. 1943, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

79 Vermerk Senator Dr. Fischer 25. 1. 1943, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

80 Schreiben Rechtsanwalt Dr. Eb. Noltenius jun. an den Senator für die innere Verwaltung 11. 3. 1943, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

wurde auf den Bau einer zweiten Baracke verzichtet. Im Juli 1943 waren die Sanierungsarbeiten auch im Haupthaus soweit gediehen, dass nur noch die Heizungsanlage fertiggestellt sowie die Fußböden verlegt und Malerarbeiten durchgeführt werden mussten. Nur der Bau der Baracke auf dem Grundstück Contrescarpe 24 und des Luftschutzbunkers im Hause Contrescarpe 22/23 verzögerten sich. Mitte Oktober 1943 beschwerte sich Senator Dr. Fischer beim Senator für das Bauwesen: »Bei aller Anerkennung der zeitigen Baulage muß ich feststellen, daß die bezugsfertige Herrichtung der Baracke äusserst langsam erfolgt... Der Bezug der Baracke ist jetzt besonders dringlich geworden, so daß ich Sie bitte, für baldige Bezugsfertigkeit der Baracke zu sorgen... Seit Monaten ist der untere Luftschutzbunker im alten Dienstgebäude fertig. Es ist aber nicht möglich, eine eiserne Klappe am Ausstiegsfenster zu erhalten. Ich wurde diesbezüglich immer wieder vertröstet... Wie ich vom Bauführer... höre, soll z. Zt. eine passende Eisenplatte nicht zu haben sein. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich auch für diese Sache interessieren würden. Die luftschutzmäßige Herrichtung des Kellers ist selbstverständlich besonders dringlich.«⁸² Drei Wochen später entschuldigte sich der Senator für das Bauwesen: »Die Fertigstellungsarbeiten an der Baracke mussten bedauerlicherweise teilweise durch den Abzug von Arbeitskräften für den Katastropheneinsatz nach den Fliegerangriffen vom 8./9. 10. [1943] zurückgestellt werden...«⁸³ Im Dezember 1943 konnte das gesamte Dienstgebäude wieder provisorisch bezogen werden.

Dieser Vorgang spiegelt die äußerst angespannte Lage der bremischen Bauwirtschaft in der letzten Hälfte des Zweiten Weltkriegs wieder, die einerseits durch die Anforderungen der Wehrmacht an Material- und Personalmangel litt, andererseits durch die Flächenbombardements der alliierten Luftwaffen eine immer weiter steigende Anzahl von Bauvorhaben bewältigen sollte. Offenkundig gelang es dem NS-Regime nicht, eine an der »Heimatfront« wichtige Behörde wie den Senator für Inneres akzeptabel unterzubringen und so dessen Krieganstrengungen zu fördern.

Dies galt ebenso für die Versicherungsbehörden, die in der Baracke Contrescarpe 24 untergebracht waren und sich im Dezember 1943 über die unzumutbaren räumlichen Verhältnisse beschwerten. Nicht nur die räumlichen Verhältnisse wurden beklagt, sondern auch die Lage des Dienstgebäudes: »... Das Gebäude ist so gut wie vom Straßenbahnverkehr abgeschnitten. Die nächste Haltestelle der Straßenbahn befindet sich an der Mozartstraße/Ostertorsteinweg. Das bedeutet für das Publikum, das zum großen Teil aus Personen besteht, die körperlich und besonders im Gehen behindert sind, ein großes Hindernis...«⁸⁴ In einem Vermerk vom 26. Januar 1944 wurden

81 Schreiben Rittmeister Otto Smidt 6. 7. 1943 an den Senator für die innere Verwaltung, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

82 Schreiben des Senators für die innere Verwaltung an den Senator für das Bauwesen 15. 10. 1943, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

83 Schreiben des Senators für das Bauwesen an den Senator für die innere Verwaltung 5. 11. 1943, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

84 Schreiben der Versicherungsbehörden 8. 12. 1943 an den Senator für die innere Verwaltung, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/000.

die Klagen als weitgehend unbegründet zurückgewiesen. Nur ein größeres Zimmer, das als Essraum für die Bediensteten vorgesehen war, wurde der Invalidenversicherungskanzlei zur Verfügung gestellt. »Den Eßraum werde ich nunmehr im Personalaktenkeller einrichten; die Personalakten in den noch unzureichenden LS[Luftschutz]-Raum der Baracke verbringen lassen«. Am 14. Februar 1944 zogen die Versicherungsbehörden wieder an die Contrescarpe. In dem vorher genutzten Gebäude Blumenthalstraße 7 wurden Beamtenwohnungen eingerichtet. Am 5. August 1943 wurde in einer Besprechung unter Leitung des Regierenden Bürgermeisters Böhmcker beschlossen, dass der Dienstsitz des Senators für die innere Verwaltung Ausweichquartier für die Regierungskanzlei werden sollte, falls das Rathaus durch die zunehmenden Bombenangriffe beschädigt oder zerstört würde. Glücklicherweise blieb das Rathaus vor größeren Beschädigungen verschont, so dass auf diesen Plan nicht zurückgegriffen werden musste.

Nutzung durch die US-Militärregierung für Bremen, den Senator für politische Befreiung und den Senator für das Bauwesen

Mitte April 1945 ging der Krieg im Nordwesten Deutschlands zu Ende. Gegen Mittag des 26. April 1945 wurde das Zentrum Bremens mit dem Rat- und Polizeihaus von britischen Truppen besetzt. Begleitet wurden die Briten vom amerikanischen Detachement E 2 C 2 mit 28 Offizieren und 60 Soldaten⁸⁵ unter dem Kommando von Lieutenant Colonel Welker, das für die amerikanische Militärregierung Bremens vorgesehen war. Lieutenant Colonel Welker suchte zusammen mit dem britischen Colonel Lambert das Polizeihaus auf, setzte den Regierenden Bürgermeister Duckwitz ab und übertrug das Amt dem Polizeipräsidenten Johannes Schroers (der allerdings schon am 30. April 1945 wieder abgesetzt und verhaftet wurde). Welkers Executive Officer Ltd. Colonel Shamel beschlagnahmte inzwischen das Gebäude Contrescarpe 22/23 als Hauptquartier der amerikanischen Militärregierung.

Noch am Abend durchsuchten Colonel Welker und sein Fahrer das Gebäude an der Contrescarpe. Im Büro von Senator Dr. Fischer fanden sie neben umfangreichen Unterlagen den Kalender des Senators. Der belegte, dass Dr. Fischer, der inzwischen geflohen war, zuletzt am 6. April 1945 in seinem Büro war. Welker und sein Fahrer blieben in der Nacht im Gebäude, um es vor Plünderungen zu schützen, während Ltd. Colonel Shamel wieder zum Detachement nach Bassum zurückfuhr.

Am nächsten Tag besetzte das Detachement das Gebäude als Hauptquartier der amerikanischen Militärregierung. Um das Gebäude weiter zu sichern, wurden die Büros teilweise – unter sehr provisorischen Bedingungen – auch als Quartier genutzt. So mussten die Soldaten z. B. ihr Wasser aus dem Brunnen vor dem Gebäude holen.⁸⁶ Die Offiziere und Mannschaften wurden

85 Anna-Maria Pedron, *Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg* (VStAB, Bd. 70), Bremen 2010, S. 54.

86 StAB 16, 1/2 OMGBRE, FHMGA I [Functional History] 27.4.1945–30.6.1945, Part I, S. 4f. »Col Welker ordered [26. April 1945 nach 13:30 Uhr] them [relieved

in der Nachbarschaft einquartiert.⁸⁷ In der Anfangszeit wurde das Gebäude auch als Messe für die Offiziere und Mannschaften genutzt, ebenso für die DP's. Ab Juni 1945 wurde eine Mannschaftenmesse im Haus Contrescarpe 32 eingerichtet. Nur die Offiziere verblieben in der Contrescarpe 22/23, später Nr. 19.⁸⁸

Am 27. April 1945 begann in Bremen offiziell die Besatzungszeit.⁸⁹ Für diesen Tag hatte Colonel Welker um 11:00 Uhr die Spitzen der bremischen Verwaltung in sein Hauptquartier an der Contrescarpe 22/23 einbestellt, darunter den seines Amtes enthobenen Bürgermeister Duckwitz und den früheren Polizeipräsidenten und jetzigen Regierenden Bürgermeister Johannes Schroers. Für den Bereich Inneres wurde Oberregierungsrat Behrens einbestellt.⁹⁰ Erst am 21. Februar 1948 wurde das Amt des Innensensors mit Adolf Ehlers besetzt.⁹¹

Bürgermeister Duckwitz and appointed General der Schupo Johannes Schroers] to assemble the remaining heads of each branch of municipal administration to meet his US-Officer opposite at 22/23 Contrescarpe at 1100 hrs. the following day. This location was formerly the office and residence of the Senator for Internal Affairs, which chosen for and still is Headquarters of Military Government. Col. Welker and his driver went to the building [26. April 1945] in the evening hours, found and secured a large quantity of Nazi records in the office of Senator Fischer, No 2 Nazi to Paul Wegener, Gauleiter of Weser-Ems and remained to protect the premises from looters. Fischer had fled about 6 April 1945 judging by calendar pads in the office. Lt. Colonel Shamel returned to the Detachment at Bassum and brought it forward. At 11⁰⁰, 27 April, Military Government was formally imposed... All members of the Detachment were located in Headquarters building, utilizing offices for billets as a security measure. There was no water supply except the well in front of the building...«.

- 87 Andreas Röpcke, Entstehung, Status und Verwaltung der amerikanischen Enklave Bremen, in: Brem. Jb. 66, 1988, S. 432; s. auch Pedron, Amerikaner (wie Anm. 85), S. 78; im Gebäude Contrescarpe 19 wurde ab Juli 1948 das »Amerika-Haus« – eine amerikanische Kultureinrichtung untergebracht.
- 88 «... Very soon a separate club for enlisted men was set up with the same facilities as the officers club, a few doors away from headquarters... In the initial planning and selection of Headquarters, messing and billets it was decided that all should be housed adjacent to Headquarters, rapidly as nearby buildings could be renovated and made liveable, all personnel were billeted within a radius of one block. This has proved a very satisfactory solution to a lot of transportation and security problems, and the General overall supervision and administration of all personnels has worked smoothly.» In: StAB 16,1/2 OMBRE FHMG A.I. 27. 4. 1945 – 30. 6. 1946 Part I, S. 23; vgl. auch Telefonverzeichnis vom 1. März 1946 in: StAB 16,1/2 Telefonverzeichnisse, Materialien.
- 89 «On 27 April 1945 Public Safety Branch of Military Government started its function...», in: StAB 16,1/2, S. 91.
- 90 Nach Pedron, Amerikaner (wie Anm. 85), S. 119, trat der neue Senat am 6. Juni 1945 im Amtssitz der Militärregierung an der Contrescarpe zusammen. Danach heißt es aber widersprüchlich: »Nicht im Bremer Rathaus, sondern im Amtssitz der Militärregierung, dem »Haus des Reichs«, erhielten die deutschen Senatoren ihre Ernennungsurkunden.«
- 91 Horst Adamietz, Freiheit und Bindung – Adolf Ehlers, Bremen 1978, S. 80.

Der früheste schriftliche Beleg für die offizielle Beschlagnahme des Gebäudes ist ein Schreiben der »Zivil-Verwaltung der freien Hansestadt Bremen« an die »Militär-Regierung z. Hd. Capt. Bard, Bremen Contrescarpe 22/23« vom 9. Juni 1945.⁹² In einem Vermerk der Finanzverwaltung vom 1. November 1945 wird das Gebäude unter der lfd. Nr. 7 als von der Militärregierung beschlagnahmt aufgeführt (Stand: 30. August 1945). Die Entschädigung dafür sollte aus dem Konto »Besatzungskosten« bestritten werden.⁹³

Die Einsetzung des ersten Senats unter Bürgermeister Vagts durch die amerikanische Militärregierung fand im Hause Contrescarpe 22/23 statt⁹⁴. Theodor Spitta erinnert sich an den 6. Juni 1945, als der Senat nach mehrwöchigen Verhandlungen mit den Amerikanern eingesetzt wurde: »Morgens 9 Uhr bei Welker. Begrüßungsansprachen Welkers und Vagts. Wenn Welker die Unabhängigkeit unserer Senatsverwaltung betont, so immer mit dem Vorbehalt militärischer Belange. Die anschließende Verhandlung aller deutschen und amerikanischen Sachbearbeiter wurde bald durch Welker abgebrochen...«⁹⁵

Im Laufe des Jahres 1946 wurde das Detachement aufgelöst, und die Militärregierung zog in das Haus des Reichs am Richtweg um.⁹⁶ Wahrscheinlich wurde das Gebäude an der Contrescarpe danach nur noch von der Spitze der Militärregierung genutzt. Schon die Telefonverzeichnisse der amerikanischen Militärregierung aus den Jahren 1948/49 verzeichnen keinen Standort Contrescarpe mehr.

Nach dem Auszug der Amerikaner wurde das Gebäude Contrescarpe 22/23 ab dem 1. Juli 1947 Dienstsitz des Senators für politische Befreiung und des öffentlichen Klägers⁹⁷. Das Amt des Senators für politische Befreiung wurde

92 StAB 3-R.1.m. Nr. 18; am 7. August berichtete der Bausenator Emil Theil von Forderungen der Amerikaner, die »bauliche Ausgestaltung des Hauses Contrescarpe 22/23« zu verbessern. »Für die Durchführung dieser Arbeiten seien kürzeste Fristen gesetzt worden. Es hätte auch alles Material von anderen Baustellen abgezogen werden müssen...« Die Kosten für die Reparaturen und Ausstattung sollen angeblich eine Million Reichsmark betragen haben und aus dem Fonds »Besatzungskosten« bezahlt werden. Die Schätzung wurde später von der amerikanischen Militärregierung auf 100.000 Reichsmark revidiert, s. Niederschriften über die Sitzung des Senats vom 7., 21. 8. und 7. 9. 1945, alle in: StAB 3/3 67.

93 Schreiben des Senators für Finanzen an das Stadtamt 14.1.1946, in: StAB 3-R.1.m. Nr. 18.

94 Brief von Wilhelm Kaisen an Prof. Dr. Conrad Latour 23. 12. 1965, in: StAB 16,1/2 Telefonverzeichnisse/Materialien. Mit großer Wahrscheinlich fand die Einsetzung im ehemaligen Dienstzimmer von Senator Dr. Fischer im Erdgeschoss, in der ehemaligen Bibliothek, statt. Das Büro wird heute als Dienstzimmer der Abteilungsleitung 2 genutzt.

95 Ursula Büttner / Angelika Voß-Louis (Hrsg.), Neuanfang auf Trümmern – Die Tagebücher des Bremer Bürgermeisters Theodor Spitta 1945–1947, München 1992, S. 151.

96 Röpcke, Entstehung (wie Anm. 87), S. 438; Pedron, Amerikaner (wie Anm. 85), S. 78.

97 Anklagevertreter in den Spruchkammerverfahren



Abb. 5: Blick auf den Anbau mit den Karyatiden, Contrescarpe 22–24, frühe 1950er Jahre. Foto: Landesamt für Denkmalpflege

vom 27. März bis zum 7. November 1947 von Friedrich Aevermann⁹⁸ bekleidet und danach, bis zur Auflösung der Dienststelle am 31. Dezember 1949 von Dr. Alexander Lifschütz.⁹⁹

Eine Aktennotiz aus dem Jahre 1948 macht nicht nur die schlechte Situation beim Einzug des Senators für politische Befreiung deutlich, sondern zeigt

98 Friedrich Aevermann (* 12. September 1887 in Wulfsode, † 20. Oktober 1962 in Lüneburg). Nach seiner Ausbildung als Lehrer an der Präparandenanstalt in Lüneburg trat er in den Schuldienst ein. 1933 wurde er aus dem Schuldienst entlassen. 1945 wurde er Oberschulrat. 1946/47 war er im Hauptausschuss der Entnazifizierung eingesetzt und vom 27. März 1947 bis 7. November 1947 Senator für politische Befreiung. Danach ging er wieder in den Schuldienst zurück, ab 1950 bis zu seinem Ruhestand 1955 als Landesschulrat.

99 Dr. Alexander Lifschütz (* 3. Oktober 1890 in Berlin, † 8. April 1969 in Bremen). Nach dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften und Promotion ließ er sich 1916 als Rechtsanwalt nieder und wurde 1924 in Bremen zum Notar bestellt. 1933 emigrierte er als Jude nach Amsterdam, wo er weiterhin als Rechtsanwalt arbeitete. Nach dem Zweiten Weltkrieg kehrte er nach Bremen zurück und wurde am 21. November 1947 zum Senator für politische Befreiung ernannt. Dieses Amt hatte er bis zum 31. Dezember 1949 inne. Nach seinem Ausscheiden aus dem Senat arbeitete er wieder als Rechtsanwalt und war von

auch, unter welchen Bedingungen die bremischen Behörden zwei Jahre nach Kriegsende arbeiten mussten:¹⁰⁰

»...Verhandlungen mit dem Wohnungsamt und der Militärregierung ergaben, daß das Gebäude Contrescarpe 22-24 uns am 1. Juli 1947 zur Verfügung stand [Hervorhebung d. Verf.]. Bei der Übernahme des Gebäudes waren sämtliche Inneneinrichtungen von der Militär-Regierung mitgenommen worden.« Erst nach langen Verhandlungen mit dem Hochbauamt konnte das Haus soweit mit Möbeln und Schreibmaschinen ausgestattet werden, dass ein einigermaßen geordneter Bürobetrieb möglich wurde.

»Zum Schluß sei bemerkt, daß nur durch persönliche Initiative Einzelner das Soll in der Materialbeschaffung erreicht werden konnte. Ein grosses Verständnis in verschiedenen Punkten der Materialbeschaffung wird von dem vorhandenen Personal nicht entgegengebracht. – 13. Februar 1948«

Über die tatsächliche Nutzung des Gebäudes gibt es nur spärliche Hinweise. Sicher ist, dass die Sitzungen der Deputation für politische Befreiung seit dem 15. Dezember 1947 im Hause Contrescarpe 22/24 unter Vorsitz von Senator Dr. Lifschütz stattfanden. Auch Sprechstunden wurden hier eingerichtet. Der geschäftsführende öffentliche Kläger teilte der Lagerleitung des Internierungslagers Riespott am 25. Oktober 1948 mit, dass für den Verkehr der Internierten mit den Verteidigern im Hause Contrescarpe 22/24 »an den Tagen Dienstag und Freitag jeder Woche das Zimmer »D 8« in der Zeit von 9–14 Uhr zur Verfügung« steht.¹⁰¹ In der Contrescarpe 22/23 wurden im Winter 1947/48 auch die Listen derjenigen ausgehängt, die im Entnazifizierungsverfahren als Mitläufer eingestuft werden sollten. Die Bevölkerung wurde aufgerufen, sich diese Listen anzusehen und dem öffentlichen Kläger Tatsachen mitzuteilen, die eine andere Einstufung rechtfertigen.¹⁰²

Insgesamt standen in der Contrescarpe 22/24 56 Räume für 200 Beschäftigte zur Verfügung.¹⁰³

Auch der Senator für das Bauwesen nutzte nach dem weitgehenden Auszug der Amerikaner Räume in der Contrescarpe 22/23. Wie viele andere bremische Behörden war auch die Bauverwaltung über viele Liegenschaften in Bremen verteilt. Die zentralen Organisationseinheiten des Senators für das

1956 bis zu seinem Tod Präsident des Bremischen Staatsgerichtshofes. Nähere biographische Daten in: Walter Richter, Dr. Alexander Lifschütz, Senator für politische Befreiung in Bremen (27. 11. 1947–31. 12. 1949), in: Andreas Röpcke/Wiltrud-Ulrike Drechsel (Hrsg.), Denazification – Zur Entnazifizierung in Bremen (Beiträge zur Sozialgeschichte Bremens, Heft 13), Bremen 1992, S. 40 ff.

100 Aktennotiz 13. 2. 1948, in: StAB 4,66-III.-306; schon in einer Besprechung am 18. Juni 1947 zwischen Captain Morse und Senator Aevermann heißt es im Protokoll unter Nr. 6: »Das Gebäude Contrescarpe 23 wird uns höchstwahrscheinlich bereits in einigen Tagen zur Verfügung stehen.«, in: StAB 4,66-III.-239.

101 StAB 4,6-III.-306.

102 Weser-Kurier vom 4. Dezember 1947, vgl. auch § 8 (öffentlicher Aushang) der Anweisung über die Einführung des beschleunigten Verfahrens vom 21. 10. 1947, in: StAB 4,66-III.-214.

103 Antrag des Senators für politische Befreiung an das Hochbauamt auf Zuteilung von Heizmaterialien für die Heizperiode 1947/48 22. 9. 1947, in: StAB 4,6-III.-306.

Bauwesen waren 1947 noch im Rathaus untergebracht. Der früheste Beleg für die Nutzung des Gebäudes an der Contrescarpe datiert vom 9. November 1948.¹⁰⁴ Um diesen Zustand zu beenden, sollten die Abteilungen des Senators für das Bauwesen an der Contrescarpe konzentriert werden¹⁰⁵. So kam es schon Mitte 1948 zu einem Raumtausch zwischen dem Senator für das Bauwesen und dem Senator für politische Befreiung. Der Senator für das Bauwesen machte Räume im damals noch nicht abgerissenen Lloydgebäude im Tausch gegen Räume in der Contrescarpe 23 frei.¹⁰⁶ Am 22. Dezember 1949 – die Auflösung der Dienststelle des Senators für politische Befreiung stand kurz bevor – beschäftigte sich die Kommission für Behörden-Raumverteilung mit dem Thema. Im Protokoll heißt es dazu:

»Vom Verwaltungsgericht ist inzwischen entschieden worden, daß das der Familie Smidt gehörende Grundstück [Hausnummer 24] bis 30.9.50 von der Stadtgemeinde Bremen geräumt werden muß. Wenn dieser Termin noch etwas hinausgeschoben werden könnte, bestände vielleicht die Möglichkeit die Dienststelle [Senator für politische Befreiung] nach Wachtstraße 27/29 zu verlegen.

Falls die jetzt vom Senator für politische Befreiung benutzten Räume frei werden sollten, werden diese... sämtlich vom Senator für das Bauwesen benötigt. Dann wird auch das Dienstzimmer von Senator Theil vom Rathaus nach der Contrescarpe 22/23 verlegt werden können.«¹⁰⁷

Ab 1950 war die gesamte Dienststelle des Senators für das Bauwesen mit der Haupt- und Bauabteilung in der Contrescarpe untergebracht. Dies führte neben der schlechten Ausstattung mit Büromöbeln und -material auch zu organisatorischen Problemen, die immer wieder zu umfangreichem Schriftverkehr Anlass gaben.

Auch wenn der Schriftverkehr heute eher zum Schmunzeln anregt, zeigt sich hier doch sehr deutlich, unter welchen schlechten Bedingungen die Behörden im Jahre 1948 arbeiten mussten, und welche Kleinigkeiten den Behördenalltag mitbestimmten. 1949 wurde geplant, im Garten des Hauses einen Bürobau zu errichten, um mehr Platz für die neu eingezogene Bauverwaltung zu schaffen. Diese Pläne wurden aber unter Hinweis auf die Schaffung eines Präzedenzfalles – man befürchtete, dass auch andere Grundstückseigentümer die rückwärtigen Gärten bebauen würden – fallen gelassen.

1951 wurde das Gebäude – insbesondere der Anbau – mit kleineren Baumaßnahmen instandgesetzt. Obwohl die Amerikaner das Gebäude nicht mehr nutzten, mussten eigene Bedarfe trotzdem mit ihnen abgesprochen werden,

104 Organisationsakten des Senators für das Bauwesen, in: StAB 4,29/-41; Schreiben des Senators für das Bauwesen an das Stadtplanungsamt 9.11.1948, in: StAB 4,29/1-84.

105 Da die Räumlichkeiten an der Contrescarpe 22/24 nicht ausreichten, sollten weitere Organisationseinheiten des Senators für das Bauwesen in umliegenden Gebäuden untergebracht werden. StAB 4,29/1-41.

106 Sitzung der Kommission für Behörden-Raumverteilung am 1.6.1948, in: StAB 4,29/1-41.

107 StAB 4,29/1-41.

da die Kraftfahrstaffel des Konsulats im Anbau untergebracht war¹⁰⁸. Mitarbeiter beklagten sich über »miserable Raumverhältnisse«: ... »Es dürfte meiner Klage Nachdruck verleihen, wenn ich darauf hinweise, daß wir an den meisten Tagen bei ca. 16° Innentemperatur und überdies in einem zugehen... Arbeitsraum bei schlechter Beleuchtung seit September vergangenen Jahres unsere Arbeit leisten.«¹⁰⁹ Anfang April 1952 wurden Überlegungen angestellt, das Amt für politische Befreiung in anderen Räumlichkeiten unterzubringen. Auch für die Mitarbeiter des Amtes für Bodenforschung, die ebenfalls an der Contrescarpe 22/24 untergebracht waren, sollten neue Räumlichkeiten gesucht werden.¹¹⁰

Der Senator für Inneres

Am 2. März 1954 beantragte der Senator für Inneres bei der Behördenraum-Verteilungskommission wieder die Nutzung des Gebäudes Contrescarpe 22/23 für die senatorische Behörde. Bis dahin war sie behelfsmäßig im Polizeihaus untergebracht. Zur Begründung wurde neben den »notdürftigen und unwürdigen Arbeitsplatz- und Raumverhältnissen« ausdrücklich der Kauf des Hauses im Jahre 1939 für den damaligen Senator für die innere Verwaltung angeführt.¹¹¹

Es gab aber auch Begehrlichkeiten anderer Behörden für das Gebäude: Die Bauverwaltung favorisierte eine Unterbringung der Schulverwaltung in dem Gebäude bzw. den Bau einer Grund- und Oberschule (»wobei jedoch ein Abbruch des Gebäudes Contrescarpe 22/23 nicht auf jeden Fall notwendig werden dürfte«¹¹²) und auch der Senator für Justiz und Verfassung wünschte, dass die oberen Gerichte »in einem für den Staat repräsentativen Gebäude in Bremen untergebracht« werden sollten, ebenso das Verkehrsgericht.¹¹³ Diese Wünsche wurden aber nicht berücksichtigt und die Behördenraum-Verteilungskommission gab am 7. April 1954 das Gebäude Contrescarpe 22/23 für die Nutzung durch den Senator für Inneres frei. Lediglich die Bodenuntersuchungsstelle für Ernährung und Landwirtschaft sollte im Dachgeschoss des Hauses verbleiben.

108 Vgl. »American Consulate, Bremen, Germany – Telephone Directory« 1. 1. 1949.

109 Schreiben Oppermann an den Senator für das Bauwesen 1. 4. 1951, in: StAB-4,29/1-41.

110 Schreiben des Hochbauamtes an das Stadtplanungsamt vom 18. November 1952, in: StAB 4,29/1-41.

111 Schreiben Senator für Inneres an die Behördenraum-Verteilungskommission 2. 3. 1954, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/003.

112 Vermerk Ltd. Reg. Dir. Franz Löbert 8. 4. 1954 und Protokoll der Sitzung der Behörden-Verteilungskommission vom 7. April 1954, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/003.

113 Schreiben des Senators für Justiz und Verfassung an den Senator für Inneres 5. 4. 1954 und Schreiben des Präsidenten des Hanseatischen Oberlandesgerichts 29. 3. 1954 an den Senator für Justiz und Verfassung, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-10/003.

Am 21. Mai 1954 schuf Senator Ehlers mit der Anordnung vollendete Tatsachen, dass zumindest die Abteilung I – Inneres und Kommunalangelegenheiten vom Polizeihaus in die freigemachten Räume an der Contrescarpe umziehen sollte. Am 1. Juni 1954 war der Umzug abgeschlossen.¹¹⁴ Bis zum 17. März 1955 zogen dann auch die anderen Abteilungen des Senators für Inneres in das neue/alte Dienstgebäude Contrescarpe 22/24¹¹⁵. Nur das Archiv des Personenstandsregisters verblieb noch im Polizeihaus, da die Lichtpauzerei der Bauverwaltung Räume im Nebengebäude belegte. Auch das Fotolabor des Stadtplanungsamtes blieb bis zum Jahre 1957 im Kellergeschoss an der Contrescarpe.

Ende der 50er Jahre war der behelfsmäßige Zustand des Dienstgebäudes nicht länger hinnehmbar. Ein Neubau sollte die Raumnot beheben und für räumliche Zustände sorgen, die der gewachsenen Innenverwaltung gerecht werden sollten. Neben ausreichend Büroräumen waren ein Sitzungsraum, ein Sozialraum (damals Speiseraum), eine Zentralaktenregistratur, ein Register und eine Bücherei vorgesehen. Der Neubau mit einer Nutzfläche von 1.600 m² sollte insgesamt 1,6 Millionen DM kosten.¹¹⁶ Hervorgehoben wurde bei der Planung das gute Verhältnis zwischen Nutz- und Verkehrsflächen von 74,5 % zu 25,5 % (gefordert war ein Verhältnis von 65 % zu 35 %). In Zeiten des Kalten Krieges wurde auch ein Schutzbau im Tiefkeller geplant. Er sollte 105,2 m² groß werden und neben den eigentlichen Schutzräumen auch über eine Telefonzentrale und ein Notstromaggregat verfügen. Da die Kosten von gut DM 114 000 dann wohl doch zu hoch waren, hat man auf den Luftschutzraum verzichtet. Am 6. Juni 1962 beschloss die Deputation für Inneres die Bauplanung.

Im Zusammenhang mit der Bauplanung des neuen Dienstgebäudes mussten auch die Grenzen des Gesamtgrundstücks Contrescarpe 22–26 neu gezogen werden, um der Bürgermeister-Smidt-Schule mehr Platz und eine Anfahrt zur Verfügung zu stellen. Aber auch das Grundstück des Senators für Inneres sollte um einen Teil des ehemaligen Grundstücks Contrescarpe 24 vergrößert werden, da der Zwischentrakt und das neue Dienstgebäude größer wurden, als ursprünglich geplant. Im Mai 1963 wurde mit den Bauarbeiten begonnen¹¹⁷. Am 15. Mai 1963 wurde das Gebäude geräumt, und die Abteilungen 2 und 3 zogen in ihr Ausweichquartier am Wall um. Zehn Tage später genehmigte die Behördenraum-Verteilungskommission die vorübergehende Nutzung des Dienstgebäudes am Wall 198/199 durch den Senator für Inneres. In den amtlichen Bekanntmachungen im »Weser-Kurier« und den »Bremer Nachrichten« vom 15. Mai 1963 wurde der Umzug bekanntgegeben.

114 Amtliche Mitteilungen für die bremischen Behörden vom 6. Juli 1954. Einer der frühesten Belege für die Nutzung der Gebäude an der Contrescarpe ist ein Schreiben des Senators für Inneres an das Stadt- und Polizeiamt vom 26. April 1955, in: Akten des Senators für Inneres 122-49-01/5.

115 Bremer Nachrichten / Weser-Kurier vom 16. März 1955.

116 Weser-Kurier vom 26. März 1963.

117 Weser-Kurier vom 20. März 1963.

Nach fast zwei Jahren Bauzeit begannen im Januar 1965 die Vorbereitungen für den Umzug in das neue Dienstgebäude Contrescarpe 23. Am 14./15. April 1965 wurde das neue Dienstgebäude bezogen. Der Neubau selbst hatte 1490 000 DM gekostet, wobei die ursprünglich veranschlagte Bausumme um 91000 DM unterschritten wurde. Am 13. Mai 1965 berichtete der »Weser-Kurier«¹¹⁸ über den Einzug der 77 Mitarbeiter der Innenbehörde: »Ein betont zurückhaltender Mitteltrakt verbindet nun Altbau und Neubau. Er enthält im Erdgeschoß die Eingangshalle und im Obergeschoß einen schlichten Konferenzsaal mit 40 Plätzen. Der Hauptbau ist so gegliedert, daß sämtliche Nebenräume in der Mitte liegen und sämtliche Büros außen. Auch die »Kunst am Bau« ist nicht vergessen worden: Im ersten Geschoß füllt eine [5,56 Meter] breite und [2,51 Meter] hohe Intarsienarbeit die Stirnseite des Treppenhauses«. Diese Arbeit soll die Bremer Innenstadt darstellen und wurde von der Tischlerwerkstatt der AG »Weser« angefertigt. Auch die Einbaumöbel im neuen Senatoren- und Senatsdirektorenbüro wurden dort angefertigt.

Mit den Restmitteln aus dem Neubauprojekt wurde eine Reihe von Sanierungs- und Umbauarbeiten im Altbau durchgeführt. Die Abteilung III – Katastrophenschutz – war bis zu diesem Zeitpunkt noch getrennt am Wall 197/199 und am Osterdeich 30 untergebracht. Durch die Umbaumaßnahmen im Altbau sollte so viel Raum geschaffen werden, dass die Abteilung III ebenfalls an der Contrescarpe einziehen konnte.

Dem Neubau mussten die Baracke und die Anbauten des alten Lürman'schen Hauses weichen. Auch der Haupteingang, der sich noch in der alten Villa befand, wurde geschlossen.¹¹⁹ Auch die Karyatiden, die einst vor dem Galeriegebäude standen, wurden entfernt. Noch im Jahre 1978 war ihr Verbleib ungeklärt. Die »Bremer Nachrichten«¹²⁰ fragte: »Wo sind die Säulendamen geblieben?« Glücklicherweise waren die »Damen« nicht verschwunden, sondern wurden auf einem Lagerplatz des Gartenbauamtes verwahrt. Gut 20 Jahre nach dem Abriss des Nebenflügels plante die senatorische Behörde, die Karyatiden wieder vor dem Gebäude aufzustellen. Da man sich aber nicht über einen Standort einigen konnte, sollte es noch einmal mehr als 15 Jahre dauern, bis sie in der Amtszeit von Senator Kuno Böse (2000–2003) fast an der Stelle wieder aufgestellt wurden, an der sie über 100 Jahre gestanden haben.¹²¹

Im Zusammenhang mit dem Neubau und der Modernisierung des Altbaus ging der größte Teil der Innenausstattung des Wolde'schen Umbaus verloren. Es gibt innen wie außen nur noch wenige Details, die an großbürgerliches Wohnen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erinnern.

118 Weser-Kurier vom 13. Mai 1965.

119 In der Baubeschreibung vom 1.3.1963 heißt es: »In Erweiterung des vorhandenen Dienstgebäudes des Senators für Inneres, Contrescarpe 22/24 soll der bestehende Zwischenbau und der unter Verwendung vorhandener Bauteile behelfsmäßig wieder aufgebaute 1-geschossige Anbau abgebrochen und durch einen 3-geschossigen Neubau mit 2-geschossigem Zwischenbau... ersetzt werden.«, in: Akten Senator für Inneres 102-11-11.

120 Bremer Nachrichten vom 14. 1. 1978.

121 Vermerk 9.7.1985, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-11.

Im Eingangsbereich blieb lediglich der Marmorfußboden erhalten. Auch das ehemalige Musikzimmer, das jetzt als Sitzungssaal genutzt wird, wurde für Behördenzwecke umgebaut. Die Eingangstür und die ehemals als zwei-flügelige Fenstertüren mit Rundbogen ausgebildeten Fenster wurden in den Proportionen stark verändert. »Das als Wandschrank ausgebildete Schein-fenster wurde ebenso beseitigt wie die seitlichen Kamine und Leuchten. Auch die Möbel wurden entfernt. Das einzige Ausstattungsdetail, das er-halten blieb, ist der Parkettfußboden.«¹²² Von der Einrichtung sind im Hause heute nur noch ein Teil der Türen, die Holzverkleidung mit einem Teil der Bücherschränke in der ehemaligen Bibliothek, Kamin, Tür- und Fenstergriffe vorhanden. Auch wenn der Altbau von außen immer noch den Charme ver-gangener Jahrhunderte hat, verlor er durch diesen letzten Umbau vollends seinen unverwechselbaren Charakter. Die Villa hatte sich endgültig zum Behördensitz gewandelt.

Man muss schon sehr genau hinsehen, um noch das eine oder andere De-tail zu entdecken. So die Tondi, die in Höhe des ersten Obergeschosses am Seitengiebel des Altbaus angebracht sind. Auf alten Plänen und Fotos sieht man diese Tondi an mehreren Stellen des Hauses, so am Seitengiebel und am Verbindungsbau zum Galeriegebäude. Ob sie von diesen Stellen des Hauses im Zuge des Umbaus an den Seitengiebel versetzt wurden, ist nicht mehr festzustellen, aber zu vermuten, da es sich um drei völlig identische Frauenköpfe und einen Männerkopf handelt. Ursprünglich gab es mehrere Männerköpfe, die abwechselnd mit dem entsprechenden Frauenkopf an der Fassade angebracht waren. Über die Bedeutung lässt sich nur spekulieren. Sicher ist, dass es auf keinen Fall Portraits der Bewohner sind oder eine der typischen Vierer-Zyklen wie Erdteile, Jahreszeiten oder Temperamente. Es scheint sich schlicht um dekorative Stuckelemente zu handeln, die man aus Katalogen bestellen konnte.¹²³ Man mag es bedauern, dass mit dem Abriss und dem Neubau so viel alte Bausubstanz unwiederbringlich verloren ging. Aber noch war die Zeit nicht reif, dem Denkmalschutz Vorrang vor den eher nüchternen Behördeninteressen einzuräumen. Erst 1973 wurde der Altbau unter Denkmalschutz gestellt.¹²⁴ Auch alle anderen Häuser von der Haus-nummer 8 bis 36 genießen heute als Ensemble ebenfalls Denkmalschutz.¹²⁵

Die Einweihungsfeier für den Neubau fiel traditionsgemäß schlicht aus. Nur 22 Personen und als besondere Ehrengäste der erste Innensenator Adolf Ehlers und seine Frau feierten am 21. April 1965 um 15:30 Uhr im neuen Sitzungssaal. »Bei der Einweihungsfeier selbst ist beabsichtigt, den Gästen Wein anzubieten. Herr Senator Koschnick wird 20 Flaschen Moselwein beim Bremer Ratskeller bestellen.« Vor der offiziellen Einweihungsfeier sollte den Ehrengästen noch »eine Tasse Kaffee gereicht werden.«¹²⁶

122 Akte der »Stiftung Wohnliche Stadt«; Antrag auf Fördermittel der Stiftung Wohnliche Stadt 6. 1. 1993.

123 Diese Informationen wurden freundlicherweise von Herrn Dr. Kirsch vom Lan-desamt für Denkmalpflege recherchiert und zur Verfügung gestellt.

124 Objekt-Nr.: 00000276 beim Landesamt für Denkmalpflege.

125 Objekt-Nr.: 00000277 beim Landesamt für Denkmalpflege.

126 Vermerk 18. 3. 1965, in: Akten des Senators für Inneres 102-11-11.

Seit 1980 war auch die – inzwischen aufgelöste – »Stiftung Wohnliche Stadt« im Gebäude an der Contrescarpe untergebracht. Diese Stiftung ermöglichte es, im Jahre 1993 zumindest dem Sitzungssaal die Anmutung seines früheren Aussehens wiederzugeben. Akribisch ermittelte das Landesamt für Denkmalpflege den ursprünglichen Zustand des alten Musikzimmers und die vorgenommenen Änderungen. »Das Musikzimmer wird beschrieben als lavendelblau mit weißem Stuck... Auf alten Fotos ist... der Stuckverlauf zu erkennen. Nach Entfernen der Rauhfaser tapete ist diese Felderung der Wandfläche direkt nachzuvollziehen... Zwei schmale Profilleisten... ergänzen zwickelförmig die halbrunden Oberlichter der Fenster zur rechteckigen Form... Der blaue Wandgrundton der Schröderschen Gestaltung ist grün überstrichen (beides Ölfarben...), darüber ist die Rauhfaser tapete geklebt. Die Farbigekeit der nicht mehr vorhandenen Stuckierungen läßt sich an der Stuckkehle zur Decke ermitteln...«¹²⁷

Insgesamt sollte die Restaurierung des Musikzimmers gut 175.000 DM kosten, von denen die Stiftung 125.000 DM übernahm. Nach der Renovierung sollte der Raum nicht nur als Sitzungszimmer genutzt werden. Es sollten dort auch kleinere Veranstaltungen wie Ehrungen, Verabschiedungen und kleinere Empfänge des Senators für Inneres und Sport stattfinden. »Alles in allem: Das Sitzungszimmer soll nicht versteckt werden oder nur »Beamtenaugen dienen«, sondern als kleiner Treffpunkt der Öffentlichkeit so weit wie möglich zugänglich gemacht werden.«¹²⁸ Diesen Zweck erfüllt das renovierte Sitzungszimmer auch heute und bringt dabei noch ein wenig Glanz vergangener Jahrhunderte in den nüchternen Behördenalltag. Beim Betreten des Raumes empfindet man noch heute ansatzweise die Harmonie, über die Emil Waldmann in seinem Beitrag über Rudolf Alexander Schröder im Jahre 1908 geschrieben hat.

Doch auch für eine den Ansprüchen moderner Ästhetik genügende Kunst wurde gesorgt, nämlich durch das im Programm »Kunst im öffentlichen Raum – ein Bremer Programm« 2003/04 am Neubau installierte Objekt »Lichtklänge« der Künstlerin Christina Kubisch. »Die Arbeit besteht aus zehn Solarzellen, einer elektronischen Steuerung und zehn schwarzen Lautsprechern [im Ginkgo-Baum vor dem Eingang] ... Die Klänge folgen dem Zeitrhythmus der Natur, die Tonfolgen sind nicht vorhersehbar und entwickeln sich immer wieder neu. Jede Wolke, die vorüberzieht, wird Auslöser für eine musikalische Variation. Licht wird akustisch erfahrbar. Technik und Natur werden zu interaktiven Partnern. ...«¹²⁹ Diese partnerschaftliche Interaktion schließt allerdings nicht die Bediensteten und damit ihre unmittelbaren Rezipienten ein. Insbesondere in den Büros, die nahe an der Installation liegen, wurden die künstlichen Vogelstimmen schlicht als Lärm empfunden,

127 Handschriftlicher Vermerk des Landesamtes für Denkmalpflege 1.6.1993, Akten des Senators für Inneres 102-11-11.

128 Schreiben des Staatsrates Senator für Inneres an den Vorsitzenden der »Stiftung Wohnliche Stadt« 23.3.1993, Dienstakten des Senators für Inneres.

129 Senator für Kultur Bremen (Hrsg.), Christina Kubisch – Kunst im öffentlichen Raum – ein Bremer Programm, Faltblatt zur Installation, Bremen o. J.

der bei der Arbeit stört. Nach längerer Diskussion wurde die Anlage so programmiert, dass die Klangkunst erst nach Dienstschluss sowie am Wochenende hörbar wird und damit nur ein sehr übersichtliches Publikum erreicht.

Die letzten großen baulichen Eingriffe erfuhren die Dienstgebäude im Jahre 2013 unter Einbeziehung des Landesamtes für Denkmalpflege. Grund waren gestiegene Anforderungen an Energieeffizienz, Brandschutz und Digitalisierung. Innerhalb eines guten halben Jahres wurden Dächer und Fenster im Neubau saniert, die Brandschutzeinrichtungen den Bauvorschriften angepasst und neue Büros geschaffen. Auch die Verkabelung, die längst nicht mehr den technischen Anforderungen entsprach, musste erneuert werden. Neue Sanitäreinrichtungen und Teeküchen wurden eingerichtet und ein Großteil der Büros und die Flure erhielten einen neuen Anstrich. Während der Neubau weitgehend entkernt wurde, beschränkten sich die Arbeiten im Altbau auf den Austausch der Fenster, frische Anstriche in einigen Büros und neue Fußböden in den Fluren des Obergeschosses.

Mit diesen Umbauarbeiten endete der vorerst letzte Abschnitt der wechselvollen Geschichte der Häuser Contrescarpe 22/24.

Der Wiederaufbau der Arbeitsgerichtsbarkeit in Bremen nach 1945

Von Werner Kind-Krüger

In Ergänzung zum 2017 erschienenen Aufsatz des Verfassers über den Wiederaufbau der Arbeitsgerichtsbarkeit in Niedersachsen nach dem Zweiten Weltkrieg¹ sollen hier die Verhältnisse im Land Bremen beschrieben werden. Ausführlich dargestellt wird die Geschichte der bremischen Arbeitsgerichtsbarkeit in der unter Mitwirkung von Heinz Menkens erschienenen Monographie von Hans Trinkhaus,² daher geht es hier vor allem um die bremischen Besonderheiten im Vergleich zu Niedersachsen und den biographischen Hintergrund der in den Jahren 1946 bis 1961 ernannten hauptamtlichen Arbeitsrichter in Bremen und Bremerhaven.

Schon im Sommer 1945 befassten sich der Landgerichtspräsident und der Senator für Justiz und Verfassung mit der Wiedererrichtung von Arbeitsgerichten und eines Landesarbeitsgerichts auf der Basis des Arbeitsgerichtsgesetzes von 1926. Der Landgerichtspräsident hielt jedoch im November 1945 die Wiedereinrichtung zwar für erwünscht, sah aber große Probleme wegen des Richtermangels.³ Als im März 1946 die Wiedererrichtung von der Militärregierung genehmigt war und umgesetzt werden sollte,⁴ wurde das Kontrollratsgesetz (KRG) Nr. 21 (Deutsches Arbeitsgerichtsgesetz) beschlossen, so dass sich die Voraussetzungen für die Wiedererrichtung von Arbeitsgerichten grundlegend änderten.⁵

Da die Zuständigkeit für die Arbeitsgerichtsbarkeit jetzt bei der Arbeitsverwaltung lag, war das Landesarbeitsamt Hannover zunächst federführend für die Arbeitsgerichte in Bremen. Dementsprechend verfügte der Präsident des Landesarbeitsamtes Hannover Region am 2. Juli 1946 die Errichtung von Arbeitsgerichten in Bremen und Wesermünde (ab 1947 Bremerhaven) sowie einer Nebenstelle des Landesarbeitsgerichts Hannover in Bremen, die für

1 Werner Kind-Krüger, Der institutionelle und personelle Wiederaufbau der niedersächsischen Arbeitsgerichtsbarkeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 89 (2017), S. 147–190.

2 Hans Trinkhaus, Geschichte und Rechtsprechung der bremischen Arbeitsgerichtsbarkeit, Berlin 1967.

3 Staatsarchiv Bremen (StAB) 3-G.3.–b.12.72.

4 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 102f. Siehe auch Schreiben des Präsidenten des Hanseatischen OLG vom 5. März 1946 an das Landgericht Bremen, StAB 4,44/3–657, sowie das Schreiben des LG-Präsidenten an den Justizsenator vom 21. März 1946, StAB 3-G.3.–b.12.72.

5 Amtsblatt des Kontrollrats in Deutschland, S. 124–127, ber. S. 241, zitiert nach <http://www.verfassungen.de/de45-49/kr-gesetz21.htm> (Zugriff 6. 1. 2020).

besondere Fragen des Seerechts zuständig sein sollte.⁶ Schon im Mai 1946 hatte der amerikanische Militärgouverneur in Bremen allerdings gegenüber dem Senat deutlich gemacht, dass er ein eigenes Landesarbeitsgericht für Bremen wünschte, weil er laut einem Vermerk des Senatssyndikus *gegen die fortgesetzten Kompetenzerweiterungen Hannovers [war] und [befürchtete], dass eines schönen Tages Hannover alle Kompetenzen an sich ziehen [würde] und für Bremen nichts mehr übrig [bliebe].*⁷ Diesem Wunsch wurde im August 1946 durch Verfügung des Landesarbeitsamtes Hannover entsprochen: Die Arbeitsgerichte in Bremen und Wesermünde wurden verwaltungsmäßig dem Hauptarbeitsamt Bremen unterstellt und es wurde ein eigenes Landesarbeitsgericht für die Enklave Bremen eingerichtet.⁸ Die Zuständigkeiten der beiden Arbeitsgerichte erstreckten sich in der Anfangszeit wegen der Wechsel in Status und Grenzen der Enklave Bremen auch auf heute angrenzende niedersächsische Gebiete⁹ und 1946 wurde sogar zeitweilig die Einrichtung eines Arbeitsgerichts in Brake erwogen, aber zugunsten eines Gerichtstages des Arbeitsgerichts Wesermünde in Nordenham verworfen.¹⁰ Die verwaltungsmäßige Zuständigkeit für die Arbeitsgerichte wechselte am 1. April 1950 vom Landesarbeitsamt Bremen zum Senator für Arbeit und Wohlfahrt.¹¹

Obwohl Bremen amerikanisch besetzt war und auch im Länderrat der amerikanischen Besatzungszone vertreten war, hat es im Gegensatz zu den Ländern Bayern, Hessen und Württemberg-Baden das vom Länderrat der amerikanischen Besatzungszone im Dezember 1946 beschlossene Ausführungsgesetz zum KRG 21 nicht übernommen.¹² Gesetzliche Grundlage für die Arbeitsgerichtsbarkeit war daher, wie in der gesamten britischen Besatzungszone, allein das Kontrollratsgesetz.

Die rechtliche Stellung der Vorsitzenden war im KRG 21 nicht eindeutig geregelt. Artikel VII bestimmte lediglich, dass die Amtsdauer der Vorsitzenden drei Jahre betrug und eine Wiederbestellung zulässig war. Daraus wurde anfangs abgeleitet, dass die Vorsitzenden als Angestellte zu beschäftigen seien. Dagegen wurden von verschiedenen Seiten Bedenken erhoben, weil die richterliche Unabhängigkeit so nicht gewährleistet würde. Einzelne Länder haben deshalb die Vorsitzenden (zum Teil nachträglich) zu Beamten auf Zeit oder Widerruf und zum Teil auf Lebenszeit ernannt.¹³ Nachdem

6 Niedersächsisches Landesarchiv Standort Stade (NLA ST) Rep 292 Verden Nr. 291, Verfügung (Vfg.) 1.

7 StAB 3-G.3.-b.12.72, Vermerk vom 22. Mai 1946.

8 NLA ST Rep 292 Verden Nr. 291, Vfg. 5 vom 29. August 1946.

9 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 105. Zu Fragen des Status der Enklave Bremen siehe Hartmut Müller (Hrsg.), Occupation, Enclave, State. Wiederbegründung des Landes Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg, Bremen 1997.

10 StAB 4.95 Konvolut 9 Az 15 a Errichtung der Arbeitsgerichte.

11 StAB 4,10-Akz. 63-53, Schreiben des Landesarbeitsamtes vom 31. März 1950.

12 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 104; Karl Fitting, Das Arbeitsgerichtsgesetz vom 6. Dezember 1946 mit Erläuterungen, München 1947.

13 Die Diskussion um diese Frage und die unterschiedlichen Vorgehensweisen der Länder spiegeln sich gut im Schriftverkehr des nordrhein-westfälischen Arbeitsministeriums wider: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abt. Rheinland

in Niedersachsen im Oktober 1952 die Vorsitzenden der Arbeitsgerichte zu Beamten auf Lebenszeit ernannt worden waren,¹⁴ war Bremen das einzige Land, in dem die Vorsitzenden der Arbeitsgerichte in der Regel noch als Angestellte tätig waren.¹⁵ Lediglich der Vorsitzende des Arbeitsgerichts Bremen Kruse war schon 1947 zum Regierungsrat und Beamten auf Lebenszeit bei der Arbeitsverwaltung mit Abordnung zum Arbeitsgericht ernannt worden, um einem Wechsel Kruses in eine leitende Beamtenstelle in der Arbeitsverwaltung in Kiel vorzubeugen.¹⁶ Ein Antrag des Senators van Heukelum vom November 1952, die Bremer Vorsitzenden zu Beamten auf Lebenszeit zu ernennen, fand jedoch nicht die Zustimmung der Senatskommission für das Personalwesen. Erst nach Inkrafttreten des Bundesarbeitsgerichtsgesetzes (ArbGG) 1953 wurden der Vorsitzende des Landesarbeitsgerichts Galperin zum Beamten auf Lebenszeit und die Vorsitzenden an den Arbeitsgerichten Bremen und Bremerhaven zu Beamten auf Widerruf ernannt.¹⁷ Letztere wurden nach Anhörung des Ausschusses gemäß § 18 ArbGG und Wahl durch den Richterwahlausschuss im Dezember 1953 ebenfalls ausnahmslos zu Beamten auf Lebenszeit ernannt.¹⁸ Bei der Sitzung des Ausschusses nach § 18 ArbGG erklärte Senator van Heukelum, dass das Kontrollratsgesetz eine Verbeamtung auf Lebenszeit bisher verhindert habe,¹⁹ obwohl der Behörde aus dem Schriftwechsel anlässlich der Verbeamtung von Arbeitsrichter Kruse bekannt war, dass die Militärregierung durchaus der Meinung war, dass die Arbeitsrichter nach einer angemessenen Probezeit und zufrieden stellenden Leistungen die gleichen Vorrechte genießen sollten wie die planmäßigen Staatsbeamten und die Richter daher in einigen Ländern zu Beamten auf Lebenszeit ernannt wurden, ohne dass das von den Militärregierungen beanstandet wurde, worauf van Heukelum in einem Schreiben an den Justizsenator Bürgermeister Spitta anlässlich der Ablehnung der Verbeamtung durch die Senatskommission für das Personalwesen im April 1953 sogar selbst hinwies.²⁰

(LAVNRW R) NW 506 Nr. 16–18; in Nr. 18 befindet sich auch eine Übersicht über die Gesamtzahl der Richter in den einzelnen Bundesländern mit Aufschlüsselung der Beschäftigungsverhältnisse und der beruflichen Vorbildung mit Stand Mai 1951.

14 Vgl. Kind-Krüger, Wiederaufbau (wie Anm. 1), hier S. 164.

15 Schreiben von Senator van Heukelum an Bürgermeister und Justizsenator Spitta vom 9. April 1953, StAB 3-G.3.–b.12.13a.

16 StAB 4,10–Akz. 63–52.

17 StAB 3-G.3.–b.12.13a und b.12.77.

18 Niederschrift über die 1. Sitzung des Beratungsausschusses am 1.12.1953, in: Personalakte (PA) Gutbrod StAB 4,10–Akz. 63–42.

19 Ebd.

20 StAB 4,10–Akz. 63–52 (PA Kruse) und StAB 3-G.3.–b.12.13a. Schon 1947 wies Kruse in seinem Antrag auf Ernennung zum Beamten auf Lebenszeit auf eine Direktive der Manpower Division der Kontrollkommission für Deutschland Britisches Element vom 20. November 1946 an die Militärregierungen der britischen Besatzungszone hin, die dem Landesarbeitsamt Bremen offensichtlich inhaltlich bekannt war (siehe Vermerk Martin, Landesarbeitsamt, vom 26. August 1947 in: StAB 4,10–Akz. 63–52). Dort wird bestimmt, dass die Präsidenten der

Zumindest bis in die sechziger Jahre gab es in Bremen keine Frauen als Arbeitsrichter, obwohl der Bremer Frauenausschusses in einer Eingabe an den Justizsenator offenbar schon im Oktober 1949 die Einstellung eines weiblichen Richters beim Arbeitsgericht angeregt hatte.²¹

Die feierliche Eröffnung des Landesarbeitsgerichts und des Bremer Arbeitsgerichts fand am 19. August 1946, die des Wesermünder Arbeitsgerichts am 20. August 1946 statt.²² Vorsitzender des Landesarbeitsgerichts wurde der Rechtsanwalt Dr. Hans Galperin, sein Stellvertreter laut Trinkhaus der Rechtsanwalt Hellmuth Stutzer, der dieses Amt aber offensichtlich nicht ausgeübt hat.²³ Vorsitzender des Arbeitsgerichts Bremen wurde Hermann Kruse, Vorsitzender des Arbeitsgerichts Bremerhaven Herbert Jürgens.²⁴ Die Ernennung dieser drei Vorsitzenden dokumentiert den Neuanfang der Arbeitsgerichtsbarkeit mit Personal außerhalb des richterlichen Justizdienstes.

Galperin war von 1926 bis 1930 neben seiner Anwaltspraxis auch als Hilfsrichter für Zivilrecht beim Landgericht Bremen tätig, danach konzentrierte er sich ganz auf seine Anwaltspraxis, in der er sich auf Arbeitsrecht spezialisierte. Nach dem Krieg war er von Juli 1945 bis Mai 1946 erneut neben seiner Rechtsanwaltspraxis Hilfsrichter. Als er 1946 als Vorsitzender des Landesarbeitsgerichts vorgeschlagen wurde, bat er zunächst, von einer Ernennung abzusehen, weil er nach KRG 21 die Unabhängigkeit der Vorsitzenden nicht gewährleistet sah und befürchtete, nach Ablauf der dreijährigen Amtsperiode unter Umständen seine Rechtsanwaltspraxis neu aufbauen zu müssen.²⁵ Ihm wurde daher gestattet, neben seiner Tätigkeit als Vorsitzender des Landesarbeitsgerichts weiterhin als Rechtsanwalt tätig zu sein. Er gab die Praxis offiziell erst auf, als er im Oktober 1953 zum Beamten auf Lebenszeit ernannt wurde.²⁶

Landesarbeitsämter angewiesen werden sollen, dafür zu sorgen, dass die Vorsitzenden der Arbeitsgerichte nach einer zufrieden stellenden Probezeit als planmäßige Staatsbeamte bestätigt werden. Bei Nichtwiederbestellung als Arbeitsrichter soll das Landesarbeitsamt für eine andere angemessene Beschäftigung sorgen. Vorsitzende, die als ungeeignet für eine planmäßige Beamtenstelle angesehen werden, sollen nach Ablauf ihrer Amtsperiode nicht wieder ernannt werden (Englischer Originaltext mit Übersetzung in: LAV NRW R NW 506 Nr. 16).

21 Ein Weiterleitungsvermerk findet sich in: StAB 3-G.3.-b.12.79, die Eingabe selbst wurde nicht gefunden.

22 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 105f.

23 Ebd., hier S. 107. In den Personalakten von Rechtsanwalt Stutzer, dem späteren Präsidenten des Oberlandesgerichts Bremen, finden sich keine Hinweise auf diese Tätigkeit, StAB 3-A.5. b.S.29, StAB 4,10-Akz. 61-127 u. 128. Auch die Tatsache, dass Galperin Anfang 1948 darauf dringt, einen Stellvertreter für ihn zu bestimmen, bestätigt diese Vermutung, StAB 4.44/3-658.

24 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 107.

25 StAB 4,10-Akz. 70-2.

26 StAB 3-A.5.b.G.16. Die Tätigkeit als Rechtsanwalt neben dem Richteramt war in Bremen nicht ungewöhnlich, sie ist u. a. auch für den Präsidenten Stutzer und zwei weitere Richter des OLG Bremen und den Präsidenten des Landgerichts Bremen, Lahusen, belegt, vgl. Edith Raim, Justiz zwischen Diktatur und Demokratie: Wiederaufbau und Ahndung von NS-Verbrechen in Westdeutschland 1945-1949, München 2013, S. 295f.

Im Dezember 1953 wurde er vom Richterwahlausschuss zum Bundesrichter am Bundesarbeitsgericht gewählt, verzichtete aber auf das Amt, um weiter in Bremen tätig sein zu können. Ab 1953 war er bis zu seiner Pensionierung Ende 1965 neben seinem Amt als Präsident des Landesarbeitsgerichts auch Dozent und ab 1955 Honorarprofessor an der Hochschule für Arbeit, Politik und Wirtschaft in Wilhelmshaven (später Universität Göttingen).²⁷

Die Richter Kruse und Jürgens waren keine Juristen, sondern entstammten der Arbeiterbewegung und entsprachen daher dem Typ von Arbeitsrichtern – in Bremen als Fachrichter bezeichnet –, den die Gewerkschaften favorisierten und deren Aufstieg zu hauptamtlichen Arbeitsrichtern durch Artikel VI des KRG 21 erstmals ermöglicht wurde. Dort wurde bestimmt, dass *die Vorsitzenden besondere Befähigung in Arbeitsangelegenheiten haben und auf Grund ihrer früheren Tätigkeit, ihrer Ausbildung oder der Obliegenheiten, die sie in Arbeitnehmer- oder Arbeitgeberverbänden ausgeübt haben, fähig sein [sollten], richterliche Aufgaben wahrzunehmen. Sie [brauchten] nicht Berufsrichter zu sein.*

Der gebürtige Kieler Kruse besuchte die Volksschule und Handelsschule und war nach seiner Lehre von 1904 bis 1919 in verschiedenen Städten als Gehilfe tätig.²⁸ Nach seiner Teilnahme am Ersten Weltkrieg war er von 1919 bis 1924 Rechtsberater beim Ortsausschuss des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) in Kiel, wo er sich nach seinen Angaben auch fünf Semester als Gasthörer an der Universität mit Jura und Nationalökonomie beschäftigte. Von 1924 bis 1933 war er Rechtsberater bei der Arbeiterkammer Bremen. Am 2. Mai 1933 wurde er in »Schutzhaft« genommen und nach seiner Freilassung vom neuen, gleichgeschalteten Vorstand der Arbeiterkammer entlassen. Von 1937 bis 1939 arbeitete er als kaufmännischer Angestellter bei einer Bremer Firma, von 1939 bis 1945 war er in der Finanzverwaltung beschäftigt.²⁹

Jürgens machte nach dem Besuch der Volksschule eine Lehre als Modelltischler und bildete sich danach durch Lehrgänge für Arbeitsrecht und Sozialversicherung, Buchführung und Betriebswirtschaftslehre weiter. 1910 war er in Ratingen tätig, 1911/12 war er beim Bremer Vulkan und danach bis 1922 bei der Werft Tecklenborg AG, zuletzt ab 1920 als Geschäftsführer des Betriebsrates. Von 1922 bis 1933 war er Sekretär der Allgemeinnützigen Rechtsauskunft Bremerhaven und des ADGB Wesermünde. 1933 wurde er ebenfalls – aus dem Verhandlungssaal des Arbeitsgerichts! – verhaftet und war dann nach seiner Freilassung bis 1937 erwerbslos. 1937 bis 1945 arbeitete er bei der Deschimag, der Nachfolgefirma von Tecklenborg, und nach dem Krieg war er für den Wiederaufbau der Gewerkschaft tätig. Während der Zeit des Nationalsozialismus wurde er überwacht und wiederholt kurzzeitig verhaftet, so auch im Zusammenhang mit der »Aktion Gewitter« im August 1944.³⁰

27 StAB 4,10–Akz. 70–2.

28 Sein erlernter Beruf war aus den Akten nicht zu entnehmen, vermutlich kaufmännischer Angestellter.

29 Personalakte (PA) Kruse: StAB 4,10–Akz. 63–52, Entschädigungsakte (EA): StAB 4,54 E–3103.

30 PA Jürgens StAB 4,10–Akz. 63–53, EA Jürgens StAB 4,54 E–7636.

Der zunehmende Geschäftsanfall führte dazu, dass im August 1948 eine 2. Kammer beim Arbeitsgericht Bremen eingerichtet wurde. Vorsitzender wurde Regierungsrat a. D. Dr. Kleen.³¹ Galperin hatte zunächst einen Amtsgerichtsrat vorgeschlagen. Der Präsident des Landesarbeitsamtes Haider wandte dagegen jedoch ein, dass die Militärregierung die Trennung von der Justiz wollte. Er schlug Kleen vor, der kurz vorher wegen einer Einstellung beim Landesarbeitsamt vorgeschrieben hatte. Haider kannte Kleen offenbar nur aus den Akten, hielt ihn aber wegen seiner Dissertation zu einem arbeitsrechtlichen Thema und seiner früheren Tätigkeit in der Arbeitsverwaltung für geeignet. Er wurde zunächst nur zweimal für jeweils drei Monate als Hilfsrichter eingestellt, bevor er im Februar 1949 einen unbefristeten Arbeitsvertrag erhielt. Neben seiner Tätigkeit am Arbeitsgericht Bremen sollte er bei Bedarf Galperin am Landesarbeitsgericht vertreten. Kleen hatte nach dem Abitur zunächst eine Banklehre absolviert und dann in Berlin und Kiel Jura studiert. Nach der zweiten Staatsprüfung wurde er 1932 Gerichtsassessor im Bezirk des OLG Celle. 1934 ließ er sich vom Justizdienst beurlauben, um eine Stelle als Rechtsberater und Dienststellenleiter bei der Deutschen Arbeitsfront (DAF) in Bremerhaven zu übernehmen. Sein Antrag auf Übernahme in den Anwärterdienst für Richter und Staatsanwälte wurde 1938 abgelehnt,³² stattdessen wurde er als Regierungsassessor in der Arbeitsverwaltung zunächst in Bremen und zuletzt 1944/45 in Schwerin beschäftigt, ab Dezember 1939 als Regierungsrat. Während die zuerst eingestellten Vorsitzenden Galperin, Kruse und Jürgens keine Nationalsozialisten waren, war Kleen schon 1933 der NSDAP beigetreten und auch Mitglied in SA, NSV, NS-Rechtswahrerbund und Reichsluftschutzbund. Die Betriebsvertretung des Landesarbeitsamtes hatte sich daher 1946 gegen eine Wiedereinstellung Kleens ausgesprochen³³ und auch die amerikanische Militärregierung hatte im Juni 1947 in Übereinstimmung mit dem deutschen Entnazifizierungsausschuss eine Beschäftigung Kleens *above that of ordinary labor* untersagt.³⁴ Er war daher bis 1948 als Lohnbuchhalter, Transportarbeiter, Bauarbeiter und Mitarbeiter an einem Buchprojekt tätig. Er ordnete sich selbst in einem Schreiben an den Entnazifizierungsausschuss von 1946 als Mitläufer ein. Parteimitglied sei er geworden, da der Präsident des OLG Celle in einem Rundschreiben alle Beamten und Angestellten des Bezirkes dazu aufforderte und er als unbesoldeter Gerichtsassessor im Falle eines Nichtbeitritts berufliche Nachteile fürchtete. Zu seiner Entlastung wies er auf den gesellschaftlichen Umgang auch nach 1933 mit seinem späteren Schwiegervater Hugo Radloff hin, der vor 1932 als Regierungsrat im Preußischen Innenministerium und Leiter des Polizeiamtes Berlin-Treptow enger Mitarbeiter des damaligen Staatssekretärs im preußischen Innenministerium Wilhelm Abegg gewesen sei. Er habe sich nicht in der Partei engagiert und sei 1944 wegen Konflikten mit dem Bremer Gauleiter von Bremen nach Schwerin versetzt worden. Das

31 PA Kleen StAB 4.10-Akz. 70-3.

32 PA Kleen des Reichsjustizministeriums Bundesarchiv (BArch) R 3001/63361.

33 PA Kleen StAB 4.10-Akz. 70-3.

34 Entnazifizierungsakte Kleen StAB 4,66-I-5538.

Entnazifizierungsverfahren wurde 1948 mit einem Sühnebescheid über 750 RM und der Einordnung als Mitläufer abgeschlossen.³⁵

Die nächsten personellen Veränderungen standen 1951 an. Der erste Vorsitzende des Arbeitsgerichts Kruse wurde Ende Februar 1951 pensioniert. Sowohl der Vorsitzende des Landesarbeitsgerichtes als auch der zuständige Referent beim Senator für Arbeit und Wohlfahrt traten dafür ein, dass wieder ein Nicht-Jurist als so genannter Fachrichter die Nachfolge antritt³⁶ und Senator van Heukelum beantragte im Oktober 1950 beim Finanzsenator Haushaltsmittel für eine mehrmonatige Einarbeitungszeit des in Aussicht genommenen Kandidaten Hilmer Arnold, der dann nach der Einarbeitung zum 1. April 1951 zum Vorsitzenden der 1. Kammer des Arbeitsgerichts Bremen bestellt wurde.³⁷ Arnold hatte die Aufbauschule 1930 aus gesundheitlichen Gründen als Unterprimaner verlassen und danach eine Ausbildung zum Fürsorger angefangen. Da ihm das erforderliche Gesundheitsattest verweigert wurde, begann er 1933 eine Lehre bei einem Rechtsanwalt und war danach dort als Bürogehilfe und später als Bürovorsteher tätig. 1940 bis 1943 arbeitete er als Gemeindegewerkschafter bei der evangelischen Kirche, von 1943 bis 1945 war er Sachbearbeiter bei den Weser-Flugzeugwerken. 1945 und 1946 war er zweieinhalb Monate beim Wohlfahrtsamt beschäftigt und schlug sich als selbständiger Kunstgewerbler durch. Von Sommer 1946 bis November 1948 war er Urkundsbeamter beim Arbeitsgericht Bremen. Im Dezember 1948 wechselte er als Rechtsberater zur Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV) in Bremen, für die er auch die von der Gewerkschaft herausgegebene Textausgabe mit Erläuterungen des Bremischen Betriebsrätegesetzes bearbeitete.³⁸ Nach Inkrafttreten des ArbGG 1953 wurde Arnold als Arbeitsgerichtsrat zunächst zum Beamten auf Widerruf und dann Ende 1953 zum Beamten auf Lebenszeit ernannt. Er wurde 1972 pensioniert.

Ebenfalls 1951 wurde Dr. Werner Gutbrod als Vorsitzender der neu errichteten 3. Kammer des Arbeitsgerichts Bremen eingestellt. Er war schon 1950 fünf Monate als Urlaubsvertreter in der Bremer Arbeitsgerichtsbarkeit tätig gewesen. Geboren in Halle studierte Gutbrod von 1935 bis 1939 Jura in München und Jena. Er promovierte 1941 mit einer Dissertation zum Erbhofrecht und legte nach dem Referendardienst im Bezirk des OLG Naumburg 1943 die zweite Staatsprüfung ab. Danach war er an verschiedenen Amtsgerichten im OLG-Bezirk Naumburg tätig. Nach dem Krieg absolvierte er den anwaltlichen Anwärterdienst in Bremen und erhielt 1948 die Zulassung als Rechtsanwalt in Bremen. In dieser Eigenschaft war er bis 1950 auch an Verfahren

35 Ebd.

36 Schreiben vom 27. Oktober 1950 und vom 12. März 1951 in: PA Arnold StAB 4.10-Akz. 70-1.

37 PA Arnold StAB 4.10-Akz. 70-1.

38 Das Bremische Betriebsrätegesetz nebst Wahlordnung: Ausgabe mit Wortlaut des Textes, Erläuterungen und alphabetischem Stichwortverzeichnis sowie Anhang »Betriebsvereinbarung«. Gesamtbearb.: Hilmer Arnold. Hrsg. von der Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr, Bezirksverwaltung Bremen-Weser-Ems, Bremen [1950].

am Landesarbeitsgericht beteiligt und Galperin setzte sich deshalb dafür ein, ihn wegen seiner Fachkunde als Vorsitzenden einzustellen, obwohl zu dem Zeitpunkt Personen, die unter Art. 131 GG fielen, vorrangig eingestellt werden mussten.³⁹ Gutbrod war 1937 der NSDAP beigetreten und war auch Mitglied in HJ, SA, NSV, NS-Rechtswahrerbund und kurzzeitig auch im Reichskolonialbund, scheint sich aber nicht als Nationalsozialist betätigt zu haben. So wurde ihm 1940 ein parteigerichtliches Verfahren angedroht, weil er außer der Aufnahmegebühr seit 1937 keine Beiträge geleistet hatte, und dem NS-Rechtswahrerbund trat er erst 1943 kurz vor seiner zweiten Staatsprüfung nach Aufforderung durch das Hanseatische Oberlandesgericht bei, dem die fehlende Mitgliedschaft bei Durchsicht der Personalakte aufgefallen war. Die Entnazifizierungskammer Celle, bei der er seine Entnazifizierung beantragt hatte, weil er sich um Aufnahme in den richterlichen Dienst im OLG-Bezirk Celle bewerben wollte, stufte ihn daher als nominelles Parteimitglied ein und empfahl die Zulassung zum Juristenberuf, was von der Militärregierung bestätigt wurde.⁴⁰ Nach Übernahme der Entnazifizierung durch die deutschen Behörden stufte ihn die Spruchkammer Bremen im April 1948 *auf Grund der Angaben im Meldebogen [...] gemäß Gesetz vom 9. Mai 1947 Artikel 3 A Ziff 3 b wegen geringen Einkommens und Vermögens [als] vom Gesetz nicht betroffen ein*.⁴¹ Gutbrod wurde im Zuge der Umsetzung des ArbGG 1953 zum Arbeitsgerichtsrat ernannt und 1981 als Vorsitzender Richter am Landesarbeitsgericht pensioniert.⁴²

In den Jahren 1954 und 1956 wurden drei neue Richter an den beiden Arbeitsgerichten und ein Richter am Landesarbeitsgericht neu eingestellt: Heinz Menkens (ab 1. April 1954), Oskar Schulz (ab 15. Oktober 1955), Adolf Poppe (ab 9. April 1956) und Hans Trinkhaus (ab 1. Oktober 1957).⁴³ Menkens

39 PA Gutbrod StAB 4,10–Akz. 63–42, ein Unterbringungsschein für Gutbrod gemäß Art. 131 Grundgesetz (GG) datiert erst von 1954, StAB 4,10–Akz. 63–43. Vgl. auch seine PA als Anwalt StAB, 3-A.5.–b.G.23.

40 Entnazifizierungsakte Gutbrod NLA Hannover Nds. 171 Lüneburg Nr. 15489.

41 StAB 4,10–Akz. 63–42, Entnazifizierungsakte StAB 4,66-I. – 3869. Laut dem Gesetz zur Befreiung von Nationalismus und Militarismus vom 9. Mai 1947 waren diejenigen, die 1943 und 1945 jeweils ein steuerpflichtiges Einkommen von bis zu 3600 RM und ein steuerpflichtiges Vermögen von bis zu 20000 RM hatten, vom Gesetz nicht betroffen, auch wenn sie Mitglieder der NSDAP und anderer nationalsozialistischer Organisationen waren. Dasselbe galt für Versehrte und Angehörige der Jahrgänge 1919 und jünger (Gesetzblatt der Freien Hansestadt Bremen 1947, S. 67).

42 StAB 4,10–Akz. 63–42 und StAB 4,10–Akz. 63–43.

43 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 116, sowie die Personalakten Menkens StAB 4,10–Akz. 70–4 bis 8, Poppe StAB 4,10–Akz. 63–45 bis 48, Schulz StAB 4,10–Akz. 70–9 und 10, sowie Personalbogen Schulz in: StAB 4.81/1 Nr. 44 Richterwahl 27.9.1957. Zum späteren Senator Schulz lagen nur die Akten über das Referendariat und seine Zeit im niedersächsischen Justizdienst vor seiner Amtszeit als Arbeitsrichter vor sowie Pressemitteilungen der Senatspressestelle u. a. zu seiner Ernennung zum Senator und zu seinem 60. Geburtstag (StAB 4,63/2–408). Die Zeitungsausschnitte zu Schulz (StAB 9, S3–Oskar Schulz) beziehen sich auf seine Zeit als Senator.

und Poppe übernahmen jeweils den Vorsitz von neu gebildeten Kammern des Arbeitsgerichts Bremen, während Schulz im Februar 1956 die Nachfolge von Jürgens in Bremerhaven antrat, der Ende 1955 in den Ruhestand ging. Alle drei gehörten dem Jahrgang 1920 an, waren also in der NS-Zeit sozialisiert worden, hatten ihr Studium und die Referendarzeit jedoch erst nach dem Krieg abgeschlossen. Sie leisteten von 1938 bzw. 1939 Kriegsdienst, wobei Schulz zeitweilig für zwei Semester zum Studium beurlaubt wurde. Nach Abschluss der Ausbildung war Menkens für jeweils einige Monate juristischer Mitarbeiter beim Arbeitgeberverband Bremerhaven und danach Geschäftsführer des Dampfseefischerei-Vereins Bremerhaven. Schulz war kurzzeitig Leiter der Rechtsstelle des DGB Bremen und danach ebenfalls für kurze Zeit Assessor im niedersächsischen Justizdienst. Menkens und Poppe wurden zunächst jeweils für acht bzw. zwölf Monate als Hilfsrichter im Beamtenverhältnis auf Widerruf beschäftigt, um sie auf ihre Eignung als Arbeitsrichter zu testen, bevor sie zum Arbeitsgerichtsassessor im Beamtenverhältnis auf Probe ernannt wurden. Vermutlich wurde bei Schulz ähnlich verfahren. Trinkhaus, der am 1. Oktober 1957 die 2. Kammer des Landesarbeitsgerichts übernahm, die am 1. Mai 1956 eingerichtet und zuerst nebenamtlich mit Kleen besetzt wurde, ist der einzige Bremer Arbeitsrichter, der schon vor 1945 eine planmäßige Richterstelle innehatte. Er war von 1939 bis 1945 ununterbrochen bei der Luftwaffe (zuletzt als Oberleutnant) und wurde im November 1941 zum Landgerichtsrat am Landgericht Stettin ernannt, ist aber in diesem Amt offensichtlich nicht tätig geworden. Wie Kleen war er schon 1933 der NSDAP beigetreten, weil er in Thüringen, wo er seine erste Staatsprüfung ablegte, nur so eine Chance auf Einstellung in den Staatsdienst sah. Der Landesentnazifizierungsausschuss Oldenburg glaubte ihm und den beigebrachten Zeugenaussagen, dass er sich nicht im Sinne des Nationalsozialismus besonders betätigt hatte, und reichte ihn 1947 wegen seines frühen Eintritts in die NSDAP und des noch 1939 erfolgten Eintritts in das NSFK in die Kategorie IV (»Mitläufer«) ein, erlaubte aber eine Tätigkeit als Rechtsanwalt. Anfang 1949 wurde er gemäß dem niedersächsischen Entnazifizierungsgesetz von 1948 als »entlastet« (Kategorie V) eingestuft.⁴⁴ Er bemühte sich 1945 um Wiederverwendung im oldenburgischen Justizdienst, gründete dann aber mit seinem Vater eine Versicherungsfirma und war bis 1953 als Bezirksdirektor für Oldenburg, Aurich und Cloppenburg der Bremer Versicherungsgesellschaft Securitas tätig und schrieb eine Dissertation im Versicherungsrecht.⁴⁵ Er fiel unter Art. 131 GG und bewarb sich 1953 für eine Stelle als Sachbearbeiter für sozialversicherungsrechtliche Aufgaben beim Senator für Arbeit, war dann aber bis zu seinem Wechsel ans Landesarbeits-

44 Entnazifizierungsakte Trinkhaus, NLA Oldenburg Rep 980 Best. 351 Nr. 61977.

45 Hans Trinkhaus, Provision und Abfindung der selbständigen Versicherungsvermittler unter besonderer Berücksichtigung des ausländischen Rechts. Diss. Hamburg 1953 (laut Katalog der Deutschen Nationalbibliothek erschienen 1952), als erweiterte Fassung: Hans Trinkhaus, Handbuch der Versicherungsvermittlung, Bd. 1. Provision und Abfindung der Versicherungsvermittler, Berlin 1955. Bd. 2 ist offensichtlich nie erschienen.

gericht als Regierungsrat bzw. Oberregierungsrat für die Arbeitsgerichtsbarkeit zuständig.⁴⁶

Bis zum Inkrafttreten des Deutschen Richtergesetzes (DRiG) 1961, mit dem die Möglichkeit, Nicht-Volljuristen zu Arbeitsrichtern zu ernennen, abgeschafft wurde,⁴⁷ wurde 1959 noch ein weiterer Richter als Vorsitzender der 2. Kammer des Arbeitsgerichts Bremerhaven eingestellt: Arbeitsgerichtsassessor Pillath, der aber schon 1961 wieder ausschied.⁴⁸

Betrachtet man alle in den Jahren 1946 bis 1961 eingestellten Arbeitsrichter, lassen sich folgende Feststellungen treffen:

LAG-Präsident Galperin und Senator van Heukelum legten Wert darauf, dass die einzustellenden Richter praktische Erfahrungen im Arbeitsrecht hatten. Diese wurden erworben durch die Tätigkeit in Gewerkschaft, Arbeitgeberverband oder Arbeitsverwaltung oder durch die anwaltliche Vertretung vorm Arbeits- bzw. Landesarbeitsgericht.⁴⁹ Die beiden ersten Arbeitsgerichtsvorsitzenden in Bremen und Bremerhaven waren keine Juristen, sondern Fachrichter und 1951 wurde als Nachfolger von Kruse bewusst wieder ein Fachrichter eingestellt. Als es im Dezember 1953 um die Ernennung der Arbeitsrichter zu Beamten auf Lebenszeit ging, hob Senator van Heukelum in der Sitzung des beratenden Ausschusses gemäß § 18 ArbGG ausdrücklich hervor, *dass der mit besonderen Kenntnissen des Arbeitsrechts und des Arbeitslebens ausgestattete Fachrichter sich im Lande Bremen gut bewährt habe und allgemein anerkannt werde.*⁵⁰ Ähnlich positiv äußerte sich 1949 der Syndikus des Arbeitgeberverbandes Bremerhaven in einem Schreiben an das Landesarbeitsamt über die Erfahrungen mit Arbeitsrichter Jürgens: *»Ohne auf die prinzipielle Frage der Besetzung der Arbeitsgerichte durch Berufs- oder Laienrichter eingehen zu wollen, kann zusammenfassend gesagt werden, dass der entsprechend praktisch gebildete Laienrichter seine Bewährungsprobe als »Volksrichter«, in Bremerhaven jedenfalls, bestanden hat.«*⁵¹

In Bremen ist man somit in den ersten Jahren nach 1945 den Forderungen nach einer personell und institutionell von der Justiz getrennten Arbeitsgerichtsbarkeit, die besonders von Gewerkschaftsseite propagiert wurden, sehr entgegengekommen.⁵² Nach Inkrafttreten des BArbGG 1953 hat man zwar

46 PA Trinkhaus StAB 4,10-Akz. 70-11.

47 § 88 DRiG, Bundesgesetzblatt 1961 I, S. 1678.

48 Trinkhaus, Geschichte (wie Anm. 2), hier S. 116. Über Pillath lagen leider keine Akten vor.

49 Bei Poppe lag diese Praxis zwar nicht vor, aber Galperin hielt einen Beschäftigungsversuch für vertretbar, weil er besonderes Interesse für die Aufgaben eines Richters beim Arbeitsgericht zeigte (StAB 4,10-Akz. 63-46).

50 StAB 4,10-Akz. 70-1.

51 StAB 4,10-Akz. 63-53.

52 Zu den gewerkschaftlichen Vorstellungen über den Wiederaufbau der Arbeitsgerichtsbarkeit nach 1945 siehe Memorandum des späteren DGB-Vorsitzenden Willi Richter an die amerikanische Militärregierung Frankfurt vom 19. August 1945, Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStA W) Abt. 634 Nr. 10, sowie die Darstellung von Britta Rehder, Rechtsprechung und Politik. Der Beitrag des Bundesarbeitsgerichts zur Entwicklung der Arbeitsbeziehungen (= Schriften

auch in Bremen das Instrument des Fachrichters nicht mehr genutzt, aber weiterhin Wert auf praktische Erfahrungen im Arbeitsrecht gelegt.

Das Bestreben, Personen, die durch den Nationalsozialismus belastet waren, von Leitungspositionen fern zu halten, führte dazu, dass in Bremen sowohl der Vorsitz des Landesarbeitsgerichtes als auch die Präsidentenstellen von Landgericht und Oberlandesgericht mit Rechtsanwälten besetzt wurden.⁵³ Im Gegensatz zu Niedersachsen und Schleswig-Holstein wurden offenbar auch als Arbeitsrichter bewusst keine Juristen eingestellt, die nach 1945 ihre Planstelle im richterlichen Dienst verloren hatten, da sie meist aufgrund ihrer NS-Belastung für die Arbeitsgerichtsbarkeit nicht in Frage kamen.⁵⁴ Somit finden sich auch keine Richter aus der besonders belasteten Gruppe der Kriegsrichter und Richter an Sondergerichten. Vier der Richter waren zwar vor 1945 Mitglieder der NSDAP (davon Poppe nur für sieben Monate vor seiner Zeit bei Arbeitsdienst und Wehrmacht), waren dort aber offensichtlich nicht exponiert.⁵⁵

Die Wiedereinstellung nach Artikel 131 des Grundgesetzes von Personen, die nach 1945 aufgrund von Flucht, Vertreibung oder NS-Belastung ihre Beamtenstelle verloren hatten, spielte in der Arbeitsgerichtsbarkeit Bremens ebenfalls keine Rolle bei der Personalauswahl.⁵⁶

Auch wenn die Situation in Bremen aufgrund der geringen Anzahl an hauptamtlichen Vorsitzenden der Arbeitsgerichte nicht unbedingt verallgemeinert werden kann, gab es somit doch tendenziell einige Abweichungen bei der Rekrutierung des Personals gegenüber Schleswig-Holstein und Niedersachsen.

aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Köln, Nr. 74), Frankfurt a. M. 2011.

53 Karl Carstens, *Erinnerungen und Erfahrungen*, Boppard 1993, S. 101, berichtet, dass in Bremen 1945 bei der Besetzung der Richterstellen mit unbelasteten Personen meist auf Anwälte zurückgegriffen wurde.

54 Vgl. Schreiben Galperins an den Senator für Arbeit vom 12. Mai 1950, StAB 4,10–Akz. 63–42.

55 Zur Situation in Niedersachsen und Schleswig-Holstein siehe Kind-Krüger wie Anm. 1, und Werner Kind-Krüger, *Der Wiederaufbau der Arbeitsgerichtsbarkeit in Schleswig-Holstein nach 1945*, in: *Demokratische Geschichte* 30 (2019), S. 179–214.

56 Kleen und Gutbrod waren zwar Berechtigte nach Art. 131 GG, aber der Berechtigungsschein datiert erst nach ihrer Einstellung. Bei Trinkhaus war der Unterbringungsschein wahrscheinlich für seine Einstellung beim Senator für Arbeit förderlich, aber nicht für seine Ernennung zum Landesarbeitsgerichtsdirektor.

Rezensionen und Hinweise

Auffarth, Christoph und van de Kamp, Jan (Hrsg.): *Die »andere« Reformation im Alten Reich / The »other« Reformation in the Old Empire. Bremen und der Nordwesten Europas / Bremen and North-West Europe* (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte, Band 53). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2020. 480 S.

Der schon vom Umfang her gewichtige Band 53 der Reihe »Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte«, herausgegeben von den beiden Bremer Reformationsforschern Jan van de Kamp und Christoph Auffarth, ist eine speziell bremische Frucht des 500-jährigen Reformationsgedenkens. Er versammelt die Beiträge, die anlässlich des Symposiums unter demselben Titel wie der nun herausgegebene Tagungsband vom 8. bis zum 10. Februar 2017 in Bremen an den Orten Rathaus, Bürgerschaft, Domkapitelhaus gehalten wurden.

Man kann den beiden Herausgebern nur danken, dass sie sich der aufwendigen Arbeit unterzogen haben, das wegweisende Symposium zum Thema der Bremer Reformationsgeschichte mit der Universität Bremen, der Wittheit, der Bürgerschaft und der Bremischen Evangelischen Kirche vorzubereiten und in dem vorliegenden Band sorgfältig nachzubereiten.

Wie bekannt, wurde bisher verschiedentlich zur Reformationsgeschichte in Bremen gearbeitet (u. a. Johann Friedrich Iken, Carl Rottländer, Wilhelm von Bippen, Otto Veeck, zuletzt Ortwin Rudloff in Band 2 der Bremischen Kirchengeschichte, vgl. Brem. Jb. 97, 2018). Nun liegt neben den verschiedenen Vorträgen des Symposiums zum Bremer Reformationsgedenken für Fachleute wie interessierte Laien zugleich eine umfangreiche Bibliographie zum Thema Reformation in Bremen vor.

Das Vorwort der beiden Herausgeber beschreibt die Intention des Symposiums von 2017 und der hier versammelten Beiträge (2020). Ein längeres Zitat aus dem Vorwort sei erlaubt: »Die Reformationsgeschichte der Stadt Bremen unterscheidet sich von vielen anderen Reformationen im Alten Reich, ist aber in der Untersuchung der verschiedenen Formen von Reformation kaum einmal berücksichtigt. Auch in der sprudelnden Forschung der Reformationsdekade kam sie nicht vor. Sie ist deutlich »anders« als die Reformation in den »Kernlanden« und in den Städten. In der ersten, lutherischen Phase ist manches vergleichbar: die grundstürzende Idee, die ihre Legimitation aus Gottes Wort zieht, kodifiziert in der Heiligen Schrift. Antiklerikalismus, Deutsch als Sprache auch im Ritual, Provokation, Gewalt und Beschwichtigung, Ambitionen, die religiöse Teilhabe auch in politische Partizipation umzusetzen, scheitern.« (Van de Kamp, Auffarth, Vorwort, S. 5)

Es ist neben den Herausgebern auch den Autorinnen und Autoren sehr zu danken, dass sie diesen profunden Beitrag zur bremischen Kirchengeschichte gemeinsam geleistet haben, dem das interdisziplinäre Gespräch verschiedener wissenschaftlicher Fachrichtungen zu Grunde liegt. Für die weitere Untersuchung der Reformationsgeschichte Bremens ist die vorliegende Veröffentlichung in Zukunft unverzichtbar.

Der knapp 500-seitige Band teilt sich in vier Bereiche: I. Einleitendes, II. Bremen, das Umland und Europa, III. Religionspolitik und gegenseitige Wahrnehmungen, IV. Kultur, Lebenswelt und Ordnung. Im Folgenden sollen die Beiträge wenigstens

stichwortartig genannt werden, um einen Überblick über die weitgespannte Thematik des Bremer Reformationsgeschehens hier zu erhalten.

Zu I: Jan van de Kamps Beitrag »The Reformation in the North-West« eröffnet die Reihe der Beiträge und umreißt die Entwicklung der Reformation im Nordwesten des Alten Reichs (Bremen, Ostfriesland, die Niederlande und Nassau). »Und eine Koalition der nordwest-europäischen Protestanten mit den französischen Hugenotten um Heinrich von Navarra, England und Schottland unter Elisabeth I. schien greifbar, auch wenn am Ende mit der Konversion Heinrichs IV. die stärkste Säule wegbrach.« (Van de Kamp, Auffarth, Vorwort, S. 5) Gerald Dörner gibt daran anschließend einen detaillierten Überblick über die Kirchengeschichte der Stadt Bremen im 16. Jahrhundert.

Zu II: Fred van Lieberg wirft einen spannenden Blick auf die »andere« Reformation am Beispiel der niederländisch-bremisch reformierten Familie Smidt. Robert J. Christman stellt Heinrich Moller aus Zutphen (NL) und Jacob Probst (beide wie Luther Augustiner-Eremiten) als die maßgeblichen Akteure der frühen Reformation in Bremen vor. Frank van der Pol vergleicht die Reformationen in Bremen und in dem niederländischen Kampen. Johannes Göhler (†) stellt die »andere« Reformation in Lehe und im Amt Bederkesa dar. Konrad Elmshäuser untersucht das Thema »Bremen und die europäische protestantische Konföderation des Königs Heinrich von Navarra«.

Zu III: Leo van Santen stellt Bremens radikale und zugleich verbindliche Religionspolitik in seinen Beziehungen zu deutschen und europäischen Partnern vor. Pieter L. Rouwendal untersucht Bremens Stellung auf der Dordrechter Synode. Erik A. de Boer nimmt Bremens calvinistischen Reformator Christoph Pezel näher in den Blick.

Zu IV: Christoph Auffarth untersucht bildliche Darstellungen und calvinistische Rituale in Bremen. Stavros Vlachos erörtert protestantische Darstellungsmodi in Bremen. Andrea Hauser stellt Heiraten ehemaliger Mönche und Nonnen vor. Ruth Schilling vergleicht Geistliche und Ratsherren in Bremen, Hamburg und Lübeck. Regine Wolters, Christoph Auffarth und Manfred B. Wischnewsky geben Einblicke in die digitale Edition der Bremer Kirchenordnung von 1534.

Es folgt eine umfangreiche Bibliographie zum Thema »Reformation in Bremen«. Sie umfasst immerhin 49 Seiten! Ein Abbildungsverzeichnis, Angaben zu den Autoren und Autorinnen, ein Sachregister sowie ein Personen- und Ortsregister beschließen diese grundlegende Publikation zur Bremer Kirchengeschichte.

Das »Andere« der »anderen Reformation«, welches den verschiedenen Themenstellungen der hier versammelten Beiträge zu Grunde liegt, ist Bremens zuerst lutherische, dann ab Ende des 16. Jahrhunderts calvinistische Entwicklung, also der Schwenk vom Luthertum zum Calvinismus in einem gleichbleibenden lutherischen Umfeld (heutiges Niedersachsen). Die Autorinnen und Autoren, die ja verschiedenen Disziplinen angehören, diskutieren in ihren Beiträgen diese Entwicklung in ihrer Unterschiedlichkeit zum sonstigen Reformationsgeschehen im Alten Reich (Kernlande, Städte).

Im Übrigen: Wer sich mit der Reformationsgeschichte in Bremen beschäftigt, der stellt rasch fest, dass hier das Laienelement seit der ersten Reformation bis in die Gegenwart hinein stark ausgebildet ist. Das kann man z. B. am Einfluss des Rates und später des Senats sowie an den sogenannten »Diakonien« der Bremer Altstadtgemeinden ablesen, die seit der Reformation bis in unsere Zeit hinein diakonische Aufgaben wahrnehmen. Der Autor dieser Rezension versteht die hier versammelten Beiträge als Diskussionsbeiträge. Vieles hat sich in Bremen anders gestaltet. Auch in Zukunft wird die Diskussion darüber weitergehen, wie dieses

Besondere bzw. Andersartige eigentlich genauer zu fassen ist, auf das die Bremer Kirche bis heute stolz ist.

Nebenbei: Interessant ist auch die Frage, die während des Symposions diskutiert wurde, inwieweit der Begriff »Hospitium Ecclesiae«, der am Hohetor (Stadttor) zu lesen war, die Bremer Kirche als »Herberge der Kirche« für von woanders her vertriebene Theologen meint oder für die Kirche in der Stadt Bremen selber gilt.

Der Rezensent erinnert daran, dass die gegenwärtige wissenschaftliche Untersuchung der Bremer Reformation stark von niederländischen Forschern geprägt wird (u. a. Wim Janse: »Albert Hardenberg als Theologe. Profil eines Bucer-Schülers, 1994«; Leo van Santen: »Bremen als Brennpunkt reformierter Irenik. Eine sozialgeschichtliche Darstellung anhand der Biographie des Theologen Ludwig Crocius, 2014«; Jan van de Kamp: »Übersetzungen von Erbauungsliteratur und die Rolle von Netzwerken am Ende des 17. Jahrhunderts, 2020«). Der vorliegende Band 53 der Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte umkreist daher das historische Verhältnis zwischen Bremen und den Niederlanden.

Es ist sehr zu hoffen, dass sich neben der wissenschaftlichen Forschung auch die heutige evangelische Kirche in Bremen mit ihrer »anderen« Geschichte weiter beschäftigt, das heißt, mit dem Grundanliegen der Reformation überhaupt, nämlich der Rechtfertigung des Sünders allein aus Gnade.

Die Herausgeber sowie die Autorinnen und Autoren haben uns mit der Veröffentlichung ihrer Vorträge auf dem Symposium von 2017 dazu einen wertvollen Schlüssel in die Hand gegeben. Wir brauchen ihn nur umzudrehen, und schon können wir ein aufregendes Land betreten, das uns nicht nur in die Reformationgeschichte Bremens mit ihren damaligen großen Umbrüchen blicken lässt, sondern auch in die gegenwärtige Kirche Bremens, die heute wohl ebenfalls vor grundlegenden Umbrüchen steht.

Peter Ulrich

Banditt, Marc: Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts. Bd. 24). Wiesbaden: Harrassowitz 2018. 305 S.

Das Städtepaar Bremen und Danzig lässt in der Frühen Neuzeit zunächst an Verbindungen denken, die – auf hanse- und küstenstädtischen Traditionen beruhend – im Wesentlichen merkantiler Art waren. Tatsächlich treten daneben Parallelen auf den Feldern der konfessionellen und ihr folgend intellektuellen Entwicklungen an den Tag, ohne dass die Ergebnisse sich gleichen. Beide Kommunen wurden 1522 von der Reformation ergriffen; während allerdings in Bremen der Rat selbst diese Konversion ohne Friktionen beförderte, kam es in Danzig 1525 zur Amtsentsetzung des katholisch verbliebenen Rates durch Teile der Bürgerschaft. Zwar erzwang der polnische König Sigismund I. (1506–1548) eine episodenhafte Rückkehr zum vorherigen Status, konnte aber den Protestantismus auf Dauer nicht an seinem Einfluss hindern. Vergleichbar zu Bremen optierte im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts eine wesentlich intellektuelle Oberschicht für die Hinwendung zum Reformiertentum, ohne sich durchsetzen zu können und scheiterte endgültig 1612 durch den Ausschluss aller Reformierten von öffentlichen Ämtern.

Beiden Städten ist gemein, dass die Reformation die Gründung hochschulähnlicher Bildungseinrichtungen nach sich führte: In Danzig das *Akademische*

Gymnasium (1580), das in einem oberen Teil über zwei akademische Klassen verfügte und in Bremen das *Gymnasium Illustre* (1610), das aus universitätsgleichen Fakultäten bestand. Teils in Anlehnung, teils in bewusster Distanzierung von diesen im Zeitalter der Aufklärung veraltenden Bildungsinstitutionen entstanden in beiden Gemeinwesen bürgerliche Sozietäten: In Bremen 1748 die *Bremische Deutsche Gesellschaft* und 1783 als Zusammenschluss bereits vorhandener Bestrebungen die *Gesellschaft Museum*, die jedoch bald ihre wissenschaftliche Ausrichtung verlor. In Danzig hingegen wurde 1743 die *Naturforschende Gesellschaft* (im Folgenden *NfG*) gegründet, die zu einem wichtigen ›Player‹ innerhalb der europäischen Sozietäten aufsteigen sollte, obwohl – oder vielleicht auch weil – sie lange Zeit in einer über gewisse Freiheiten besitzenden *res publica* angesiedelt war, die freilich in einem Abhängigkeitsverhältnis zum polnischen Königreich stand. Der städtische Rahmen der Gesellschaft macht auch die gerne als Abgrenzung gegenüber feudal verorteten Strukturen beurteilten Sozietätsgründungen obsolet.

Der Verf. beginnt seine Studie mit der rezenten Forschung zu den Sozietäten, muss aber konstatieren, dass der *NfG* dabei höchstens eine randständige Rolle zukommt. Gründe sieht er sowohl in der einseitig auf die Naturwissenschaften ausgerichteten Aktivitäten der Gesellschaft, als auch in der Unsicherheit besonders deutscher Historiker über den Status von Danzig, der bevorzugt bis zu den 1990er Jahren ein Politikum war. Trotz eingeschränkter Quellenbasis gelingt es dem Verfasser auf dem spezifischen Hintergrund Danzigs die Bedingungen für die Gründung der *NfG* herauszuarbeiten, die keinesfalls in Abgrenzung zum *Akademischen Gymnasium* erfolgte. Was folgt, das sind inhaltlich ausgewogene Analysen zur inneren Struktur der Gesellschaft, ihrer Mitgliederentwicklung, ihrer wissenschaftlichen Verortung und ihrer Stellung im Danziger Gemeinwesen.

Als wesentliches Problem erwies sich für die Gesellschaft die häufige politische und militärische Bedrängung der Stadt gleichwie das Problem des Verhältnisses zu wechselnden Herrschaftssystemen; dass sie trotz dessen ein Teil des Netzwerkes der *res publica litteraria* wurde und blieb, ist wohl wesentlich einzelnen Protagonisten zuzuschreiben, obgleich die selbst angestrebte ›Internationalisierung‹ durch Berufung auswärtiger Mitglieder nur ansatzweise den gewünschten Erfolg brachte.

Ein im Wesentlichen überzeugender Beitrag zur Geschichte der europäischen Aufklärung – freilich in einem spezifischen Humus, der eine ganze Reihe von Besonderheiten erklärt.

Das Interesse an der Studie hat, aus bremischer Sicht, noch einen anderen Hintergrund, der sich wie eine Klammer um das Thema wölbt: 1923 hatte die *NfG* ihre stupende Bibliothek der 1904 gegründeten Technischen Hochschule unter Wahrung des Eigentumsrechtes überlassen. Für 1943 wird die Gesamtzahl der Bände in der Bibliothek der Technischen Hochschule mit ca. 146.000 angegeben, darunter 37.700 Einheiten als Besitz der *NfG*. Zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurden Angehörige des Hochschulpersonals mit ihren Angehörigen, Akten, Forschungsinstrumente und die als besonders wertvoll erachteten Bücher nach Schmalkalden in Thüringen ausgelagert. Der wesentliche Teil der Bücherbestände blieb zurück und ging während der Zerstörungen im März 1945 physisch verloren. Ca. 26.000 Bände blieben als amorphe Masse zurück und bildeten 1946 den Grundstock der Institutsbibliotheken der neu gegründeten Polytechnischen Universität. Nachdem Thüringen von der amerikanischen in die sowjetische Hoheit gewechselt war, verließen die Wissenschaftler und ihre Angehörigen Thüringen unter Zurücklassung von Gerätschaften und Büchern. Allerdings war es zuvor zu ›Entnahmen‹

gekommen: Ernst Witt, Professor an der Technischen Hochschule für Architektur und mittelalterliche Formenlehre, hatte 873 Bände an sich genommen. Witt nahm seinen Wohnsitz in Bremen und übertrug treuhänderisch zunächst der Staatlichen Kunstschule, dann der Staatsbibliothek Bücher und Handschriften, ohne dass – so der Vertrag – Eigentumsrechte berührt würden. Erst 1952 wurden alle Übergaben in der Staatsbibliothek vereint, nunmehr unter der Bezeichnung *Depositum Danzig*, die auch in der folgenden Universitätsbibliothek bzw. Staats- und Universitätsbibliothek Bremen ihre Gültigkeit behielt.

Frühe Überlegungen zur Rückführung der Bestände nach Danzig scheiterten an der politischen Lage. Im Juni 1993 erhielt der Danziger Ratspräsident Andrzej Januszajtis während des Besuches in Bremen zwei wertvolle Bände aus dem *Depositum* als Geschenk, was zu empörten Reaktionen von Vertretern der sog. Vertriebenen und ihnen affinen Teilen der CDU/CSU führte. Zugleich stellten Traditionsverbände der ehemaligen deutschen Technischen Hochschule die Legitimität der heutigen Polytechnischen Universität als Nachfolgeinstitution in Frage. Kurz nach der Übergabe hatte sich zudem in Lübeck die *Danziger Naturforschende Gesellschaft* neu gegründet, zwar unter dem Mantel der Förderung der Naturwissenschaften, aber »unter besonderer Berücksichtigung der Vertreibungsfrage des Danziger Staatsvolkes und der Westpreußen« – damit waren Eigentumsansprüche angemeldet, die in einem Zivilprozessverfahren mündeten. Aber der politische Wille zu einer einvernehmlichen Lösung führte schließlich im Januar 2000 im Artushof in Danzig zur feierlichen Unterzeichnung eines Vertrages, der die »Translokation« der Bestände zur treuhänderischen Verwaltung nach Danzig besiegelte. Dies nicht ohne erneute publizistische Debatten in deutschen Printmedien, die aber meistenteils sachlich und abwägend ausfielen; ausgenommen eine – im negativen Sinne für sich sprechende – Reaktion des Bundes der Danziger, dessen Vertreter Bremen nichts anderes als »Verrat« vorwarfen. Aber die Bühne leerte sich, das Publikum wandte sich ab. Es hatte sich die Einsicht durchgesetzt, dass Bücher, zumal Handschriften, eines spezifischen Wirkungsumfeldes bedürfen.

Thomas Elsmann

Berck, Marga: *Le Nuage d'or. Autour d'un cercle littéraire et artistique de l'Allemagne à la Belle Époque (1903–1913)*. Traduction et édition critique par Anne Struve-Debeaux (Histoire culturelle. 6). Paris: Classiques Garnier 2017. 144 S.

Magdalene Pauli, geb. Melchers (1875–1980), ist aktuell einem breiteren Publikum unter ihrem Pseudonym Marga Berck bekannt, unter welchem sie den, auch prominent verfilmten, Briefroman *Sommer in Lesmona* verfasste. Magdalene Pauli sah sich nie als Schriftstellerin, vielmehr als »Dilettantin«, ohne dies – wie meist üblich – negativ konnotieren zu wollen. Sie war eine Chronistin, deren Werke bis heute Einblicke in die Phase zwischen dem deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 und dem Beginn des Ersten Weltkrieges geben, freilich begrenzte Einblicke in (groß-)bürgerliche Kreise, die sich wiederum mit ihren künstlerisch-intellektuellen Interessen vom »Mainstream« des traditionellen bremischen Bürgertums distanzieren. War *Sommer in Lesmona* noch stark von der individuellen, »in fine« unerfüllten Liebessehnsucht bestimmt, so erfüllten die 1954 (Bremen: Schünemann) erstmals publizierte *Die goldene Wolke. Eine verklungene Bremer Melodie* (wobei der Untertitel in der französischen Übersetzung fehlt) und das biografisch gefärbte *Aus meiner Kinderzeit. Bremer Erinnerungen 1881–1891*. Bremen:

Heye [1957]) mit einem Vorwort von Rudolf Alexander Schröder (1878–1962) ihren selbst gewünschten Beitrag zur bremischen Geschichte.

Die *Goldene Wolke* (die Benennung in Anlehnung an Johann Wolfgang von Goethes *Torquato Tasso* stammt von Rudolf Alexander Schröder), die von 1903 bis 1914 bestand und deren Idealismus in den Gaswolken des Ersten Weltkrieges zugrunde ging, kann als literarisch-künstlerisch orientierter Gesellschaftszirkel beschrieben werden, in dem sich freilich intellektuelle Beschäftigung und gesellschaftliches Amüsement die Waage hielten (vgl. dazu in letzter Zeit: Bernd W. Seiler, Lesmona und die Goldene Wolke, Gesellschafts- und Familienleben in Bremen um 1900, in: Jahrbuch des Club zu Bremen 1995/1996, S. 21 ff., bes. S. 27 ff.; Ferdinand J. Krings, Architektur und Poesie. Rudolf Alexander Schröder als Baumeister und Mittelpunkt der »Goldenen Wolke«, Bad Langensalza 2015, S. 37 ff.).

Im Gegensatz zu vergleichbaren Vereinigungen der Zeit, war sie nicht getragen von Bohemiens oder einer elitären Clique, sondern von häufig jungen und weiblichen Mitgliedern des bremischen Patriziates, die freilich gegen die als erdrückend empfundene Kultur des Wilhelminismus aufbegehrten. Neben Schröder können sein Vetter Alfred Walter Heymel (1878–1914) und Gustav Pauli (1866–1938, Direktor der Bremer Kunsthalle seit 1905), der die Bedeutung Schröders und Heymels als Ideengeber früh realisierte (vgl. Gustav Pauli, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Tübingen 1936, S. 215 ff.), zu den intellektuellen Köpfen der losen Vereinigung gezählt werden, deren Verdienst u. a. das Auftreten einer Reihe von Prominenten war (z. B. Borchardt, Hofmannsthal, Kessler, Rilke). Schröder hat sinigerweise im Juli 1939 in einer Jubiläumsrede auf Paulis Nachfolger Emil Waldmann (1880–1945) die euphorische Stimmung der Gruppe charakterisiert, obgleich die Anzeichen eines »Fin de Siècle« und das Bewusstsein darüber nicht zu übersehen waren (Rudolf Alexander Schröder, Jubiläumsrede auf Emil Waldmann, in: ders., Gesammelte Werke. Dritter Band, Berlin und Frankfurt am Main 1952, S. 1099 ff., hier S. 1100 ff.).

Anne Struve-Debeaux, Professorin an der Universität Paris Nanterre, hat nun nicht nur erstmals den Text von Magdalene Pauli ins Französische übersetzt, sondern ihr – in der Art einer kritischen Edition – Anmerkungen und einen biografischen Apparat zu den handelnden Personen beigegeben. Für die Autorin liegt ihr besonderes Interesse auf der kunsthistorischen Bedeutung der *Goldenen Wolke* in ihrer Frontstellung gegen den Wilhelminischen »Zeitgeist« und bevorzugt Gustav Paulis Wirken. Sie zeichnet Paulis »Entdeckung« der Worpsweder Kunst und die Auseinandersetzungen mit dem für seine exzessiven, historisierenden Großformate bekannten Bremer »Malerfürsten« Arthur Fitger (1840–1909) nach, wie auch die folgende von Carl Vinnen (1863–1922) angestoßene Kontroverse um die moderne, besonders französische Kunst, der er eine angebliche Präponderanz gegenüber der deutschen unterstellte. Der Leserin / dem Leser bleibt freigestellt, der These der Autorin zu folgen, die in diesem national bestimmten »Kulturkampf« letztlich einen Vorboten dessen sieht, was im Nationalsozialismus folgen sollte. Es ist das Interesse für die kunsthistorischen Hintergründe, das große Teile der Illustrationen (durchweg s/w) erklärt: Lovis Corinth, Vincent van Gogh, Max Liebermann, Otto Modersohn, Paula Modersohn-Becker, Auguste Renoir, Alexander von Salzmann, Robert Sterl, Max Slevogt, Rudolf Tewes, Heinrich Vogeler. Leider weist der Band nur ein Porträt von Magdalene Pauli selbst auf, das im Übrigen einem Fotoalbum betitelt *Die Goldene Wolke* entstammt, welches noch zu Lebzeiten von Magdalene Pauli dem Focke-Museum/Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte übereignet wurde und bereits im Schünemannschen Druck von 1954 lediglich Verwendung fand. Allgemein Bremisches wird nur zum Beiwerk.

Ungeachtet einiger notwendiger Korrekturen im biografischen Anhang eine anregende, inhaltlich und handwerklich gut gemachte Studie, die belegt, wie sich ein nur auf den ersten Blick scheinbar lokales Thema in einen europäisch-geistesgeschichtlichen Rahmen einfügt. Es hat einer französischsprachigen Wissenschaftlerin bedurft, dies einem bremischen Publikum vor Augen zu führen.

Thomas Elsmann

Bolte, Günter: Gerhard Rohlfs. Anmerkungen zu einem bewegten Leben. Bremen: Edition Falkenberg 2019. 336 S.

Biografien erleben als ein Forschungsfeld der Geschichtswissenschaft in letzter Zeit buchstäblich eine Blütezeit in Deutschland. Im hier zu besprechenden Band ergründet Günter Bolte, wie die deutsche Kolonialzeit im 19. Jahrhundert den wechselvollen Lebenslauf von Gerhard Rohlfs (1831–1896) aus Vegesack geprägt und beeinflusst hat. Er bedient sich parallel vergleichender Sichten auf das widersprüchliche Leben des bekannten Afrikaforschers mit dem vollen Namen Friedrich Gerhard Rohlfs. In der Chronologie des Lebenslaufs vom Tag der Geburt bis zum Tag der Trauerfeier und Beisetzung in Vegesack prüft Bolte am jeweiligen Lebenstag die Ereignisse bei Gerhard Rohlfs und parallel dazu jene in seinem Umfeld, versehen mit präzisen Angaben von diversen schriftlichen Quellen. Auf diese Weise entstehen seine »Anmerkungen zu einem bewegten Leben«, wie der Untertitel des Buches ankündigt und somit auf weit gespannte Ambitionen des Autors anspielt.

Eine akribische Neugier treibt Günter Bolte bei dieser mühseligen wie auch in allen Einzelheiten sorgfältigen Kleinarbeit an. Seit 2003 beschäftigt er sich derart intensiv mit Rohlfs. Als ehrenamtlicher Mitarbeiter des Heimatmuseums Schloss Schönebeck in Bremen-Vegesack, Ortsteil Schönebeck, hat er den dort befindlichen Nachlass des Afrikareisenden und -forschers durchgesehen und gewissenhaft für dieses beeindruckend aufwendige Buch ausgewertet. Bolte spürt mit großer Sachkenntnis und mit vielen Suchideen dem Menschen Rohlfs hinter dem Mythos nach. Durch sein methodologisches Herangehen will er Fakt und Fiktion trennen, Fehler erkennen und Lücken wie auch Leerstellen füllen. Seine nüchtern abwägenden Vergleiche erscheinen solide und erweisen sich zudem als belastbar.

Die Gliederung seines Bandes folgt in dreißig Buchabschnitten überwiegend chronologisch dem weiten Lebensbogen vom Aussteiger bis zum Generalkonsul mit allen Tiefen und Höhen. Methodologisch gewandt beginnt Bolte mit einer kritisch prüfenden Gesamtschau von Biografien in Buchform nach der zeitlichen Reihenfolge ihres Erscheinens seit 1912, in Sammelwerken seit 1931 und einer weitreichenden Artikelauswahl in Lexika, Zeitschriften und Zeitungen (S. 7). Der Autor kommt zu vielen nützlichen Einschätzungen, die einen unübersehbaren Neuigkeitswert für die Rohlfs-Forschungen ergeben. So resümiert er, dass die ältesten Biografien »besonders interessant« (S. 8) sind. An der etwa um 1942 entstandenen Arbeit über »Die große Zeit deutscher Afrikaforschung und Kolonialarbeit. Nach dem Briefwechsel von Gerhard Rohlfs« von Alwin Belger, dem seinerzeitigen Schriftführer des Heimatmuseums Vegesack (heute: Heimatmuseum Schloss Schönebeck) bemängelt er dessen fehlende kritische Distanz. Die Lebensbeschreibungen von Schneider, Genschorek und Langner hätten den Nachlass in Schönebeck nicht eingesehen, leichtfertig recherchiert und kaum neue Tatsachen erschlossen, ist eine andere wichtige Feststellung. Positiv würdigt Bolte hingegen die Lebensbeschreibung von Horst Gnetzner. Er habe sich intensiv bemüht, weitere Quellen

zu erschließen, was ihm vor allem über die Militärzeiten und teilweise durch seine Analyse des Briefverkehrs gelungen sei. Boltes Zwischenfazit aus diesen vergleichenden Nachforschungen ist, dass gegenwärtig nicht alle Fragen geklärt sind, sondern im Gegenteil neue Fragen zu stellen sind. Im Mittelpunkt dieser Analyse stehen alle Biografien, Bücher von Rohlf's sowie dessen Artikel mit den im Nachlass vorhandenen und auch sonst bekannt gewordenen Briefen und Aktenvermerken. »Diese Arbeit soll die Lektüre der angesprochenen Veröffentlichungen nicht ersetzen, sie soll sie ergänzen« (S. 11).

Nach diesem Kurzaufsatz des aktuellen Forschungsstandes beginnen mit Kindheit und Jugend die »Anmerkungen« zum bewegten Leben von Rohlf's. An deren Ende sieht Bolte seinen jungen Protagonisten als dreifachen Schul- und Studienabrecher (S. 22). Die kleinteilige Gliederung wird letztlich übersichtlich dank inspirierender Überschriften. Beispielsweise bringen Stichworte wie Fremdenlegionär, Aufarbeitungszeit, Rückkehr und Pläne oder detaillierte Zitate wie »Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich von Atlas durch die Oasen Draa und Ttafilet« oder »Im Auftrage Sr. Majestät des Königs von Preussen mit dem Englischen Expeditions-corps in Abessinien« die jeweiligen Buchabschnitte auf ihren inhaltlichen Kern. In kurz gefassten Wertungen schafft der Autor eine gelungene Balance zwischen wissenschaftlicher Exaktheit und ausdifferenzierten Nuancen. Günter Bolte argumentiert plausibel und urteilt sicher. Er verzichtet auf jegliche Spekulationen. Die Reiseberichte von Rohlf's fasst er als »Spuren der Begegnung« in Afrika auf. Sie werden ergänzt durch umfangreiche wie vielfältige Illustrationen und einen mehr als 150 Seiten umfassenden Anhang. Verdienstvolles Kernstück ist ein vergleichender Lebenslauf mit den oben bereits dargestellten Rubriken.

Kurz zusammengefasst lässt sich feststellen: In der Wahrnehmung der biografischen Literatur seit 1912 zeigte sich in der ersten Zeit ein widersprüchliches, diffuses Persönlichkeitsbild von Gerhard Rohlf's zwischen den mit Spannung aufgeladenen Begriffen Abenteurer und Forscher in der deutschen Kolonialgeschichte in Afrika. Im Kern stützt Bolte seine Ansichten und Wertungen in seiner Analyse vor allem auf den Rohlf's-Nachlass. Die detailliert rekonstruierte Biografie mit ihren vielfältigen Facetten überzeugt. Günter Boltes Verdienst besteht darin, akribisch, methodisch überzeugend und quellennah ein Charakterbild des Bremer Afrikaforschers zu entwerfen. So leistet Günter Bolte einen Beitrag zur systematischen Aufarbeitung des umfangreichen Nachlasses und zur differenzierten Einordnung seiner Forschungstätigkeit. Der Band stiftet überdies einen Impuls für die multiperspektivische Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit Bremens und ihre Folgen.

Jürgen Tremper

Brand-Kruth, Dieter: Auf nach Bremen. Den Stadtmusikanten auf der Spur. Bremen: Kellner 2019. 207 S.

Lienkamp, Andreas: Aufstand für das Leben. »Die Bremer Stadtmusikanten« und »Der Hauptmann von Köpenick« – zum 200. Geburtstag des Grimm'schen und zum 90. des Zuckmeyer'schen Märchens. Baden-Baden: Tectum 2019. 602 S.

Das Jahr 2019 hat der Freien Hansestadt Bremen ein Jubiläum der ganz besonderen Art beschert. Es war kein Ereignis der Stadtgeschichte zu bejubeln, ja, genau genommen ging es gar nicht um ein Bremer Ereignis. Im Jahr 1819 erschien in

Berlin die zweite, erweiterte Auflage der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Wilhelm und Jacob Grimm. Darin befand sich unter der Nummer 27 erstmals das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten. Der damals in Bremen mit Sicherheit nicht als Ereignis wahrgenommene Geburtstag der Stadtmusikanten hat 200 Jahre später einen Reigen von Veranstaltungen und Publikationen nach sich gezogen, die von der Stadt- und Tourismuswerbung unter dem Slogan »Stadtmusikantensommer« zusammengefasst wurden. Dazu gehörte eine zentrale Ausstellung der Kunsthalle Bremen, die unter dem Titel »Tierischer Aufstand. 200 Jahre Bremer Stadtmusikanten in Kunst, Kitsch und Gesellschaft« auch Aspekte der Bremer Rezeptionsgeschichte behandelte, aber ihren Schwerpunkt in künstlerischen Bezügen in der Nachkriegszeit hatte (vgl. den gleichnamigen Katalog bei Schünemann, Bremen 2019). Für den wissenschaftlichen Ertrag ist zudem auf das Symposium der Europäischen Märchengesellschaft vom 21.–23. 6. 2019 in Bremen zum Thema Stadtmusikanten hinzuweisen (vgl. Bd. 45 der Schriftenreihe der Europäischen Märchengesellschaft, Königsfurt 2020).

Dass Bremen das Jubiläum überhaupt wahrnahm, war nicht unwesentlich einem Autor zu verdanken, der sich mit einer Dissertation zu den Stadtmusikanten am Fachbereich Kulturwissenschaft an der Universität Bremen bereits tief in das Thema eingearbeitet hatte. Dieter Brand-Kruth hat die Quintessenz seiner Forschungen im Jubiläumsjahr komprimiert publiziert und mit dem Buch »Auf nach Bremen« dem Bremer Lesepublikum erstmals nach dem 1993 erschienenen Stadtmusikantenbuch von Andreas Röpcke und Karin Hackel-Steher (vgl. Brem. Jb. 73, 1994) nicht eine weitere Bilderbuch- oder Leseversion des Märchens, sondern ein umfassendes Kompendium über die vier Tiere an die Hand gegeben. Kaum jemand wird dies besser können als Brand-Kruth, der in jahrelanger Recherche tatsächlich alle Höhen und Tiefen des Themas ausgelotet hat und nebenbei auch eine bedeutende Sammlung hierzu aufgebaut hat, die 2019 auch der Ausstellung und dem Symposium zugutekam. Es dürfte derzeit kein Buch lieferbar sein, in dem alle Aspekte zur Genese, Literatur- und Kulturgeschichte dieses Märchenstoffs so kompetent auf vergleichsweise knappem Raum (ca. 200 S. einschließlich zahlreicher Anhänge) dargestellt werden. Dieser umfassende Ansatz, der aus dem Vollen einer Dissertation schöpfen kann, hat natürlich eine recht kleinteilige Systematik zur Folge, die es aber einfach macht, die jeweils spezifischen Aspekte der Überlieferung in der Publikation zu finden. Von den Brüdern Grimm, der Überlieferungs- und Gestaltungsgeschichte des Märchens bis hin zu speziellen Betrachtungen über Hahn, Katze, Hund und Esel und Gedanken über Solidarität und über Herrschaft bleiben keine Fragen offen. Hinzu kommen Dokumentenabschriften, Textwiedergaben der »kanonischen« Fassung von 1857 und Inhaltsangaben von zahlreichen Märchenvarianten. Es ist klar, dass die Bezüge des Märchens zu Bremen da nur einen geringeren Teil des Buches ausmachen können, doch erfährt man auch hier alles Wesentliche zur Ortsgeschichte von Bremens bekanntestem Wahrzeichen auf ca. 20 Druckseiten. Es versteht sich, dass das Buch durchgängig farbig illustriert ist. Ohne Frage wird für Bremen Dieter Brand-Kruths Buch einer der wesentlichen Erträge des Jubiläumsjahres bleiben und noch Nutzen stiften, wenn die Stadt schon längst dem nächsten Event entgegenseht. Zurecht ist Dieter Brand-Kruth dafür von der Wittheit zu Bremen der Bremer Preis für Heimatforschung 2019 zuerkannt worden.

Einen ganz anderen Weg zum Thema verfolgt die ebenfalls 2019 zum Jubiläum erschienene und in Bremen kaum zur Kenntnis genommene Publikation von Andreas Lienkamp, Theologe und Sozialwissenschaftler an der Universität Osnabrück.

Lienkamp hat sich zur Aufgabe gemacht, auf ein Doppeljubiläum hinzuweisen: Unter dem Titel »Aufstand für das Leben. »Die Bremer Stadtmusikanten« und »Der Hauptmann von Köpenick« – zum 200. Geburtstag des Grimm'schen und zum 90. des Zuckmeyer'schen Märchens« werden beide Stoffe gleichberechtigt behandelt. Dies ist nun über das rein zufällige Datum der Jubiläen 2019 und 2020 hinaus tatsächlich erklärungsbedürftig. Doch macht der Autor klar, dass für ihn »die beiden zeitlos aktuellen Geschichten zusammenhängen« (Klappentext) und dass vielerlei ihre Autoren verbindet. Daraus resultiert ein ca. 600 Seiten starker Band, der tatsächlich wie ein Doppelband in einem Einband alle systematisch bearbeiteten Aspekte des Themas jeweils abwechselnd für die »Stadtmusikanten« und dann für den »Hauptmann« behandelt. Dies ist bei der Lektüre nicht ganz einfach, bei der Arbeit mit dem Band aber von Vorteil, wenn man mehr an den vier Tieren von der Oberweser als an dem Berliner Hauptmann interessiert ist – wie der Rezensent freimütig zugibt. Er gibt ferner gerne zu, dass er nicht sicher ist, dass die Zusammenhänge zwischen den beiden Stoffen so auf der Hand liegen, dass er – bei aller Bewunderung Zuckmeyers für die Grimms – diesem Ansatz unbedingt folgen mag. Doch ist dies fast unerheblich, denn der Ertrag für die Bremer Aspekte des Themas ist nicht gering. Dass Lienkamp sehr viel mehr als nur ein sozialhistorisches Interesse mit Bremen und den Grimms verbindet, lässt das Vorwort erahnen, das er am »Geburtsdatum« der Stadtmusikanten (3. Juli 1819) verfasst hat und das der an diesem Tag tragisch sehr jung verstorbenen Tochter Johanne (Hannchen) des Bremer Bürgermeisters Smidt gedenkt. Dies ist eine berührende Geste, ist die liebe Hanne doch in Bremen weithin vergessen. Der Autor wünscht den Lesern »lebensdienliche Erkenntnisse« und betont, dass er »vor allem aus ethischer Perspektive« zur Beschäftigung mit den beiden Märchenstoffen rät. Nimmt man sich dies in Bezug auf die Bremer Stadtmusikanten zu Herzen, kann man aus dem Buch unbedingt Nutzen ziehen, liegen doch im Kampf der vier Tiere um Selbstermächtigung und Solidarität und in der Selbstbehauptung des Hauptmanns gegen die Obrigkeit gemeinsame Wurzeln – auch wenn die Gleichsetzung eines von Dritten zugetragenen Erzählstoffs mit der literarischen Umsetzung einer Gestalt der Zeitgeschichte nicht ganz unproblematisch ist. Doch arbeitet Lienkamp vor allem in den beiden Hauptkapiteln »1. Die Rahmendaten« und »3. Das Geschehen« alle fassbaren Aspekte des Themas souverän ab und stellt mit »4. Berührungspunkte« die Beziehungen zwischen ihnen her. Die Darstellung lässt eine intensive Beschäftigung mit den Grimms, aber auch mit Johann Smidt und der Beziehung der Familien Smidt und Grimm untereinander erkennen. Aus der Bremer Perspektive liegen hier die unbedingten Stärken der gründlich gearbeiteten Publikation, selbst wenn man der von Lienkamp vorgeschlagenen These, dass Hanne Smidt den Brüdern Grimm noch vor ihrem Tod eine »Bremer« Version des Märchenstoffes der Stadtmusikanten geliefert hätte, nicht folgt. Auch wenn wir wissen, dass die Grimms sich um Bremer Zuträger bemühten und dass Hannchen hierin eingebunden war, wäre dies doch allzu märchenhaft schön – selbst in einem Jubiläumsjahr.

Konrad Elmshäuser

Burger, Jürgen: Vom Lehrerverein zur Bildungsgewerkschaft 1826–2016. Eine kurze Geschichte der Bremer GEW und ihrer Vorgängerorganisationen. Bremen: Kellner 2019. 149 S.

In seiner Studie unternimmt Jürgen Burger erstmals den Versuch, die Geschichte der Selbstorganisation der Lehrerinnen und Lehrer in Bremen epochenübergreifend darzustellen. Er schildert die Entwicklungen ausgehend von der ersten Gründung einer PädagogInnenvereinigung 1826 über die Reformbestrebungen des Bremischen Lehrervereins (BLV) im Kaiserreich und in den Weimarer Jahren, die »Gleichschaltung« der pädagogischen Interessenvertretung in der NS-Zeit, den Neuanfang nach 1945 bis hin zur Gründung der GEW 1957. Die Entwicklung der bundesrepublikanischen Lehrgewerkschaft nimmt in seiner Schrift den größten Raum ein. Burger zeichnet die Arbeit der GEW in der Vertretung der Lehrkräfte, ihre Bemühungen um die Schulreform, die organisatorische Entwicklung innerhalb des DGB sowie die Kämpfe gegen Sparmaßnahmen und für die Durchsetzung von progressiven Konzepten in der jüngeren Vergangenheit nach.

Die frühen Kapitel basieren vor allem auf der vorhandenen Forschungsliteratur und sind nur punktuell durch ergänzende Quellenstudien bereichert. Die Arbeiten des Bremischen Lehrervereins und der GEW im 20. Jahrhundert stellt Burger dann vor allem auf Grundlage der überlieferten Protokolle dar. In die Schilderung der Ereignisse der jüngeren Vergangenheit fließen eigene Erinnerungen mit ein: Burger war erstmals 1983 Teil des bremischen GEW-Landesvorstandes, 1997 wurde er Vorstandssprecher, 2005 Redakteur der gewerkschaftseigenen BLZ. Aufgrund dieser Arbeitsweise verzichtet die schlanke Studie auf einen ausführlichen Beleg- und Fußnotenapparat.

Der erfreuliche Mehrwert des Buches ist es, die lange zu bedauernde Leerstelle einer Gesamtdarstellung zur Selbstorganisation im bremischen Schuldienst zu füllen. Aus der Warte des Pädagogen, Bildungshistorikers und Gewerkschafters schildert Burger den Wandel der Forderungen und der inhaltlichen Arbeit der LehrerInnenvereine vor dem Hintergrund des jeweiligen politischen Systems. Die Studie wird aufgelockert durch reiche Illustration und Einbindung historischer Dokumente, etwa Auszüge aus den Protokollbüchern und Programmschriften der verschiedenen Vereine und Gewerkschaften. In Einzelfällen leiden insbesondere die Kapitel zu den älteren Zeitabschnitten darunter, dass sie sich zu sehr auf die vorhandene – und mitunter veraltete – Literatur stützen. So war beispielsweise der 1933 zum Bremer Bildungssenator ernannte Richard von Hoff zweifellos weit mehr als lediglich ein »Bremer Lehrer der Oberrealschule, der Mitglied der NSDAP war« (S. 55). Tatsächlich war er eine überregional bekannte Größe der Völkischen Bewegung. Auch die Angabe, die von der Arbeitsgemeinschaft für Geschichtsunterricht des BLV herausgegebene Schriftenreihe »Geschichte in Erzählungen« sei 1935 verboten worden, ist hinreichend widerlegt (S. 51). Der Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Friedrich Walburg, hatte seine Arbeiten seit den frühen 1930er Jahren inhaltlich der NS-Ideologie angeglichen. Ein kurzfristiges Verbotverfahren der Schriftenreihe 1936 beruhte auf einem bürokratischen Formfehler und wurde aufgehoben – es diente dem Pädagogen aber später im Entnazifizierungsverfahren zur Stilisierung seiner angeblichen Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus. Diese Lesart wurde von der Literatur unkritisch übernommen. Derartige kleinere Ungenauigkeiten bezeugen die leider noch immer zentrale Bedeutung vieler subjektiv eingefärbter oder schlichtweg veralteter Titel zur Bremer Schulgeschichte: Von den apologetischen Schriften Hinrich Wulffs, über Paul Goosmanns Memoiren bis hin zu Sylvelin Wissmanns Dissertation zum Bremer Volksschulwesen im

Nationalsozialismus. Neuere Forschungen wären hier erfreulich. Burgers gut lesbarer Überblicksdarstellung tun diese kleineren Mängel aber keinen Abbruch.

Die Kapitel zur jüngeren Vergangenheit und Gegenwart der Bremer GEW lassen die politischen Ansichten des Verfassers unübersehbar hervortreten – vor dem Hintergrund seiner beruflichen Vergangenheit und gewerkschaftlichen Prägung ist dies wenig verwunderlich. So liegt Burgers Position insbesondere in der Auseinandersetzung mit Spar- und Rationalisierungsmaßnahmen der letzten Jahrzehnte deutlich auf der Hand: »Ohne Umverteilung des vorhandenen Reichtums, ohne einen starken demokratischen Sozialstaat, kann die ›höchste Priorität für Bildung‹ nur ein Lippenbekenntnis bleiben. Die herrschende Bildungspolitik verspricht der Bevölkerung mehr, als sie halten kann« (S. 134).

So endet seine Studie konsequenterweise mit einem Ausblick auf anstehende Herausforderungen. Vor dem Hintergrund der demokratischen und egalitären Traditionen der GEW stellt er eine Reihe von politischen Forderungen für die Zukunft auf, etwa die überfällige Vereinheitlichung und Regulierung von LehrerInnenausbildung und -vergütung, eine solidarische Schule, deren Ziel die Ausbildung mündiger Individuen ist, und die konsequente Beschäftigung mit den Themen der Gegenwart: ökonomische Ungleichheiten in der Welt, Digitalisierung und Klimawandel.

Jürgen Burger liefert eine kompakte und angenehm zu lesende Überblicksdarstellung zur Geschichte der Selbstorganisation der Lehrerinnen und Lehrer in Bremen. Um Fotografien und Dokumente erweitert entsteht eine lebendige Schilderung der Vergangenheit des Bremer Schulwesens. Das Buch ist zugleich eine ehrliche Mahnung zur konsequenten Weiterarbeit der GEW in Bremen.

Matthias Loeber

Dachale, Helmut und Momsen, Carsten: Als Opfer zu Tätern wurden. Eine Tragödie aus deutscher Nachkriegszeit. Mit einem Vorwort von Bernhard Docke. Bremen: Edition Falkenberg 2019. 144 S.

Das Vorwort kündigt eine »Geschichte von Grauen, Gewalt und Vergebung von geradezu biblischer Wucht« an (S. 7). Es geht um den Raubüberfall auf den Hof Kapelle im Bremer Blockland am 20./21. November 1945 und dessen gerichtliche Bewältigung. Zwölf Bewohner des Hofes – darunter fünf Kinder – wurden getötet, ein dreizehnter Mann überlebt verletzt. Das Buch berichtet: Bremens Kriminalpolizei ermittelte. Die Aufdeckung der vollen Wahrheit sei nicht ihre »oberste Priorität« gewesen (S. 9). Von Anfang an verdächtigt habe sie noch nicht repatriierte ehemalige polnische Zwangsarbeiter (Displaced Persons DPs), denen nach einem in der Bevölkerung und in der Polizei verbreiteten Generalverdacht jede Straftat zuzutrauen gewesen sei. Das Schicksal dieser nach Deutschland verschleppten Männer habe die Polizei nicht interessiert. Die am 1. September 1939 beginnende »Vorgeschichte des Verbrechens« habe sie ausgeblendet (S. 9) und nicht gefragt, ob die Polen als Opfer der durchlebten Misshandlungen »zu Tätern« geworden – und gar dazu gemacht worden seien, indem »sie von vornherein als solche gesehen und behandelt wurden.« – Acht Polen mussten sich vor einem US-Militärgericht in Bremen verantworten. Das Vorwort wirft kurz die Frage auf, ob man die tatsächlichen Täter oder die »üblichen« Verdächtigen angeklagt habe (S. 7). Der Text des Buches sagt, dem Gericht sei es nicht um die Wahrheit gegangen. Vielmehr seien die Angeklagten Opfer rassistischer Justiz geworden. US-Juristen seien gewöhnt gewesen, African Americans im Alltag und im Recht zu diskriminieren und es mit

der Beweisaufnahme nicht so genau zu nehmen (S. 139). »Denn man meinte ja von vornherein zu wissen, wer Verbrechen an den Weißen schon von Natur aus verübe« (S. 139). Solches Denken haben die Richter wohl auf die Polen übertragen. Das Buch formuliert ein »Plädoyer für die Vergessenen« und kritisiert das Gericht: Der Gerechtigkeit sei nicht Genüge getan worden. Der Grundsatz »Im Zweifel für den Angeklagten« habe nicht gegolten (S. 140). Die Verteidigung durch amerikanische Militärs sei nicht sachgerecht gewesen (S. 99). Abschreckung sei das Ziel gewesen. Und wenn es der Abschreckung gedient habe, seien die zu Tätern gemachten Opfer »ins Zuchthaus oder vors Erschießungskommando« gekommen (S. 10). Vier Männer wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet, drei erhielten lebenslang Zuchthaus, ein vierter 40 Jahren Gefängnis. Ende der 1960er Jahre ließen die USA die Gefangenen frei: Für die Entlassung setzte sich auch Wilhelm Hamelmann ein, der den Überfall als einziger überlebt und Frau und Kinder verloren hatte; 1945/1946 hatte er die Täter identifiziert und gegen sie ausgesagt. Er wird vorgestellt als eigenwillige Persönlichkeit und als Christ, der um das Unrecht der Zwangsarbeit gewusst habe.

Das Buch sieht in dem Fall ein Beispiel für die heutige Zeit (S. 140). Denn: »Die Neigung zur Ausgrenzung und Xenophobie bis hin zum offenen Rassismus ist sowohl in den USA als auch in Deutschland wieder neu und offen entfacht worden ... In Deutschland werden Geflüchtete und Menschen mit Migrationshintergrund auch ohne konkreten Verdacht zu Kriminellen abgestempelt. Und die offizielle Kriminalpolitik nimmt diese Tendenzen nur allzu gern auf, um das Gefühl von Sicherheit und Ordnung allein durch hartes Durchgreifen zu stärken.«

Die Moral scheint zu sein: 1945 haben die Behörden das durch den Kapelle-Überfall schwer beeinträchtigte Sicherheits- und Ordnungsgefühl der bremischen Bevölkerung durch hartes Durchgreifen gestärkt, indem sie die verhassten, unter Generalverdacht stehenden und als Kriminelle abgestempelten ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter der Tat beschuldigten. Ob dies die Wahrheit traf, war ihnen – und auch dem US-Gericht – wohl nicht so wichtig. Und heute versucht die »offizielle Kriminalpolitik« erneut »hart« durchzugreifen, jetzt angetrieben von Rassismus und auf Kosten von Geflüchteten und Menschen mit Migrationshintergrund.

Diese Schlussfolgerung verkennt 75 Jahre bremischer Polizeigeschichte. Nach 1945 waren die US-Militärregierung in Bremen (OMGBRE) und der Senat bestrebt, die Polizei zu reformieren. Leitlinien waren die vier »D«: Demokratisierung, Demilitarisierung, Dezentralisierung und Denazifizierung. Der Weg der Reform war lang, nicht immer geradlinig, nicht frei von Rückschlägen: Aber er wurde beschränkt und führte zu der Polizei der heutigen Zeit, die sich weder des offenen noch des latenten Rassismus zeihen lassen muss. Im Übrigen hatte die Polizei 1945 unter Verantwortung des Präsidenten des Senats und kontrolliert von der US-Safety Brauch, Sicherheit und Ordnung in der US-Enklave Bremen zu sichern und Straftaten zu verfolgen. Dabei war auch das Verhalten noch nicht repatriierter DPs im Auge zu behalten. Der Kapelle-Überfall war eine schwere Herausforderung für die Polizei, auf die sie mit polizeilichen Mitteln zu reagieren hatte. Dass sie dies 1945 nicht oder mit unangemessenen Mitteln getan habe, wäre zu belegen. Dem vorliegenden Buch gelingt dies nicht.

Die Verfasser betonen, sie hätten alle verfügbaren Informationen zusammengetragen – räumen zugleich aber ein, ihre Darstellung basiere nicht auf den Gerichtsakten.

Amerikanische Stellen hätten »lakonisch« erklärt, ein berechtigtes Interesse der Autoren an der Einsicht in militärische Akten sei nicht zu erkennen (S. 101). Wer den potentiellen Wert solcher Quellen kennt, wird sich fragen, ob »Kapelle« ohne

sie angemessen darzustellen ist. Denn Feststellungen der Verfasser sind ohne Zugriff auf originale Dokumente nicht nachzuprüfen – Zugriff z. B. auf Anklagen, Einlassungen der Angeklagten und der Verteidigung, Aussagen von Zeugen. Wie ist das Gericht bei der Beweisaufnahme vorgegangen? Was ergeben Plädoyers? Aus welchen Gründen hat das Gericht die Angeklagten schuldig gesprochen? Hat es das Schicksal der als Zwangsarbeiter nach Deutschland verschleppten Angeklagten strafmildernd gewürdigt resp. warum nicht? Die Strafen lassen keinen Zweifel daran, dass der Gedanke der Abschreckung eine Rolle gespielt hat. Welche Überlegungen haben das Gericht geleitet? Waren diese rundweg zu verwerfen? Abschreckung war einer der Strafzwecke; sie konnte 1946 sehr wohl und gerade dann bei der Strafzumessung zum Nachteil der Angeklagten zum Tragen kommen, wenn über eine Tat von der Dimension und Brutalität des Kapelle-Überfalls mit 12 Toten zu urteilen war. Was ergeben schließlich Gnadengesuche und deren Ablehnung? Ganz generell interessiert: Wie hat sich der im Buch dargelegte strukturelle Rassismus der US-Justiz zum Nachteil der Polen konkretisiert? Lässt sich aus den Akten belegen, das Gericht habe sich nicht für die Wahrheit interessiert? Wofür dann? War es voreingenommen?

Insgesamt: Eine aus den Prozessakten gearbeitete Darstellung bleibt wünschenswert, um dieser Geschichte von Grauen, Gewalt und Vergebung von geradezu biblischer Wucht gerecht zu werden.

Hans Wrobel

Eckler-von Gleich, Cecilie: Vom Freihafen zur Überseestadt. Bremen: Edition Temmen 2019. 240 S.

Ein exzellenter Bild-Text-Band über Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Überseestadt führt seine Leser geradewegs an die Lebensader der Hafenstadt Bremen und mitten hinein in die Identitätswahrnehmung der Bremer Stadtbürger. Cecilie Eckler-von Gleich bietet eine attraktive Zeitreise durch 130 Jahre Bremer Zeitgeschichte und Stadtentwicklung. Das großformatige Buch beginnt mit der Öffnung der stadtbremischen Häfen ab 1888, reicht über deren Zerstörung im Zweiten Weltkrieg sowie über ihren Neuaufbau nach Kriegsende bis zur Neukonzeption und Neugestaltung der Überseestadt in ein zukünftiges Mischgebiet. Das klare Konzept und die stimmige Realisierung überzeugen.

Unter Verweis auf eine Vielzahl von Publikationen zur bremischen Hafengeschichte formuliert die Autorin klar ihr Anliegen. »In dem vorliegenden Band wird auf den Strukturwandel fokussiert, deshalb sind historische Entwicklungen, Umbrüche und Zäsuren von Bedeutung« (S. 4). In diesem Kontext erscheinen unmissverständlich positive Ergebnisse und dynamische Entwicklungen ebenso wie folgenschwere Defizite und fatale Fehlentscheidungen. Demnach war das Zuschütten des Überseehafens 1998/99 »sicherlich der größte stadtentwicklungspolitische Fehler, der in diesem Gebiet gemacht werden konnte« (S. 9).

Gravierende Veränderungen als roter Faden gliedert die langjährige Leiterin des Kulturhauses Walle und des dortigen Geschichtskontors in drei große Buchabschnitte mit jeweils drei thematischen Textpassagen. So entsteht ein fein differenziertes Geschichtsbild in einem ausgewogenen Verhältnis von historischen Entwicklungslinien und stadtgeschichtlichen Fakten.

Die systematische Gliederung folgt der Chronologie: Das erste Kapitel befasst sich mit der Geschichte der stadtbremischen Häfen von 1888 bis 1949 mit den

Passagen Zollunion, Hafen und Wohnen, Zerstörung und Nachkriegszeit. Vor der feierlichen Eröffnung des Freihafens 1 rücken der Weserbahnhof und die 1877 gegründete Bremer Lagerhaus-Gesellschaft-Actiengesellschaft (BLG) in den Zusammenhang mit der feierlichen Freihafeneröffnung. Die Autorin würdigt ihn als einen der modernsten Häfen der Welt und verknüpft diese Wertung mit dem damals mustergültigen Bremer System, eine enge Verbindung von Schiffs- und Bahnverkehr (vgl. S. 18). Kapitel Nummer 2 behandelt den 1950 beginnenden Wiederaufbau, den Hafenboom, den Stückgut- und Containerumschlag sowie den damit einsetzenden Niedergang der Häfen mit der folgenreichen Verfüllung des Überseehafens. Am Anfang dieser Entwicklungsetappe vom Wiederaufbau bis zum Strukturwandel zwischen 1950 und 1989 wurde Bremen der zentrale Hafen beim Umschlag von Baumwolle für ganz Europa (vgl. S. 108). Ein tiefer Widerspruch zwischen der bleibenden Hafenstadt und den alten Hafenanlagen verursacht letztlich den Strukturwandel und moderne Entwicklungen. Das dritte Kapitel schließlich beschäftigt sich mit der jüngeren Vergangenheit der Überseestadt von 1990 bis 2019. Es schildert die Entwicklung des Masterplans von 2003, die Veränderung vom Hafen- zum Mischgebiet aus Wohnen, Dienstleistungsgewerbe, Gewerbebetrieben und Industrie. Das Buch endet mit einem interessanten Rundgang durch die Überseestadt 2018/19. Akribische Bildnachweise, eine Übersicht von verwendeten Karten und Plänen, eine Auflistung aktueller Farbfotos, ein Überblick über Illustrationen und eine durchaus nützliche Liste der verwendeten Literatur vollenden diese wertvolle regionalgeschichtliche Studie zum Westen der Hansestadt Bremen.

Jürgen Tremper

Fiedler, Beate-Christine und van den Heuvel, Christine: Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten. Die schwedischen Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext zwischen 1648 und 1721 (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, Band 3). Göttingen: Wallstein 2019. 375 S.

Als am 15. Oktober 1648 der Westfälische Friede in Münster und Osnabrück unterschrieben wurde, war Peter Koster, Bremens Chronist des 17. Jahrhunderts, gerade einmal acht Jahre alt. In seiner »Chronic der Kaiserlichen Freien Reichs- und Hansestadt Bremen« schrieb er vierzig Jahre später unter der Marginale »Pessimistische Aussichten«: »Es hat sich aber diese gute Stadt Bremen des allgemeinen Friedens wenig zu erfreuen gehabt, aller maßen so bald darauf die Zollexecution und die schwedische Unruhe erhoben, ja gleichsahm daraus entsprossen seyn; und hat die folgende Zeit gelehret, daß Bremen unter währendem 30-jährigen Krieg floriret, aber nach geschlossenem Frieden gantz ausgemergelt und nahrlos geworden«. Lange hatten der Westfälische Frieden und seine Friedensordnung als vorbildlich in Europa gegolten. In Münster und Osnabrück hatte es keine Sieger und Besiegte gegeben, der ausgehandelte Friede war kein Diktat einer Seite über die andere, doch seine »Frieden stiftende Wirkmächtigkeit« muss heute als eher begrenzt beurteilt werden. Zwar behielt er seine grundsätzliche Gültigkeit bis zum Ende des Alten Reiches, doch muss er – zumindest für Nordwestdeutschland – weitgehend als eine Zwischenetappe innerhalb eines Dauerkriegszustandes« angesehen werden, der erst mit dem Ende des Nordischen Krieges (1700–1721) seinen Abschluss fand. Zu diesem Ergebnis kam eine zweitägige wissenschaftliche Tagung, die im Februar 2020 zu »Friedensordnung und machtpolitische Rivalitäten – Die schwedischen

Besitzungen in Niedersachsen im europäischen Kontext 1648–1721« in Stade stattgefunden hatte. Die Vorträge dieser Tagung sind Gegenstand der vorliegenden Veröffentlichung des Niedersächsischen Landesarchivs. Sie beschäftigen sich aus unterschiedlichen Perspektiven mit den für Nordwestdeutschland so unruhigen Jahrzehnten zwischen dem Westfälischen Frieden und dem Frieden von Nystad im Jahre 1721, der den Nordischen Krieg beendete und zu dem überleitete, was man später die »Ruhe des Nordens« nennen sollte. Der Band gliedert sich in drei große Abschnitte. Der erste – Schweden und der Nordwesten des Reiches – behandelt die machtpolitischen und territorialen Spannungs- und Aktionsfelder, Allianzen, Interessengegensätze, reichsständige und religionspolitische Fragen, Entwicklungen, die schließlich zur weitgehenden Festlegung der territorialen Grenzen am Ende dieser Epoche im Nordwesten Deutschlands führten. Machtpolitische Interessen aller Beteiligten standen dabei alleine im Vordergrund. Die angestrebte »Balance of Power« verschob Regionen und ihre Menschen; von dem später einmal in einem anderen Frieden beschworenen Selbstbestimmungsrecht der Völker konnte im Zeitalter des Absolutismus keine Rede sein. Jeder der zum Westfälischen Frieden aufgerufenen Akteure war letztlich auf sich alleine gestellt. Das war schon während des großen Krieges so gewesen und würde es auch nach dem Friedensschluss bleiben. Auch in Bremen, dem im Kreis der mächtigen Nachbarn kaum politisches Gewicht zukam. Im Verlauf des Krieges hatten seine Bürger die Altstadt sowie die um die links der Weser erweiterte Neustadt aus eigener Kraft zur Festung ausgebaut. Nicht aus Hysterie, wie Konrad Elmhäuser in seinem Beitrag über »Reichsstädtische Identität und konfessionelle Konkurrenz. Reformierte und Lutheraner im 17. Jahrhundert in Bremen« meint, sondern in nüchterner Erkenntnis militärischer Notwendigkeiten einer auf sich allein gestellten Stadt. Und dies, wie sich nach 1648 zeigen sollte, keinen Moment zu früh. Schien es zunächst, dass Bremen im Frieden von Münster und Osnabrück noch einmal relativ glimpflich davongekommen war, erwies sich letztlich sein unklar gebliebener Status als Freie Reichsstadt mehr als fragil. Elmhäuser behandelt in seinem Beitrag die Folgen, die Friede und Kriegsende in der bis dahin verschont gebliebenen Stadt Bremen hinterlassen hatten, in seinem neuen Verhältnis zum Nachbarn Schweden, in seiner Position als Stadtstaat zu Kaiser und Reich, aber auch innenpolitisch und gesellschaftlich in der Auseinandersetzung zwischen der Mehrheit der reformierten Stadtbewohner und einer lutherischen, Schweden zuneigenden Minorität. Bremen gelingt es schließlich 1666 im zweiten Bremisch-Schwedischen Krieg seine städtische Unabhängigkeit zu verteidigen, doch erwies sich der im Habenhauser Friede ausgehandelte Kompromiss als erneute Hypothek, die das staatsrechtliche Verhältnis der Stadt nach außen hin auch weiterhin belasten sollte. Der 30-jährige Krieg war in erster Linie kein Konfessionskrieg gewesen. Elmhäuser zeigt, wie auch später in den Auseinandersetzungen zwischen Bremen und Schweden bei aller Erbitterung die unterschiedliche Konfession innerhalb der Stadt keine entscheidende Rolle gespielt hat. Lutheraner und ihre Gottesdienste blieben unbehelligt, ein Stück konfessioneller Besonnenheit, und die Einsicht, dass zur reichsstädtischen Identität nicht unbedingt auch eine konfessionelle, reformierte zu gehören habe. Der zweite Abschnitt der Veröffentlichung wendet sich den Akteuren und ihren Handlungsfeldern zu, der Erbteilungspolitik Anton Günthers von Oldenburg etwa oder den beiden schwedischen Gouverneuren Bremens und Verdens Hans Christoph von Königsmark und Nils Gyllenstierna. Das Kriegstagebuch des pommerschen Obristen Carl Leonhard Müllers ermöglicht einen Einblick auch in die Situation der am Krieg unmittelbar beteiligten Soldaten und der leidgeprüften Bevölkerung der von der Kriegsmaschinerie betroffenen Gebiete und schildert den

Marsch von 3000 Mann schwedisch-deutscher Hilfstruppen aus Pommern, Wismar und Bremen durch Westfalen und Hessen bis Philippsburg am Rhein sowie zurück in die heimischen Provinzen. Im dritten Abschnitt – Forschungsperspektiven und Überlieferung am Beispiel ausgewählter Bestände des Niedersächsischen Landesarchivs – verweist Bernhard Homa unter den Aspekten des »Kriegs vor Ort« in seinem Beitrag über »Friedloser Frieden und Untertanen-Diplomatie« auf die lange viel zu kurz gekommenen Fragestellungen zur Kultur- und Alltagsgeschichte von Krieg und Militär hin. Auch dort, wo der Krieg nach 1648 weitgehend »eingehegt« gewesen sei, haben unmittelbare Kriegsfolgen und mittelbare Kriegslasten noch Jahrzehnte lang die Alltagsrealität der Menschen bestimmt. Eine mehr als berechtigte Forderung, den Blick auf die unmittelbaren Konsequenzen der fortdauernden Friedlosigkeit für die Menschen zu werfen und sie nicht bei allem berechtigten Interesse für die Akteure der großen Politik zu übersehen. Ein Anhang mit historischen Karten und einem Personenregister ergänzt den Band, der über die genannte Tagung hinaus nachlesbare und damit bleibende Erkenntnisse vermittelt.

Hartmut Müller

Focke, Harald: Der Norddeutsche Lloyd 1945 bis 1970 (Oceanum. Das maritime Magazin Spezial). Wiefelstede: Oceanum 2019. 144 S.

2002 erschien Harald Fockes erstes Buch zum Norddeutschen Lloyd (NDL) unter dem zugkräftigen Titel: »Bremens letzte Liner« (Rezension im Bremischen Jahrbuch Bd. 82/2003, S. 271–272). Es folgten weitere Bücher zum Thema sowie wissenschaftliche Aufsätze im »Bremischen Jahrbuch«, dem »Deutschen Schifffahrtsarchiv« und dem »Jahrbuch der Männer vom Morgenstern« zur Passagier- und Frachtschifffahrt des NDL nach dem Zweiten Weltkrieg. In einem flotten und journalistischen Stil geschrieben, lag allen diesen Publikationen neben Archivrecherchen ein überaus ausgeklügelter »Oral History«-Ansatz zugrunde. Auf diese Weise hat sich der Autor einen soliden Ruf als der anerkannt führende Fachmann zur Nachkriegsgeschichte des NDL erworben. In letzter Zeit hat sich Focke verstärkt dem populären Format zugewandt, vor allem durch sein Engagement beim maritim überaus rührigen Oceanum-Verlag in Wiefelstede. Dort hat er, gleichsam als Quintessenz seiner nunmehr jahrzehntelangen Forschungen, eine knappe wie anschauliche Betrachtung der Entwicklung des Lloyd von 1945 bis zur Fusion mit der Hamburg-Amerika Linie (Hapag) 1970 veröffentlicht. Focke zeichnet den Wiederaufstieg des Lloyd nach dem Zweiten Weltkrieg nach. Zahlreiche Abbildungen lockern auf, eine Schiffsliste ist angehängt. Der Leser begegnet schon früher erarbeiteten Thesen Fockes. Diese betreffen die kritisch unter die Lupe genommene fragile Rentabilität der als Aushängeschild dienenden transatlantischen Passagierschifffahrt (BERLIN, BREMEN und EUROPA) sowie das Festhalten am konventionellen Schnellfrachttyp (FRIESENSTEIN-Klasse 1967–1968), als sich bereits die Einführung der Containerschifffahrt abzeichnete. Diese Kritik Fockes am damaligen Management des Norddeutschen Lloyd – hier fallen die legendären Namen Richard Bertram und Dr. Johannes Kulenkampff – ist berechtigt. Hinzuzufügen ist jedoch, dass diese Fehleinschätzungen zeittypisch und keineswegs lloydspezifisch waren. Von den hochsubventionierten französischen (FRANCE) und italienischen (MICHELANGELO, RAFFAELLO) Transatlantikdiensten einmal abgesehen, haben auch Reedereien wie die Holland-Amerika-Lijn aus Rotterdam

und die Svenska Amerika Linien aus Göteborg noch bis in die 1970er Jahre an ihren Passagierdiensten nach New York festgehalten. Und der Typ des konventionellen Schnellfrachters der späten 1960er Jahre, der vor allem in der Fahrt nach Ostasien verwendet wurde, war keineswegs ein Spezifikum des Lloyd, sondern auch anderer internationaler Reedereien. Technisch und ästhetisch kann er in ähnlicher Weise als Höhe- und Endpunkt des Stückgutfrachters eingeordnet werden, wie ein Jahrhundert zuvor die legendären Klipper in Bezug auf die hölzernen Segelschiffe. Am Schluss dieses nützlichen Überblicks (S. 144) findet sich eine Bibliographie Fockes zum Thema, die vielleicht noch durch Veröffentlichungen anderer Autoren hätte etwas angereichert werden können.

Christian Ostersehle

Focke-Museum (Hrsg.): Hans Saebens. Bilder für Bremen. 1930–1969. Bremen: Schünemann 2019. 144 S.

Hans Saebens (1895–1969) beeinflusste maßgeblich mit seinen stimmungsvollen Schwarz-Weiß-Stadtansichten nicht nur das Bildergedächtnis von Bremen im 20. Jahrhundert, sondern auch das damalige Geschichtsbild der Hansestadt an der Weser. Der Fotograf schuf atmosphärisch dichte Lichtbilder, die einerseits Vergangenheit repräsentierten, andererseits zugleich anschauliche Vorstellungen der Veränderungen in vergangenen Jahrzehnten plastisch darstellten. So ein aktives Wechselverhältnis zwischen Fotografie und Stadtentwicklung schwingt als die dominierende Hauptachse in den 100 Fotoaufnahmen des hier zu besprechenden Buches, herausgegeben vom Bremer Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte. Zwei davon in Farbe, aufgenommen im Hafen im Oktober 1957 (S. 76/77). Dieser vorzügliche Katalogband einer Sonderausstellung vom 7. September 2019 bis zum 9. Februar 2020 erschien aus Anlass des 50. Todestages von Hans Saebens.

Der Herausgeber des Katalogs teilt das Buch klassisch in einen Text- und einen Bildteil. Die seinerzeitige Museumsdirektorin Frauke von der Haar leitet mit ihren Gedanken zu Hans Saebens und dem visuellen Gedächtnis der Stadt kurz und gut ein. Karin Walter, die Kuratorin der Ausstellung, bringt Hans Saebens' Blick auf Bremen auf den Punkt. Sie stimmt alles in allem umsichtig auf knapp zwanzig Seiten auf den zweiten, den stärksten Teil des Bandes ein. Auf mehr als 100 Seiten präsentiert der Katalog bekannte, aber auch viele bislang selten oder noch nie publizierte Stadt- und Hafenbilder. Man schaut gefesselt, Bild für Bild und spürt bis heute die besondere schöpferische Begabung des Bremer Fotografen. Der gebürtige Bremer beherrschte vortrefflich kreatives Gestalten, um Fotografien als Metapher zu gestalten.

Seit den 1930er Jahren gewann der in Worpswede lebende Hans Saebens (1895–1969) überregional hohes Ansehen als Autor erbaulicher Aufnahmen der Norddeutschen Landschaft. Zur gleichen Zeit arbeitete er für das Stadtmarketing, also für den Handel, das Gewerbe und die Gastronomie seiner Geburtsstadt Bremen. So formte der Fotograf entscheidend am offiziellen Image vom »schönen« und »schaffenden« Bremen in den 1930er- bis 1960er-Jahren mit. Für den Ausstellungskatalog hat Karin Walter, die Kuratorin der Schau, aus dem fotografischen Nachlass von rund 20.000 Negativen und 5.000 Abzügen eine wohlüberlegte Bildauswahl getroffen. Sie bettet Saebens mit feinem Empfinden in den Kontext seiner Zeit ein. Nach seinem Schulabschluss nahm er zunächst Unterricht in Malerei bei

dem Lithographen und Maler Willi Menz (1890–1969) an der Kunsthochschule in Bremen. Im Anschluss daran studierte der junge Bremer von 1914 bis 1916 in Leipzig an der Akademie für Buchgewerbe und Graphik. An diesem Punkt vertut sich Karin Walter nach Quellenlage allerdings, als sie Saebens einer Fotografengeneration zurechnet, »die keine traditionelle Ausbildung« (S. 12) als Atelierfotografen durchlaufen hätte. Sie unterschätzt damit den Einfluss der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig, eine der ältesten staatlichen Kunsthochschulen in Deutschland. Verschiedene Archivalien über diese damals bereits national und international etablierte Buchgewerbeakademie belegen, dass bereits seit 1907 (!) im Rahmen der Grafikerausbildung die Fotografie als Ausbildungsfach auf dem Plan gestanden hat. Das geschah, nachdem Emanuel Goldberg die Nachfolge von Georg Aarland angetreten und den Unterricht in Reproduktionsfotografie zu einer eigenen Abteilung ausgebaut hatte. So kam zu den bisherigen Ausbildungsbereichen in den klassischen Drucktechniken, dem Zeichenunterricht und der Schriftenlehre auch die Fotografie hinzu. Zugleich überschätzt Walter möglicherweise den Wert des Einflusses von Paul Wolff auf Saebens, der ihm »wohl die entscheidende technische Anleitung« (S. 11) für das Arbeiten mit der Leica vermittelt habe.

Der Bildteil, ganz im Wortsinn das Herzstück des Katalogs, beginnt mit einigen erklärenden Zitaten von Hans Saebens, warum er seine fotografische Arbeit nicht als Selbstzweck betreibt (S. 32). Sie stammen aus dem Artikel »Blick durch den Sucher«, veröffentlicht in Heft 6 der Zeitschrift »Leica-Fotografie«. Elf Aufnahmen stellen die Stadt in den 1930er Jahren im ersten Bildabschnitt vor. Einige Beispiele. Eine Totale wirft einen Blick von der damals nach dem Führer benannten Brücke auf Weser und Schlachte in feiner abendlicher Stimmung. Danach wechseln Licht und Schatten in einer kleinen Straße zwischen den Häusern. Mit Hut und weißem Kleid geht eine Dame durch den Schnoor. Eine geradezu pittoreske Szene, fotografiert im Jahr 1935. In der Großenstraße steht ein Pferdegespann, das Fuhrwerk beladen mit Bierfässern von Haake-Beck. Eine weitere Nahaufnahme bildet Weinfässer der Firma Reidemeister & Ulrichs ab. Mit einem Blick aus dem Gebäude von Hoffmann und Leisewitz auf einen davor geparkten Horch-Pkw setzt Karin Walter die Kollektion fort. Das Bremer Stadtbild bleibt im Wortsinn als heile Welt im Gedächtnis durch kunstvoll arrangierte Bilder, reduzierte Ausschnitte, stimmungsvolle Kontraste sowie nüchterne Linien und Formen.

In der zweiten Bilderpassage fokussiert Karin Walter die Aufmerksamkeit auf die massiven Kriegszerstörungen in Bremen. Acht erschütternde Bildsequenzen reichen vom Schlussstein eines Gewölbes in der zerstörten Kirche St. Martini in diffusem Hell-Dunkel über zerbombte Gebäude am Marktplatz und den Blick durch das Franzosentor am Focke-Museum bis zu zwei Jungen, die Trümmersteine säubern. Viele dieser Fotos aus dem Jahr 1946 wurden übrigens noch nie veröffentlicht.

Ein Bild mit zerstörten Kränen im Europahafen kündigt bereits das dritte Fotokapitel an. 16 Szenen rekonstruieren die Arbeit im Hafen in den 1930er Jahren.

Im vierten Fototeil geben 24 Aufnahmen die Entwicklung der Häfen im Alltag der 1950/1960er Jahre wieder. Aufnahmewinkel, Kameraperspektiven, Blendenauswahl und andere formelle Details stimmen dank der besonderen grafischen Ästhetik von Hans Saebens.

Im abschließenden 5. Bilderkapitel mit 37 Aufnahmen über die Stadt Bremen in den 1950er/1960er Jahren wechseln Porträts mit Stadtansichten.

Ein sorgfältiges Abbildungsverzeichnis gibt Aufschluss über die Herkunft der Bilder. Sie ergänzen die kurzen Beschriftungen in der laufenden Bildfolge.

Fassen wir zusammen. Der Band spiegelt durch die Optik von fast vier Jahrzehnten regionaler Zeitgeschichte einige Kapitel Bremischer Stadtentwicklung im 20. Jahrhundert. Es gelingt eine virtuose Mischung von Kunst-, Medien- und Fotofriegeschichte. Der Katalog belegt überdies einleuchtend, warum und wie Fotografien von der Geschichtswissenschaft als zentraler und aussagekräftiger Quellenbestand genutzt werden können. Die kuratorischen Entscheidungen von Autorin Karin Walter zu Inhalten, Erzählweisen, Gestaltung, emotionaler Ansprache sowie Methoden der Vermittlung ergeben letztendlich sinnfällige Bilder für Bremen im 20. Jahrhundert. Die Fotografien erzählen vom Leben in Bremen in der Vorkriegszeit, nach den Kriegszerstörungen und dem anschließenden Bauboom in der Wirtschaftswunder-Zeit.

Die künstlerische Qualität der auserlesenen Fotografien in einer individuellen, subjektiv geprägten Bildsprache trifft den Nerv der Einheit von Intellekt und Sinnlichkeit. Wer den Katalog schließt, begreift, das pulsierende Leben in einer Stadt steht nie still. Ein ständiger Wandel bewegt sich im Spannungsfeld von Gesellschaft und Wirtschaft, Zerstörung und Wiederaufbau.

Das hier vorgelegte Buch leistet einen wichtigen Beitrag zur Debatte über die Geschichte der Stadt- und Wirtschaftsentwicklung Bremens zwischen den 1930er und 1960er Jahren, weil Saebens genau hinschaut und den handelnden Akteuren in der Stadt und ihren Häfen folgt. Die Ergebnisse können sich sehen lassen, national und international. Das Bremer Focke-Museum verteidigt mit diesem gediegenen Buch seinen guten Ruf, so etwas wie das historische Gedächtnis der Hansestadt an der Weser zu sein. So gewinnt dieser Band seinen Wert für die weitere historische sowie kunst- und kulturgeschichtliche Forschung.

Jürgen Tremper

Greve, Anna: Koloniales Erbe in Museen. Kritische Weißseinsforschung in der praktischen Museumsarbeit. transcript: Bielefeld 2019. 263 S.

Anna Greve, Leiterin des Referats »Museen, Staatsarchiv, Landesarchäologie, Landesamt für Denkmalpflege, Obere Denkmalschutzbehörde, Kulturgutschutz« beim Senator für Kultur der Freien Hansestadt Bremen, hat einen Band vorgelegt, der für alle Leser mit Interesse an der Bremer Kulturpolitik von Relevanz ist. Als Wissenschaftlerin hat sich Frau Greve intensiv mit der »Kritischen Weißseinsforschung« beschäftigt, einer kulturwissenschaftlichen Analysemethode, die »die menschliche Haut und die damit verbundene Vorstellung von weiß als Schlüsselkategorie von Rassismus untersucht.« Durch ein Volontariat sowie berufliche Tätigkeiten bei verschiedenen Dresdner Museen ist die Verfasserin auch mit ausstellungsmethodischen Problemen vertraut und kann somit drei Perspektiven zusammenbringen: die kulturpolitische, die wissenschaftliche und die museumspraktische.

Ihren Ansatz, Museumsarbeit stereotypkritisch zu reflektieren, indem globale, vielfach aber durch den europäischen Kolonialismus mitgeprägte und dabei deformierte Zusammenhänge erforscht, sichtbar und museologisch produktiv gemacht werden, entfaltet die Autorin an Hand der Analyse von fünf Museumstypen, für die sie u. a. Beispiele aus der regionalen Museumslandschaft heranzieht: 1. die frühneuzeitliche Wunderkammer: das Einzelstück des Oldenburger Wunderhorns, 2. das Heimatmuseum: das Museum Schloss Schönebeck, 3. das Weltmuseum: das Überseemuseum, 4. das Landesmuseum: das Fockemuseum und 5. das Kunst-

museum: der Silberschatz der Kompanie der Schwarzen Häupter in den Museen Böttcherstraße und die Kunsthalle. Außerdem behandelt das Buch den Bremer Bürgerdialog »Kolonialismus und seine Folgen« (mit einigen Bemerkungen zur Debatte um die Änderung von Straßennamen) und – unter der Überschrift »Globaldialog« – u. a. die Diskussionen um die Erforschung und die Rückgabe von musealem Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten.

Das vorliegende Buch bietet ambitionierte Ratschläge und Denkanstöße für eine multiperspektivische, postkoloniale Museumsarbeit und empfiehlt diese ausdrücklich, unabhängig von Größe und Aufgabe der Einrichtung. Darüber hinaus wirft Frau Greve interessante Schlaglichter auf die Tätigkeit Bremer Museen sowie die Bedeutungen einzelner Exponate: Der Leser erfährt etwas über die konzeptionellen Herausforderungen des Museums Schloss Schönebeck und über die Provenienzforschung am Übersee-Museum, über die bisher übersehenen Kolonialbezüge vieler Exponate des Fockemuseums und über die Hintergründe der Ausstellung »Der blinde Fleck. Bremen und die Kunst der Kolonialzeit«. An Hand des Schatzes der Schwarzhäupter-Kompanie und ausgesuchter Bilder der Kunsthalle werden Prozesse der Stereotypisierung und der Identitätsbildung mittels »Körperfarbe« anschaulich.

An vereinzelt Doppelungen und wenigen Stilbrüchen fällt auf, dass manche Textteile für andere Zwecke geschrieben oder bereits publiziert worden sind. Hier hätte das – ansonsten sehr gute – Lektorat Hand anlegen sollen.

Jörn Brinkhus

Halle, Uta und Huhn, Ulrike (Hrsg.): Bremen-Gröpelingen, Bromberger Straße 117: Schützenhof – Internierungslager – Polenlager – KZ-Außenlager – Wohn- und Arbeitsort. Forschung und Erinnerung zur vielschichtigen Geschichte des Schützenhofs im 20. Jahrhundert (Bremer Archäologische Blätter Beiheft 5) Bremen: Falkenberg 2019. 143 S.

Müller, Hartmut: »Wie sollt ich je vergessen«. KZ-Außenlager Obernheide. Erinnernte Geschichte. Bremen: Falkenberg 2020. 151 S.

Zwangsarbeit im Nationalsozialismus ist in den letzten Jahren zu einem zentralen Thema historischer Forschung geworden. Längst geht es nicht mehr nur darum, weiße Flecken auf der Karte nationalsozialistischer Lagerstandorte zu tilgen. Etliche Untersuchungen belegen, wie unterschiedlich das Massenphänomen NS-Zwangsarbeit in bestimmten Branchen und Orten ausgeprägt war, wie sehr sich die konkreten Arbeits- und Lebensbedingungen der Betroffenen unterschieden.

Die beiden vorliegenden Veröffentlichungen befassen sich am Beispiel von zwei (im weitesten Sinne) Bremer Lagerstandorten mit dem Thema der KZ-Zwangsarbeit: der Ausbeutung von KZ-Häftlingen durch das System der Außenlager. Untersucht wird zum einen der Lagerstandort Schützenhof in Bremen-Gröpelingen, zum anderen das KZ-Frauenlager in Stuhr-Obernheide.

Dass NS-Zwangsarbeitslager nicht nur mit historischen Methoden erforscht werden, zeigt die Publikation »Bremen-Gröpelingen, Bromberger Straße 117: Schützenhof – Internierungslager – Polenlager – KZ-Außenlager – Wohn- und Arbeitsort (...)«. Allein der Titel liest sich wie eine Kurzfassung des Inhalts. Darin untersuchen

Archäologin Uta Halle und Historikerin Ulrike Huhn unterstützt von Studierenden der Universität Bremen die Geschichte des ehemaligen Schießplatzes der Bremer Schützengilde.

Die 1907 als Sport- und Vergnügungsstätte errichtete Anlage entwickelte sich bald zu einem beliebten Ausflugsziel im Bremer Westen, so dass Gaststätte, Schießanlagen und Tanzsäle in den Folgejahren umfangreich aus- und umgebaut wurden. Im Ersten Weltkrieg verpachtete die Schützengilde die Gebäude an den Bremer Senat, der diese zur Unterbringung für Kriegsfreiwillige nutzte. 1917 erfolgte der Verkauf an die A.G. Weser-Werft, die das Gelände stark verkleinerte, um Platz für Mitarbeiterwohnungen zu schaffen. Die Schützen nutzten jedoch weiterhin die Anlage und hielten dort bis 1941 ihr jährliches Königsschießen ab. Eine kritische Untersuchung des Verhältnisses Schützenwesen–Nationalsozialismus steht allerdings noch aus.

Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde der Schützenhof zum Internierungslager. Auf dem Gelände wurden zunächst 200 bis 300 Seeleute aus Bombay und Kalkutta festgesetzt. Sie waren auf den Schiffen der DGG Hansa-Linie beschäftigt und als Commonwealth-Angehörige plötzlich zu Kriegsfeinden geworden. Immerhin sorgte die Reederei für eine verbesserte Unterbringung und landestypische Verpflegung ihrer Crew-Mitglieder und organisierte den baldigen Rücktransport in die Heimat. Anschließend wurde der Schützenhof 1940 als Sammellager für Sinti und Roma genutzt, die dort auf den Transport in das KZ-Lager warteten. Ab 1941 ist auf dem Areal ein Zivilarbeiterlager für polnische Arbeitskräfte bei den Stadtwerken nachgewiesen. Im Oktober 1943 wurden die Lagerbaracken durch einen Luftangriff zerstört, das Gelände lag daraufhin ein Jahr lang brach. Erst im letzten Kriegsjahr 1944/45 erfolgte die Nutzung als KZ-Außenlager von Neuengamme. Aus Unterlagen des Stammlagers geht hervor, dass ab Oktober 1944 insgesamt 1.054 Häftlinge, aus mindestens sieben Nationen, jüdische und nicht-jüdische Männer, im Außenlager Schützenhof inhaftiert waren, von denen 257 ums Leben kamen. Die KZ-Häftlinge standen im Arbeitseinsatz bei der Deschimag-Werft, meist waren sie in der U-Boot-Produktion beschäftigt. Unter SS-Bewachung führte sie ihr täglicher Fußweg durch den Stadtteil. Kontakte außerhalb des Lagers und der Arbeitskolonne waren so gut wie ausgeschlossen. Raimund Gaebelein, kürzlich verstorbener Bremer Landesvorsitzender der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA) beschreibt das »Schicksal« einer 68-köpfigen Gruppe junger Männer aus dem belgischen Dorf Meensel-Kiezezem, die als Vergeltungsmaßnahme nach Deutschland verschleppt wurden und von denen nur fünf überlebten. Eine derart hohe Sterblichkeitsrate ist selbst für ein KZ-Außenlager ungewöhnlich. Auch ist nicht eindeutig dokumentiert, was mit den Leichen der Häftlinge passierte. Offiziell wurden sie ins städtische Krematorium gebracht. Zeitzeugenberichten zufolge wurden auch Tote auf dem Lagergelände verscharrt, Anwohner erzählen von Knochenfunden in ihren Gärten. Unverständlich, warum diesen Spuren bei archäologischen Grabungen nicht vorrangig nachgegangen wurde.

Am 7. April 1945 erfolgte die Räumung des Lagers durch die SS. Die Häftlinge wurden in Gruppen auf verschiedene Todesmärsche geschickt, die meisten ins KZ Bergen-Belsen.

Nach dem Krieg kann die Nutzung des Schützenhofgeländes als symptomatisch für den Umgang mit ehemaligen, weniger bekannten NS-Lagerstätten in der Bundesrepublik gelten. Funktionsfähige Baracken blieben als Unterkünfte für Werftarbeiter erhalten. 1950 nahm die Schützengilde ihren Sportbetrieb wieder auf. Es folgten diverse Überbauungen und gewerbliche Nutzungen des Areals u. a. als

Schrottplatz, KFZ-Werkstatt und Garagenhof. Vier Baracken, teilweise im Originalzustand, haben sich bis heute erhalten.

Die Ergebnisse der 2018 auf dem Gelände vorgenommenen archäologischen Grabung und seiner geophysikalischen Vermessung bilden den zweiten Teil der Veröffentlichung. Die dabei geborgenen Fundstücke werden extrem ausführlich beschrieben, lassen allerdings kaum Rückschlüsse auf die Zeit der nationalsozialistischen Lagerernutzung zu, da es sich fast ausschließlich um Objekte aus der Zeit davor oder danach handelt. Der dritte Teil befasst sich mit der Entwicklung der Erinnerungsarbeit. Dabei wird deutlich, dass dank des Engagements von Geschichtsinitiativen und Einzelpersonen (meist ausgehend von Überlebenden selber) der Lagerort Schützenhof eben nicht, wie vereinzelt zu lesen, in »Vergessenheit« geriet, sondern mangels wissenschaftlicher Aufarbeitung und institutioneller Unterstützung nicht angemessen gewürdigt wurde (und wird). Hier kann die Veröffentlichung Abhilfe schaffen. Reichhaltiges Bildmaterial zu den einzelnen Beiträgen sowie ein sorgsam recherchierter Literatur- und Anmerkungsapparat runden den Band ab.

Wie unterschiedlich die historische Aufarbeitung und der Umgang mit einem ehemaligen NS-Lagerort sein kann, zeigt zweite Publikation von Hartmut Müller über das KZ-Außenlager Obernheide. In der heutigen Gemeinde Stuhr (früher Hasbergen) befand sich von September 1944 bis April 1945 ein Außenlager des Konzentrationslagers Neuengamme. Untergebracht wurden dort 800 jüdische Frauen aus Ungarn und Polen. Bremens Bausenator hatte die Arbeitskräfte 1944 in Auschwitz für den Behelfswohnungsbau angefordert. KZ-Häftlinge zählten zu diesem Zeitpunkt zu den wenigen noch verfügbaren Arbeitskräften.

Die ungarischen Jüdinnen waren im Juni 1944 in Auschwitz eingetroffen und dort für den Arbeitseinsatz selektiert worden. Am 2. August 1944 erreichten sie Bremen und wurden zunächst in leerstehenden Reitställen der Hindenburg-Kaserne in der Bremer Neustadt untergebracht, wie zuvor schon zivile Zwangsarbeiter und Häftlinge der II. SS-Baubrigade. Drei Wochen später traf ein weiterer Transport mit 300 polnischen Jüdinnen aus Auschwitz ein. Zusammen bildeten sie das Arbeitskommando »Behelfswohnbau«. Nach Zerstörung des Lagers am 26. September 1944 bei einem Bombenangriff wurden die Frauen in das vormalige RAD »Arbeits- und Gemeinschaftslager« Obernheide verlegt. Von dort erfolgte ihr Einsatz bei der Trümmerbeseitigung und auf Baustellen in Bremen und Umgebung. Am 4. April 1945 (3 Tage vor Räumung des Schützenhofs) ließ die SS das Lager Obernheide räumen und die Häftlinge zunächst zu Fuß und später auf Viehwaggons in das KZ Bergen-Belsen transportieren. Dort wurden sie am 15. April befreit.

Hartmut Müller wohnt seit vielen Jahren in der Gemeinde Stuhr. Bereits Anfang der 1980er Jahre hatte er als damaliger Leiter des Bremer Staatsarchivs mit Recherchen zum Lager Obernheide begonnen. Die Lagerbaracken waren 1945 von britischen Truppen niedergebrannt worden, so dass »Nichts Sichtbares mehr zurückgeblieben (war), an das man sich hätte erinnern können, wenn man es denn überhaupt gewollt hätte« (S. 18).

Kontakte, die Müller zu ehemaligen Häftlingen in Ungarn und Israel aufnahm, ließen die Erinnerung an den Ort wieder ins Bewusstsein rücken. Es folgten Einladungen der Überlebenden nach Stuhr und Bremen und Gegenbesuche in den Heimatländern der Gäste. Daraus entwickelte sich eine langjährige Verbindung mit den Beteiligten des Besuchsprogramms sowie mit örtlichen Schulen, die bis heute andauert. Nach heftigen Kontroversen errichtete die Gemeinde Stuhr 1988 in Erinnerung an das KZ-Lager vor Ort ein Mahnmal. Durchsetzten konnte sich

die Arbeit von Wittmude Malik, die ein 30 Quadratmeter großes Steinfeld umgeben von Bäumen gestaltete.

1988 veröffentlichte Müller sein erstes Buch zum Thema »Die Frauen von Obernheide«¹. Erzählt wird darin die Geschichte als fiktives Tagebuch aus Sicht einer Überlebenden. Grundlage bildeten Gesprächsaufzeichnungen, Korrespondenzen und Recherchen des Autors. Die nun mit Unterstützung der Gemeinde erschienene Publikation ist keine Neuauflage der Erzählung, obwohl sie durchaus narrative Passagen (teilweise auch Polemik) enthält, sondern eine inhaltlich erweiterte historische Darstellung. Neben Biografien der Opfer richtet sich der Blick nun verstärkt auf das Umfeld: Täterinnen und Täter (Aufseher, Wachmannschaften, Lagerverwaltung), Mitläufer, Arbeitgeber bzw. Unterstützer.

Die Unterschiede zu den Arbeits- und Lebensbedingungen männlicher Häftlinge im Außenlager Schützenhof sind eklatant. Durch die Arbeit auf Baustellen außerhalb des Lagers und in wechselnden Kommandos war es den Frauen zuweilen möglich, mit der Zivilbevölkerung in Kontakt zu treten. So gelang es ihnen, Lebensmittel und andere Dinge zu organisieren, die zu einer Verbesserung der eigenen Situation und der der Bezugspersonen im Lager beitrugen. Privaten Arbeitgebern schien daran gelegen, die ihnen zugeteilten Arbeitskräfte zu erhalten und sie dementsprechend zu behandeln. Ausgeprägt war auch die Solidarität der Häftlingsfrauen untereinander – zumindest innerhalb der eigenen Nationengruppe, wie der Autor kritisch ausführt. Ein Umstand, der Jahrzehnte später die Zusammenführung der Ehemaligen über Ländergrenzen hinweg ermöglichte. Wenig herausgearbeitet wird allerdings der geschlechtergeschichtliche Ansatz d. h. die Berücksichtigung spezifisch weiblicher Lebenswelten der Häftlinge sowie der Täterinnen. Gab es eine geschlechtsspezifische Form von Gewalt? Etwa im Umgang mit Schwangerschaften oder Neugeborenen im Lager?

Auch diese Publikation enthält bemerkenswertes Bildmaterial, besonders von privaten Leihgeberinnen. Beeindruckend sind auch die vier jiddischen Gedichte von Regina Schwarzbart-Levy zu Themen des Lageralltags, die allerdings nicht in den Gesamtkontext eingebunden werden. Insgesamt vermittelt sich das Bild einer vielschichtigen Verfolgungsgeschichte jüdischer Frauen aus Ungarn und Polen, in der das KZ-Außenlager Obernheide nur eine – wenn auch bedeutende – Station von vielen war.

Beide Veröffentlichungen sind auf alle Fälle lesenswert, denn den Autor/innen ist es gelungen, ein Stück nationalsozialistischer Stadtteil- bzw. Dorfgeschichte durch Auseinandersetzung mit einem konkreten Ort zu rekonstruieren und dabei nicht in akademischer Betrachtungsweise zu verharren. Damit leisten sie gleichzeitig wertvolle Beiträge zu einer lokalen Erinnerungskultur.

Eva Determann

1 Vgl. Hartmut Müller: Die Frauen von Obernheide. Jüdische Zwangsarbeiterinnen in Bremen 1944/45, Bremen: Donat 1988, rezensiert in: Bremisches Jahrbuch Bd. 69/1990. S. 319 ff.

Eine Neuerscheinung mit diesem Titel weckt Hoffnungen, dass die erste Monographie zu dem griffigen und populären Thema nicht nur den bisherigen Kenntnisstand verlässlich und umfassend darstellt, sondern darüber hinaus auch auf die eine oder andere offene Frage überzeugende Antworten findet. Jörg M. Karaschewski, immerhin ein Bremer und Präsident der Deutschen Gesellschaft für Flaggenkunde, hat es versucht.

In seinem Buch geht es im Wesentlichen um die Geschichte der rot-weiß gestreiften Bremer *Flagge*, ihrer Vorläufer und Ableitungen, also nicht um Bremische *Fahnen*, etwa der Bürgerkompanien, anderer militärischer Einheiten oder ziviler Korporationen.

Die Geschichte der Flaggen von Seeschiffen auf Nord- und Ostsee beginnt mit dem Flügel. Dass dieser keine der später üblichen rechteckigen (Heck-)flaggen war, sondern ein im Masttopp geführtes Windfähnchen in Form eines Wimpels oder Gonfanons, dass er aus dem roten kaiserlichen Schutzzeichen hervorgegangen war (Brem. Jb. 50, S. 123) und von den Schiffen der Seestädte geführt wurde, um dem Kaufmann, seinem Schiff und seinen Waren Sicherheit zu geben, ist dem Autor keine Mitteilung wert. Zwar fehlen mittelalterliche Quellen zu Bremer Flügeln und Flaggen, aber Analogieschlüsse aufgrund von Darstellungen beflaggter Schiffe anderer Hansestädte auf Siegeln wären doch zu diskutieren gewesen. Erst aus dem Jahr 1573 kennen wir dann eine Schiffsdarstellung mit quadratischen, im Topp geführten Flaggen, die den Bremer Schlüssel zeigen. Für 1695 bringt Karaschewski das älteste datierbare Beispiel für die rot-weiß gestreifte Flagge mit stockseitiger Würfelung, wie wir sie heute kennen. Wenig früher gab es Beispiele ohne diese Quadrierung. Ihre ältesten sicheren Belege sind dem Autor entgangen: der Kupferstich mit der Ansicht Bremens von Johann Landwehr (1661) und die silbernen Sargschilder der Seeschiffer-Brüder-Sterbekasse (1691). Breiten Raum nehmen dann die aus zahlreichen nautischen Flaggentafeln ab etwa 1700 entnommenen Bildzitate ein, die ständig variierende Streifenanzahl wird dazu akribisch notiert. Offensichtlich gab es keine offizielle Festlegung, was seit dem 19. Jahrhundert gelegentlich ermöglichte, auf Handelsschiffen die Streifenflagge auch mit eingefügtem Staatswappen zu zeigen. Die erste amtliche Verordnung über die bremische Staatsflagge mit ihren großen und kleinen Varianten erschien erst 1891; auch sie enthielt noch keine Beschreibung der bürgerlichen (wappenlosen) Flagge. 1937 machte das Reichsflaggengesetz mit einem Verbot der Bremer Flagge (mit Ausnahme des Erkennungszeichens der Weserlotsen) ein vorläufiges Ende.

Je mehr sich der Autor der Gegenwart nähert, um so detaillierter werden seine Aussagen dank des anwachsenden Quellenmaterials zu den bremischen Dienstflaggen in den einschlägigen Verordnungen und Bekanntmachungen, die denn auch in wünschenswertem Umfang im Anhang wiedergegeben werden. Für die wappenlosen Bremer Flaggen ist eine Streifenanzahl, abgesehen von »mindestens acht« nach wie vor nicht exakt definiert. Im Kapitel »Varia« versammelt der Autor eine unsystematische Folge von Exkursen: über eine in mehreren Flaggentafeln des 18. Jahrhunderts auftauchende, rätselhafte weiß-blaue Bremer Flagge (ungeklärt), über den Begriff »Speckflagge« (hier würde man gern erfahren, wann das Wort aufkam: spätestens 1868), über Reedereiflaggen mit dem Streifenmotiv (auch hier nur, dass sie »im Laufe der Jahrhunderte« angenommen wurden), über Nummernflaggen, über die Bremer Flagge als Werbemotiv und die »Flagge von Vegesack« (einem ganz inoffiziellen Symbol), schließlich über die »Freifahne« auf

dem Freimarkt (über dessen Gestalt der Autor auch nichts Neues weiß; da sie 1724 vergoldet wurde, handelte es sich wohl nur ursprünglich um ein *textiles* Zeichen).

Der im Vorwort umschriebene wissenschaftliche Anspruch wird inhaltlich und methodisch nur zum Teil eingelöst. Zu sehr ist der Autor lediglich fokussiert auf die Erscheinungsformen der Flaggen selbst. Zu kurz kommt, welche Funktion und rechtliche Bedeutung die Bremer Flagge seit dem Mittelalter hatte, dann auch, wann und wie sie neben dem Gebrauch zur See zum städtischen Identifikations-symbol an Land wurde, zur patriotisch aufgeladenen Festdekoration. Ausgespart sind der bremische Flaggengebrauch um 1848/49 (Brem. Jb. 77, S. 46–58), im Norddeutschen Bund (Brem. Jb. 52, S. 412), in der Räterepublik (Brem. Jb. 77, S. 87, Anm. 297) und frühen Weimarer Republik (ebd., S. 87 ff.). Dass die rot-weißen Streifen spätestens mit der Reichsgründung aus der Bremer Handelsflagge verschwunden waren, findet keine Erwähnung. Handelskammer, U-Deutschland und DGzRS bekommen ein je eigenes Kapitel, dagegen fehlt die Wasserschoutflagge (Brem. Jb. 36, S. 211). Flaggentechnisch interessant wäre der Hinweis auf die Flügelscheren (*heckjes*) zum Ausbreiten der Flügel (oder doch eher der Heckflagge?) auf einem Bremer Convoyschiff gewesen (Brem. Jb. 31, S. 269). Es fehlen manche Quellenangaben auch längerer wörtlicher Zitate und die meisten Abbildungsnachweise, sogar ein Literaturverzeichnis sucht man vergeblich. Das Buch ist reich mit Abbildungen ausgestattet, doch wirkt es etwas befremdlich, wenn trotz verhaltener Distanzierung in der Bildunterschrift ein historischer Abschnitt mit einem fantasievollen Zigarettenstummelbild illustriert wird. Leider sieht man dem Buch, das als *book on demand* erschien, nicht nur an satztechnischen Unzulänglichkeiten das Fehlen von Lektorat und verlegerischer Betreuung an.

Alfred Löhr

Kruse, Meike: »Bester Schutz gegen die Sozialdemokratie«? Gemeinnütziger Wohnungsbau in Lübeck 1861–1918 (Veröffentlichungen zur Geschichte der Hansestadt Lübeck). Lübeck: Schmidt-Römhild 2020. 463 S.

Eine 2015 an der Universität Hamburg eingereichte Dissertation liegt hier im Druck vor. Im Vorwort führt die Autorin ihr Interesse am Thema des gemeinnützigen Wohnungsbaus auf die Tätigkeit bei der Baugesellschaft Heimstätten GmbH 1997/1998 zurück – seit 2008 konnte sie es als Dissertationsprojekt bearbeiten. Als langjährige Mitarbeiterin verfügt sie über eine umfassende Kenntnis der Archivalien des Archivs der Freien Hansestadt. In Verbindung mit dem hervorragenden Stand der Bauforschung in Lübeck steht ihr eine Fülle von Material zur Verfügung.

Eingebettet wird die Darstellung der Bauvereine und ihrer Projekte in die Betrachtung der Urbanisierung und Industrialisierung der Stadt Lübeck, insbesondere der zunehmenden Bebauung der Vorstädte und des Landgebiets. In dem betrachteten Zeitabschnitt 1861–1918 wandelten sich Gesellschaft, Wirtschaft und Politik: Lübeck wurde von einer durch und durch vom liberalen Bürgertum dominierten, recht überschaubaren Stadt zu einer zunehmend industriell geprägten, über die alten Wälle hinauswachsenden Gemeinde, in der das Wirtschaftsbürgertum eine bedeutende Rolle spielte und die Sozialdemokratie zu einer wichtigen politischen und gesellschaftlichen Strömung geworden war.

Der Gemeinnützige Bau-Verein auf Actien wurde 1861 von Aktivisten der sogenannten bürgerlichen Wohnreform gegründet, die meisten Gründungsmitglieder und Aktionäre entstammten der kurz als »Gemeinnützige« bezeichneten altehr-

würdigen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit in Lübeck, in der die politisch und gesellschaftlich führenden Personen sich gemeinsam mit Zeitfragen beschäftigten. Ziel des Bau-Vereins war der »... Bau von circa 25 für Arbeiter-Familien... geeigneten Wohnungen« in der Stadt und in den Vorstädten. Es wurde angestrebt, die Häuser an die Bewohner zu verkaufen, um diese in »arbeitende Besitzer« zu verwandeln. 1861/1862 wurden drei Gebäude – Doppelhäuser mit Erd- und Obergeschoss auf geräumigen Grundstücken – errichtet. Es gelang tatsächlich, die Häuser zu verkaufen: In einem Fall an einen Maurergesellen, der dort mit seiner Familie mehr als 20 Jahre lang in einer der Wohnungen lebte, während er durch Vermieten der zweiten Wohnung Einnahmen erzielen konnte. Die unmittelbare Wirkung des Vereins hinsichtlich der Bautätigkeit blieb sehr bescheiden, doch wurde den Musterhäusern von den Zeitgenossen eine Vorbildwirkung bescheinigt. In einem weiteren Projekt befasste sich der Verein mit den Gängen der Altstadt. Die gesundheitlichen Risiken der eng gereihten Kleinhäuser – Überbelegung und schlechte Bausubstanz – waren in vielen Städten ein wichtiges Thema. 1866/67 begann man zunächst mit der Renovierung, danach 1868 mit dem Neubau von zwei Häusern und sieben Buden in der Vereinsstraße. Außerdem wurden 17 Buden im Behrendsgang in der Altstadt angekauft und renoviert, einige davon wurden in den folgenden Jahren tatsächlich von ihren Bewohnern erworben. Weitere Projekte waren aufgrund der finanziellen Lage des Vereins nicht möglich, 1873 löste er sich auf.

Erst 1892 kam es wieder zur Gründung einer Baugesellschaft, nun in Form einer Genossenschaft. Diesmal ging die Initiative von der »Gemeinnützigen« in Verbindung mit dem Industrieverein aus, eine größere Anzahl von Unternehmen bereitete die Gründung vor. Bis 1918 stieg die Anzahl der Genossen auf über 400, wobei zunächst 1892 fast ein Drittel der Genossen den unterstützenden bürgerlichen Kreisen entstammten. Es handelte sich um eine durch die mittlerweile reichsweit geregelten gesetzlichen Vorschriften ermöglichte Genossenschaft unter der Bezeichnung Lübecker gemeinnütziger Bauverein eGmbH, deren Statuten sich eng an Vorbilder im übrigen Schleswig-Holstein anlehnten. In den folgenden Jahren wurden mehrere Baukomplexe errichtet, wobei zunehmend Mietwohnungen in Mehrfamilienhäusern erstellt wurden, während der Anteil der Arbeiter an den Genossen zurückging. Dieser Baugesellschaft gelang es, eine rege Bautätigkeit zu entfalten, sie besteht noch heute, viele der Gebäude blieben erhalten.

Ab 1910 gründeten sich weitere gemeinnützige Wohnungsbauunternehmen, zunächst die Heimstätten Gesellschaft mbH, wiederum auf Initiative von Senatoren, Kaufleuten und Industriellen. Bis 1914 entstanden insgesamt 66 Siedlungshäuser, 1915 folgten weitere. Die Einfamilienhäuser auf unterschiedlich großen, aber immer recht geräumigen Grundstücken waren für den Erwerb durch die Mieter gedacht, diese leisteten eine Anzahlung, mit den Mietzahlungen war die Tilgung des Kaufpreises verbunden. Die letzte Gründung vor dem Ersten Weltkrieg, die Ländliche Siedlungs-Gesellschaft mbH, ging ebenfalls auf die Initiative von Honoratioren zurück, erreichte jedoch auch im Landgebiet ansässige Bauunternehmer und Grundbesitzer. Bei ihren recht großen Grundstücken handelt es sich um Nebenerwerbslandwirtschaften bzw. Kleinbauernstellen. Bis zum Kriegsbeginn waren zwei Gebäude fertiggestellt, weitere drei wurden bis 1918 fertig.

In den drei nach den Phasen der Baupolitik chronologisch angeordneten Kapiteln werden die ordnungspolitischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen in die Argumentation einbezogen und die in Lübeck beobachteten Ergebnisse überregional verglichen. So wird auch die Bautätigkeit außerhalb der Vereine eingehend dargestellt: Die Errichtung von Kleinhäusern zum Verkauf durch die

Bauunternehmer, von Werkswohnungen einzelner Unternehmen und einer Kolonie in direkter Umgebung eines Hüttenwerks. Durch die Entstehung der Sozialversicherungsgesellschaften stieg die Möglichkeit, größere Kapitalbeträge für den Wohnungsbau zu mobilisieren. Die Grundstücks politik des Senats ist ein weiteres bedeutendes Thema, das anhand der Verhandlungen um den Erwerb und die Bebauung einzelner Grundstücke sowie die Fragen der Erschließungskosten behandelt wird, soweit es sich um Grundstücke im Besitz der Stadt handelte. Waren zunächst bei der Anlage von Straßen und der Planung von Bauwerken jeweils besondere Antragsverfahren erforderlich, entstanden zunehmend Bebauungspläne mit Leitlinien für Größe und Art der Bebauung. Die Bauordnungen wurden an die sich wandelnden Anforderungen in hygienischer Hinsicht und die wachsenden technischen Möglichkeiten angepasst, als weitere Maßnahme zum Schutz der Mieter und der Öffentlichkeit entstand eine kommunale Wohnungspflege.

Bezugspunkt für den überregionalen Vergleich ist hinsichtlich der Diskussion in der Öffentlichkeit die philanthropisch orientierte bürgerliche Wohnreform der Jahrhundertmitte in Deutschland und Frankreich, hinsichtlich der gebauten Ergebnisse für die Zeit nach der Reichsgründung wird mit der regen Bautätigkeit in den schleswig-holsteinischen Städten sowie in Hamburg und seinem Umland verglichen.

Durch die Vielzahl der behandelten Aspekte und die Fülle des reichhaltig ausgewerteten Materials ist die Arbeit empirisch sehr dicht, doch ist der Text mitunter nur schwer zu entwirren. Es wird sehr deutlich, dass sich der Forschungsstand, vor allem hinsichtlich der wirtschaftlichen Entwicklung der Bautätigkeit, seit den 1980er Jahren kaum weiterentwickelt hat. Es ist schade, dass der Autorin die alte Detailstudie von Klaus Schwarz über die Bebauung der östlichen Vorstadt in Bremen (Brem. Jb. 54, 1976) nicht bekannt geworden ist, denn in der nur wenig größeren Schwesterstadt sind die Verhältnisse denen in Lübeck doch recht ähnlich.

Dem Band ist – neben einem umfangreichen Listen- und Tabellenmaterial im Anhang – gut ausgewähltes bzw. erstelltes Bildmaterial beigegeben: Übersichtspläne der räumlichen Anlage der Bauprojekte werden begleitet von überliefertem Bildmaterial und für die Arbeit im Jahr 2014 angefertigten Fotos der noch vorhandenen Gebäude.

Bettina Schleier

Küster, Bernd: Das Barkenhoff-Buch. Bremen: Donat 2020. 205 S.

Das Cover des großformatigen Bildbandes zeigt einen Ausschnitt aus dem Ölgemälde »Sommerabend«. Heinrich Vogeler präsentierte es im Jahre 1905 auf der Nordwestdeutschen Kunstausstellung in Oldenburg. Martha Vogeler, die Gattin des Künstlers, steht auf der Terrasse oberhalb der Freitreppe des Barkenhoff und blickt in die Ferne. Die beim Hauskonzert anwesenden Gäste, u.a. Paula Modersohn-Becker und ihr Ehemann Otto Modersohn, aber auch Vogeler selbst, sind auf dem Bildausschnitt nicht zu sehen. Das berühmte Bild markiert einen Höhepunkt im Schaffen des Jugendstilkünstlers, zeugt jedoch von beginnender Erstarrung, die ihm schmerzlich bewusst war. Warum »Barkenhoff-Buch«? Der Autor Bernd Küster erklärt den Buchtitel so: »Selten waren ein Anwesen und ein Künstler so eng verbunden, in ihrer Entwicklung ineinander verflochten, das Haus ein Spiegel seines Herrn.« Grund, »darüber zu schreiben«, sei »hier die kulturelle und politische Wirkungsgeschichte, die von dem Gebäude als geographischem Punkt und

einem Kreuzungspunkt weltanschaulicher Koordinaten ausging«, in deren Mitte Vogeler gestanden habe (S. 9).

Küster, der als Kunsthistoriker u. a. das »Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte« in Oldenburg und zuletzt die »Museumslandschaft Hessen Kassel« leitete, veröffentlichte das Buch bereits 1989 im Worpsweder Verlag anlässlich der bis dahin umfassendsten Vogeler-Ausstellung.

Für seine Recherche standen ihm in erster Linie die umfangreichen Dokumenten- und Fotosammlungen des Verlags und des Worpsweder Archivs zur Verfügung. Hans Koschnick, seinerzeit ein Förderer des Barkenhoff, steuerte ein Vorwort bei, das auch in der aktuellen Auflage enthalten ist.

Worin unterscheiden sich die beiden im Abstand von 31 Jahren herausgegebenen Fassungen? Zuallererst in ihren Ausmaßen: Während die ursprüngliche Version im Format 23,3 x 16,5 cm erschien, misst es jetzt 28,5 x 21 cm. Das 1989 auf dem Cover abgebildete Ölbild »Juni-Abend« malte Vogeler im Jahre 1909 und zeigt den Vordergiebel des Barkenhoff, umrahmt von blühenden Büschen und Bäumen. Die ursprünglich fünf chronologisch angeordneten Kapitel (s. u.) blieben nahezu unverändert. Der Verleger und Lektor Helmut Donat nahm hier lediglich stilistische Änderungen vor, indem er z. B. Passivformen ausmerzte oder Satzstellungen veränderte. Ein Kurzkapitel »Literarisches Zwischenspiel«, das von einem Kostümfest im Januar 1918 handelt, erscheint im Unterschied zur ursprünglichen Auflage unter eigener Überschrift. Neu hinzugekommen sind die kurzen Kapitel »Barkenhoff-Ausstellungen und Worpsweder Archiv« sowie »Der Barkenhoff als Heinrich-Vogeler-Museum«, die dem alten Kapitel »Der Barkenhoff bis zur Gegenwart« folgen, das bis zur Restaurierung 1989 reicht.

An der reichen Ausstattung mit Reproduktionen von Ölgemälden, Radierungen, Federzeichnungen u. a. und der Bebilderung mit Fotos hat sich nicht viel geändert. Allein 45 Ölbilder – darunter zahlreiche Darstellungen des Barkenhoff – sind im aktuellen Band ganzseitig abgebildet. Neu hinzugekommen sind allerdings etliche Zeichnungen, die Vogeler als Weltkriegsteilnehmer angefertigt hatte und zum Teil propagandistischen Zwecken dienten. Sie stammen aus dem Fundus Küsters, der 2004 eine Oldenburger Ausstellung zur Entwicklung des Künstlers im Ersten Weltkrieg kuratiert hat.

Der aktuelle Bildband enthält 100 Fotos, darunter einige farbige von Rüdiger Lubricht im Großformat. Diese werden erstmals präsentiert, während man auf ursprünglich gezeigte Aufnahmen von Personen, die Vogeler nicht nahestanden, in der Neuauflage verzichtet hat, wie z. B. die des Osterholzer Landrats Dr. Ferdinand Becker. Erstaunlicherweise fehlt nunmehr auch das Faksimile einer von Vogeler satirisch gestalteten »Bestellungsurkunde« vom Oktober 1919, mit der sich der Künstler für Angriffe des autoritären Nationalisten Fritz Mackensen auf seine Person und sein Umfeld revanchierte.

Im längsten Kapitel »Vor- und Frühgeschichte« schildert Küster die Geschichte der Bauernkate, die der 23-jährige Vogeler im August 1895 kaufte und bis 1908 nach und nach zu einem sowohl rustikalen wie auch eleganten Landsitz um- und ausbaute, dem Barkenhoff. Ausführlich geht der Verfasser auf die künstlerische Entwicklung Vogelers, seine biedermeierliche Attitüde, seine Beziehung zur jungen Martha Schröder, die er 1901 heiratete, und das gesellschaftliche Leben in der Künstlerkolonie ein. Etwa seit der Mitte des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts änderte sich der Publikumsgeschmack und die zuvor zahlreichen Aufträge gingen zurück. Vogelers Selbstzweifel nahmen zu. Im Dezember 1910 bekannte er in einem Brief: »Dass ich meinen persönlichsten Ausdruck noch nicht gefunden habe, weiß ich, dass ich maßlos ringe um den Ausdruck, weiß niemand als ich.«

(zit. S. 55) Drei Töchter wurden geboren, aber die Eheleute lebten sich zunehmend auseinander. Ab 1910 hielt sich Ludwig Bäumer, Marthas Liebhaber, unübersehbar auf dem Barkenhoff auf.

Die Meldung als Kriegsfreiwilliger im August 1914 bedeutete für den 42-jährigen Künstler die Flucht aus der Krise. Davon und von der Entwicklung bis 1918 handelt das Kapitel »Weltkrieg und Lebenswende«. Vogeler wurde als Schneeschuhläufer ausgebildet und alsbald mit Erkundungs- und Propaganda-Aufgaben betraut. Etwa im Jahre 1917 entwickelte er sich zum Kriegsgegner und wohl auch bereits zum utopischen Sozialisten. In Briefen kämpfte er immer noch um die Liebe Marthas, doch Küster konstatiert »die Überschreibung eines alten schwärmerischen Ideals auf eine politische Ebene, was den Widerspruch zum Wirklichen unerhört provozierte« (S. 94). Bekanntlich verfasste der Kriegsfreiwillige am 20. Januar 1918 einen Friedensappell, den er dem Kaiser und der Obersten Heeresleitung zuschickte. Nach acht Wochen Zwangsaufenthalt in der Psychiatrie entließ man ihn als kriegsuntauglich nach Hause.

Die Gegenstände der folgenden Kapitel »Zeit der Kommune« (1919–1923) und »Kinderheim der ›Roten Hilfe‹« (1923–1931) können als bekannt vorausgesetzt werden, zumal Siegfried Bresler (1991, 1996) und David Erlay (2004) sie erst bearbeitet haben, als Küsters »Barkenhoff-Buch« schon vorlag. Im bereits erwähnten Kapitel »Der Barkenhoff bis zur Gegenwart« geht es um die Nutzung des Anwesens als Gartenbau- und Siedlerschule bzw. Gärtnereibetrieb auf biologisch-dynamischer Grundlage 1933 bis 1948, die damit verbundenen Umbauten und die zu Anfang der 1970er Jahre bestehenden Abrisspläne. Das Engagement der »Freunde Worpswedes« und des Bremer Bürgermeisters Hans Koschnick bewirkte, dass die Gemeinde Worpswede den Barkenhoff im Januar 1972 aufkaufen konnte. Danach blieb er sieben Jahre lang unbewohnt und wurde bis 1989 schrittweise restauriert.

Die weitere Entwicklung bis 2019 fasst der Verfasser in beiden neu hinzugefügten Kapiteln zusammen (s. o.). Es wäre sinnvoller gewesen, diese Teile in das alte Schlusskapitel zu integrieren. Hinweise auf verwendete Quellen und Literatur lassen sich nur den Anmerkungen in Form von Endnoten entnehmen. Ein Literaturverzeichnis, in das auch die seit 1989 erschienene Fachliteratur hätte aufgenommen werden können, fehlt leider, während ein Personenregister erfreulicherweise existiert. Das Buch entspricht zwar nicht dem aktuellen Forschungsstand, ist aber wegen der reichen Ausstattung dennoch empfehlenswert. Hinzu kommt, dass Küsters fundierte Beurteilungen der künstlerischen Leistungen Vogelers Bestand haben.

Ulrich Schröder

Ritter, Rüdiger: Solidarität mit Schwierigkeiten. Das Bremer Koordinationsbüro der polnischen Gewerkschaft Solidarność und das Engagement Bremens für Polen in den 1980er Jahren. Bremen: Falkenberg 2020. 332 S.

Als im Sommer 1980 in Bremens Partnerstadt Danzig die Gewerkschaft *Solidarność* entstand, konnte hier noch keiner ahnen, dass das kleinste Bundesland jemals in der Geschichte dieser Gewerkschaft eine Rolle spielen würde. Die *Solidarność*, die aus einer Streikbewegung hervorging, war die erste vom Staat unabhängige Gewerkschaft im damaligen Ostblock. Unter Vorsitz von Lech Wałęsa beeinflusste sie das politische Geschehen in Polen und spielte eine wichtige Rolle beim Fall des Kommunismus. Ihre Mitgliederzahl betrug bereits nach wenigen Monaten 10

Millionen. Mit der Ausrufung des Kriegsrechts in Polen durch den Ministerpräsidenten und Parteisekretär General Wojciech Jaruzelski in der Nacht zum 13. Dezember 1981 wurden die führenden Akteure der Gewerkschaft »Solidarność«, darunter Lech Wałęsa interniert und die Arbeit der Gewerkschaft verboten. Somit konnte die Gewerkschaft nur noch im Untergrund oder im Ausland weiter existieren. So auch in Bremen, wo im April 1982 ein Informations- und Koordinationsbüro der Solidarność, als Folge eines Treffens von Exil-Solidarność-Gewerkschaften in Brüssel, ins Leben gerufen wurde. Das »Bremer Büro«, wie es kurz genannt wird, war in Bremen von April 1982 bis September 1983 tätig. Diesem bis jetzt teils unbekanntem, teils in Vergessenheit geratenen Teil der Bremer Geschichte widmet sich der Historiker und Musikwissenschaftler Dr. Rüdiger Ritter in seiner Publikation »Solidarität mit Schwierigkeiten. Das Bremer Koordinationsbüro der polnischen Gewerkschaft Solidarność und das Engagement Bremens für Polen in den 1980er Jahren.«

Die graphische Gestaltung des Buches in weiß-rot löst automatisch die Assoziation mit der bremischen Speckflagge, der polnischen Nationalfahne und dem Logo der Solidarność-Gewerkschaft aus. Das 332 Seiten umfassende Buch besteht aus zahlreichen, chronologisch aufgebauten und gut strukturierten Kapiteln und Unterkapiteln, bei denen bereits die prägnanten Überschriften die wesentlichen Aspekte der Publikation spiegeln. Die gründliche Einleitung führt die Leser in die Thematik ein und erklärt die Konzeption der Arbeit.

Ritter schildert die Entstehung des Bremer Büros, dessen Organisationsstruktur, personelle Zusammensetzung, Aufgabenbereiche und die Problematik seines Wirkens in Bremen. Als Koordinierungsstelle der Solidarność in Westdeutschland sollten die Gewerkschaftsmitglieder die westliche Öffentlichkeit über die Lage in Polen informieren, Hilfeleistungen für die polnische Bevölkerung organisieren und Kontakte zu den Informationsbüros in anderen Ländern pflegen. Der Autor geht in seinem Werk der Frage nach, welche Rolle das Bremer Büro in der polnischen Solidarność-Bewegung und in der Bremer Geschichte spielte.

Das Informations- und Koordinationsbüro der Solidarność mit Sitz in der Eduard-Grunow-Straße wurde von einer kleinen Gruppe Danziger Werftarbeiter gegründet, die einer Einladung der Arbeiterkammer aus Bremen folgten und der Stadt am 13. Dezember 1981 lediglich einen auf zwölf Tage angelegten Arbeitsbesuch abstatten wollten. Aus diesem Arbeitsbesuch wurde schnell ein Ereignis von politischer Bedeutung. Das Bremer Büro, welches in der Anfangszeit seines Wirkens in der Bremer Öffentlichkeit noch viel Autorität genoss und Solidaritätsbekundungen seitens der bremischen Vereine und Organisationen erhielt, wirbelte schon bald das politische Gefüge Bremens durch. Seine Mitglieder mussten mit einem immer schlechter werdenden Ruf bis hin zu Beschuldigungen der Zugehörigkeit zum Geheimdienst kämpfen. Ritter schildert den Umgang der führenden Vertreter der Bremer Politik mit der Danziger Delegation, ihr Legitimationsprozess vor dem Deutschen Gewerkschaftsbund auf Landes- und Bundesebene, vor den politischen Gruppierungen in Bremen und vor der Exil-Solidarność. Vorgestellt werden auch die Probleme der Bremer Politik und Öffentlichkeit in Bezug auf die Gestaltung der Beziehungen zu Polen und speziell zur Partnerstadt Danzig. Die Tätigkeit des Bremer Büros, welches aus einer von der polnischen Regierung als illegal betrachteten Gewerkschaftsgruppe bestand, war in dieser Zeit ein wichtiger Konfliktpunkt zwischen den Bremer Politikern und der polnischen Regierung.

Der Autor stützt sich in seiner sorgfältig lektorierten und editierten Publikation auf zahlreiche Archivquellen, Zeitungsartikel, persönliche Gespräche sowie Korrespondenz mit den ehemaligen Büromitgliedern, von denen einige bis heute in

Bremen leben. Die Publikation zeichnet sich durch zuverlässige Zitierweise und ausführliche Quellenangaben im Literaturverzeichnis aus. Der sachliche und verständliche Schreibstil macht das Buch gut lesbar. Hochwertige Abbildungen von inhaltsreichen Flugblättern und Plakaten sowie Fotos der Büromitglieder mit informativen Unterschriften bebildern das Werk und ergänzen den Text sinnvoll. Die Publikation schließt mit einer Chronologie der Ereignisse seit dem Warschauer Vertrag von 1970 bis zum Jahr 1988 und einem Personenregister ab. Beides liefert einen guten Überblick über die wichtigsten Fakten und Personen dieser Zeit. An Kritikpunkten ist zu nennen, dass einige Darstellungen zu detailreich sind. Etwas zu kurz kommt dagegen das Resümee im abschließenden Kapitel, welches zusätzlich einen Ausblick auf die Zeit nach der Auflösung des Bremer Büros im September 1983 liefert.

Mit diesem Band liegt die erste große Publikation zur Geschichte des Bremer Solidarność-Büros vor. Das Bremer Büro, welches keinen festen Platz in der Geschichtsschreibung der Solidarność hat, wird in der Literatur nur rudimentär erwähnt. Seine Tätigkeit in Bremen schien sogar Lech Wałęsa vergessen zu haben. Als er 1989 zu einem offiziellen Besuch nach Bremen kam, lobte er zwar Bremens Verdienste für die Solidarność, erwähnte die Rolle des Bremer Büros dabei mit keinem Wort. Bei seinem Besuch blieb nicht einmal Zeit für ein Treffen mit den in Bremen lebenden ehemaligen Mitgliedern des Büros.

Die Publikation von Ritter schließt daher eine Forschungslücke in der Geschichte dieser Bewegung. Gleichzeitig leistet sie einen wichtigen Beitrag zur bremischen Stadtgeschichte und der Geschichte der seit dem 12. April 1976 bestehenden Städtepartnerschaft Bremen–Danzig. Die Absicht des Verfassers, dieses Stück der Bremischen Geschichte aus der Vergessenheit zu holen, wurde erfüllt. Alles in allem ist es ein sehr gelungenes, facettenreiches Werk, dessen Lektüre allen an der Geschichte Bremens und den deutsch-polnischen Beziehungen interessierten Lesern zu empfehlen ist.

Anna Czech

Schmidt, Eberhard: Wohin in dieser Welt? Der Maler Franz Radziwill. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag 2019. 336 S.

Eberhard Schmidt, emeritierter Professor für Politikwissenschaft, legt mit »Wohin in dieser Welt? Der Maler Franz Radziwill« eine grundsätzliche Biografie vor. Unter Nutzung vieler Archivalien und Selbstzeugnisse des Künstlers erzählt er dessen Lebensweg entlang der wichtigsten Stationen: die Kindheit, Jugend und Ausbildungszeit in Bremen; der Einsatz als Sanitätssoldat an der Westfront; das intensive »Netzwerken« in Hamburg und Berlin und die Etablierung als professioneller Künstler; die Wohnsitznahme im provinziellen Varel; die 1933 erfolgte Berufung als außerordentlicher Professor an der Kunstakademie in Düsseldorf; die spätere Diffamierung, die zur Entlassung aus dem Lehramt und einem weitgehenden Ausstellungsverbot führte; der späte Ruhm seit den 1960er-Jahren.

Hinsichtlich der Stilzuordnung des malerischen Werks hat sich der Verfasser in der einschlägigen Forschungsliteratur informiert, ohne diese Deutungen weiterzuentwickeln. Erhellend ist der Hinweis, dass Radziwill sein – ihm auch von Kritikern zugestandenes – hohes handwerkliches Können als Autodidakt und zuerst an Stillleben entfaltete. Gut informiert Schmidts Buch über Radziwills Kontakte zu Künstlern, Sammlern und Museen, über die daraus folgenden Ausstellungen,

Verkäufe und sonstigen Erfolge des Malers. Zu Radziwills Geschäftspartnern gehörte nach 1933 auch der Kunsthändler Hildebrand Gurlitt, dessen an seinen Sohn vermachte Sammlung erst 2014 unter den hinreichend bekannten Umständen öffentlich bekannt wurde. Leider geht das Buch nicht darauf ein, ob Radziwill diesen Kontakt nach dem Zweiten Weltkrieg wieder aufleben ließ.

Radziwills zwiespältiges Verhältnis zur NS-Bewegung, ein immer wieder kontrovers erörterter Aspekt seiner Biographie, wird ausführlich und m. E. abgewogen gewürdigt. Als ein Favorit des Oldenburger Gauleiters Carl Röver konnte Radziwill vor Ort ausstellen und das, obwohl er nicht nur durch eine undurchsichtige politische Intrige aus seinem Düsseldorfer Lehramt verdrängt worden war, sondern sein Werk auch in der Wanderausstellung »Entartete Kunst« verfeimt wurde. Trotz dieser Anwürfe blieb Radziwill Mitglied der NSDAP, leider geht die Biografie nicht ausführlich auf sein parteiamtliches Engagement vor Ort ein. Darüber hinaus ist Radziwills Affinität zu Positionen der NS-Programmatik durch zahlreiche Äußerungen belegt.

All dies hinderte ihn nicht daran, Otto Pankok, einem Anhänger des expressiven Realismus, zu einer 1934 eröffneten Gemeinschaftsausstellung einzuladen. Pankok hat in der Kunstgeschichte einen bleibenden Ruf erworben, indem er auf eine realistische und unaufdringliche Weise das Leben der deutschen Sinti- und Romagruppen als Thema künstlerisch verarbeitete. Radziwills Faszination für die Themen Krieg und Militär irritierte schon in der Weimarer Republik manche Zeitgenossen, einzelnen Protagonisten der NS-Bewegung war die Behandlung dieser Sujets allerdings zu wenig heroisch und pathetisch. Bei den deutschen Militärs traf Radziwill damit aber einen Geschmacksnerv: Zahlreiche Aufträge der Kriegsmarine sicherten die wirtschaftliche Existenz des Malers.

Was bietet das Buch zu den Fragen: Radziwill in Bremen? Bremen in Radziwills Werk? Neben einem interessanten Detail (ein Bruder Radziwills beteiligte sich als Angehöriger der Division Gerstenberg an der militärischen Niederschlagung der Bremer Räterepublik) sind die vom Verfasser erzählten Informationen alle bereits bekannt. Ebenso erwähnt der Verfasser sämtliche wichtigen »Bremen-Bilder« des Malers, ohne sich zu einer originellen Interpretation durchringen zu können. Dabei wird man nur kurz über die Kunstwerke informiert und erfährt wenig über ihre Inhalte, ihre Entstehung und ihre Rezeption. Diesen Stoff verarbeitet der von der Kunsthalle Bremen herausgegebene Band »Franz Radziwill und Bremen« ausführlicher.

Eine tabellarische Vita und eine ansprechende Bebilderung runden dieses flüssig geschriebene und gut lektorierte Buch ab, das für jeden geeignet ist, der sich über das Leben (und weniger das Werk) dieses Bremer Künstlers informieren möchte.

Jörn Brinkhus

Voßmeyer, Lothar: Bremens Aufbruch zur Demokratie 1848/49. Bremen: Temmen 2020. 157 S.

Die bremische Revolution von 1848 fand ihre Anfänge in einer Petition vom 8. März 1848, getragen vom gewerblichen Mittelstand unter der Führung des Tischlermeisters Caspar Heinrich Cord Wischmann und der Lehrer Christian Friedrich Feldmann sowie Heinrich Wilhelm August Kotzenberg. Deren zentrale Ziele waren 1. Abhaltung allgemeiner, gleicher Wahlen zu einer verfassungsgebenden

Versammlung; 2. Öffentlichkeit der Conventverhandlungen und der Protokolle mit Nennung der Rednernamen; 3. Uneingeschränkte Pressefreiheit.

Die von mehr als 2.000 Bremer Bürgern unterzeichnete (und in diesem Kontext um weitere Forderungen erweiterte) Petition wurde dem Senat vorgestellt und mündete alsbald, im April 1848, in die ersten demokratischen Wahlen der Hansestadt (bei denen jedoch zahlreiche Bevölkerungsgruppen wie z.B. Frauen nicht zugelassen waren). Die verfassungsgebende Bürgerschaft ging aus diesen Wahlen mit einer Mehrheit der alten konservativ-liberalen Führungsschicht hervor, die zum ersten Jahrestag der Revolution in Bremen die erste demokratische Verfassung Bremens vorlegte. Bei der anschließenden Gegenrevolution war Bürgermeister Johann Smidt federführend. – Die ganze Revolution verlief in Bremen friedlich.

Die Verfassung vom März 1849 war bis 1852 gültig. Die gesellschaftlichen Veränderungen (u. a. Teilhabe breiterer Bevölkerungsschichten am politischen Leben in Vereinen, Versammlungen, mit Gesprächen im öffentlichen Raum, aber auch durch das Aufblühen des Zeitungswesens) waren hingegen nachhaltig.

In diesem reich bebilderten Band behandelt der pensionierte Oberschulrat (studierter Germanist und Historiker) Lothar Voßmeyer mit der Revolution von 1848 in Bremen ein Thema, zu dem in der Hansestadt bislang nur wenig publiziert wurde. Durch seine ereignisorientierte Herangehens- und eher narrative Erzählweise hebt der Titel sich deutlich von anderen Arbeiten ab. Er umfasst neben (sehr kurzer) Einleitung und dem Schluss drei Hauptkapitel: 1. Ein hoffnungsfroher Beginn (März 1848 bis April 1849); 2. Die Anfänge des demokratischen Verfassungsstaates (März 1849 – Januar 1851) und 3. Die Gegenrevolution (Januar 1851 bis März 1852) sowie zahlreiche Unterkapitel. Trotz des eher abschreckenden, da sehr kleinteiligen und ausschließlich ereignisorientierten Inhaltsverzeichnisses und des optisch wenig ansprechenden, sehr eng bedruckten Satzspiegels, ist das Buch stilistisch gut und eingängig zu lesen.

Voßmeyer legt großen Wert auf die Beschreibung zeitgenössischer Lebenswirklichkeiten. Dies ergibt sich auch aus dem von ihm beschriebenen Gegenstand, so erfordert die beschriebene Darstellung der Unzufriedenheit insbesondere des Kleinbürgertums mit der Machtverteilung eine genaue Darstellung der politischen Verhältnisse in Bremen im Vorfeld der 1848er Revolution. Gleichwohl fehlt durch diese Herangehensweise der Raum für weitere Analysen bspw. zur Vorgeschichte der Revolution und zur Einbettung in die tieferen historischen Diskurse. – Hervorzuheben ist das Register der zahlreichen erwähnten Personen am Ende des Bandes.

Letztlich unternimmt der Autor mit seinem Bericht eine lebendige Rekonstruktion der Ereignisse, jedoch keine wissenschaftliche Analyse historischer Quellen, wie auch anhand seines Literatur- und Quellenverzeichnisses deutlich wird. Damit läuft er Gefahr, sich einer positivistischen Sichtweise hinzugeben, die sich zu stark an zeitgenössischen Berichten orientiert und zu wenig kritisch die Überlieferungssituation reflektiert. Dennoch handelt es sich um eine solide, gründlich recherchierte und gut lesbare Arbeit, die einen guten Einstieg und Überblick in das Thema bietet.

Maria Hermes-Wladarsch

Wixforth, Harald: *Vom Stahlkonzern zum Firmenverbund. Die Unternehmen Heinrich Thyssen-Bornemiszas von 1926 bis 1932*. Paderborn: Ferdinand Schöningh 2019. 269 S.

Wolf, Johanna: *Assurances of Friendship. Transnationale Wege von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie, 1950–1980*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2018. 406 S.

Obwohl die Titel der zwei Bücher es nicht vermuten lassen, liefern beide Darstellungen wichtige Bausteine zur Geschichte der Großwerft Bremer Vulkan (BV). Die moderne Unternehmensgeschichte behandelt ihren Untersuchungsgegenstand, also das konkrete Einzelunternehmen, nicht nur an und für sich, sondern betrachtet diese Wirtschaftseinheiten in ihren unterschiedlichen ökonomischen und politischen, sozialen und kulturellen Kontexten. Gleiches gilt umgekehrt: Wenn Wirtschaftshistoriker größere Gegenstände behandeln, zum Beispiel ganze Konzerne oder einzelne Branchen, dann können manche dieser Studien einen Anstoß für Fallstudien zu Einzelunternehmen geben, nicht zuletzt um so die bereits gewonnenen Erkenntnisse zu überprüfen und zu vertiefen. Beispielsweise bietet Thomas Urbans Untersuchung zur »Zwangsarbeit bei Thyssen« (Paderborn 2014) interessante Ergebnisse über den Einsatz und die Lebensverhältnisse von BV-Zwangsarbeitern während des Zweiten Weltkriegs, wegen des Vergleichs mit anderen Thyssen-Werken gewinnen Urbans Forschungserträge an zusätzlichem Gewicht. Dabei zeigt sich: Welche Zusammenhänge der Forscher für seine Studien als relevant erachtet, hängt u. a. vom Thema und Fragestellung seiner Untersuchung ab. Als Teil der Reihe »Familie – Unternehmen – Öffentlichkeit: Thyssen im 20. Jahrhundert« behandelt Harald Wixforths Studie über die Gründungsjahre der Thyssen-Bornemisza-Gruppe u. a. auch die Beziehungen der Bremer Vulkan AG zu ihrem seit dem Ersten Weltkrieg wichtigsten Kapitaleigner. Für ihre Doktorarbeit zur Schiffbauindustrie in den Jahren 1950 bis 1980 hat Johanna Wolf dagegen einen gewerkschaftsgeschichtlichen Zugang gewählt und zieht den Bremer Vulkan als ein Lokalbeispiel heran.

Mit dem Erwerb und dem anschließenden Ausbau einer Beteiligung an der Bremer Vulkan AG während des Ersten Weltkriegs rundete August Thyssen seine ohnehin schon bestehenden Beteiligungen an Unternehmen der maritimen Wirtschaft ab, gleichzeitig erhielt die Bremer Großwerft einen wichtigen Großaktionär und wurde so Teil eines betriebswirtschaftlich optimierten vertikalen Stahlkonzerns. Zwei wesentliche Vorteile gingen damit einher: Der Bremer Schiff- und Maschinenbaubetrieb konnte konzerneigene Vorprodukte aus dem Ruhrgebiet erwerben und gleichzeitig seine Schiffe an die zu Thyssen gehörenden, am Rhein und in den Niederlanden beheimateten Reedereien und Handelshäuser verkaufen. Mit diesen Unternehmensverbindungen war der Bremer Vulkan kein Einzelfall – zahlreiche Montankonzerne waren aus ähnlichen Überlegungen Engagements an der Nordseeküste eingegangen. Darüber hinaus machten großzügige Dividendenzahlungen die Beteiligung am BV zu einem lohnenden Investment für die Thyssen-Familie.

Mit dem Tod August Thyssens 1926 und dem Erbfall stand diese Verschränkung von Wertschöpfungsketten allerdings zur Disposition. Der eine Sohn, Fritz Thyssen, brachte seinen aus den wesentlichen Montanbetrieben bestehenden Erbteil in die neu gegründeten Vereinigten Stahlwerke ein, dem in dieser Branche bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs wichtigsten Industrietrust. Aus den übrigen Beteiligungen, zu denen auch der BV gehörte, formte der zweite Sohn, Baron Heinrich

Thyssen-Bornemisza, einen lockeren Firmenverbund. Für die weitere Geschichte des BV prägt der von Wixforth behandelte Zeitabschnitt eine bis in die 80er-Jahre wichtige Pfadabhängigkeit vor: Anders als es der Name »Thyssen« vermuten lässt, war die Bremer Großwerft seit Mitte der 1920er-Jahre nicht mehr Teil eines im Ruhrgebiet beheimateten Montankonzerns mit eng integrierten Tochterunternehmen, sondern gehörte zu einem Konglomerat nur noch locker miteinander verbundener Firmen. Dabei kamen die Gewinne aus den Beteiligungen an der maritimen Wirtschaft im Wesentlichen einer in der Schweiz ansässigen Familienstiftung zugute; die alltägliche Verwaltung der Investments erledigten dagegen die in den Niederlanden arbeiteten Handels- und Beratungsunternehmen des Verbunds.

Dass bei dieser verschachtelten, gleichwohl lockeren Beteiligungsstruktur Interessen zwischen den einzelnen Thyssen-Bornemisza-Unternehmen nicht harmonisiert, dass nicht systematisch Verbundvorteile gesucht und realisiert wurden, ist im Nachhinein wenig überraschend. Allein bei seinen Bankverbindungen profitierte der BV erheblich vom Konzernverbund: Während der Weltwirtschaftskrise konnte die Werft ihre Guthaben kurzfristig zur Konzernbank verlagern und entging so größerem Schaden. Zu einem fortwährenden Diskussionspunkt zwischen Unternehmen und Hauptaktionär entwickelte sich allerdings die Höhe der Dividendenzahlung; daneben strebte der Hauptaktionär ein mögliches Zusammengehen mit der konzerneigenen Flensburger Schiffbaugesellschaft GmbH an. Erfolgreich setzten die Bremer Werftmanager ihre Eigeninteressen dagegen: Die Großwerft an der Weser musste sich nicht mit einem problematischen Zweigbetrieb an der Ostsee belasten, auch die Gewinnausschüttungen an die Holding hielten sich in einem engen Rahmen.

Mit ihrer lockeren Verbundstruktur bildet die Thyssen-Bornemisza-Gruppe samt ihrer wichtigen Bremer Beteiligung einen Sonderfall in der deutschen Unternehmenslandschaft der Zwischenkriegszeit, so Wixforth. Denn der Zeitgeist war von der Empfehlung eingenommen, Wirtschaftstätigkeiten zu konzentrieren, zu integrieren und zu kartellieren: Dies erschien den Managern wünschenswert, dies war zumeist auch der Wille der Politik, dies wurde von den Wirtschaftswissenschaftlern befürwortet. Beispiele hierfür sind nicht nur die oben erwähnte Gründung der Vereinigten Stahlwerke oder die Bildung der IG Farben, sondern auch die aus der zweiten Bremer Großwerft, der AG »Weser«, 1926 heraus als ein norddeutscher Werftkonzern formierte Deutsche Schiff- und Maschinenbau Aktiengesellschaft. Der BV hielt sich von der DESCHIMAG fern, stattdessen agierte Thyssen-Bornemisza weniger wie ein um die Realisierung von betriebswirtschaftlichen Skalen- und Verbundvorteilen bemühter Industriemanager, sondern wie ein an Rendite und Gewinnen interessierter shareholder. Freilich ohne diese These mit betriebswirtschaftlichen Kennzahlen zu erhärten, liefert die Studie plausible Argumente dafür, dass auch die Integration in einem solchen heterogenen Verbund wie der Thyssen-Bornemisza-Gruppe für Einzelunternehmen ein erfolgreicher Weg sein konnte, um während der Weltwirtschaftskrise ihr Überleben zu sichern.

In einer noch nicht erschienenen Untersuchung aus dem gleichen Projektzusammenhang wird Boris Gehlen [Arbeitstitel: »Eigentum verflochten? Die transnationale Thyssen-Bornemisza-Gruppe in Zeiten des Wirtschaftsnationalismus (1932–1955)«] direkt an Wixforth anschließen. Wie Gehlen schon in einem Vortrag präsentiert hat, verstärkten sich in den Folgejahren die oben erwähnten Tendenzen: Gerade während der Nachkriegszeit entwickelte sich der Firmenverbund hin zu einer Beteiligungsgesellschaft, die ein – freilich sehr großes – Familienvermögen in Form eines Portfolios unterschiedlicher Unternehmensbeteiligungen verwaltete und mehrte, interessanterweise nach wie vor mit einem deutlichen

Anlageschwerpunkt in der maritimen Wirtschaft. Wenn Gehlens Ergebnisse vorliegen, werden sich sicherlich neue Perspektiven auf die letzte wichtige Zäsur der Unternehmensentwicklung des BV ergeben: Wegen der gesunkenen Dividendenrendite veräußerte die Thyssen-Bornemisza-Gruppe bis Mitte der 1980er-Jahre ihr Aktienpaket an die Freie Hansestadt Bremen, eine Voraussetzung für die folgende ruinöse, in Teilbereichen kriminelle Geschäftspolitik, die 1996 krachend im Bankrott endete.

Den Zeitraum ab 1950 hat auch Johanna Wolf mit ihrer Dissertation über transnationale Kontakte von Metallgewerkschaftern in der Schiffbauindustrie bearbeitet. Dieses Buch (bei dem ein gründlicheres Lektorat falsche bibliographische Angaben sowie einzelne sprachliche Ungenauigkeiten hätte korrigieren können) entfaltet sein Thema auf vier Ebenen: Als Lokalbeispiel für Gewerkschaftsarbeit dient der BV, auf nationaler Ebene wird die Befassung der IG Metall mit Schiffbaufragen, auf europäischer Ebene die Mitwirkung des Europäischen Metallgewerkschaftsbunds an einer europäischen Schiffbaupolitik und auf internationaler Ebene die gemeinsamen Initiativen sowie der Erfahrungsaustausch im Rahmen des Internationalen Metallgewerkschaftsbunds, unter anderem mit japanischen Gewerkschaftern, behandelt. Dabei berücksichtigt Frau Wolfs Darstellung die gewerkschaftliche Organisationsgeschichte ebenso wie die Strategiedebatten der Arbeitnehmervertreter.

Für den BV bietet die Verfasserin eine eher bündig-darstellende als analysierende und argumentierende Unternehmensgeschichte, die fokussiert ist auf die mit gewerkschaftlichem Engagement im Betrieb verbundenen Aspekte: Zurecht wird das linksradikale Engagement in der Großwerft vor 1918 unterstrichen und dessen lange Kontinuität bis zu den – begrenzt erfolgreichen – Versuchen von Gruppen der »Neuen Linken«, während der 70er-Jahre Einfluss auf die Betriebsratsarbeit zu nehmen. Zumeist waren den Beschäftigten materielle Vorteile wichtiger als Engagement für ausgreifende Politik- und Gesellschaftsvorstellungen. Dabei behandelt die Darstellung insbesondere die »Wilden Streiks« (1969 und 1973) und das Bemühen der IG Metall, diese einzuhegen und so die eigene, durch die Geschehnisse gefährdete Position als verläSSLicher und sprachfähiger Tarifpartner zu sichern. Dieses Ringen um gute Tarifabschlüsse für die gesamte Branche oder attraktive außertarifliche Zulagen auf Betriebsebene endete, als ab 1976 die vielen strukturellen Herausforderungen der Branche auch auf den BV durchschlugen, was für die Arbeitnehmer Rationalisierung und Arbeitsplatzabbau bedeutete. Durch Kurzarbeit, befristete Arbeitsverhältnisse, den Einsatz von Fremdfirmen und Leiharbeitern geriet die Arbeitnehmerseite zusätzlich unter Druck. Gleichzeitig gelang es dem Unternehmen nicht, die Aufträge im potentiell gewinnträchtigen Marine- und Sonderschiffbau tatsächlich rentabel abzuwickeln. Der Containerschiffbau war ohne staatliche Zuschüsse ein Verlustgeschäft, der Tankerschiffbau lag nach der Ölkrise von 1973 ohnehin brach. Vor diesem Hintergrund machten sich die Gewerkschaftsvertreter im Betrieb für öffentliche Subventionen stark und waren 1983 sogar zum Zusammenschluss mit der AG »Weser« bereit, wenn dies der Sicherung von Arbeitsplätzen diene. Allein es half nicht: Auch am Widerstand der Geschäftsleitung des BV scheiterte eine Fusion, die Gröpelinger Großwerft musste schließen, die Vegesacker blieb bestehen und wurde zum Nukleus der mit viel Geld betriebenen Bremer Schiffbau- und Schifffahrtspolitik der 1980er-Jahre.

Am Beispiel des Wirkens von Fritz Bettelhäuser, des langjährigen BV-Betriebsratsvorsitzenden, wirft Frau Wolf interessante Schlaglichter auf das Engagement gegen Asbestose sowie den internationalen Erfahrungsaustausch, mit freilich

begrenzter Resonanz: Den Gewerkschaftsvertretern im BV gelang es nicht, solche und andere Schiffbauthemen mit globaler Dimension vor Ort und im Betrieb überzeugend zu adressieren. Dies fällt zusammen mit mancher verkürzten Bremer Binnensicht auf die eigentlich internationalen Probleme des Schiffbaus, im Unterschied zur IG Metall, deren Experten eine differenzierte Einschätzung der Branche entwickelten. Den Gewerkschaftsfunktionären war durchaus bewusst, dass eine Dauersubventionierung der eigenen Hersteller und die Abschottung nationaler Märkte keine nachhaltige Lösung für das Problem der zu hohen Produktionskapazitäten darstellten. Mit den seit den 1960er-Jahren vorgebrachten Vorschlägen für eine geplante Konzentration und Rationalisierung der Herstellung sowie einer Übernahme moderner Fertigungstechniken von den asiatischen Herausforderern drang die IG Metall allerdings bei den Betriebsräten und Belegschaften nicht durch, denn deren Interessen lagen statt auf langfristigen Branchenperspektiven eher auf kurzfristig zu erreichenden Vorteilen. Später sorgte der selbstläufige Strukturwandel der Branche dafür, dass Unternehmen von selbst genau diese Maßnahmen anstießen oder dem Wettbewerbsdruck weichen mussten. Die IG Metall konnte diese Entwicklungen nur beobachten und versuchen, Härten für die Belegschaft abzufedern. In diesen Passagen ihrer Untersuchung arbeitet die Verfasserin auch wichtige Aspekte der Entwicklung der deutschen und europäischen Schifffahrtspolitik auf, die wiederum der Geschäftspolitik des BV einen Rahmen setzten.

Frau Wolfs Arbeit endet mit der Pleite der AG »Weser« und dem fast zeitgleichen Ende der sozialliberalen Koalition in Bonn, was mit einer Akzentverschiebung in der deutschen Schifffahrtspolitik einherging. Für die Endphase der Unternehmensgeschichte des BV relevant, verfasst Eva Lütkemeyer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Zeitgeschichte in München, z. Zt. eine Studie über »Die Transformation der ostdeutschen Werftindustrie im Spannungsfeld von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft«. Diese Untersuchung wird wichtige Aufschlüsse zum Engagement der Bremer Großwerft in Mecklenburg-Vorpommern geben; denn nur die Wiedervereinigung und die Mammutaufgabe der Privatisierung der volkseigenen Werften erlaubten es der Geschäftsführung des BV, weiterhin üppige öffentlichen Zuschüsse zu erhalten und damit auch den Produktionsbetrieb in Bremen querzufinanzieren.

Jörn Brinkhus

Wolbring, Michael: Melchior Goldast und der »Codex Manesse«. Mit besonderer Berücksichtigung seiner »Hypomnemata in aulicorum Poetarum Carmina amatoria«. Bd. 1: Untersuchungsband, Bd. 2: Materialienband. Heidelberg: Heidelberg University Publishing 2019. 810 S.

Melchior Goldast von Haiminsfeld (1576 oder 1578–1635) und Bremen: Dieser Konnex manifestiert sich in erster Linie durch die stupende Bibliothek und Sammlung von Drucken und Manuskripten, die bis heute – von den aktuellen Nutzerinnen und Nutzern wesentlich unbeachtet – den historischen »Kernbestand« der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek Bremen bilden. Der Kauf des goldastischen Bestandes war eine kulturpolitische Leistung erster Güte des Bremer Rates, gelangte man doch so in Besitz einer auf der Höhe der Zeit stehenden Humanistenbibliothek, die künftig für das 1610 im vormaligen Katharinenkloster gegründete, hochschulähnliche *Gymnasium Illustre* dienstbar sein sollte; die heute als so wert-

voll erachteten Handschriften waren eher ›Beiwerk‹. Das Zustandekommen dieser Erwerbung war freilich von Zufällen begünstigt: Goldast hatte große Teile seiner Bibliothek und Sammlung seit 1624 in das militärisch stark gesicherte Bremen ausgelagert, genauer: ins vormalige Katharinenkloster, und da anderweitige Verkaufsverhandlungen, die Goldast seit 1620 mit verschiedenen Interessenten führte, scheiterten, sah Bremen nach dessen Tod die Chance eines ›ersten Zugriffs‹ und einigte sich allerdings erst im April 1646 mit Goldasts Erben.

Goldast war Gelehrter und Autor, der auf vielen Klaviaturen spielte, ein ›Polyhistor‹, dem bis heute die negative Beleumdung des allzu freien, ›kreativen‹ Umgangs mit seinen Vorlagen und der Vorwurf von tatsächlichen oder unterstellten Buchdiebstählen anhaftet. Dahinter verbergen sich allerdings nicht zuletzt zeitgenössische Angriffe, die Goldast gezielt zu deskreditieren versuchten. Er ist der Nachwelt auf wissenschaftlichem Gebiet – neben seinen klassischen Studien – durch zwei Wirkungsfelder in Erinnerung: als Kompilator von juristischen und historischen Quellen und als Editor von alt- und mittelhochdeutschen Sprachdenkmälern. Im erstgenannten Feld – die gedruckten Resultate waren häufig ›Nebenprodukte‹ von juristischen Gutachten – legte er die Grundlagen für die frühmoderne Staatswissenschaft und Reichshistorie und verfolgte dabei – obgleich Calvinist – eine antipäpstliche, die Souveränität des deutschen Kaisers betonende Linie.

Als mindestens gleichrangig dazu ist seine Beschäftigung mit deutschen Sprachdenkmälern zu bewerten. Goldast zählte zu einer nachreformatorischen Generation deutscher Humanisten, die die ›nationale‹ Tradition der antiken als ebenbürtig zur Seite stellte. An diesen Aspekt schließt die umfangreiche Untersuchung des Verf. an, der sich gezielt Goldasts Auseinandersetzung mit der *Manessischen Liederhandschrift* (*Codex Manesse*) annimmt.

Einleitend ist dem Verf. zuzustimmen, dass es bis heute an einer zuverlässigen Biografie Goldasts mangelt, nicht wegen des Mangels an Quellen, sondern wegen ihres Überflusses, ihren zahlreichen Widersprüchen und Goldasts unstemem Lebensweg. Entsprechend unternimmt der Verf. den – überzeugenden – Versuch Goldasts Biografie bis etwa 1606 ausführlich auf dem Hintergrund und seiner Themenstellung zu rekonstruieren. Als Schlüsselfigur erweist sich dabei Bartholomaeus Schobinger (1566 – 1604), bei dem Goldast seit 1599, dem Beginn seiner Schweizer Lebensperiode, mehrfach in St. Gallen Wohnung nahm. Er erhielt hier Zugang zu vielfältigen Quellen, aus der städtischen Bibliothek, der Stiftsbibliothek und aus Schobingers Privatsammlung, darunter den von ihm verwahrten *Codex Manesse*. Goldast verließ St. Gallen zunächst im Herbst 1599 in Richtung Genf, setzte aber Kontakt und Zusammenarbeit mit Schobinger fort. Seit Sommer 1603 finden wir Goldast erneut in St. Gallen bzw. in der Nähe. Im Sommer 1604 starb Schobinger nach längerer Erkrankung und Goldast oblag die Fortführung von Forschungs- und Editionstätigkeiten, die aber aufgrund juristischer Auseinandersetzungen unter- bzw. abgebrochen werden mussten, da man Goldast und Schobinger für Missstände in und Bücherdiebstähle aus der städtischen Bibliothek verantwortlich machte. Dabei ging es nur um Bestände aus städtischem Besitz, nicht um jene aus der Stiftsbibliothek. Mindestens zwei der heute in Bremen verwahrten mittelalterlichen Kodizes haben hier ihren Ursprung; vermutlich auch andere, heute in der *Bibliotheca Apostolica Vaticana* bzw. der *Universitätsbibliothek Leiden* verwahrte, die vom Bremer Rat gehorsam Königin Christine von Schweden abgetreten wurden (vgl. dazu James Sandrock, Donald F. Jackson, Melchior Goldast and Christina, Queen of Sweden, in: *Scriptorium* 70, 2016, S. 116 ff.). Hinzu kamen seine polemisch geführten Auseinandersetzungen mit den durch die Gegenreformation gestärkten

Katholiken. Diese für ihn unangenehme Mixtur ließ Goldast die Schweiz in Richtung Frankfurt am Main verlassen.

Bestimmender Inhalt der Schweizer Periode war die Auseinandersetzung mit dem *Codex Manesse*, die in einer Reihe von literarischen Früchten handschriftlicher und gedruckter Art resultiert. Der Verf. setzt zu Recht die Priorität auf den in der Forschung bis dato ungenügend beachteten Codex *VadSlg Ms 104* der Kantonsbibliothek Vadiana in St. Gallen. Auf eine eingehende kodikologische und den Aufbau analysierende Untersuchung, widmet sich der Verf. der Frage der Entstehungszeit und legt diese in die Phase des zweiten Aufenthaltes bei Schobinger, also 1603, begründet durch die Wandlung der goldastischen Schriftführung. Der Codex stellt sich als umfangreiche Sammlung von Exzerpten und Notizen dar, die gelegentlich unter variierenden Aspekten kommentiert oder annotiert werden, die der Verf. typisierend ausführt. Wie systematisch Goldast vorging, zeigen nicht nur ein angelegter Index, sondern auch sog. *Notanda*, die inhaltlicher Natur sind.

Daran schließen sich drei Handschriften an, die aus Goldasts Besitz in den Bestand der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek eingeflossen sind, an der Spitze *msa 029*, die sog. »Bremer Abschrift« des Codex Manesse, die freilich unvollständig ist. Der Verf. kann eine Reihe von Details korrigieren bzw. neu bestimmen: So stammt die Abschrift von drei Händen (Goldast, Schobinger, N. N.) und nicht von vier oder fünf (wie vom Verf. dieser Rezension angenommen). Ferner gelingt ihm die genauere Einschränkung des Entstehungsraumes, wonach die Anfänge im Jahre 1603 lagen und die Studien 1604/1605 abgebrochen wurde, als Goldast den Zugriff auf den Codex verlor, damit ist auch die vom Verf. dieser Rezension vertretene These von der Entstehung zwischen 1599 und 1603 hinfällig. Goldast und Schobinger beabsichtigten vermutlich eine gesamte Abschrift der *Manessischen Liederhandschrift*, ohne dass dieses Ziel widerspruchlos zu verifizieren ist. Im Raum steht die Möglichkeit einer Gesamtedition, etwa nach dem Vorbild der von Goldast 1604 verfassten *Paraeneticorum veterum*, die drei vollständige Teile aus dem *Codex Manesse* enthalten.

Es folgen in der Betrachtung zwei weitere schmucklose Gebrauchshandschriften Goldasts, die in Bremen verwahrt werden: *msa 0097* und *msb 0090*, florilegienartige Sammelcodices, typisch für ihren vormaligen Verfasser und Besitzer, die aber z. T. unikate Einblicke in Goldasts eklektische Arbeitsweise geben.

Von den Handschriften geht der Verf. zu vier Druckwerken Goldasts aus den Jahren zwischen 1601 und 1611 über, an denen er den Umgang mit Zitaten aus dem *Codex Manesse* aufzeigt. Sie können dabei randständigen Charakter tragen oder einen zentralen, wie in den *Paraeneticorum veterum*. Deutlich wird an Beispielen, dass neben den philologischen Aspekten, Goldast Exzerpte aus dem *Codex Manesse* polemisch in den politischen Diskurs einbrachte.

Ungeachtet aller philologischer Schwächen und der Tatsache, dass Goldast vier Blätter des *Neidhart-Corpus* des *Codex Manesse* herausgetrennt haben dürfte (Zitate daraus finden Platz in den bremischen Handschriften *msa 0097* und *msb 0090*), kommt Goldast eine bedeutende Rolle in der Beschäftigung und Vermittlung deutscher Sprachdenkmäler des Mittelalters zu. Die Studie des Verf. belegt dies eindrucksvoll – sowohl im eigentlichen Untersuchungsband wie auch im Materialienband, in welchem die Zitate Goldasts aus der *Manessischen Liederhandschrift* in Drucken und Handschriften in Form vergleichender Tabellen dargelegt werden, wie auch eine Transkription von *VadSlg Ms 104*. Die zahlreichen Abbildungen und Tabellen visualisieren Zusammenhänge und kontextualisieren. Man mag der Studie ein überbordendes Spezialistentum vorhalten, aber dies verdeckt nicht den Blick auf wichtige gewonnene Erkenntnisse zur Literatur- und Geistesgeschichte

der Zeit um 1600 und nicht zuletzt zu Melchior Goldast, seinen Arbeitsweisen und politischen Intentionen. Sie macht allerdings auch eine schon angesprochene Tatsache erneut schmerzhaft deutlich: Es fehlt in der Tat bis heute an einer wissenschaftlich adäquaten, luziden Biografie zu Melchior Goldast von Haiminsfeld.

Thomas Elsmann

Zimmermann, Gunnar B.: Bürgerliche Geschichtswelten im Nationalsozialismus. Der Verein für Hamburgische Geschichte zwischen Beharrung und Selbstmobilisierung (Beiträge zur Geschichte Hamburgs, Band 67). Göttingen: Wallstein 2019. 704 S.

Die vorliegende Studie ist das überaus beeindruckende Ergebnis jahrelanger Beschäftigung mit einem Geschichtsverein, der beispielhaft für das steht, was Autor und Herausgeber als »bürgerliche Geschichtswelten« bezeichnen: Der Verein für Hamburgische Geschichte (VHG). Dieser war und ist als Pendant und Nachbarverein zur Historischen Gesellschaft Bremen maßgeblich an der Pflege des Geschichtsverständnisses, an der lokalen und regionalen Forschung und an der Ausbildung einer historischen Identität in der Elbmetropole beteiligt. Dabei ist der 1839 gegründete VHG nicht nur älter, sondern auch immer wesentlich mitgliederstärker als die Historische Gesellschaft gewesen – eine Tatsache, die der Größe Hamburgs geschuldet ist. Zudem ist Hamburg seit gut hundert Jahren (1919) auch Universitätsstadt. Gunnar B. Zimmermann hatte sich diesem bedeutenden Geschichtsverein bereits in seiner Dissertation für den weiter gefassten Untersuchungszeitraum von 1912 bis 1974 gewidmet. Nun erschien als Auskoppelung aus seiner digital publizierten Dissertation eine Studie zur Geschichte des Vereins in den 25 Jahren von 1924 bis 1949, die mit immerhin 704 Seiten Umfang mehr als gewichtig ist.

Längst sind Institutionen und damit auch Vereine in den Fokus der Forschungen zur NS-Zeit geraten. Gerade die Geschichtsvereine, nahezu ausnahmslos organisiert im Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, scheinen da ein reiches Untersuchungsgebiet abzugeben, waren sie doch maßgeblich auf dem Gebiet der Forschung, aber vor allem der Geschichtsvermittlung mit Vorträgen und Publikationen wichtige Impulsgeber, aber auch Multiplikatoren von Geschichtsbildern oder Geschichtswelten. In ihren Vorständen und unter ihren Mitgliedern fanden sich zudem vielfach Lehrer und Professoren, aber auch die Personen aus der Leitungsebene von Behörden und namentlich von Kultureinrichtungen wie Archiven, Bibliotheken und Museen. Einige Studien zu deutschen Geschichtsvereinen in der NS-Zeit sind seither erschienen, so schon im Bremischen Jahrbuch 86, 2007 durch Helmut Stubbe da Luz ein Beitrag für die Historische Gesellschaft Bremen. Somit ist Zimmermanns Buch weniger, wie der Verlag ankündigt »die erste kritische Detailstudie zur NS-Geschichte eines deutschen Geschichtsvereins,« als vielmehr zweifellos die bislang weit umfangreichste und wohl auch detaillierteste Publikation zu diesem Thema.

Dass die Tätigkeit von Geschichtsvereinen, die als genuin bürgerliche Verbände – zumal im kommunalen Milieu der Hansestädte –, durchaus differenziert auf die Erwartungen und Zumutungen der NS-Machthaber reagieren konnten und in den zwölf Jahren der NS-Zeit zumeist einen Balanceakt versuchten, lässt auch für Hamburg der Untertitel von Zimmermanns Werk erahnen: Die Metapher

»zwischen Beharrung und Selbstmobilisierung« legt nahe, dass man sich auch in Hamburg in einem Spannungsfeld gebunden sah, in dem Handlungsspielräume zwischen Traditionswahrung und Neuerung bzw. Anpassung ausgelotet werden mussten.

Da all dies weder voraussetzungslos, noch nach der NS-Zeit gänzlich folgenlos war, war es eine gute Entscheidung, dass Zimmermanns Untersuchungszeitraum bis in die Weimarer Republik (1924) zurückreicht und bis zur Gründung der Bundesrepublik (1949) über die NS-Zeit hinausgeht. Dies ermöglicht die Untersuchung personeller, programmatischer und institutioneller Kontinuitäten und bettet die Studie besser in die immerhin mittlerweile 150-jährige Geschichte des VHG ein.

Es ist kaum möglich, die Fülle der Einzelergebnisse, die Zimmermann auf 700 Druckseiten zusammengetragen und detailliert ausgebreitet hat, im Rahmen einer Besprechung vorzustellen.

Es versteht sich, dass eine so gründlich gearbeitete Studie in den einleitenden Kapiteln ihren Gegenstand und die Forschungslage darstellt. Dass dies unter den Begriffen »Grundannahmen und Forschungsfelder« geschieht, deutet bereits an, dass der Autor von Grundannahmen zu bürgerlichen Vereinen ausgeht, die er am Beispiel des VHG detailliert erforscht. Dabei stehen die Akteure des Vereins – namentlich Vorsitzende und Vorstand, aber auch die Mitglieder – im Zentrum der Betrachtung. Dass der VHG unter der Kapitelüberschrift »Netzwerke eines großstädtischen Geschichtsvereins« vorgestellt wird, lässt erahnen, dass dem Beziehungsgeflecht der Akteure bei Organisation, Finanzen und Einbindung in die »Geschichtskultur in Stadt und Region« breiter Raum zugemessen wird. In den folgenden sechs Hauptkapiteln bis zur Schlussbetrachtung bilden die Amtszeiten der Vorsitzenden die wesentlichen Orientierungslinien, unterbrochen von Abschnitten zu besonderen Ereignissen wie z. B. dem 100-jährigen Vereinsjubiläum 1939.

Für die wichtige und prägende Zeit der 1920er und frühen 1930er Jahre, in denen der Verein nach der Kriegsniederlage und Wirtschaftskrise und einem erkennbaren Mitgliederschwund neue Wege zur Stabilisierung von Mitgliederzahlen und Finanzen suchen musste, konstatiert Zimmermann auch eine Änderung in der sozialen Struktur der Mitglieder. Der zunächst stark bürgerlich-wissenschaftlich geprägte Verein bekam durch die Heimatbewegung ein kleinbürgerliches Gepräge und stellte nun mit Vorträgen und Exkursionen mehr die Tätigkeiten der Vermittlung und Volksbildung als die großen akademischen Forschungsvorhaben in den Vordergrund. In den ersten Jahren der NS-Herrschaft hatte der VHG sich wie auch andere Vereine massiver Versuche um strukturelle und personelle Einflussnahmen des NS-Regimes zu erwehren. Hier sind Führerprinzip und »Arierparagraph« die zentralen Stichworte. Die Bereitschaft hierauf mit hinhaltender Nachgiebigkeit einzugehen und der offenbar erlahmende Wille der Staatsseite, bis in alle Vereine personell und organisatorisch durchzugreifen, führten dazu, dass große Konflikte ausblieben. Dabei werden die Geschichtsvereine nicht zu den vordringlich wichtigen Einrichtungen gezählt haben, die die Machthaber in den Griff bekommen wollten. Sie waren machtpolitisch nachrangig und zudem dem NS-Staat nicht vordergründig feindselig gesonnen. Vielleicht hat dies dazu beigetragen, dass auf die Inhalte der Vereins- und Vermittlungsarbeit in der NS-Zeit erstaunlich gering, ja kaum wahrnehmbar Einfluss genommen wurde. Auch hier wird das freiwillige Entgegenkommen, das lt. Zimmermann in Hamburg bis hin zu einer »Dienstleistungsmentalität gegenüber den lokalen NS-Vertretern« (S. 626) ging, das seine getan haben. Die Deutungshoheit des VHG im regionalen Geschichtsrahmen blieb somit erhalten, inhaltlicher Zumutungen musste man sich

nicht erwehren. Dies ist im Übrigen keine Hamburger Besonderheit, sondern lässt sich ganz ähnlich auch in Bremen und anderen Städten und Regionen beobachten.

Daher musste nach Kriegsende in den Vereinen und somit auch im VHG ein Ruf nach Veränderungen oder gar radikalen Neuanfängen nicht befürchtet werden. Von allzu exponierten Vertretern abgesehen, mussten auch personelle Konsequenzen kaum gezogen werden. Zumal den alliierten Besatzungsbehörden die bürgerlichen Geschichtsvereine genauso nachrangig und ungefährlich erschienen, wie zuvor den NS-Machthabern. Somit wurden sie mit ihrer identitätsstiftenden Arbeit auch in den Wiederaufbaujahren wieder schnell zu geschätzten Akteuren im kulturellen Neuaufbau von Staat, Kultur und Verwaltung. Dass unter diesen Bedingungen Neuerungen zunächst unterblieben, muss nicht verwundern. Diese erfolgten im VHG erst mit dem Vorsitzenden Jürgen Bolland ab 1958.

Für die Umbrüche der Jahre um 1918, 1933 und 1945 konstatiert Zimmermann statt Brüchen eher Veränderungen, die sich durch einen »überlappenden Generationswechsel« (S. 629) vollzogen, weil direkte Auswirkungen bei allen drei Epochen daten ausblieben. Ähnliches darf man für die inhaltliche Ausrichtung annehmen, zumal das durchgängig vielfältige Angebot des Vereins es den einzelnen Mitgliedern durchaus erlaubte, sich aus dem Programm individuelle Schwerpunkte anzueignen.

Blickt man aber genauer auf die Politik des VHG in der NS-Zeit, werden durchaus Konflikte und massive Einflussnahmen auf den Verein erkennbar. So in den Jahren 1937–1938, in denen es zu einem Kurswechsel unter dem neuen Vorsitzenden Kurt Detlev Möller, einem jungen Historiker und Archivar, kam. Dieser wollte den VHG nicht wie bisher beim Aufbau von Volk und Staat im neuen Hamburg abseitsstehen lassen. Kooperationen mit SA-Gruppen, Chancen auf regionale Expansion im Zuge der Groß-Hamburg Neugliederung und Zusammenarbeit mit niederdeutschen Organisationen sind hier ebenso Stichworte wie der Germanen- und Sachsenkult. Erst unter Möller wurden auch die Umsetzung rassistischer Normen im Vereinsleben und die Diskriminierung jüdischer Mitglieder eingeführt. 1938 informierte ein Flugblatt öffentlich, dass die diesbezüglich bisher hinhaltende und zurückhaltende Praxis im VHG der Vergangenheit angehörte: »Juden werden nicht aufgenommen« (S. 368), hieß es nun unmissverständlich. Diese zunächst für Neuaufnahmen geltenden Bestimmungen fanden bald auch bei der von Schikanen begleiteten Verdrängung von langjährigen jüdischen Mitgliedern Anwendung. Die Novemberpogrome 1938 bildeten den äußeren Anlass für die verschärfte Umsetzung bis hin zu Ausschlüssen. In der Mitgliederkartei wurden systematisch Juden gesucht, in Listen erfasst und zum Austritt genötigt. Ein beschämender Vorgang, mit dem der Gesamtvorstand aktiv oder zumindest wissentlich verbunden war. Erst im Nachgang, mit einer neuen Satzung von 1939, schuf man dafür mit dem Arierparagraphen auch eine vereinsrechtliche Grundlage. Kommuniziert wurde dies weder im Verein noch öffentlich – ob aus einem Restgefühl von Scham sei dahingestellt.

Spannend und detailliert werden die Vorgänge um den Ausschluss der jüdischen Mitglieder, das Jubiläum kurz vor Kriegsbeginn, Kabalen um Vorsitz und Vorstand, aber auch Kämpfe um Papierzuteilungen in der Kriegswirtschaft und die Auswirkungen der »Führerstadt«-Pläne und des Luftkriegs, dem die wertvolle Vereinsbibliothek zum Opfer fiel, geschildert. All dies ist nur möglich, weil die Quellenlage im Vereinsarchiv, aber auch in weiteren Beständen und Nachlässen als recht gut zu bezeichnen ist. Zimmermanns Studie ist daher nicht nur lebendig in der Darstellung, sondern auch verlässlich in der Quellenbasis und solide in der Methodik.

Arbeiten zu Geschichtsvereinen in der NS-Zeit werden in Zukunft an Zimmermanns Studie nicht vorbeikommen, es ist nicht schwer vorherzusagen, dass sie ein Standardwerk werden wird. Der VHG hat mit ihr einen großen Schritt in der Erforschung und kritischen Würdigung seiner Geschichte gemacht und hoffentlich zu weiteren, ähnlich gründlichen Arbeiten zu anderen Vereinen angeregt.

Konrad Elmshäuser

Denkmalpflege in Bremen. Schriftenreihe des Landesamtes für Denkmalpflege Bremen, hrsg. von Georg Skalecki
Aus: Band 17, 2020 (Reformarchitektur in Bremen)

Georg Skalecki, Reformzeit – Eine Einführung, S. 8–14. – Sabine Jacobs und Uwe Schwartz, Emil Högg. Wortführer der Bremer Reformbewegung in den Jahren 1904–1911, S. 15–47. – Rolf Kirsch, Zwischen Historismus und Moderne: Bauten einer produktiven Umbruchzeit 1900–1915 in Bremen und Bremerhaven, S. 48–75. – Marianne Ricci, Für Bremen gebaut: Rudolf Jacobs (1878–1946), S. 76–90. – Achim Todenhöfer, Das Altenheim der Egestorff-Stiftung von Werner Heyberger. Ein Kleinod der frühen Reformarchitektur in Bremen, S. 91–114. – Marianne Ricci, Keplerstraße 13: Denkmal neu entdeckt, S. 115–118. – Ottmar Struwe, »Es war Liebe auf den ersten Blick«: Die ehemalige Strom- und Wasserversorgungszentrale der Biermannschen Landgüter in Bremen-Nord, S. 119–121. – Achim Todenhöfer, Silbermanufaktur Koch & Bergfeld. Bauhistorische Untersuchungen am Bestand, S. 122–125. – Rolf Kirsch und Uwe Schwartz, Neue Unterschutzstellungen: Ensemble Schwachhauser Ring 6–16 und Tabak- und Zigarettenfabrik Martin Brinkmann, S. 126–132.

Jahrbuch der Männer vom Morgenstern
Aus: Band 97, 2019

Jannik Sachweh, Von Wesermünde nach Wolfenbüttel – Orte der Justizverbrechen im nationalsozialistischen Strafvollzug, S. 13–32. – Werner Sarholz, Ernst Wiemann (1878–1912). Ein Maler der Altenwalder Künstlerkolonie. Mit einem Katalog seiner Werke, S. 33–102. – Enno Bünz, Die Kirche vor Ort und der Alltag der Gläubigen. Die kirchlichen Zustände im Elbe-Weser-Gebiet vor der Reformation, S. 103–152. – Kathrin Ellwardt, Kirchengestaltungen im Land Hadeln. Bäuerliche Patrone und die frühneuzeitliche Repräsentation, S. 153–202.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte
Aus: Band 105, 2019

Peter Wulf, »Eine Species-Bank in der Stadt Altona«. Die Species-Giro- und Leihbank zu Altona (1777–1788) und die Schleswig-Holsteinische Species-Bank in Altona (1788–1813), S. 1–15. – Christina Lipke, Schreiben in der Revolution. Das

Tagebuch des Hamburgers Robert Horbelt aus den Jahren 1918/19, S. 17–56. – Frank Omland, Wahlen und Wählerwanderungen in Hamburg zu Beginn der Weimarer Republik. Eine statistische Analyse der ersten drei demokratischen Urnengänge 1919/20, S. 57–88. – Hannah Rentschler und Benjamin Roers, Zwischen »alten Mädchen« und »Oben-ohne-Sängerinnen«. Studentinnen an der Universität Hamburg im Kontext von »1968«, S. 89–118.

Zeitschrift für Lübeckische Geschichte

Aus: Band 99, 2019

Manfred Gläser, Kreuzigungsszene: Slawische und deutsche Besiedlung Lübecks im 12. Jahrhundert, S. 10–33. – Oliver Auge, Das Reichsfreiheitsprivileg von 1226: Meilenstein aus Pergament in Lübecks Geschichte, S. 34–63. Rolf Hammel-Kiesow, Der Lübecker Goldgulden von 1341. Krisen, Pest und »deutsche Hanse«: Lübeck im 14. Jahrhundert, S. 64–93. – Dominik Kuhn, Lübecks Pfundzollbücher von 1492–96: Von der Finanzierung hansestädtischer Kriege und vom hansischen Warenumschlag, S. 94–115. – Rainer Postel, Zwei Bürgermeister – zwei Porträts: Nikolaus Brömse und Jürgen Wullenwever, Kollegen und Antipoden im 16. Jahrhundert, S. 116–135. Indravati Félicité, Der Handels- und Schifffahrtsvertrag der Hansestädte mit Frankreich von 1655: Als Lübeck mit dem Sonnenkönig verhandelte, S. 136–155. – Michael Hundt, Die Torelli-Bilder von 1759/61 im Audienzsaal des Rathauses, S. 156–203. – Alexander Bastek, Johann Baptist Hautmann: Bildnis des Malers mit seiner Familie, 1815, S. 204–215. – Jan Lokers, Zwei Pistolenkugeln: Der gewaltsame Tod des Arbeiters Herbert Jürgens im November 1932, S. 216–251.

Stader Jahrbuch (Stader Archiv NF)

Aus: Band 109, 2019 (Die Herzogtümer Bremen und Verden vor 300 Jahren)

Thomas Vogtherr, Weltpolitik an Elbe und Weser – Dänemark, Schweden, Hannover und der Stockholmer Frieden von 1719. Bemerkungen zur Geschichte und ihrem Fortwirken in der Gegenwart, S. 17–30. – Dorothee Goetze, wider [die] ungerechten Feinde« – Die Besetzung des Herzogtums Bremen 1712 im Spiegel des Aktenmaterials zum Immerwährenden Reichstag, S. 31–48. – Christina Deggim, Augenzeugenberichte zur dänischen Belagerung Stades 1712, S. 49–84. – Beate-Christine Fiedler, Die dänische Herrschaft im Herzogtum Bremen 1712–1715 – Eine Skizze, S. 85–88. – Christian Hoffmann, »eine Postirung, die Este und Wumme entlang«. Die kurhannoversche Besetzung des Herzogtums Verden und der angrenzenden bremischen Gebiete 1712–1715, S. 89–108. – Robert Gahde, Die Übergabe des Herzogtums Bremen an Hannover am 15. Oktober 1715, S. 109–132. – Beate-Christine Fiedler, Die normative Kraft des Faktischen: Die schwedische Exilregierung in Bremen zwischen Dänemark und Hannover von 1712 bis zum »Nordischen Frieden«, S. 133–170. – Michael Erhardt, Adel und Ritterschaft während des Großen Nordischen Krieges, S. 171–210. – Volker Friedrich Drecktrah, David Georg Gerdes (1664–1729). Ein schwedischer Jurist zwischen Stockholm, Stade, Bremen und Wismar, S. 211–224. – Johannes Heinßen, Hannoversche Herrschaft und Verwaltung zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Der Fall der Neuenwalder Pastorenfrau Anna Engel Berger (1721–1730), S. 225–240. – Norbert Fischer, Neuland – ein staatlicher Gewerbeort aus der Retorte: Über das Kurfürstentum Hannover und die Folgen der Weihnachtsflut 1717 in Kehdingen, S. 249–267.

Oldenburger Jahrbuch

Aus: Band 119, 2019

Stephan Henken, Die Siegel der Saterländer im Wandel der Zeit, S. 9–30. – Bernd Müller, Oldenburg und der Durchzug des Braunschweiger Schwarzen Korps durch das Herzogtum Oldenburg 1809, S. 31–46. – Alwin Hanschmidt, »Zum geselligen Vergnügen« und »zur Bildung der Mittelklasse« – Gesangvereine und ein Bürgerclub in Cloppenburg und Crapendorf um 1840. Ein Beitrag zum bürgerlichen Vereinswesen, S. 47–60. – Albrecht Eckhardt, Bau und Bezug des Oldenburger Ministerialgebäudes (Staatsministerium) im Ersten Weltkrieg, S. 61–80. – Gerd Steinwascher, Zwischen Revolution und Beharrung – der Übergang zur Weimarer Republik in Wilhelmshaven/Rüstringen und Oldenburg, S. 81–98. – Ingo Harms, Die Sippenstelle im Staatsarchiv – Institution der NS-Rassenpolitik in Oldenburg, S. 99–108. – Peter Sieve (Bearb.), Erinnerungen des Zentrumspolitikers Anton Theumann (1886–1965) an NS-Zeit und Gestapo-Haft, S. 109–132.

Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte

Hrsg. von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen

Aus: Band 91, 2019

Martin Sabrow, Verschämte Erinnerungsorte. Die gesellschaftlichen Umbrüche des 19. und 20. Jahrhunderts im deutschen Gedächtnis, S. 13–30. – Hans-Ulrich Ludewig, Die Novemberrevolution in Nordwestdeutschland im Vergleich, S. 31–52. – Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel vor der Revolution. Kohäsionskräfte einer Stadtgesellschaft zu Beginn des 20. Jahrhunderts, S. 53–84. Anne Berlit Schwigon, Oberbürgermeister Robert Leinert und die Implementierung einer demokratischen Kommunalpolitik in Hannover, S. 85–96. – Detlef Schmiechen-Ackermann, »Extremismus der Mitte«? Aufstieg und Machtdurchsetzung der NSDAP in Niedersachsen, S. 97–112. – Christine Schoenmakers, »Volksgemeinschaft« als gesellschaftliche Umwälzung? Zur Mobilisierungskraft einer sozialen Idee 1933–1945, S. 113–132. – Wolfgang Dörfler, Nummern, Namen, Doppelblätter, »Klappen« und Nachdrucke der Kurhannoverschen Landesaufnahme, S. 161–242. – Stefan Wittke, Das Oberbergamt Clausthal-Zellerfeld im Dritten Reich. Wie eine Fachbehörde ihre Konflikte mit Nationalsozialisten aushielt – und die Kriegswirtschaft des NS-Regimes nach Kräften unterstützte, S. 263–328. – Folkert Nanninga, Denazifizierung und Dorfgemeinschaft, S. 329–386.

Hansische Geschichtsblätter – Hanseatic History Review

Aus: Band 137, 2019

Carsten Jahnke, Reliquien jener großartigen Bewegung. »Die Recesse und andere Akten der Hansetage« sowie das »Hansische Urkundenbuch«, S. 1–42. – Jürgen Sarnowsky, Mittelalterliche Stadtbücher aus Preußen, S. 43–63. – Dieter Heckmann, Die Edition der Kulmer Stadtbücher, S. 65–79. – Enn Küng, Tallinn's Balance of Trade in the 17th Century, S. 81–110. – Steffen Schlinker, Das Rentengeschäft im spätmittelalterlichen Reval, S. 111–135.

Christian Ostersehle, Flussschifffahrt und Verkehrspolitik. Der Norddeutsche Lloyd und sein Engagement auf der Mittel- und Oberweser, S. 9–116. – Dirk J. Peters, Deutsche Werften in der Zwischenkriegszeit (1918–1939). Teil 3: Wiederaufrüstung, Kriegsschiffbau und Vollbeschäftigung unter dem Nationalsozialismus (1935–1939/1945), S. 143–248. – Ottfried Thümmel, Der trigonometrische Zirkel des Bürgers Richer. Eine Episode aus der Geschichte der Navigation, S. 249–294. – Gert Sdouz, Zur Wissenschaftsgeschichte der mikronesischen Stabkarten. Das Jahr 1897 und Kapitän Otto Kessler, S. 295–324. – Wolfgang Steusloff, »Maritime« Volksfeste an der Küste von Mecklenburg-Vorpommern. Zur Entwicklung der öffentlichen Festkultur seit 1990, S. 363–440. – Monika Duensing, Friedrich August Arthur Breusing (1818–1892). Eine Biografie des Bremer Seefahrtsschuldirektors, 411–502. – Peter Kirsch, Ansichten vom Irawadi. Die Kapitänsfrau Eugenie Rosenberger berichtet aus Burma, 1893 bis 1897, S. 503–526.

Weitere Neuerscheinungen zur bremischen Geschichte und Landeskunde

(Vollständigkeit im Sinne einer Bibliografie wird nicht angestrebt.
Besprechungen bleiben vorbehalten.)

- 75 Jahre Kriegsende in Bremen (WK Geschichte). Bremen: Weser-Kurier Medien-
gruppe 2020. 98 S.
- 100 Lebensjahre: 11 im Hundertsten fotografiert und gezeichnet. Fotografien: Fritz
Haase. Illustrationen: Sibylle Haase-Knels. Ausstellungskatalog. Bremen:
2019. 30, 24 S.
- Ahrndt, Wiebke (Hrsg.): Spurensuche. Geschichte eines Museums. Bremen: Über-
see-Museum 2019. 160 S.
- Berger, Manfred: Heinrich Schiffmann. Ein entschiedener NS-Gegner: 1884–1944.
Bremen: Selbstverlag 2019. 28 S.
- Bolduan, Anka, Contzen, Regina und Reich, Marion (Hrsg.): Mit den Stimmen der
Frauen. 100 Jahre Frauenwahlrecht und Engagement für Gleichberech-
tigung in Bremen. Ausgewählte Texte und Dokumente. Bremen: Bremer
Tageszeitungen AG 2019. 175 S.
- Bremer Tageszeitungen AG (Hrsg.): Mein Bremen 1945 bis 1967. Menschen und
ihre Geschichten: Wiederaufbau, Wirtschaftswunder und der Minirock von
Uschi Nerke. Mit der Vespa in die Freiheit, Werders erste Meisterschaft,
Leben in den Stadtteilen. Redaktion: Linda Sundmaeker. Bremen: Bremer
Tageszeitungen AG 2019. 98 S.
- Dauscher, Diether: Schiffe – Reeder – Kapitäne. Kapitänsbilder und Schiffsporträts
im Heimatmuseum Schloss Schönebeck. Bremen: Kellner 2020. 140 S.
- Dolle, Josef: Papsturkunden in Niedersachsen und Bremen bis 1198. Veröffent-
lichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen.
Göttingen: Wallstein 2019. 348 S.
- Festschrift 175 Jahre Gustav-Adolf-Werk Hauptgruppe Bremen: »Vergesst nicht
zu teilen«. Hebräer 13,16. Bremen: Gustav-Adolf-Werk e.V., Hauptgruppe
Bremen 2019. 38 S.
- Geschichtskreis Sebaldsbrück (Hrsg.): Die Vahrer Straße. Ein Spaziergang durch
die Geschichte vom Keil bis zum Vahrer Kreuz. Eine Materialsammlung
mit vielen Fotos und Dokumenten. Bremen: Geschichtskreis Sebaldsbrück
2020. 141 S.
- Habben, Ralf: Hundert Jahre Parkviertel. 2. Aufl. Bremen: Temmen 2020. 198 S.
- Hellmerichs, Klaus (Hrsg.): Im Westen was Neues. Zur Geschichte der Gymnasial-
len Oberstufe am Rübekamp. Bremen: Temmen 2020. 288 S.
- Hermans, Frans: Bruno Hermann Hottenroth (1874–1933). Spurensuche nach einem
unbekannten deutschen Schauspieler und Theaterdirektor – nicht nur im
Neckartal. Dilsberg: Eigenverlag Frans Hermans 2020. 71 S.
- Hethey, Frank: Dat dat dat geev. Geschichte des Plattdutschen Kring 1948 bis 2016.
Bremen: Plattdutsche Kring i. L. 2019. 160 S.
- Hinz, Ottmar (Hrsg.): Licht, das singt. Das Bremer Fensterwerk von Alfred Manes-
sier in der Kirche Unser Lieben Frauen. 2. veränderte Aufl. Bremen: Schü-
nemann 2020. 136 S.

- Hucker, Bernd Ulrich: Sannau 880 Jahre – Zur Frühgeschichte eines Stedinger Dorfes. Bremen: Donat 2019. 40 S.
- Järleby, Karin: 100 Jahre Hans-Wendt-Stiftung. Eine Jubiläumsschrift über die ereignisreiche Geschichte der Hans-Wendt-Stiftung in Bremen. [Bremen]: Selbstverlag 2019. 47 S.
- Kets, Gaard: Working-class politics in the Bremen Council Republik. Sonderdruck aus: The German revolution and political theory. Cham: Palgrave Macmillan 2019. S. 94–112.
- Kleineke, Dagmar und Kraut, Johann Justus: Autobiographisches Schriftgut. Die handschriftlichen Aufzeichnungen des Johann Justus Kraut aus Dahlenrode (1766–1843). Hannover: Wehrhahn 2019. 152 S.
- Kurze, Peter: Borgward Isabella. Vom Zeichenbrett zum Roll-out. Bremen: Selbstverlag 2020. 96 S.
- Müller, Hartmut: »Wie sollt ich je vergessen«. KZ-Außenlager Obernheide. Erin-
nerte Geschichte. Bremen: Falkenberg 2020. 152 S.
- Pfister, Rose und Lähnemann, Ingmar (Hrsg.): Konkret Bremen. Katalog zur Aus-
stellung in der Städtischen Galerie im Buntentor. Text: Ingmar Lähnemann,
Simone Schimpf. Bremen: Open Space Edition 2020. 136 S.
- Ramsauer, Peter und Blumenthaler Bücherstube (Hrsg.): Historische Grabmale auf
dem Friedhof der evangelisch-reformierten Gemeinde Bremen-Blumenthal.
Bremen: Schönemann 2020. 108 S.
- Reinhold, Gerhard: Otto Glocken. Familien- und Firmengeschichte der Glocken-
gießerdynastie Otto. Limitierte Aufl. [Essen]: Selbstverlag 2019. 588 S.
- Roder, Hartmut (Hrsg.): 40 Jahre BORDA. Wasser, Hygiene und Wohnen für alle!
Nachhaltig mit BORDA von Bremen in die Welt. Bremen: Falkenberg 2020.
136 S.
- Strotmann, Peter (Hrsg.): Bremen auf 207 Zeichnungen in den Jahren 1902 bis
1906: nach der Natur gezeichnet. Von Hermann Gerhard Bätjer (1829–1908).
Bremen: Eigenverlag 2019. Ca. 250 ungez. Blätter.
- Tacke, Wilhelm: Hilf mir, es selbst zu tun. Vom St.-Johannis-Waisenhaus zur
St. Johannis Kinder- und Jugendhilfe. Eine Chronik von 1844 bis 2019. Bre-
men: Selbstverlag der Caritas Bremen [2019]. 200 S.
- Tischlerei-Museum Bremen Förderverein (Hrsg.): Dampfkraft und Gründermut
im »Viertel«. Die Geschichte des »Fabriken-Etablissements« und Tischle-
rei-Museums Bremen. Konzept und Redaktion: Oliver Brandt. Bremen: För-
derverein Tischlerei-Museum Bremen 2019. 48 S.
- Waßmann, Jan: (Selbst-)Bilder eines Bremer Kaufmanns. Repräsentationen zwi-
schen europäischem Lebensstil, Deutschtum und kolonialer Metropole. Die
Sammlung Johann Lauts im Übersee-Museum in Bremen. Oldenburg: 2019.
XXIII und 115 S.
- Wollenberg, Jörg: Mehr Demokratie mit Kultur und Bildung wagen. Ein kritischer
Blick auf 100 Jahre Volkshochschulen. Bremen: 2019. 170 S.
- Zisenis, Mathias: Sonderdruck zum Steinhauer Andreas Beling und zur Maler-
familie Zisenis in Bremen. Sonderdruck aus: Zisenis, Mathias. Anthonie
Zisenis und Söhne. Berlin: Mensch und Buch 2019. S. 3–7.

HISTORISCHE GESELLSCHAFT BREMEN

156. Jahresbericht (2019)

Mitgliederversammlung

Die ordentliche Mitgliederversammlung fand am 16. April 2019 im Vortragsaal des Staatsarchivs Bremen statt.

Der Vorsitzende Prof. Dr. Elmshäuser begrüßte die erschienenen Teilnehmenden der Mitgliederversammlung und erstattete satzungsgemäß den Jahresbericht. Anschließend gedachte die Mitgliederversammlung der im Berichtsjahr verstorbenen Mitglieder. Insbesondere wurde an Herrn Prof. Dr. Peter Kuckuck (vgl. Nachruf im Brem. Jb. 97, 2018), Frau Inge Schwarzwälder und Frau Dr. Anna Margarete Schlegelmilch erinnert.

Es erfolgte die Berichterstattung des Schatzmeisters Herrn Salzer, der die weiterhin solide finanzielle Lage des Vereins erläuterte. Durch die Fusion des Bankhaus Neelmeyer AG zur Oldenburgischen Landesbank AG erhielt der Verein ab 1. Januar 2019 neue Kontoverbindungen. Die Umstellung verlief reibungslos.

Nach einer Stellungnahme von Herrn Worgull und Herrn Dr. Weidinger als Rechnungsprüfer wurden auf Antrag Schatzmeister und Vorstand durch die Mitgliederversammlung entlastet. Als Rechnungsprüfer wurden Frau Viereck und Herr Worgull gewählt.

Herr Prof. Dr. Elmshäuser dankte Frau Determann für die gute Arbeit und ihr Engagement in der Geschäftsstelle. Die Zusammenarbeit mit dem Vorstand und die Kooperationen mit dem Staatsarchiv sowie mit anderen Bremer und Oldenburger Partnerorganisationen verliefen auch in diesem Jahr gut.

An die Versammlung schloss sich ein Kurzvortrag zu Grabungsfunden auf dem Altstadtgrundstück für den Neubau der Firma Kühne & Nagel in Bremen durch Herrn Dr. Bishop von der Landesarchäologie an.

Vorstand

Im Vorstand der Historischen Gesellschaft gab es im Berichtsjahr keine Änderungen.

Den Vorstand der Historischen Gesellschaft Bremen bilden folgende Damen und Herren:

Prof. Dr. Konrad Elmshäuser (Vorsitzer), Dr. Ina Grünjes (stellvertretende Vorsitzende), Heinz Salzer (Schatzmeister), Dr. Maria Hermes-Wladarsch (Schriftführerin), Dr. Peter Ulrich (stellvertretender Schriftführer), Dr. Dieter Bischof (Beisitzer), Uwe Böltz (Beisitzer), Dr. Gabriele Hoffmann (Beisitzerin), Prof. Dr. Franklin Kopitzsch (Beisitzer), Prof. Dr. Cordula Nolte (Beisitzerin), Prof. Dr. Georg Skalecki (Beisitzer).

Mitgliederbewegung

Im Jahr 2019 traten 14 Personen der Gesellschaft bei, 17 Austritte meist aus Alters- oder gesundheitlichen Gründen waren zu verzeichnen, 9 Mitglieder sind verstorben. Am 31. Dezember 2019 hatte die Historische Gesellschaft 538 Mitglieder.

Veröffentlichungen

Band 98 des Bremischen Jahrbuchs ist im Dezember 2019 erschienen. Das Jahrbuch lag in der Geschäftsstelle und der Benutzerberatung des Staatsarchivs zur Abholung bereit.

Des Weiteren wurde eine Publikation der Vorträge der Fachtagung zur Novemberrevolution und Räterepublik in Bremen fertiggestellt, die die Historische Gesellschaft mitveranstaltet hat.

Neu aufgelegt als farbiger Sonderdruck aus dem Jahrbuch der Wittheit 2017 »Bürgersinn und Vereinskultur« wurde der Beitrag von Prof. Dr. Konrad Elmhäuser und Dr. Thomas Elsmann »Die Historische Gesellschaft Bremen – Der Geschichts- und Altertumsverein der Freien Hansestadt Bremen« zur Geschichte der Historischen Gesellschaft. Es ist für Mitglieder und Interessierte in der Geschäftsstelle erhältlich.

Vorträge

Auf Einladung der Historischen Gesellschaft Bremen und in Kooperation mit anderen wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen fanden im Berichtsjahr 2019 u. a. folgende Veranstaltungen statt:

Dr. Horst Rößler (Bremen): Französische Refugiés und Salzburger Emigranten. Religionsflüchtlinge in Bremen und im Elbe-Weser-Dreieck in der Frühen Neuzeit (15. Januar 2019)

Dr. Daniel Tilgner (Bremen): Mit dem Hubschrauber über Bremen – das Stadtbild 1971 und 2015 im filmischen Vergleich (20. Februar 2019)

Dr. Dieter Brand-Kruth (Bremen): 200 Jahre Bremer Stadtmusikanten – Ursprünge und Wirkungsgeschichte eines Märchenstoffs (7. März 2019)

Prof. Dr. Hans Kloft (Bremen): Arthur Fitger – ein Dichter und Bremen (27. März 2019)

Prof. Dr. Jörn Leonhardt (Freiburg): Der überforderte Frieden – Versailles und die Welt 1918–1923 (9. April 2019)

Christoph Wieselhuber M. A. (Bremen): Vor 800 Jahren: Erzbischof Gerhard II. von Bremen (1219–1256). Zu Herrschaft und Memoria von Bremens letztem Kirchenfürsten (30. Oktober 2019)

Dr. Leonhard Horowski (Berlin): Das Europa der Könige. Macht und Spiel an den Höfen im 17. und 18. Jahrhundert (10. Dezember 2019)

Gesprächsabende, Führungen und sonstige Veranstaltungen

Die Sonderausstellung im Focke-Museum mit dem Titel »Experiment Moderne. Bremen nach 1918« wurde am 28. Februar 2019 unter Leitung von Ausstellungskurator Dr. Jan Werquet besucht. Anschließend fand eine Podiumsdiskussion zum Thema »Die Revolution von 1918/19 in Bremen – Ein demokratisches Experiment?« statt, die gut besucht war.

Anlässlich des 200-jährigen Jubiläums des Märchens »Die Bremer Stadtmusikanten«, das 1819 erstmals gedruckt erschien, hatten Kunsthalle Bremen und das Staatsarchiv Bremen eine Sonderausstellung vorbereitet. Die Ausstellung »Tierischer Aufstand – 200 Jahre Bremer Stadtmusikanten in Kunst, Kitsch und Gesellschaft« wurde am 28. Mai 2019 unter Leitung der Kuratoren Prof. Dr. Konrad Elmshäuser und Dr. Manuela Husemann besucht.

Die Vergabe des von der Historischen Gesellschaft mitfinanzierten Bremer Preis für Heimatforschung der Wittheit zu Bremen fand am Dienstag, dem 30. April 2019 im Staatsarchiv Bremen statt.

Zu einem vorweihnachtlichen Gesprächsabend trafen sich interessierte Mitglieder am 11. Dezember 2019. Es wurde ein Rückblick auf die Fahrten des zurückliegenden Jahres genommen und über geplante Aktivitäten gesprochen.

Tagesfahrten

Am 11. Mai 2019 führte eine Tagesfahrt zu einem Nahziel vor den Toren Bremens, der ehemaligen Grafenstadt Delmenhorst. Auf dem Areal der ehemaligen Nordwolle im Nordwestdeutschen Museum für Industriekultur wurde die Geschichte der Stadt und ihrer Industrien erkundet. Von dort ging der Weg in die bäuerlichen Marschen von Oberstedingen, wo die Klosterruine Hude mit dem Klostermuseum und die Kapelle St. Elisabeth besichtigt wurden. Den Abschluss bildete ein Rundgang durch das Gelände der ehemaligen NS-Freilichtbühne Stedingehre in Bookholzberg.

Die zweite Tagesfahrt führte am 10. August 2019 nach Fischerhude, wo Uwe Bölts MA mit ortskundiger Expertise durch den Ort und seine nähere Umgebung führte und dabei Probleme der Dorferneuerung, des Denkmal- und Heimatschutzes und das Klischee des »Dorfes der Bauern und Künstler« ansprach. Der Besuch beinhaltete auch die Besichtigung der historischen Kirche, des Heimathauses Irmintraut sowie des Otto-Modersohn-Museums mit einer Führung zu der Sonderausstellung »Festtagsbilder«.

Eine dritte Tagesfahrt führte am 2. November 2019 zu der großen Sonderausstellung »Faszination Stadt – Die Urbanisierung Europas im Mittelalter und das Magdeburger Recht« nach Magdeburg. Zu sehen waren dort neben den vier prominenten illustrierten Bilderhandschriften des Sachsenspiegels zahlreiche hochwertige Leihgaben aus Städten des Magdeburger Rechts, die v. a. aus Museen in Ostmitteleuropa kamen. Die sehr sachkundige Führung bestritt die Kuratorin Dr. Christina Link, stellv. Leiterin des Magdeburger Museums. Die Fahrt leiteten Prof. Dr. Konrad Elmshäuser und Uwe Bölts.

Mehrtagesfahrten

Unter dem Titel »Die Île-de-France – das Herz Frankreichs: Kathedralen, Schlösser und Gärten rund um Paris« fand vom 29. August bis 7. September 2019 unter der Leitung von Prof. Dr. Franklin Kopitzsch und Uwe Bölts eine Fahrt durch die Region rund um Paris und das Kernland des Königreichs Frankreich im Mittelalter statt. Es wurden St. Denis, Ecoeuen und Versailles als Höhepunkt barocker Schloss- und Gartenanlagen besucht. Eine Brücke in die Moderne erfolgte durch Le Corbusiers berühmte Villa Savoye, Vaux-le-Vicomte und Meaux bis zum Landschaftspark von Ermenonville, wo sich Rousseaus Grabstätte befindet.

Die vom 10. Juni bis 16. Juni 2019 geplante Busreise »Hohenloher Land – eine reiche Kulturlandschaft zwischen Tauber und Neckar« mit dem Schwerpunkt ins nördliche Baden-Württemberg wurde auf 2020 verschoben.

Anschriftenverzeichnis zum Aufsatz- und Rezensionsteil

- Dr. Simone Arnhold*, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
Emil-Abderhalden-Straße 28, 06108 Halle (Saale)
- Dr. Jörn Brinkhus*, Dessauer Straße 5 a, 28857 Syke
- Anna Czech*, Nancystraße 6, 28211 Bremen
- Eva Determann*, Hermann-Prüser-Straße 4, 28237 Bremen
- Prof. Dr. Konrad Elmshäuser*, Barbarossastraße 20, 28329 Bremen
- Dr. Thomas Elsmann*, Kiebitzweg 5, 29525 Uelzen
- Dr. Maria Hermes-Wladarsch*, Johann-Neudörffer-Straße 25, 28355 Bremen
- Dr. Heiko Herold*, Wasmannstraße 17, 22307 Hamburg
- Werner Kind-Krüger*, Auf der Höhe 16, 24582 Brügge
- Matthias Loeber*, Erlenstraße 127, 28199 Bremen
- Dr. Alfred Löhr*, Altenburger Straße 16, 28205 Bremen
- Dr. Hartmut Müller*, Neuer Weg 57, 28816 Stuhr
- Dr. Christian Ostersehlte*, Julius-Leber-Straße 14, 28329 Bremen
- Dr. Andreas Röpcke*, Richard-Wagner-Straße 36, 19059 Schwerin
- Dr. Bettina Schleier*, Kornstraße 193, 28201 Bremen
- Ulrich Schröder*, Auf dem Krümpel 103, 28757 Bremen
- Bernhard Springfeld*, Kröschweg 4, 28277 Bremen
- Dr. Jürgen Temper*, Robert-Bosch-Straße 7, 28357 Bremen
- Dr. Peter Ulrich*, Lüderitzstraße 14, 28213 Bremen
- Dr. Ulrich Weidinger*, Linienstraße 38, 28203 Bremen
- Dr. Harald Wixforth*, Detmolder Straße 133, 33604 Bielefeld
- Dr. Hans Wrobel*, Katzbachstraße 8, 28211 Bremen

**VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM
STAATSARCHIV DER FREIEN HANSESTADT BREMEN**

- | | | |
|--------|---|---------|
| Bd. 56 | Karl H. Schwebel: Salz im alten Bremen. 1988. 104 S. | 5,00 € |
| Bd. 59 | Karl H. Schwebel: Bremer Kaufleute in den Freihäfen der Karibik.
Von den Anfängen des Bremer Überseehandels bis 1815. 1995. 460 S. | 5,00 € |
| Bd. 61 | Uwe Weiher: Flüchtlingssituation und Flüchtlingspolitik.
Untersuchungen zur Eingliederung der Flüchtlinge in Bremen
1945–1961. 1998. 272 S. | 5,00 € |
| Bd. 62 | Beiträge zur bremischen Geschichte. Festschrift für Hartmut Müller.
Hrsg. von Adolf E. Hofmeister. 1998. 248 S. | 5,00 € |
| Bd. 63 | Karl-Ludwig Sommer: Humanitäre Auslandshilfe als Brücke
zu atlantischer Partnerschaft. CARE und CRALOG und die
Entwicklung der deutsch-amerikanischen Beziehungen nach
Ende des Zweiten Weltkriegs. 1999. 400 S. | 5,00 € |
| Bd. 66 | 700 Jahre Bremer Recht 1303–2003. Hrsg. von Konrad Elmshäuser
und Adolf E. Hofmeister. 2003. 376 S. | 38,00 € |
| Bd. 68 | Karolin Bubke: Die Bremer Stadtmauer.
Schriftliche Überlieferung und archäologische Befunde eines
mittelalterlichen Befestigungsbauwerks. 2007. 320 S. | 20,00 € |
| Bd. 69 | Nicola Wurthmann: Senatoren, Freunde und Familie.
Herrschaftsstrukturen und Selbstverständnis der Bremer Elite
zwischen Tradition und Moderne (1813–1848). 2009. 624 S. | 20,00 € |
| Bd. 70 | Anna-Maria Pedron: Amerikaner vor Ort. Besatzer und Besetzte
in der Enklave Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. 2010. 404 S. | 20,00 € |
| Bd. 71 | Elke Steinhöfel: Wohnungsfürsorgeanstalt Hashude. Die NS-
»Asozialenpolitik« und die Bremer Wohlfahrtspflege. 2014. 339 S. | 18,00 € |

SCHRIFTEN DES STAATSARCHIVS BREMEN

- | | | |
|---------|--|--------|
| Heft 34 | Nachlass Johann Smidt (1773–1857), Bürgermeister der Freien
Hansestadt Bremen (Staatsarchiv Bremen Bestand 7,20). Bearb.
von Monika M. Schulte und Nicola Wurthmann. 2004. 475 S. | 5,00 € |
| Heft 36 | »... sind Sie für den geschlossenen Arbeitseinsatz vorgesehen ...«.
»Judendeportationen« von Bremerinnen und Bremern
während der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.
Bearb. von Günther Rohdenburg. 2006. 367 S. | 5,00 € |
| Heft 37 | Günther Rohdenburg, Karl-Ludwig Sommer: Erinnerungsbuch
für die als Juden verfolgten Einwohner Bremens. [2006]. 399 S. | 5,00 € |
| Heft 39 | Occupation – Enclave – State. Die Wiederbegründung des
Landes Bremen nach dem Zweiten Weltkrieg. Dokumente zu
Politik und Alltag. Hrsg. vom Staatsarchiv Bremen. 2007. 191 S. | 5,00 € |
| Heft 40 | Vergessene Opfer. Die Erinnerungsarbeit des Vereins
Walerjan Wróbel, Verein Zwangsarbeit e.V. Bremen.
Redaktion: Eva Determann u. a. Hrsg.: Walerjan Wróbel,
Verein Zwangsarbeit e.V. Bremen 2007. 237 S. | 5,00 € |

- Heft 45 Andree Brumshagen: Das Bremer Stadtmilitär im 17. und 18. Jahrhundert. Eine Untersuchung zum Militärwesen in einer Hansestadt. 2010. 299 S. 10,00 €
- Heft 46 Eva Determann (Hrsg.): Von Mensch zu Mensch. Die Deutsche Bruderhilfe. Eine Bremer Initiative im geteilten Deutschland. 2010. 176 S. 10,00 €
- Heft 48 Jörn Brinkhus: Die Novemberpogrome 1938 im Land Bremen. 2013. 82 S. 5,00 €
- Heft 49 Die Kundige Rolle von 1489. Bearbeitet von Jan Ulrich Büttner, Konrad Elmshäuser und Adolf E. Hofmeister. 2014. 66 S. 5,00 €
- Heft 50 Die NS-Vergangenheit früherer Mitglieder der bremischen Bürgerschaft. Projektstudie und wissenschaftliches Colloquium. 2014. 176 S. 5,00 €
- Heft 51 Andreas Fetchenhauer: Sup di full un fret di dick ... un holl dien Mul vun Politik! Politik und Alltag in Huchting 1918–1945. 2015. 172 S. 15,00 €
- Heft 53 Gerda Engelbracht: Erinnerungsbuch für die Opfer der NS-Medizinverbrechen in Bremen. Bremen: Edition Falkenberg 2016. 252 S. 19,90 €
- Heft 54 Jörn Brinkhus (Hrsg.): Kaiser Wilhelm II., Bremen und der Norddeutsche Lloyd – Die »Lebenserinnerungen« des NDL-Direktors Heinrich Wiegand. 2017. 158 S. 13,00 €
- Heft 56 Konrad Elmshäuser (Hrsg.): Bremen und sein Landgebiet (1748) von Johann Daniel Heinbach (1694–1764). 2017. 16 S. Booklet und Karte. 9,80 €
- Heft 57 Konrad Elmshäuser und Thomas Elsmann: Glaube und Politik. Grundzüge und Folgen der Reformation in Bremen. 2017. 16 S. 5,00 €
- Heft 58 Jasper Dräger, Boris Löffler-Holte und Michael Weisser (Hrsg.): bremen: AN:sichten – Das Inventar einer Ästhetischen Feldforschung als Interview über Kunst und Leben in der digitalen Gesellschaft. 2018. 80 S. 5,00 €
- Heft 59 Jürgen Blandow (Bearb.): Bremer Wohltätigkeit. Band 1: Einleitung, Register, Anhang. Band 2: Vereinsverzeichnis. 2019. 329 S. + 1 CD-ROM (211 S.) 25,00 €
- Heft 60 Bremische Bürgerschaft, Staatsarchiv Bremen (Hrsg.): Novemberrevolution und Räterepublik 1918/19 – Bremen und Nordwestdeutschland zwischen Kriegsende und Neuanfang. Dokumentation der wissenschaftlichen Fachtagung vom 1.11.2018 in der Bremischen Bürgerschaft. 2019. 166 S. 9,00 €

BREMISCHES JAHRBUCH · Zweite Reihe

Vierter Band: **Bremer Bürgerbuch 1289–1519.**

Bearbeitet von Ulrich Weidinger, in Verbindung mit dem Staatsarchiv Bremen
herausgegeben von der Historischen Gesellschaft Bremen. Bremen 2015,
704 S., Ganzleinen. ISBN 978-3-925729-75-1

45,00 €